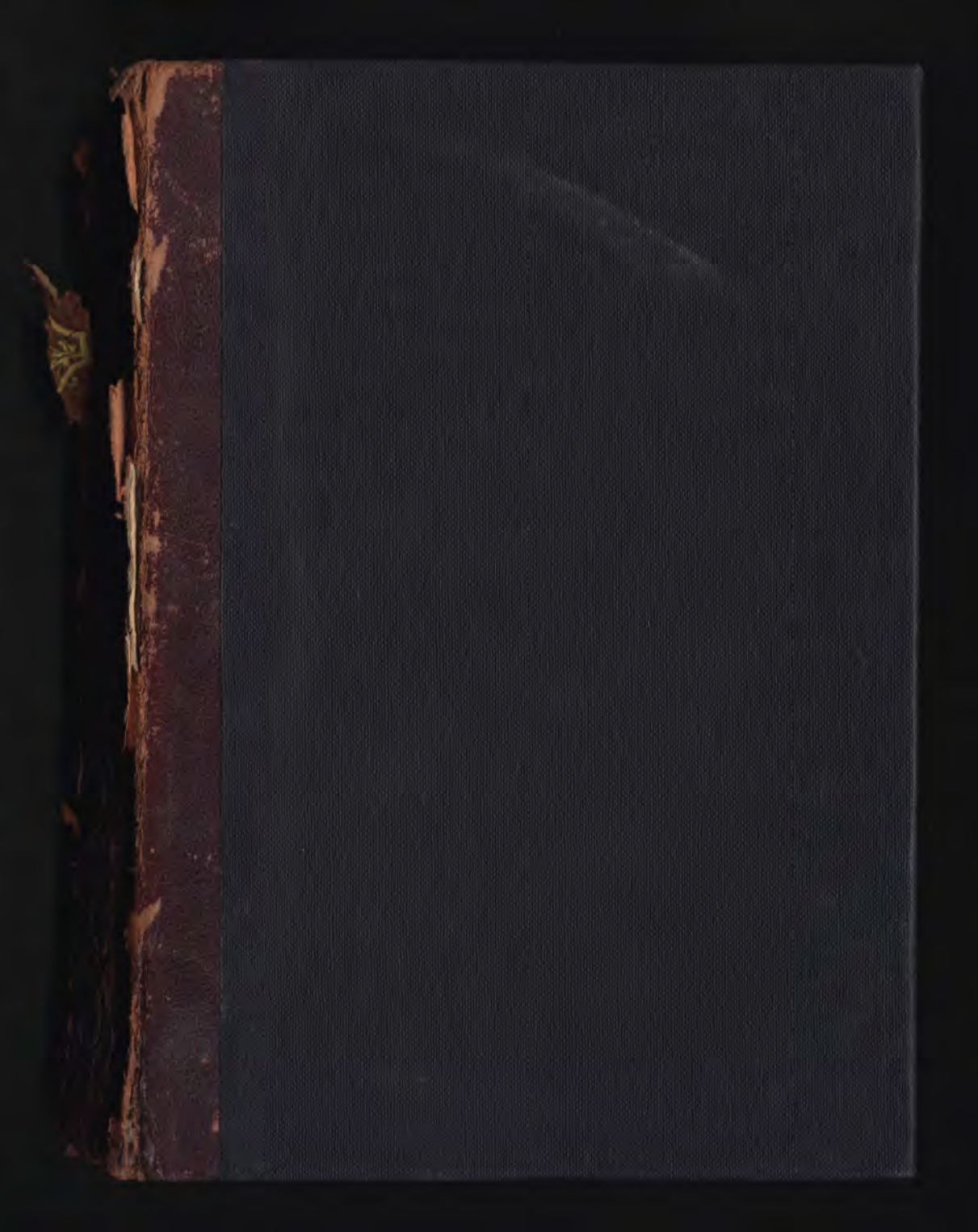
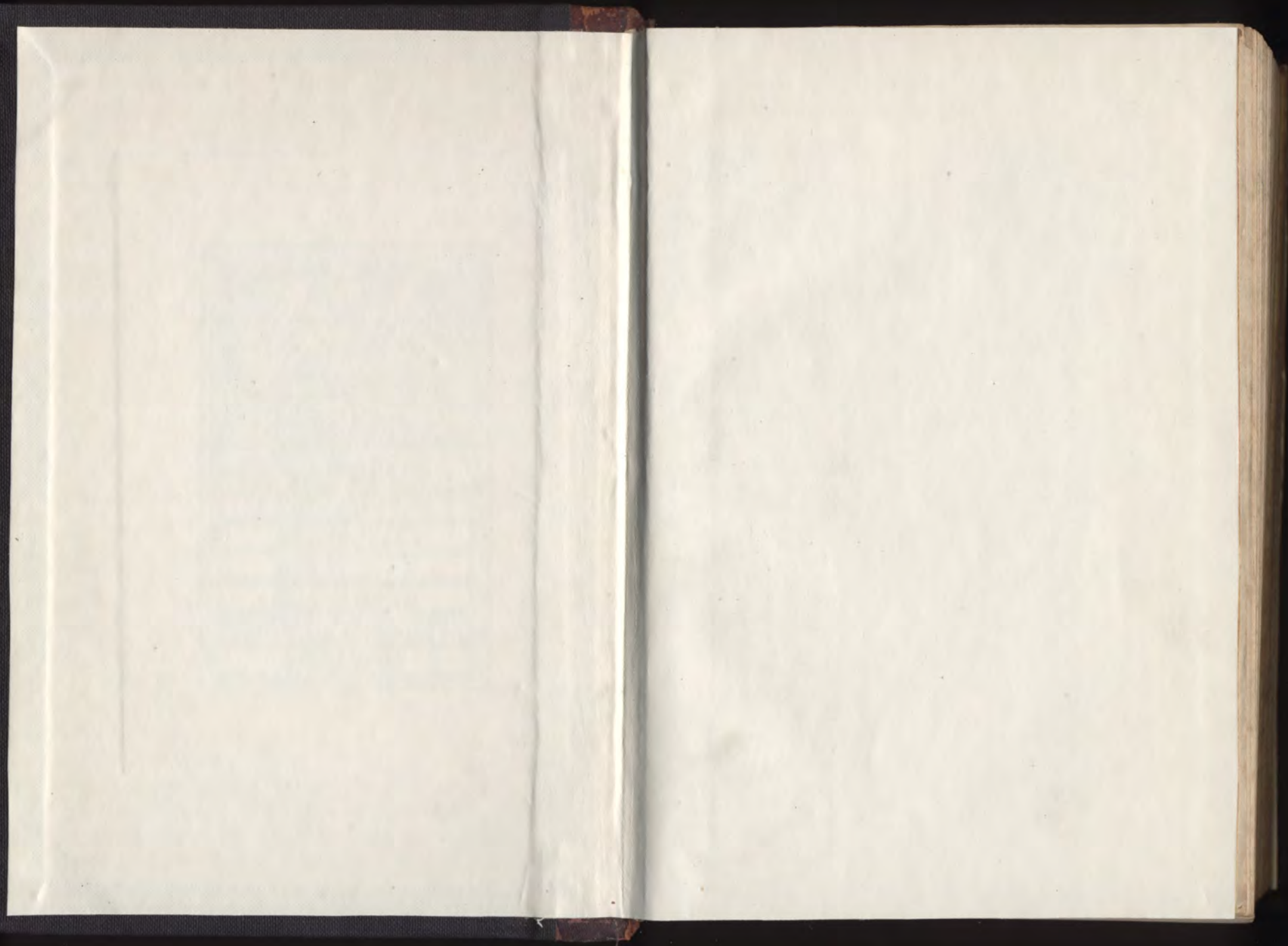
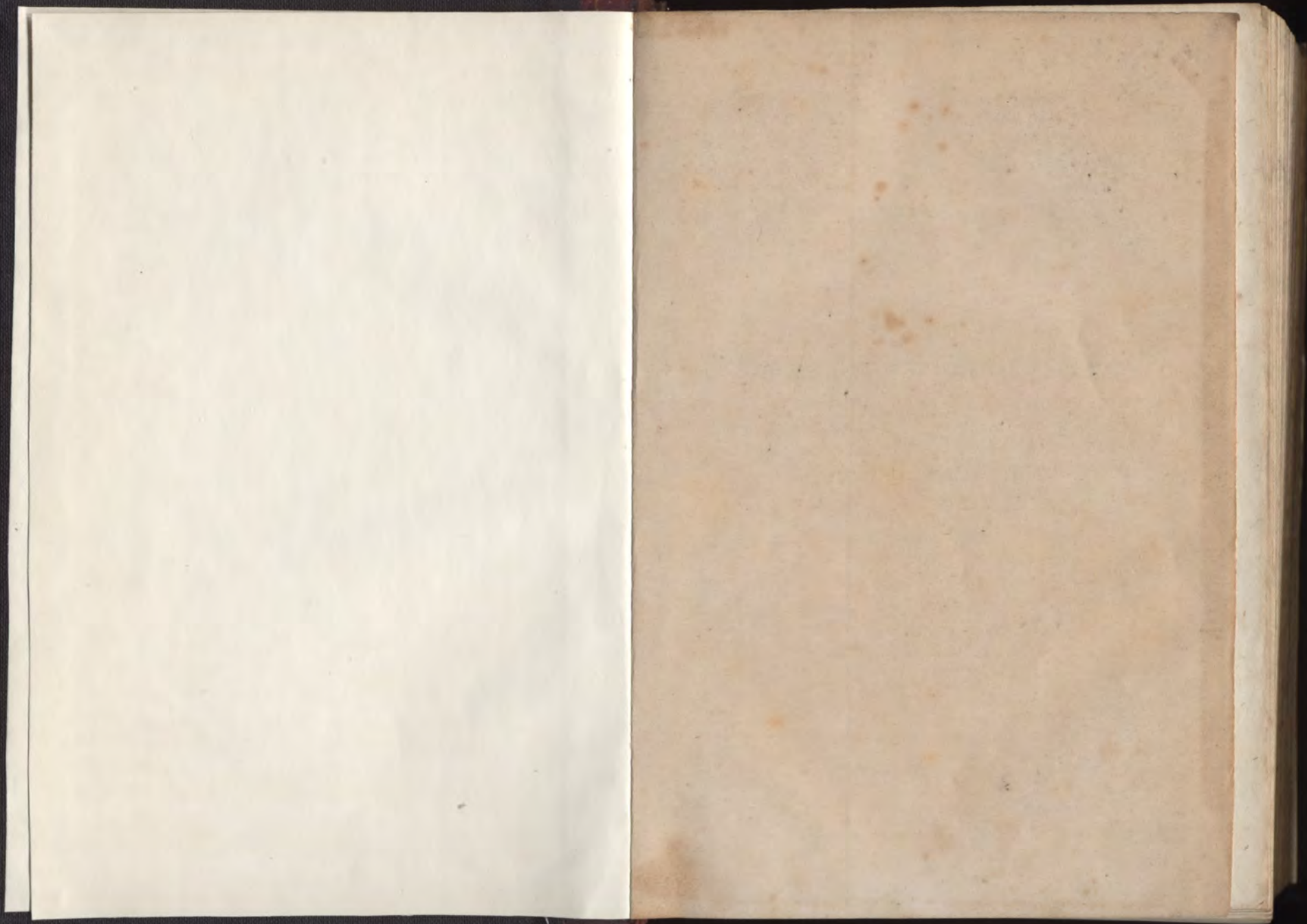








Bibliothek
der

Deutschen Klassiker.

Elfter Band.



Deutschen Klassiker.

BIRORY SLASKE

Mit literargeschichtlichen Einleitungen, Biographien und Porträts.

Elfter Band.

Klassische Periode.

Achter Theil.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1862.


$$4043 \overline{) 11}$$

ZBIORY ŚLĄSKIE

830 (091)

Akc U Nr 278 / 70 / S

Johannes von Müller.

Johannes von Müller.

(Geb. 3. Jan. 1752. Gest. 29. Mai 1809.)

Johannes (von) Müller, einer der größten Geschichtsschreiber neuerer Zeit, war am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen in der Schweiz geboren, wo sein Vater zuletzt Konrektor am Gymnasium war. In alterthümlicher Einsamkeit und Häuslichkeit unter der Leitung einer frommen, edlen und sanften Mutter erzogen, ward der Knabe, besonders durch seinen mütterlichen Großvater, früh schon für die vaterländische Geschichte erregt und begeistert. Mit dem dreizehnten Jahre lernte er die klassischen Alten kennen, und las ihre Werke mit um so größerem Interesse, je weniger der öffentliche Unterricht seinem Geiste Nahrung und Befriedigung gewährte. Von dem Vater zur Gottesgelehrtheit bestimmt, bezog Müller (1769) die Universität Göttingen, wo er durch die Vorlesungen Millers, Walchs, Michaelis und Schölzers für die Geschichtsstudien gewonnen wurde, und den Entschluß faßte, Geschichtsschreiber der Schweiz zu werden. Nach Schaffhausen zurückgekehrt (1771), ward er daselbst Professor der griechischen Sprache. Sein großes Unternehmen, die Geschichte des Vaterlandes zu schreiben, beschäftigte ihn nun anhaltend. Als dasselbe kund wurde, ließen ihm vaterländische Gelehrte und Geschäftsmänner, auch viele Klöster reichliche Unterstützung angedeihen; besonders der ehrwürdige v. Haller, der ihm seine unermessliche Urkundensammlung von 45 Folianten und 24 Quartbänden zur Benutzung mittheilte. In dieser Zeit (1773) lernte er auch in der patriotischen Gesellschaft zu Schinznach den Freund seiner Seele, Karl

Viktor von Bonstetten, kennen und schloß mit ihm jenen engen See-
lenverein, von dessen romantischer Entwicklung und lebenslänglicher
Dauer Müllers Briefe ein so redendes Zeugniß sind. Um einen
freieren Wirkungskreis zu gewinnen, legte Müller (1774) seine
Professorstelle nieder, ward Hauslehrer bei dem Staatsrath Tron-
chin in Genf, zog dann mit einem jungen talentvollen Amerikaner,
Francis Kinloch, auf das Landhaus Chambisi, am Genfersee, um
dort dessen Studien zu leiten und den Wissenschaften zu leben. Nach
Kinlochs Abgang nach Südamerika (1776), lebte Müller abwech-
selnd theils bei Bonnet, dem großen Naturforscher, in Genthod,
theils bei Bonstetten, und vollendete die Vorarbeiten zu seinem großen
Geschichtswerk. Im Anfange des Jahres 1779 hielt er zu Genf
Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte, welche nachmals
sorgfältig umgearbeitet unter dem Namen „Vierundzwanzig
Bücher allgemeiner Geschichte“ (1810) im Druck erschienen
sind. Nachdem er bereits durch mehrere historische Schriften die öffent-
liche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, erschien endlich (1780)
der erste Band seines unsterblichen Werkes, der „Geschichten
Schweizerischer Eidgenossenschaft.“ Der Ruhm Friedrichs
des Zweiten lockte ihn jetzt nach Berlin, wo er zwar mit dem großen
Könige eine Unterredung (12. Februar 1781) hatte, aber keine
glänzende Anstellung fand. Auf der Rückreise nahm er eine Pro-
fessur der Geschichte am Karolinum in Kassel an, wo er 1782 Rath
und Unterbibliothekar wurde. Aber seine Sehnsucht nach den va-
terländischen Freunden führte ihn bereits 1783 wieder nach der
Schweiz zurück, wo er theils bei Tronchin, theils bei Bonstetten,
theils in Bern, seinen Lieblingsstudien lebte. Doch nahm er im
Jahre 1786 einen Ruf als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz
an. Hier arbeitete er den ersten Band zur Schweizergeschichte um
(1786), gab den zweiten Band heraus (1787), und ward hierauf
vom Kurfürsten (1788) zum geheimen Legations- und Konferenz-
rathe ernannt. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten wirkte er
noch sehr viel für das Wohl des Landes, wie für das Interesse

seines Fürsten, der ihn (1791) zum geheimen Staatsrathe und
Staatsreferendar ernannte, worauf ihn der deutsche Kaiser in den
Adelstand und zum Reichsritter erhob. Als Mainz in französische
Hände fiel, ging Müller nach Wien und trat (1793) als Hofrath
bei der Hof- und Staatskanzlei in österreichische Dienste. Außer
mehren kleinen Schriften vollendete er hier (1795) den dritten Band
der Schweizergeschichte. Obwohl er im Herbst 1800 an Denis
Stelle erster Aufseher des kaiserlichen Bücherschatzes wurde, so ver-
anlaßte ihn doch manche traurige Erfahrung, besonders der sicht-
bare Religions- und Schreibzwang, Wien (1804) zu verlassen und
als geheimer Kriegsrath und Historiograph in preussische Dienste
zu treten. In Berlin vollendete er den vierten Band seiner Schwei-
zergeschichte (1805), und hatte den Schmerz, den Ansturz der
deutschen Reichsverfassung und den Fall des preussischen Staats zu
erleben. Unverdient gerieth Müller hierbei in den Verdacht der
Achselträgerei und der Vorliebe für Napoleon, der mit ihm in Ber-
lin eine lange Unterredung gehabt und ihn ausgezeichnet hatte. Er
nahm daher (1807) einen Ruf als Professor nach Tübingen an, doch
unterwegs erreichte ihn ein Befehl Napoleons, der ihn, ungeachtet
seiner Weigerung, zum königlichen westphälischen Staatssekretär er-
nannte. Er trat diesen bedeutenden Posten mit Widerwillen an,
legte ihn 1808 wieder nieder, und ward Staatsrath und Gene-
raldirektor des öffentlichen Unterrichts. Die vielen Anstrengungen,
Hindernisse und Kränkungen, die er erfahren mußte, nagten unter-
deß an seiner Gesundheit, und führten endlich seinen Tod herbei,
am 29. Mai 1809. Schon seit 1803 hatte er sein nahendes Ende
gefühlt und in einem Testament, dem Zeugnisse seiner Denkmals-
art, sein Haus bestellt und über die Tilgung seiner Schulden verfügt.

Johannes Müller war von Natur zum Historiker bestimmt und
vereinigte in sich alle Eigenschaften eines solchen. Neben eisernem
Fleiß und unbefleglicher Ausdauer, die allein es ihm möglich machten,
die unglaubliche Masse von Kenntnissen zu erwerben, die seinen
Werken zu Grunde liegen, neben einem tief politischen Blick und

praktischen Geiste, der ihn die verwickeltesten Verhältnisse leicht und sicher entwirren und den innern Zusammenhang der Begebenheiten und ihre Folgen klar erkennen ließ, besaß er kritischen Scharfsinn und eine Lebendigkeit der Einbildungskraft, die ihm die darzustellenden Scenen mit der überraschendsten Wahrheit vergegenwärtigte. Seine Ansicht von der Aufgabe der Geschichte und des Geschichtsschreibers war großartig. „Sein Geist erkannte in jener ein vorzügliches Bildungsmittel des Gemüths und der Sitten, und durch lehrende Erfahrung der Vergangenheit erstrebte er Veredlung der Gegenwart, hoffte er Vorbereitung einer bessern Zukunft.“

Die wichtigsten Materialien zur Geschichte seines wissenschaftlichen und Privatlebens, sowie die Hauptzüge zu seiner Charakteristik sind in Müllers Briefen an seinen Bruder und an Bonstetten niedergelegt. Unter seinen Werken gebührt der Schweizergeschichte, obwohl sie nur bis zur ersten Abtheilung des fünften Bandes vollendet ist, unstreitig der erste Platz. Das, was diesem Werke einen bleibenden und unsterblichen Werth gibt, ist nicht blos die beispiellos gründliche Quellenforschung, die ihm zu Grunde liegt, und der ergreifende, alterthümlich kraftvolle Styl geschichtlicher Darstellung, sondern das große historische Gemüth und das vaterländische Herz des Geschichtsschreibers selber. Leichter und einfacher, aber auch weniger kraftvoll gehalten, sind Müllers Allgemeine Geschichte, — gedankenreiche Skizzen der verschiedenen Zeitalter der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, die Frucht dreißigjähriger Studien; ein Werk, dem zwar die letzte vollendende Hand fehlt, das aber gleichwohl immer wegen der großartigen Ansichten, welche es entwickelt und der geistreichen, oft genialen Darlegung der allmäligen Entwicklung des Menschengeschlechts eine höchst bedeutende Erscheinung ist.

Aus den

„Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“.

Des Schweizerlandes erste Gestalt.

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar, von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe, weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klaftern hoch über dem Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder das Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt; in unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trost ihre Eislast, sie vergolden sie nur; von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben; und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch: nur schmilzt in der Erde Wasser unter demselben hervor und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert und in Jahren, deren Zahl Niemand hat, in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgebäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquickten die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen!

Die mitternächtlige Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer

getobt, bei fünfzehnhundert Klöstern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: doch, das menschliche Geschlecht ist von gestern und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges; unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulenden Baumstämmen: in Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlösen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Land) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte; aus ihnen sog das Gewürme sein Gift und wuchs in unglaublicher Dichte und Größe; die Elemente kämpften um die unbeständigen Rükten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenluft, und außer dem Gebrüll der Auerochsen und Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem leblosen Lande gegen Mitternacht.

Das Kloster Sanct Gallen.

(Im neunten und zehnten Jahrhundert.)

Indessen durch neuen Fleiß und aufkommenden Handel der Unterschied zwischen Armuth und Reichthum allezeit größer und häufiger wurde, und nach und nach der aufblühende Wohlstand Bürgern die zur Gelehrsamkeit nöthige Muße bereitete, hatte der Thurgau noch kein anderes Licht als aus dem Kloster St. Gallen. Zwar ist es an dem, daß die Geisterseherin und Prophetin Thiota von sehr vielen Thurgauischen Priestern und Laien, welche die Geheimnisse der unsichtbaren Welt gern erfahren wollten, Beifall und große Geschenke erhielt; aber diese Betrügerin (denn dafür erkannte sie sich endlich und wurde öffentlich gestrauft) hat bis auf diesen Tag so viele glücklichere Nachfolgerinnen und Nachfolger, daß weder der Gebrauch, den Thiota von dem unbändigen Vorwitz der Menschen gemacht, noch diese Krankheit unseres Geistes an sich selber dem neunten Jahrhundert besonders vorzuwerfen sind. Im Kloster zu St. Gallen wagten die Mönche im Kanon der heiligen Schriften

das Ungöttliche zu unterscheiden; der Sittenlehre Sirachs ließen sie das verdiente Lob; auch zu zweifeln (welches vieler Weisheit Anfang und Probe ist) scheuten sie sich nicht. Kenntniß der griechischen Sprache war nicht unerhört, und obschon die alten Dichter grauen Mönchen unnütze Bücher schienen, lernten andere den Virgilius auswendig; das Kloster nannten sie gern ihre Republik, den Konvent ihren Senat. Von Männern, welche damals höher gehalten wurden als die Alten, urtheilte Bischof Salomo fast wie nun wir; von den Kirchenvätern begnügte er sich, bei Hof und im Feld, Auszüge zu lesen, und er selbst war gelehrter als die meisten Väter. Später dichtete einer aus einem Bericht Aristoteles über Indien die Mähr der Abenteuren Herzog Ernsts von Schwaben. Vielleicht ist noch in dem Thurm eines Klosters die politische Historie dieses großen Mannes, das merkwürdigste Werk des Alterthums. Die Besuche und Mahlzeiten hoben mit Küffen an. Die Tafel Salomons war mit verbräunten Tapeten behangen und schwer von reichen Bechern. Es wurde vor den Großen ohne sehr ängstliche Ehrbarkeit getanzet. Aus ungemein vielfassenden Töpfen wurde klumpenweise das zahme und wilde Fleisch gelangt. Man aß viel Brod und Käse, aber es wurde mehr Bier als Wein getrunken. Es war mühsam, den Weingarten jährlich zu düngen, die Weinstöcke zu schneiden, zu binden, umzuhacken, auch wohl umzugraben, Alles zu umzäunen, die Nebel zu reinigen, im Herbst einzusammeln, zu keltern, den Most aber sorgfältig in die Keller zu bringen. Darum waren im Kloster St. Gallen mehr nicht als zwei Fässer mit Wein, und als der heilige Bischof Ulrich zu Augsburg diesen Vorrath vermehren wollte, erschraf das ganze Stift bei der Zeitung, daß an der hohen Brücke das Faß in ein Tobel (un creux) gefallen, so daß der Wein in großer Gefahr sei, verschüttet zu werden. Da bot jeder allen Witz auf über eine Manier, wie das Faß herauf zu langen sei, und weil es unmöglich schien, hinzu zu kommen, hielten sie rund um das Tobel eine Proceßion. Hierauf wurde mit größter Vorsicht ein glücklicher Versuch vorgenommen, und alle sangen froh Te Deum laudamus (besser als wir nach blutigen Schlachten). An den schönen Hügeln des Rheinthal, wo sich der Fluß in den großen See verliert, wurde Weinbau veranstaltet. Nicht weit von da zu Roschach, auf des Reichs Hof, hielten die Aebte von St. Gallen Münzhütte und Markt; schon damals hielt man Roschach zur Niederlage für deutsche und welsche Waaren geschikt. Rheingau und Linzgau grenzen unweit von da zu dem Thurgau; diese alte Grenze Helvetiens gegen Rhätien wurde hergestellt von Salomo, mit Bischof Theodulf zu Chur und mit Ulrich Grafen zu Linzgau: die Mark ging mitten durch den Rhein. Durch Salomo (der die Abtei St. Gallen von des Kaisers Hand erhielt, als der vorige Abt unter

dem Vorwand einer Untreu an dem kaiserlichen Hause verstoßen wurde) blieb das Kloster in seiner Unmittelbarkeit und bei dem Recht freier Wahl. Denn sobald er für sich selber genugsam gesorgt, lebte er dem Orden; von den Brüdern ließ er sich regelmäßig wählen; was er durch den Hofdienst erwarb, gab er ihnen, und bekam von den Kaisern die Bestätigung ihrer Freiheiten, zumal des Rechts, um ihre Ansprüche überall eidlich Kundschaft nehmen zu lassen. Da schenkte der Bischof Adalbero von Augsburg eine sehr große Glocke, einen Kelch vom Stein Dux, gefiederte Tapeten, Purpur, übergoldete Kleider, Bilder auf Scharlach in Schweißtücher gestickt, weiße wollenen Röcke, große elfenbeinerne Kämme an ehernen Ketten, mit feinem glänzenden Leinwand bedeckte Tische, viele Edelgesteine und andere Kostbarkeiten, welche er und seine Väter seit manchen Geschlechtern auf Wallfahrten und Gesandtschaften gesammelt, und er zum Angedenken im Schatz des Klosters vereinigten wollte. Solche Pracht war vor Alters die Ehre der großen Häuser; damit prangten sie, wenn die edle Hausfrau an dem Tag eines Gastmahls bei Geburt, Vermählung, Ritterschlag oder Begräbniß die goldenen Zierden aus den eisernen Kästen hervorbrachte, um durch den weiten Saal reich zu glänzen. Es kam auch eine große Gesandtschaft an St. Gallen und an andere Klöster von Altfestian, König von England, einem würdigen Enkel des großen Alfred, einem Fürsten, der das Geheimniß der menschlichen Macht kannte, indem er die Schiffahrt und Künste des Friedens ermunterte. Er schloß durch Bischof Reomwold eine Bruderschaft mit St. Gallen. So that auch der Abt von Disentis in der Wüste des hohen Rhätien; Landolauz, Bischof zu Trevigi, welcher Fürst vom Hause der Grafen zu Habsburg war; Gero, Markgraf an der Grenze gegen die Slawen, und Bischof Ulrich zu Lausanne vom Riburgischen Stamm. Dieser gab den Brüdern ein großes Gastmahl und schenkte ihnen Landgüter und Fischenzen, er erinnerte sich der in ihrer Schule verlebten Kindheit. Ihre Schule wurde im Gesang, im Reim und in Kenntniß des Wohlklangs nicht übertroffen; die Welt bewunderte die schöne Handschrift ihrer Scholaster; diese Gabe war vor Erfindung der Druckerei so wichtig, daß unter größern Sachen von Salomo gerühmt wird, er habe schöne Anfangsbuchstaben gemalt. Konrad, König der Deutschen, bewunderte ihre Zucht, als er bei einem Umgang Aepfel unter die Knaben streuen ließ, und keiner seitwärts blickte; wie wir von den Römern lesen, sie haben ohne Schaden des reifen Obsts in Baumgärten gelagert. Aus dieser Schule ist Eckard am berühmtesten, welcher in einer Versammlung zu Mainz unter den Bischöfen sechs ehemalige Schüler fand. Hade wig, Herzogin von Schwaben, wollte dem Kloster ein Gut vergaben, wenn Eckard auf ihrer Burg zu Hohentwiel wohnen dürfe. Von

diesem Ort, auf einem Felsen gelegen, welcher sich mitten aus den Schwäbischen Gefilden erhebt, verwaltete sie mit königlichem Ansehen durch ihre Grafen alle Sachen des Landes bis auf den Hochverrath. Es war der höchste Schwur in Schwaben, „beim Leben Hade wig!“ Diese große Frau liebte die Alten; sie empfahl ihrem Kaplan den Virgilius, den höchsten Stolz der lateinischen Dusen. Sie liebte Horatius, den freundlichen Kenner der Menschen, welcher den Genuß des Lebens am weisesten lehrt. Sie gab seine Gedichte mit einem Kuß dem schönen Jüngling Burkard, welcher zu ihr gekommen war, um Griechisch zu lernen. Oft fanden die Ritter und Herren den gelehrten Eckard bei der Herzogin. Er hatte eine angenehme Lebensart, gute Manieren, eine einnehmende Sprache, durchdringende redende Augen und eine schöne Größe. Er war oft allein bei der Hade wig; sie lasen mit einander die Alten.

Das Berner Oberland.

Wenn man von Bern Nectland hinauf zieht, erheben sich auf beiden Seiten des Thals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Wasser hervorschießen. Bei Thun erscheint ein See, am Fuß der Berge fast unergründlich, und wie fast alle helvetischen Wasser stürmisch. Die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs vor dem Eingang der Thäler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg stellt sich das Stockhorn dar, der Markstein der Alpen gegen das niedrigere Nectland; an seinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Niesenhorn aus einer finstern Waldung das zugespitzte Haupt einsam über Stockhorn erheben, meist aus einem Wolkentrang emporsteigend; die Kander führt an seinem Fuß aus Frutigenenthal und Kandersteig ihre wilden Wasser hervor. Von dem Niesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, anmuthig auf; die Wellen brechen an seinem Fuß, die Heerden grasen seinen Rücken, er endigt fast wo der Thuner See, in einem lebhaft grünen Thal. Durch dieses wällt in mächtigen Fluten die Aare in den Thuner See aus dem von Brienz. Der Brienser See fällt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man von da den Alpen kommt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der

Größe der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts vielleicht weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglich festen Gründung bringt auf das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höhern Adel der todtten Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhasli-Thal, und am schaudervollen Rand finsterner Tiefen, auf gebrochenen zerrissenen Pfaden, steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannwald hinauf, durch den gelben Enzian, zu Aefeln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den gewürzhafsten, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer glatter Wäsen die Grenze scheint für die Nahrung des Viehs und für die Neugier des Menschen; sintemal ob demselben unermessliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausend altes Eis Jungfrauhorn, Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, einsame Firne dieses Alpenstocks, verbüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die launere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Krystalle; kaum fließt hier eine Gemse und wohnt in dem Fels unzugänglich ein Lämmergeier; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eisschünde verschlungen, und vom Stoß des wachsenden Gletschers unter Eis und Felsenschutt nach mehrern Geschlechtaltern endlich starr hervorgefent. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht nackend und wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensees und von dem Engstelenalpgleitscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thunersees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und am Stockhorn und westwärts in geringeren Höhen gegen den Lemnischen See enden, liegt das Oberland, eine unglaubliche Menge sich durchschlingender Thäler, wo die Sane, die Simme, die Rander, der Engstelenbach und beide Mütichinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Rins*), jegliche aus ihrem Thal in die Aare oder den Thunersee führen. So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Heerden, indessen Asten wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, die Freiheit, ihm fehlt.

*) Provinzialwort für das Fließen geringerer Wasser.

Ueber die Geschichte Friedrichs II.

Nichts ist in der Geschichte seltener, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Wirkens, so, daß sein Bild, ganz echt in seinem Licht und Schatten, an dem Plage, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll, eingefügt erscheine. Viele Inkarnationen der großen Seelen erhielt Plutarch, mit Verstand und mit Biederfinn: aber weit nicht seine Zeit in solcher Art fruchtbar war, aus unvollkommener Uebersetzung; und — wunderbar! den größten Griechen, den Sieger bei Leuctra, und die beiden größten Männer des freien Roms, die Sieger bei Zama und über Numantia, ließ er unberührt.

Der große Mann ist nie ein anderer, als Er selbst, wie er in seiner Zeit und Lage zu sein hat; ohne Anderer Nachtheil allerdings der Einzige, in sofern er in Benutzung seiner Anlagen, Zeit und Umgebungen einzig war. Unbenedict bleibe dem Macedonier der Ruhm rastloser Schnelligkeit in seinem großen planmäßigen Laufe; es mindere nichts den Glanz der Hoheit und der Leichtigkeit, der unerreichten Lebensfülle und blühschnellen Thatkraft, mit welcher von den Mündungen des Rheins bis in den hintersten Pontus Cäsar die Welt und Herzen unterwarf; es leuchte in eigen- thümlicher Würde die goldene Zeit, wo der edelste der Kaiser, Trajan, sein unermüdeter Nachfolger (Hadrian) und beide Antonine redliche Tugend im Felde, in der Verwaltung und Gesetzgebung das kaum je so lang und so weit erhaltene Gleichgewicht aller militärischen und bürgerlichen Vollkommenheit behaupteten: Friedrichs Geschichtsschreiber braucht Niemand herunter zu setzen, Niemand zu beneiden. Der mit wenigen Hilfsmitteln gegen gute große Heere und zum Theile sehr geschickte Feldherren durch Geist und Beharrlichkeit ausgehaltene Kampf, die heilende Verwaltung, die im Alter ungeschwächte Oberherrschaft persönlichen Ansehens, die Einwirkung der Denkungsart auf ein, vor allen abgewichen, ideenreiches Jahrhundert erinnern an Verhältnisse, worin dem Könige gegeben ward, einzig zu sein. Nicht Cäsar war er, nicht Alexander, und nicht Marc Aurel; er ist der Preussen Friedrich, an dem die Natur zeigen wollte, daß, solche Männer hervorzubringen, sie jetzt nicht minder gewaltig ist, als je im hohen Alterthume.

Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen, liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes ein Hauptlebensplan, Eine vorherrschende Idee, welche, als Kommentar und Schlüssel all seines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens

bens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte sich denken läßt.

Das ist der Könige Sache, die allgemeine Uebersicht; das ihre Größe, die Wichtigkeit des umfassenden Blickes, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben.

Wie edel der Zweck, einen Staat zu haben, zur Selbsterhaltung stark genug; durch Treue und Wahrheit so weit hin herrschend, als gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volkes und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines Jeden ist, der etwas fühlt für Freiheit und Licht. Diese größten Angelegenheiten der Humanität wußte Friedrich mit seinem Staate in unauflöslichen Zusammenhang zu bringen.

Die Freiheit, welche nicht in der oder dieser Verfassungsform, ehe in der Coeristenz aller, einem jeden Staate angemessenen Formen, welche nicht in Gesetzmäßigkeit, sondern in der Sicherheit eines jeden bei seinem Rechte, und nicht im Niederreißen, sondern in genügsamer Entwicklung besteht, war, nebst ihrer Schwester, der wahren Aufklärung, vor etwa sechzig Jahren in wenigen monarchischen und republikanischen Staaten vorhanden. Nachdem Europens aufkeimende Kultur durch Religionskontroversen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hatte sich in der protestantischen, wie in der römischen Kirche, ein geistloses Formularwesen gebildet, welches, in Verbindung mit dem spanischen Zuschnitte eines Theiles der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete nichts von einem Wege, auf dem er voranging. Das war seine Sache: nicht zu lehren, was Wahrheit sei, aber den Untersuchungstrieb zu erregen und durch vollkommen freien Spielraum zu begünstigen. Bande, welche ihn fesseln schienen, sprengte sein kühner Sinn; überhaupt in Allem kam Licht und Geist von oben herab. — Das war die Grundfeste, das der Zweck: dem Staate einen solchen Charakter unauflösllich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein frohes, hohes Gefühl ihrer selbst und ihres Ruhmes stark und unüberwindlich würde für eigene und ihrer Fremde Unabhängigkeit und Recht. Das gröfste an ihm ist, durch sein Beispiel so viel in den Geist gelegt zu haben. Denn alles Mechanische ist der Veralterung unterworfen; alles Physische muß der Uebermacht weichen; aber Männer von reger Lebendigkeit und unerschütterlicher Fassung

sind einer Exaltation fähig, die sich einen unerschöpflichen Reichtum von Hilfsmitteln gegenwärtig macht.

Wenn die Geschichte abgelebter Staaten, als Resultat vollendeter Erfahrung, höchst merkwürdig ist; wenn der Geschichte bestehender Staaten die Erinnerung an den ursprünglichen Geist ihrer Ordnungen das vornehmste Interesse gibt; wie viel wichtiger die Geschichte einer Regierung, wo nicht so viel auf künstlich festgesetzte Theorien, als auf Beharrlichkeit im Wesen, auf eine fortgehende Geistesarbeit, zu achten ist, um in keiner Art von Vervollkommenung zurück und im edlen Selbstgeföhle immer voran zu stehen! Die alte venetianische Eidgenossenschaft, Staaten, die geglaubt haben, sich isoliren zu können, durften bleiben, wie sie waren. Aber in dem regen Leben des immer neuen Weltchauspiels ist Stillstehen und Zurückbleiben einerlei. Die Britten haben ihre Meere, Frankreich den herrlichen Boden; unerschöpflich ist Oesterreich, Rußland unermesslich; was haben wir, wenn nicht Geist und Muth! Das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich. Wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist Leben!

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, statt einer lehrreichen Beschreibung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, sagt man Muth, seine Größe für erreichbar zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeinen Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Manne sich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß Einiges übersehen werde. Selbstständige Größe erträgt freie Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunkelung durch die satyrischen Soldatenlieder; und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben.

Rudolf von Habsburg.

Rudolf, Graf zu Habsburg und Riburg, war von Statur sehr groß, schlank von Gliedmaßen; seine Nase hatte eine starke Ausbeugung; den Haarmuchs hatte er früh verloren; von Angesicht sah er blaß; in seinen Zügen war hoher Ernst, aber sobald Jemand mit ihm reden wollte, erweckte er Zutrauen durch zuvorkommende Freundlichkeit. Sowohl in Zeiten, als er mit geringer Macht große Ge-

schäfte that, als da ihm nachmals die Menge öffentlicher Sorgen oblag, war Rudolf munter, ruhigen Geistes und gefiel sich im Scherz. Im Leben liebte er die Einfachheit; köstliche Speisen aß er nie, noch mäßiger war er im Trinken; im Feld hat er wohl eher mit rohen Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen; mit jener Hand, welche zu vierzehn Siegen den Befehlstab geführt, haben die Kriegerleute ihn fein Wams flicken gesehen. Es ist aufgezeichnet worden, daß er Frau Gertruden, seiner Gemahlin, von der er zehn Kinder gezeugt, nicht allezeit getreu gewesen, aber er genoß der Lust, ohne ihr zu dienen; daher ihm nie weder zur Arbeit noch zur Freude Zeit und im hohen Alter zu keiner Kriegsthat Gesundheit fehlte.

Als die Erbschaft von Riburg ihm zu vielen Unternehmungen Anlaß und Macht gab, lag Richard von Cornwall, den er nicht als König der Deutschen erkannte, in England gefangen; kein Reichsfürst hatte zugleich genügsame Klugheit, Kriegswissenschaft und Macht, oder allgemeines Vertrauen, um den Thron der großen Kaiser einzunehmen, deren Friedrich der Letzte gewesen. Vielmehr herrschte aus Mangel der vormaligen Oberaufsicht überall frei die Stärke des Körpers oder die Anzahl unordentlicher Kriegerleute; durch deren Thaten auch dem Räuber kein Raub, dem Kriegermann kein Brod übrig blieb und alles gesellschaftliche Leben gestört und verwirrt wurde. Die Jugend Rudolfs war in den Waffen verfloßen; Friedlosigkeit war weder seinem Gemüth noch den Umständen gemäß; dazu kam, daß, da er über die vornehmsten Orte seines Gebietes, nach der Sitte alter Freiheit, mehr nicht als Vogteirecht hatte, seine große Freigebigkeit noch weniger durch sein Einkommen unterstützt wurde, als man glauben möchte. Ueberhaupt würden sich unsere Fürsten wenig um alte Ansprüche bekümmern, wenn sie die Länder in den Schranken der Gewalt ihrer Voreltern regieren müßten. Rudolf, da ihm leicht gewesen wäre, in Preßung, Unterdrückung und Vertheilung von Städten und Ländern dem Adel beizustehen, unternahm, Bürger und Landleute gegen die Großen zu schützen. Unter diesen waren an Geburt und Macht andere ihm gleich oder größer; die Bürger (deren Gemüth nicht weniger Kriegstugend hatte, ehe es von der Gewinnucht bezwungen und von weiblichem Leben entkräftet wurde) gehorchten ohne Widerrede seiner Hauptmannschaft, in aller Mannszucht, wovon meistens der Sieg abhängt. An Ordnung waren sie, durch die bürgerlichen Gesetze schon, mehr als die Herren, gewöhnt; ihr Fleiß und Handel gab Mittel zu längern Kriegen. Durch den gesellschaftlichen Umgang wurde ihr Witz lebhafter zu heimlichen Verständnissen, verstellten Angriffen, vortheilhaften Stellungen und allen List, auf welche in den Kriegen dieser Zeiten und Länder das meiste ankam; ja, bei der glänzenden

und gelehrten Einrichtung neuerer Waffen fehlt dem gemeinen Mann nicht sowohl die Kriegsfähigkeit, als der Muth, im Besitz des Wesentlichen vor fremder Kriegsgestalt nicht zu erschrecken. Durch ihre Schätze und Waffen schwächte der Graf, ihr Vogt und Hauptmann, die Nebenbuhler seiner Größe, und erwarb durch den Ruhm seines Glücks mehr Zutrauen und Liebe, als der Neid ihm nehmen mochte.

Der Schweizer Unterdrückung.

(T e l l.)

Bei den Strafen war doch ein Schein strengen Rechts; bei den Böllen, daß Noth oder Geiz den König treibe; selbst in der Ungnade, daß er die Schweizer doch schätze und gern haben möchte; allein (wie bei verdienstlosen Leuten im Besitz ungewohnter Ansehens gegen die, welche nicht weit unter ihnen sind, der Stolz am größten ist), es war in den Worten und Geberden der Vögte täglicher Trost auf ihre Gewalt und eine hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Die alten lang verehrten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Gefler durch den Ort Steinen bei Stauffachers Hause, wo die Kapelle nun steht, vorbei ritt und sah, wie es, wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, mit Namen oder Sinnprüchen bemalt, weiträumig und glänzend, erbaut war, sagte er vor dem Stauffacher: „Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt!“ Als Landenberg einen Mann in dem Melchtal zu Unterwalden um ein paar schöne Ochsen strafe, fügte sein Knecht bei: „Die Bauern können den Pflug wohl selbst ziehen.“ Auf der Schwabau, in dem Lomvener See, im Lande Schwyz, wohnte ein Burgvogt, welcher die Tochter eines Mannes von Arth schändete. Es wird bei den Hirten im Schweizergebirg, wo der starke schlanke Wuchs, gesundes Blut und frische Schönheit von der Lebensmanier unterhalten werden, die Liebe bis auf den Ehestand (welcher unverbrüchlich gehalten wird) eben nicht als Fehler betrachtet; aber sie will gesucht und ohne Schimpf gebraucht werden. Der Burgvogt wurde von den Brüdern der Tochter von Arth erschlagen. Eines Morgens, da Wolfenschieß hervor aus Engelberg an die Alzelenhöhe kam, an deren lieblichem Abhang viele zerstreute Hütten sind, sah er auf einer blumichten Wiese ein schönes Weib. Als er von ihr die Abwesenheit Konrads vom Baumgarten, ihres Mannes, erfragt, befahl er, daß ihm ein



Bad gerüftet würde, und versuchte manches, wodurch ihre schöne Zucht in äuf' rste Bekümmerniß gerieth; endlich nahm sie den Vorwand, ihre Kleider abzulegen, und suchte ihren Mann; von diesem wurde Wolfenschieß erschlagen.

Die Baumgarten gefunden wurde, und ehe das Zusammenstehen der Männer von Arth Geflern erlaubte, den Todschlag des Burghogts zu rächen, als Frau Margareth Herlobig, die Staufsacherin, mit Unruhe bedachte, wie dieser gewaltthätige Mann ihr Haus beneidet, redete sie mit ihrem Mann (alte Sitten gaben den Hausfrauen männlichen Sinn) und bewog ihn, dem drohenden Unfall vorzukommen. Werner Staufsacher fuhr über den See in das Land Uri zu seinem Freunde Walthor Fürst von Attinghausen, einem reichen Landmann. Er fand einen jungen Mann von Muth und Verstand bei ihm verborgen; von diesem erzählte Walthor seinem Freund: „Er sei ein Unterwaldner aus dem Melchthal, in welches man von Kerns hereingehe; er heiße Erni an der Halde, und sei ihm verwandt; um eine geringe Sache, die Erni gethan, habe ihn Vandenberg um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt; sein Vater Heinrich habe diesen Verlust sehr bejammert; auf dieses habe des Bogts Knecht gesagt: wenn die Bauern Brod essen wollen, so können sie selbst an dem Pflug ziehen; hierüber sei Erni das Blut aufgewallt: er habe mit seinem Stock dem Knecht einen Finger gebrochen; darum verberge er sich hier; indeß habe der Bogt seinem alten Vater die Augen ausstechen lassen.“ Hierauf klagten sie einander sehr, daß alle Billigkeit mehr und mehr unter die Füße getreten werde, und Walthor bezeugte, auch der hochersahrene Herr von Attinghausen sage, die Neuerungen werden unerträglich; wohl glaubten sie, daß der Widerstand grausame Rache über die Waldstätte bringen könnte, doch kamen sie überein, Tod sei besser als ungerechtes Joch dulden. Ueber diese Gedanken beschloffen sie, daß Jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen soll. Sie bestimmten, um sich ruhig zu sehen, das Rütli, eine Wiese auf einer Höhe in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstättersees, nicht weit von der Grenzmark zwischen Unterwalden und Uri (im See steht hier einsam der Mythenstein); daselbst rathschlagten sie oft bei stiller Nacht über die Befreiung des Volks und gaben einander Nachricht, mit wie viel Fortgang sie zu dieser That geworben; dahin kamen Fürst und Melchthal auf einsamen Pfaden, der Staufsacher in seinem Kahn und aus Unterwalden der Sohn seiner Schwesler, Edelknecht von Rudenz. Aus verschiedenen Orten brachten sie Freunde in das Rütli; da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefahrvoller die That, um so viel fester verband sich ihr Herz.

In der Nacht Mittwoch vor Martinstag im Wintermonat brachte Fürst, Melchthal und Staufsacher, jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbart, an diesen Ort. Als diese drei und dreißig herzhaften Männer voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, „daß in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch nicht das Geringste entfremden; die Bögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollen sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern.“ Als alle dessen fest entschlossen waren, und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhänge, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walthor Fürst, Werner Staufsacher und Arnold an der Halde aus Melchthal ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die dreißig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indeß trug sich zu, daß der Bogt Hermann Gefler todtgeschossen wurde durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, der Walthor Fürsten Schwiegersohn und einer der Verschworenen war. Der Bogt, aus tyrannischem Argwohn oder auf erhaltene Warnung bevorstehender Unruhen, unternahm zu prüfen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrug und (wie sinnbildliche Art jenen Zeiten und solchen Wöltern gewöhnlich ist) ein Hut sollte die Ehre des Herzogs vorstellen. Die Freunde der Freiheit wollten er dazu bringen, die Hauptzier des Fürsten zu ehren, dem sie nicht gehorchen wollten. Ein Jüngling, Tell, der Freiheit Freund, verschmähte, ihr altes Sinnbild, den Hut, in solchem Sinne zu ehren; durch voreilige Aeußerung seiner Denkungsart bewog er den Bogt,

sich seiner zu versichern. Dieser übte den Muthwillen der Tyrannei; so daß Wilhelm Tell seinem Sohn einen Apfel von dem Haupt schießen mußte. Nach der That übernahm den Mann das Gefühl, daß Gott mit ihm sei, so, daß er bekannte, er würde bei schlimmerem Glück den Sohn gerochen haben. Der Vogt, besorgt wegen seiner Verwandten und Freunde, getraute sich nicht, Wilhelm Tell im Lande Uri hiesfür gefangen zu halten, sondern führte ihn (mit Verletzung der Freiheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot) über den Waldstättersee. Da sie nicht weit jenseit des Rütli gekommen, brach aus den Schlünden des Gotthard plötzlich der Föhn mit seiner eigenthümlichen Gewalt los: es warf der enge See die Wellen wüthend hoch und tief; mächtig rauschte der Abgrund, schauervoll tönte durch die Felsen sein Hall. In dieser großen Todesnoth befaß Gefler voll billiger Furcht, Wilhelm Tellen, einen starken, mächtigen Mann, den er als vortrefflichen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen. Sie ruderten, in Angst, vorbei die grausen Felsenufer; sie kamen bis an den Arenberg, rechts wenn man aus Uri fährt. An diesem Ort ergriff Tell sein Schießzeug und nahm den Sprung auf einen platten Fels. Er kletterte den Berg hinauf, der Kahn prellte an und von dem Ufer; Tell floh durch das Land Schwyz; auch der Vogt entkam dem Sturm. Als er aber bei Rüschnacht gelandet, fiel er durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsch hervor. Hermann Gefler nahm diesen Ausgang vor der zu Befreiung des Landes verabredeten Stunde, ohne Theilnehmung des unterdrückten Volks, durch den gerechten Zorn eines freien Mannes. Diesen wird Niemand mißbilligen, als wer nicht bedenkt, wie unerträglich dem feurigen Gemüth eines tapfern Jünglings Trost, Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit des Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten war. Seine That war nicht nach den eingeführten Gesehen, sondern wie die, welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern an den Befreier Athens und Roms und an vielen Helden der alten Hebräer darum gerühmt werden, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines treibenden Volkes überlegener Macht nicht widerstehen konnte, zum Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgenährt werden.

König Albrechts Ermordung.

Im Anfang des Frühlings (1308) kam der König Albrecht in die vordern Erblande, um wider das Königreich Böhmen zu rüsten. Kriegsvolk von ihm lag vor Fürstenstein, dem Schloß Berners von Rothberg, Dienstmanns des Hochstifts Basel; denn der König

(zuwider der Partei, welche sein Vater zu Basel beschirmte, und ungnädig der Kirche, weil den Sitzgau, nach dessen Kauf er selbst verlangte, Bischof Peter Nispalter, ein sehr kluger Mann, zu dem Hochstift erworb) weigerte dem Bischof Otto von Granson, seinem Nachfolger, die Ertheilung der Lehen vom Reich; daher als der König zu Basel im Hof der Herren Mönch war, Hugo zur Sonne den Bischof kaum mit List abhielt, Hand an ihn zu legen. Das Hoflager war zu Rheinfelden; der König, begleitet von den geistlichen Kurfürsten, Herzog Ludwig zu Bayern, den Bischöfen von Straßburg und Speier, durchzog Thurgau und Aargau. Von Winterthur kam er nach Baden.

Johann war mit ihm, der einzige Sohn seines Bruders Rudolf; unmutvoll, weil, da er doch volljährig war, Albrecht verzog, ihm seines Vaters Theil an dem Habsburgischen Erbgut und an gemeinschaftlichen Lehen zu geben; der König wollte zu seiner Befriedigung ein fernes Land in Sachsen erst erobern. Zu Baden wurde ihm Abt Heinrich von S. Gallen durch den Ritter Ulrich von Klingenberg vorgestellt, mit viel vergeblicher Bitte und Fürsprache der Großen, weil, da er, nach erlaubter Zerstörung von Schwarzenbach, Wyl wieder gebaut und bevölkert hatte, der König diese Stadt ihm vor-enthielt. Hierauf befaß der König, daß den Waldstätten kein Handel und Wandel erlaubt werde, und war entschlossen zu derjenigen Strafe ihrer That, welche er an andern Völkern geübt hatte.

Herzog Johann (gereizt vom Anblick Herzogs Leopold, Sohns des Königs, der von gleicher Jugend und in großen Ehren und Gütern war, und bewogen von vielen Aargauer Edlen, welche, der traurigen Habsucht Albrechts überdrüssig, Johanns Herrschaft mit Ungeduld erwarteten) bat um das Land, welches bei des alten Königs Lehen sein Vater besonders zu verwalten pflegte, mehrmals vergeblich! Worauf er traurig, voll Furcht, voll Mißtrauen, vor seinem Oheim und vor dessen Söhnen, seines Glücks verzweifelte und bittere Klagen in den Busen geliebter Freunde ergoß. Obgleich sie ihre Hilflosigkeit fühlten, wurden sie durch sein Unglück gerührt und entzündet, Albrechten zu zeigen, daß, wer nichts fürchtet, wer er immer sein mag, furchtbar ist. Es dächte sie, daß ein Oberherr, welcher dem Lebensmann sein Recht versagt, den Schirm des Rechts, das er höhne, selbst verliert, und Gewalt Nothwehr wird.

Also beschloß dieser junge Fürst mit Herrn Walther von Eschenbach, Herrn Rudolfs von Balm, Herrn Rudolfs von Wart und Konrad von Tegerfeld, Ritter, den König Albrecht umzubringen. Der Herr von Eschenbach, aus einem uralten Adel, dessen ein Zweig lang mit Ruhm und Glanz die Schnabelburg auf dem Albis besaß; er selbst Urenkel Walthers, welcher diese Burg zu seinen übrigen großen Gütern ererbt, und auf anmuthigen Höhen das Kloster

Cappel gestiftet, Enkel eines andern Walthers, welcher das Erb der mächtigen Herren von Aspinnen, Frutigen und Oberhofen erwarb, Sohn Berchtolds, der in König Rudolfs Dienst ungelommen, und einer Tochter Herrn Altolts von Regensburg, war von dem Flusse Reuß über dem Albis an dem See und bis unter Zürich, im Oberländer Gebirg als Rastvogt von Interlachen, und großer Güter Erb, ein reicher Freiherr; zu Aargau, Thurgau und Nöthien des vornehmsten Adels Verwandter. Er hatte einen gebildeten Geist; Freunde des Guten und Schönen mochten ihn lieben. Dieser Freiherr hatte persönlich zu beklagen, daß des Königs Gewalt Rechte seines Hauses nicht erkenne und vergesse, wie sein Vater für König Rudolf das Leben hingab. Der Freiherr von Wart war sein Vetter; mit Balm war er benachbart; die Burg Wart lag in der Grafschaft Kiburg auf der Höhe eines weinreichen Berges; Balm unter der Grafschaft Lenzburg; dem Herrn von Tegerfeld aus der Herrschaft Baden war die Sorge der Erziehung Herzog Johans aufgetragen.

Der Tag, den sie bestimmt, verging; Anlaß oder Entschlossenheit fehlte. Da drückte einen der Verschworenen die Angst der Schuld, oder Folgen, er beichtete; seine Buße wurde, den König zu warnen. Albrecht, in der Meinung, daß der Neffe ihn schrecken wolle, hörte die Aussage unglaublich und kalt.

Morgens, an dem Tag, wo sie den König tödteten, bat Johann nach der Messe den Kurfürsten von Mainz und den Bischof zu Constanz mit sehr nachdrucksvollen Worten, mit Albrecht um sein Erbtheil zu sprechen. Der König rief ihn, versprach, auf unbestimmte Zeit. Zugleich suchte er ihn durch den Mainzischen Kurfürsten zu bewegen, daß er den vorhabenden Krieg mit Böhmen auswarte. Der Jüngling schwieg, sein Herz wurde erbittert, murrend ging er fort. Albrecht, ihn durch Schein zu gewinnen, rief ihn zurück, erbot ihm hundert Pferde nach eigener Wahl. Man ging zur Tafel. Ein Junker brachte Kränze. Albrecht stand auf, trat umher, gab vielen, dem Meisten den schönsten. Aber der Schmerz seiner Seele war Jedem bemerklich. Da kam Nachricht von Annäherung der Königin, und wurde beschlossen, ihr entgegen zu reiten. Noch meinte der König, den unglücklichen Johann durch Uebersendung der besten Speisen zu erheitern. Er, durch die listigen Aufseher, die nicht gedacht, daß er es so weit treiben würde, auf einig abgewandt von seinem Oheim und König, begnügte sich, beim Aufstehen den drei Verschworenen zu sagen: „Er will reiten, mit Wenigen!“

Mittwoch Nachmittags, am ersten Mai, in dem zehnten Jahr seit König Adolf durch oder bei ihm erschlagen worden, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden, wo er mit seltener Frohheit eine Matenfahrt hielt, hinunter. Mit ihm waren, außer dem von Landenberg und Eberhard von Baldfsee, um welche er im Herzogthum

gehaßt wurde, seine angesehensten Rätthe vom Land Oesterreich, sein Vetter, Graf Burkhard von Hohenberg, Hugo von Werdenberg, der bei Wintertur siegte, der edle Griesenberg und viele andere Diener und Herren. Scherzend ritt der König durch die Thalgründe an die Ueberfahrt bei Windisch; hier wurde er unter dem Schein, daß der Rahn möglichst wenig beschwert werden dürfe, durch die Verschworenen von allen übrigen getrennt. Auf dem Stammgut in dem Eigen, durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, in der Ebene, wo die alte Bindonissa lag, ritt König Albrecht zwischen dem von Eschenbach und Wart; Balm folgte; Johann säumte, das Schiff aufzuhalten, daß es nicht schnell mehre herüber hole. Da er kam, raunte man ihm zu, der Augenblick sei da. Der König ritt und redete mit Walthers von Castelen, Ritter; auch einer von Jinslingen war da. Man kam in Gebüsch; Johann hervor: „Es ist genug!“ Der von Eschenbach fiel dem König in den Saum; Albrecht erstaunt, hielt es noch für Scherz. Plötzlich Herzog Johann laut: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und rannte den Speer ihm in die Gurgel. Da spaltete Balm ihm den Kopf; da schlug Eschenbach ihn durch das Antlitz. Betäubt stand Wart. Nach einem lauten Schrei sank der König ohnmächtig in sein Blut; ein armes Weib sah die That, eilte, ihn aufzunehmen; der König starb in ihrem Schooß. In diesem Augenblick eilte sein alter Kanzler, der Straßburgische Bischof, herbei, fand ihn sprachlos, küßte die Blut überkommenen Wangen, lud ihn auf einen Wagen. Ganz Bruch lief heraus; das Land bewegte sich, Castelen sprengte den Mördern nach und kam zurück mit drei ihrer Knechte (die aber in der Pein des Schleifens und Näderns standhaft schwiegen). Zweimal war ihm nach dem Leben getrachtet worden, im dritten Mal nahm er diesen Tod; solchen Todes ist vor ihm und nach ihm kein König noch Kaiser der Deutschen gestorben.

Der Herzog Johann schwang sich auf des Königs Pferd; er und seine Freunde, erschrocken, als wenn diesen Rath nicht sie gesagt, rannten (Castelen verfolgte sie) verschiedene Wege, haben von diesem Tag an sich nie wieder gesehen. Der Herzog nahm mit einem Jüngling seines Alters die Flucht in das Gebirg, lag wenige Tage zu Einsiedeln und irrte durch den Wald. Man weiß nicht, wie bald, noch wo dem Herrn von Balm der Schmerz des Unmuthes das Leben verkürzt. Von Tegerfeld hat Niemand gehört. Eschenbach mit Wart floh nach Falkenstein, die Burg seines Oheims. In dem ersten Augenblick allgemeiner Furcht (eines angespannten Aufstehens wider das ganze Haus Albrechts) führte Graf Burkhard von Hohenberg in großer Trauer den Herzog Leopold auf den Stein zu Baden; die Königin Elisabeth, anfangs halb entseelt (alle ihre Kinder schrien zu Gott), bald von der Größe des Unfalls über sich selbst

erhaben, versammelte die Getreuen und setzte Grafen Imier von Straßburg und Herrn Heinrich von Griesenberg, männliche weise Männer, unverdächtig und beliebt, zu Pflegern des vordern Landes. In der Nacht als Albrecht ermordet worden, ritt ein Mann durch sein Lager an die Burg Hürststein und rief: „Herr von Rothberg, der König ist erstochen.“ Das Lager brach am folgenden Morgen auf, dem Bischof zu Basel wurde Friede und Geld gegeben; in die schweizerischen Waldstätte um Hülfe gesandt; jede Burg, jeder Bergpaß gestärkt und besetzt; und geworben, daß Herzog Friedrich, des vorigen Königs Erstgeborener, am deutschen Reich ihm folgen möge.

Zürich räumte den Schutt von den bis in's dreißigste Jahr unverschlossenen Thoren, denn alle Städte verwahrten sich. Der Abt Ramstein von S. Gallen nahm in weniger als einem Jahr acht Steuern zu seiner Bewaffnung. Zu Basel, nachdem der Hof der Herren Mönch von dem Bischof und Adel eingenommen und vertröstet worden, mußten sie aus der Stadt schwören. Die von Schwyz verschanzten die Eingänge des Landes; die Unterwaldner verwahrten durch Pfahlwerk die Landung an Stanzstad und erhoben einen festen Thurm dem Lande zu Wehr und Wacht. Hierauf betrachteten die Waldstätte ruhig die Bewegung der umliegenden Gegend, und antworteten folgendermaßen auf das Anbringen der Oesterreicher: „Den König, welcher uns nie Gutes erwiesen, wollen wir nicht rächen an denen, die uns nie Leid gethan; wir wollen kein Theil nehmen an ihrer That; wir halten Friede mit allen, die uns ruhig lassen.“ Solothurn, welche nach einem Bund mit König Albrecht ihre Mannschaft seinen Söhnen zuschickte, „so lange sie den Krieg dieses Landes persönlich führten“, und Bern, welche sich Friedens mit ihnen begnügte, erneuerten auf ewig ihren Bund mit einander. Die Städte von Aargau, eingedenk, wie viel mehr Gunst von den Königen Rudolf und Albrecht ihnen bewiesen wurde, als denen von Adel, schwuren auf dem Stein zu Baden Behauptung der Herrschaft. Von des Reichs Kurfürsten wurde auf Empfehlung jenes Peter Nisspalter, Erzbischofs zu Mainz, und nicht ohne Zuthut Otto's von Granson, Bischofs zu Basel, Graf Heinrich von Luxemburg zum König erwählt.

Herzog Leopold aber, verstärkt aus dem innern Erbland, machte sich auf, kam in die Burg Wart und brach sie, nachdem er alle Diener Herrn Rudolfs umgebracht. Obgleich Herr Jakob von Wart unschuldig war an seines Bruders Gedanken, zerstörte der Herzog sein ganzes Glück, so daß er das Alter zu Neftenbach, in einem Dorf seiner Voreltern, in einer schlechten Hütte zubringen mußte. Farwangen, des von Balm vornehmste Burg, wurde auf Gnade geöffnet; worauf der Herzog und Agnes, seine Schwester, Wittve Königs Andreas von Ungarn, drei und sechzig Edle und andere

Kriegsmänner, welche bis in den Tod ihre Unschuld behauptet, vor ihren Augen in dem Wald enthaupten lassen. Dieses wiederholten sie bei Zerstörung Altbürens, welche Burg sechs und vierzig Mann für den von Balm, ihren Herrn, verwahrten. Als am Tage der Einnahme von Maschwanden, einer Burg des Hauses Eschenbach, alle Diener Herrn Walthers umgebracht wurden, soll in der Wiege sein Kind gewinselt haben, und von den Kriegsmännern (bei wahren Muth wohnt Menschlichkeit) aus den Händen der Königin Agnes, welche es erwürgen wollte, kaum gerettet worden sein. Es ist kein Zweifel, daß diese acht und zwanzigjährige Fürstin, der angebornen Strenge ihres Gemüthes nach, diese Blutrache über sehr viele Unschuldige mit grausamer Lust gielte.

Als die beiden ältesten Herzoge, Friedrich und Leopold, endlich auf den Berg Albis und wider die Schnabelburg zogen, wurde sowohl aus den Waldstätten wegen Andenkens alter Freundschaft mit Eschenbach, als von den Zürichern, welchen die Burg nahe lag, ja von König Heinrich, Aufmerksamkeit besorgt. Also wurde den Zürichern, um Friede und Handel, von des Freiherrn Gut ein großes und fruchtbares Feld mit einem Wald an der Sil (ihrer Stadt erstes Gebiet) überlassen, und Schiedrichter und Bürgen der Schätzung und Erstattung alles zufälligen Kriegsschadens ernannt. In den Tagen als diese Burg mit allen ihren Dienern unterging, sprach zu Speier König Heinrich die Reichsacht, wodurch alle wider Albrecht Verschworne für todeswürdige Leute und ihre Weiber für Wittwen erklärt, sie ihren Freunden verboten und ihren Feinden erlaubt, ihr Gut (nicht ohne Vorbehalt ihrer Kinder Ansprüche) dem Reich verfallen, und alle, welche sie aufgenommen, für mitschuldig erkannt wurden.

Herzog Johann war in Mönchsgestalt nach Italien gekommen; er ist, nachdem Kaiser Heinrich ihn zu Pisa gesehen, in solche Dunkelheit verschwunden, daß man von seinem Lebensziel nicht weiß, wie hoch er es gebracht, und ungewiß ist, ob er bei den Augustinern zu Pisa, oder als ein unbekannter Bruder in hohem Alter im Eigen auf dem Stammgut gestorben, und ob der Blinde, welchen viele zu Wien am neuen Markte betteln gesehen, Sohn dieser unglücklichen Fürsten, wie er sagte, und Urenkel König Rudolfs gewesen. Walthers von Eschenbach sandte seiner Gemahlin eine Urkunde ihres mitgebrachten Gutes; hierauf lebte er fünf und dreißig Jahre als ein Schäfer im Lande Württemberg, bis er sterbend sich bekannte, und begraben wurde nach der Würde des uralten Stamms, von dem nichts mehr übrig blieb, als der Nachhall deutscher Lieder. Der Freiherr von Wart, welcher die That nur gesehen, wurde aus Hochburgund, als er zu Avignon von dem Papst Sündenlosagung suchte, von Balms und von seiner eigenen Gemahlin Better, Grafen

Diebold von Blamont, den Kindern König Albrechts überliefert und von den Blutrictern zum Tode verurtheilt. Als er mit gebrochenen Gliedern auf dem Rad gespannt lag, sprach er nach seinem freien Gemüth: „Ich muß unschuldig sterben; aber in Wahrheit haben auch die andern keinen König erschlagen, sondern den, welcher wider Ehre und Eid eine blutige Hand an seinen Herrn, König Adolf, gelegt; wider Gott und Recht seinem Vetter, Herzog Hanns, das Land vorenthalten und wohl werth gewesen wäre zu leiden, was nun ich. Mir vergebe Gott meine Sünden!“ Mit nicht geringerer Standhaftigkeit blieb seine Gemahlin vom Hause Balm (nachdem sie, bei Gottes Gnade am jüngsten Tag, die Königin Agnes vergeblich knieend um sein Leben gebeten) drei Tage und Nächte bis er starb, ohne Nahrung, betend, unter dem Rad. Nach seinem Tode ging sie zu Fuße nach Basel und starb in untröstbarem Gram. Rüßeling, sein Knecht, litt seines Herren Tod.

Die Schlacht bei Morgarten.

(1315.)

Als das Belagerer König Friedrichs mit Isabella von Aragonien und Herzog Leopolds mit Katharina von Savoyen zu Basel mit vielen Ritterspielen in großer Pracht gefeiert worden, zog Leopold, vorbei Solothurn, welche Stadt sich weigerte, seinen Bruder für König zu erkennen, auf den Stein zu Baden, woselbst er Kriegsath hielt und folgenden Plans übereinkam: „Auf daß der Krieg wider die Waldstätte so schnell als glücklich ausgeführt und ausgeschlossen werde, wird aus verschiedenen Gegenden ein dreifacher Angriff geschehen müssen. Wenn die Schweizer diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund, worauf sie trohen, sich auflösen, und sie werden an allen Orten schlecht widerstehen; oder wir werden die Feinde überraschen, an dem Ort schlagen, an dem Ort aufhalten, umringen und endlich austrotten.“ Hierauf wurde bestimmt, aus welchen Gegenden, durch wen jeder Angriff unternommen werden sollte, und als die Gestirne der Sache Oesterreichs günstig schienen, und jeder sich mit Fleiß gerüstet, brach Leopold auf. Graf Otto dem jüngern von Straßburg, welcher pfandsweise von den Königen die Reichsvogtei in Oberhasli und von den Herzogen das Erbkant Waltheres von Eschenbach innahatte, war es (nach der Freundschaft, welche zwischen Oesterreich und Graf Peter von Greyerz und nach dem Unwillen, der zwischen dem Adel und freien Landleuten war) ein

Leichtes, mit viertausend Mann aus dem Oberland an die Landmarken der Unterwaldner hinauf zu ziehen. Unter den Amtleuten zu Willisau, Bollhausen, Rotenberg und Luzern rüsteten sich mehr als tausend Mann, das Land Unterwalden von dem See her anzugreifen.

Der Herzog selber kam in zweien Haufen auf Zug; die schwere Reiterei, welche ohne genügsame Unterscheidung der Gegenden und Waffen, der Stolz und Kern der Heere schien, zog in großer Anzahl voran; vor dem Anfang neuer Kriegskunst geschah die Ordnung nach eines Jeden Muth. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog von den Ufern der Thur und von der Aare der ganze Adel von Habsburg, von Lenzburg und von Riburg; der Marschall von Hallwyl, den Herzogen zu allem getreu, traurig über den unglücklichen Stoß, welchen er beim Ritterspiele einem edlen Gegner gab; Landenberg rachedurstig; wie auch die Gessler; die von Bonstetten, welchen aus langer Beherrschung die Gegend um den Aegerisee bekannt war; Graf Heinrich von Montfort zu Tettmang, aus Adelstolz oder aus Dienstfeier der Waldstätte bitterer Feind; zwei Grafen von Thun und von Lauffenburg, wetteifernd um den Ruhm ihrer ersten Waffen; fast ungern Tokenburg, aus Dank, weil ihm die Herzoge die Pfligerschaft von Glaris und Gasteren gaben; ja auch Werner von Honberg, ein tapferer General, weil er hoffte, einst Kapferschwyl zu ererben. Es trat ihnen bei, zu Zug, wer aus altem Haß der Bürger der Freiheit gram war, und wer aus billiger Scheu die Waffen für den Herzog ungern ergriff; es kamen bundgemäß fünfzig Bürger von Zürich, alle gleichfarbig bekleidet; es führte von Einsiedlen des Klosters Volk von Wald und See, der Herr von Urikon unter dem Banner des Stifts.

Aber die Landleute von Schwyz veränderten keineswegs ihre Gesinnung. Von dem rothen Thurm auf dem Weg in die Einsiedlen ging bis an den Thurm Schoren die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hülfe. Auf die Nachricht von dem Anzug der Feinde machten sie sich auf; bei einbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri; worauf nach wenigen Stunden dreihundert Unterwaldner dafelbst ankamen: alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Dafelbst war ein alter Mann Rudolf Reding von Bibereg, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen,“ sagte er, „müssen sie suchen des Kriegs Meister zu werden, damit nicht auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wenn, wo und wie der Angriff geschehen soll; dazu werden sie kommen vermittelt einer guten Stellung. Sie, an Zahl viel die Schwächern,

müssen trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nichts helfe, und ihr kleiner Haufen müsse in keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein Leben wagen. Der Herzog werde von Zug nicht auf Arth kommen, denn Stunden weit sei dort ein Berg und hier der See; der Paß von Zug durch den Wald und an dem Aegerisee sei von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sei viel kürzer; hier werde alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen wohl, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über welche die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite, mit welcher der Berg Sattel zusammenhänge; von dem Sattel herunter könne mehr als eine Sache mit gleichem Glück geschehen, von dem Berg über die Alte-Matte auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen, oder ihn an Allem zu verhindern und ihn abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt wird, welche das Land wohl kennen.“ Als der alte Rading dem Vaterland seine Pflicht so bezaht, und ihm die Landleute gedankt, nachdem sie, nach alter Sitte der Waldstätte, knieend, Gott, ihren einzigen Herrn, um Hilfe gebeten, zogen sie aus, dreizehnhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Parteinung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Grenzen aufnehmen; die fünfzig legten sich außer die Landmarken auf den Morgarten und beschloßen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats in dem dreizehnhundert fünfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Rürasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer, so weit sich das Augendecken der Gesichte erstreckt, welches in die Waldstätte zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherlei Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettmang führte die Reuterei in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reuterei angefüllt, und standen

die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den fünfzig unter lautem Geschrei viele aufgehäuften Steine den Morgarten herabgewälzt und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg Sattel die Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Lauf den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hellebarden Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf Habsburgischen Stammes zu Lauffenburg, es fielen drei Freiherren von Bonstetten, zweien von Hallwyl, drei von Urkon und von Töckenburg vier; zweien Gessler wurden erschlagen, und Vandenberg nicht mehr verschont; und von Uri fiel Walther Kürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eignen Sohns für die Landesfreiheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfrorenen Straßen die Reuterei zu allem unbehülflich, indessen des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort, wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegener Pfade todtschlief und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oesterreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust, einen vollkommenen Sieg erhielten.

Die Schlacht bei Sempach.

(1386.)

Des Herzogen Macht zog sich zusammen bei Baden im Aargau, am gleichen Ort, wo vor ein und siebenzig Jahren das Heer, welches den Streit bei Morgarten that. Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden Plan: „Der Gewaltthäuser des Heers von Oesterreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherren Johannes von Bonstetten um Brugg im Aargau Lager

nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht sein dürfte und vor Ueberfällen sicher durch die Aare und Rüd; er, der Fürst von Oesterreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte wollen das Land hinaufziehen, wo Murgau, zwar fast unmerklich und in mäßigen Höhen, sich erhebt; es gezieme, daß das Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe und hierauf aus dem Rottenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entzogen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer der Waldstätte, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwundet wider Bonstetten." Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf einmal zweier Dinge gewiß: erstlich, daß das Künftige und Größte an dem Ort, wo er selber hinführe, und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens, daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lang nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Krieges entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: „Die Züricher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet sein. Die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen, über die Rüd, durch das Rottenburger Amt, in Ober-Murgau, nach Sempach. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wohl warten: diese wegen dem Hause Montfort, wegen Gasteren, Rapperschwyl und Gessler; die Zuger, auf daß nicht Bonstetten schnell das Rüdthal herauf, zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die übrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon wenige wider die mehreren, mit Gott für das Land.“

Also brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; viele von Zug und Glaris, viele von Entlebuch und aus den Dörfern, wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog an eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tag, als die Eidgenossen in Murgau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern, wenig Stunden Wegs von Sempach, vor der Hasenburg bei Willisau: zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin, doch ist wahrscheinlich, daß, wenn der Herzog ohne Schlacht, oder nach einem Sieg auf Luzern gezogen wäre, Bern ihn befehde und vielleicht vermittelst eines Ueberfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hilfe den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumnis oder der unglücklichen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüd durch die freien Meuter Murgau hinauf über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt

liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen See, die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfeldern, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am neunten Heumonath, eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reuterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schuttheiß und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamem Anzug. Sie sahen die Murgauer Herrn, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rottenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Gessler, welche angeborenen Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen, den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein, mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Herzogthums Banner, das Herr Heinrich von Escheloch trug, Rudolf, Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orte Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit, sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reuterei vortheilhafter den Unfall thut vergan, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals hat eine unbesungene Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragten mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte; fast wie es König Albrecht, sein Großvater, in der Schlacht am Hasenbühl mit Erfolg versuchte gegen die bairische Reuterei. Ueber diesen Gewaltthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Dachsenstein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt und

groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringen Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edeln, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft hier als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trübigen Adel warnte, „Hoffart sei zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe,“ hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unborgesehener Zufälle sein; wie dem Fürsten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes als einiger Glieder sein würde,“ sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land für mein Volk, mit euch will ich siegen oder unkommen.“

Die Eidgenossen standen an der Höhe bedeckt vom Wald. So lang die Ritter saßen, dünkte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuhalten. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neun hundert Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlebucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Halbbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten; einige hatten, statt Schilden, ein kleines

Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren bunden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden, als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepressel seine in die Breite ausgebreitete Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselben Stunde schien der Stadt Banner von Luzern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gindoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet, gesunken, der Altschultheiß, Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Rüschnacht, sein Schwager, mit vielen tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Hütern im Lande Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Übung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im Uebrigen stand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewaltthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Struthan von Winkelried, Ritter. Er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen;“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!“ war an dem Feind, umschlug mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Falle sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt, festgeschlossen, hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstarrten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen, wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth

und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen, unverwundet, erstickten, indeß aus dem Wald herabzulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frieschard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unsern von dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen sie auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschloch das Hauptbanner von Oesterreich und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Arburg, Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er, verwundet, fiel und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta Oesterreich, retta!“ Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihn an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschz zwischen seinen zweien Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg; Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Arburg, der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheiß der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedräng der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, weil er nicht ungerochen umkommen wollte, um sich empor zu helfen. Ein unmenschlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos: „Ich bin der Fürst von Oesterreich!“ Dieses hörte jeuer nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es dünkte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefahr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand. Plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden besleckt und gequelt werde; er erwartete und

sah hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraf, Herr von Schönauf, Harnischmeister des Herzogen.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten, vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „Die Hengste daher, die Hengste daher!“ Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf, vielleicht Hans von Oberkirch, sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig ihren Herrn zu rächen, und jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto, Truchseß von Waldburg, den rühmlichen Tod, und Hsiu kam in vollkommene Freiheit. Von Hsiu, seiner Stadt im Allgau, war er hierher gekommen und verschrieb ihr um achttausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri; der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Altinghausen, Ritter; Siegrist von Tiefelbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüniger, ein tapferer Mann; dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen. Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen. Ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen. Der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen, das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Döfenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried, vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Segner von Breisach, Hattstatt, Rathsamhausen, drei Berensels, Blachsland, auch welchen Adels, der Monstrol, der Castelnau, Hans von Baurmarkus, Richard von Mumpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod; nur Hemmann, der Jüngling, erhielt, gleich den Fabiern, ihr altes Geschlecht. Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen

und ihre langen Schußschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet und war, voll Unmuth, aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schaffhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadtschultheiß, Hans von Mandegg, der Herzoge Vogt, von den edlen Jm Thurn, zweien von Stolar, Hans von Julach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihr aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Narau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte, ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe vereiniget; nach zwölf Zosingern fiel ihr Schultheiß Nikolaus Gutt, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Mitbürger von Zosingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stoß des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „der Stadt Banner von Zosingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Gutt.“ Sechshundert sechs und fünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht geessen über den muthwilligen Trug der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oesterreicher der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Struthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehüllichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmenden Ritterskuthungen selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darboten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen: Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark: Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That,

wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie sein, mögen übermeisteret werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

Die Schlacht bei Sanct-Jakob im Siffelbe.

Montags früh, am 22. Juli 1442, zogen alle Banner in Hedingen zusammen; worauf nach gehaltenem Gottesdienst sie aufbrachen, voran der Landammann Jost Eschudi, den Albis hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwasser sie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen sich hinauf nach der obersten Spitze, der Metzburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich liefen einige Hunde, welche sich entfernt, erschrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hiedurch zu Verdoppelung der Wachsamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald sechs, hierauf mehr Pferde und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Beding, noch Eschudi sahen sie, sondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran setzten, vor Andern den Feind zu sehen und Kenntniß von seiner Lage zu nehmen. Die Wachten sandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Nachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht gestatteten, Alles zu übersehen, setzten mehre in die Furcht rettungsloser Ueberraschung; einige entwichen. Indeß die Besseren zurücker, erschien über dem Paß, den sie besetzt, hoch über dem Verbau, wodurch sie ihn unzugänglich glaubten, schon ein Haufen junger Schwyzer und Glarner, welchen der zahme Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick, da sie sich auszeichnen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur elf Mann bedeckten die Flucht; fünf fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die schweizerischen Jünglinge, mit hochhallendem Geschrei, verfolgten jene, in's Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem

Rudolf Stüssi, Ritter, Bürgermeister (zum letzten Mal) den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell die Reissigen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterschied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor, auf der Silberbrücke; ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolf Stüssi die Bürgererschaft ordnen konnten. Jener, für seine Feldherrnehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, eurem Hauptmann, folgt ihr nicht? wollt ihr so, so bin ich's nicht mehr.“ Erst jenseits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beschattet, (wo sonst Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging) da auf einmal hoch vom Albis die sämtlichen eidgenössischen Banner herabziehend erschienen, hielten die Züricher. Hinwiederum erblickten die Eidgenossen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zu Lust und Genuß geschaffen!) in militärischer Beweigung, das Fußvolk sich ordnend, Reissige herumsprengend, und Hans von Rechberg mit einem Haufen auf Reconnoissance reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, schaute mit gesundem Blick ihre Stärke, wandte sich und warnte: „Der Bauern mögen sich staunen sein; sie sind mit Allem wohl versehen; auf eine Schlacht steht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, sie zu liefern; sondern daß die zu Fuß sind, nach der Stadt umkehren, wir, die Reissigen, durch geschwinde List, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun und ihn ermüden.“ Dieser Anschlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgerissene Menge. Nur so viel wurde in dem Kriegsrath beschlossen: das Fußvolk soll zwischen der Stadt und dem Wasser Sil eine sichere Stellung nehmen.

Die Landbanner der Schwyzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Kieden eine Anzahl Reissige zurück, hielten unweit von den Zürichern auf dem Acker vor dem Dorf und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reissigen, durch das Feld, einzeln, auf Ritterweise, sprengten an den Gräben des Ackers, schossen, wandten sich und flohen. Eben dieselben, schnell wieder um, erneuerten die That, höhnten, schossen, flogen unerreichbar hin. Itzt Redings geschwinde Sinn erfaßte hiewider ein Mittel. Indef die übrigen Banner sich bei dem feindlichen sammelten, trug er einen Anschlag vor, über den alle Geschichtschreiber einig sind, und einen andern, welchen Leute von beiden Parteien, die nicht so viele Vermunft als Ehrlichkeit hatten, diesem Feldherrn so übel genommen, daß sie ihn für einen Fleck in seinem Charakter gehalten, und nach Zuneigung oder Haß ihn denselben vorgeworfen oder abgeleugnet haben.

Der erste Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Kieden genugsam zu besetzen, mit der Hauptmacht aber an dem Berge hin,

dann herunter auf Wiedikon zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuschneiden und, im Schrecken hierüber, über sie her zu fallen; alles dieses müsse auf das geschwindeste geschehen, die Reiterei den Zug bedecken. Hierauf ließ Reding (das ist's, was man ihm übel ausgelegt) einen rothen Rock hervorbringen, denselben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zer schneiden; zweihundert auserlesenen Jünglingen diese vorn auf der Brust, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenössischen Kreuze trugen sie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch besser zu vermeiden, riß jeder ein kleines Aestchen von den Tannen des Albis und steckte es an seinen Gürtel). Hierauf befahl er, sie sollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem schicklichen Ort, in der Gegend von Friesenberg, sich herunterlassen und als Züricher sich dem Feind hinten anschließen; sobald alsdann der Gewaltthau einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen. Diejenigen, zum Theil sonst ehrwürdigen Männer, die den Landammann hierüber tadeln, scheinen vergessen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuschlagen, sondern um zu siegen, und daß kein Mittel hiezu unverflüchtiger ist, als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in schnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menschheit zu wünschen ist, daß jeder Krieg bald entscheidend geendigt werde, so ist's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängstlich zu sein.

Dieses Alles geschah. Die Sonne stand hoch, als die Eidgenossen durch das Korn zogen; sie blinzte ihnen so in die Augen, daß sie in Erwartung, der Feind möchte dieses benutzen, ihre Ordnung stärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reissigen überlassen, für sich selbst aber zwischen der Sil und Vorstadt eine fast unbezwingbare Lage nehmen sollten, hielten für schmäblich, den Feind nicht in offenem Felde zu bestehen. Die lärmende Menge verwarf den militärischen Plan. Sie legten sich dießseit des Flusses in Wiesen, welche sich zwischen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siedenhaue erstreckten und von einem lebendigen Baum eingefast waren. In die Stadt sandten sie, auf daß Wein, Brod und Käse gebracht würde. Sie aßen, sie tranken, sie trockten, sie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten sie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, sondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Morgau herab ziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich sein würde, ihn zwischen Linmat und Sil zu schlagen und in die Wasser zu sprengen.

Einige Aufmerksamkeit erregte der bei Friesenberg sich herunterlassende Haufe der zweihundert Schwyzer; doch betrogen den Bürgermeister die rothen Kreuze, so, daß er sie für die Besatzung der Netliburg hielt.

Ehe die Eidgenossen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reissigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannschaft, so daß diese hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; sie wichen, streitend. Schnell bildete sich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf sie that, welcher sie in die Flucht schlug. Die Reissigen erstauten, die Züricher dieselbst der Eil zu finden. Diese, aus der Stadt unaufhörlich gestärkt (unvermögende Greise eilten, einmal eine Schlacht zu sehen, oder die Jünger aufzufrischen), breiteten sich, in scheinbarer Ordnung, über die Wiesen im Sildelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, standen auf und schossen, sobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verständiger Feind oder Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theurer erkauft worden.

Viele Reissige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war, sie aufzunehmen. Die meisten ritten über die Brücke, hingerissen von Schrecken, oder, wie Hallwyl und Nechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd und besorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der österreichische Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zusah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenossen siegen, plötzlicher Sturz der österreichischgestuhten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Besorgniß. Doch sprang mancher streitlustige Ritter vom Gaul und gesellte sich den Zürichern bei.

Sie schossen. Die Eidgenossen, welche die fliehenden Reissigen an dem Grünzaun herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekreuzten Schwyzer, die sich eben auch bis ganz zu hinterst in die Wiese und nach der Brücke hingezogen. Als diese sahen, wie jene vom Verfolgen in diesem Augenblick abließen und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wiese drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei: „Fliehe, Zürich, fliehe, wer kann!“ Dabei wandten sie sich gegen die Brücke. Zwar erschienen jetzt die hinten aufgesteckten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem sie nicht nur durch Fluchtgeschrei den Muth gebrochen, sondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, sie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieser Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerstandes wurde vergessen; wer konnte, verstaht sich; man drängte sich der Brücke zu.

In dieser äußersten Gefahr unterließ Rudolf Stüssli nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeister der Stadt Zürich

anständig war; folgte nicht Hallwyl und Nechberg; vergaß, daß Nedding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten Alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben herein drangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wiesen herab eilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordart, stellte sich mitten auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaeren hin: „Haltet, Bürger, haltet!“ Sie, taub, geblendet, fortgerissen, flogen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen; auch nicht nach ihnen; stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmatt, von Jugend auf seine Freunde, (wie oft im Rath seine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Reissige hatten vorzüglich den Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an St. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldsummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fügten die Feinde an, sich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Kommiss, in diesen Nöthen die erste Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeister, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall hereinbrachen, Rudolf Stüssli aber, Bornwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurn, den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. „Bei Gottes Wunden, du bist an allem Jammer schuld,“ rief dieser, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lütthard von Werißwanden, im Luzernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben und mit seiner Hallbarde ihm den Todesstreich beigebracht haben. Groß war Stüssli's Tod; er starb in seiner Pflicht.

Indes der Bürgermeister, in seinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tode rang, rannten einige hundert Feinde (über die Leichen vieler gefangenen Züricher, auch wehrloser Greise, die nicht schnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorstadt und an die Thore. Hier an dem wohlverschlossenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger sein Leben, bis das klägliche Geschrei die inneren bewog, aufzuschließen. Mit den fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landschreiber von Glaris dem Bannermeister von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tausend Jahren die wilden nordischen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des althelvetischen Thurikums stürzten, nicht geringer war der Schrecken dieser

Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falsch, durch alle Gassen den Tod des Bürgermeisters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da sah ein Bauer von dem benachbarten Rüschnacht den Stadtschreiber Michel Graf durch die Gassen rennen, rief: „Das hast du mit deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht, du mußt hier auch sterben,“ durchstach ihn; er fiel, freilich zu spät.

Als die ausländischen Söldner über die Limmat nach den jenseitigen Thoren, viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; viele ihre Thüren sperrten und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feinde zu schließen, ermannte sich ein Weib, des Namens Zieglerin. Sie ließ den Schloßgatter herab. Als der Landschreiber von Glaris mit Andern sich eingeschlossen und das Leben verloren sah, reichte er die gewonnene Kennfahne einem seiner Landsleute durch den Schloßgatter zu; starb hierauf.

Jetzt sahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, schlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, schossen aus Büchsen und Handgewehr in die nahen und entfernten Feinde, nicht ohne Erfolg.

Diese waren in den Gassen der Vorstadt beschäftigt, Erschlagene auszugiehen; indeß Glarner, von des erschlagenen Bürgermeisters Verwandtschaft, ihn, gemeiner Eidgenossenschaft Feind (nur als den betrachteten sie ihn) von der Silbrücke hinter einen Baum schleiften, entblößten (er soll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette seines Bauches ihre Schuhe, Stiefeln und Spieße schmierzten, ihn endlich, nachdem sie sein Herz zerbißen und einander lang schimpfweise zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen, in die Sil zerstreuten. Diesen Ausgang nahm Rudolf Stüssli, der ein großer Mann hätte sein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für seine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieses Tages, zum Streit für Zürich, stolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, seiner Kriegshand und seinem Bart, steht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und der Stadt Graben stehenden Häuser, nebst St. Stephanskirche, die Dörfer Wiedikon, Nieden, Alstetten, das ganze Eilsfeld vom Hard bis hinauf nach Rüschberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden und sahen den Brand. Das ist Bürgerkrieg.

Schlacht bei St. Jakob

an der Virs. 1444.

Als den Schweizern von Viesstal Nachricht kam, der Feind liege auf dem Münchensteiner Felde, bewegten sich alle Gemüther und entbrannte unaufhaltbar die Begierde nach Waffenthat. Die Hauptleute trugen der Kriegsgemeinde vor, „ob man ausbrechen, oder den Feind erwarten wolle? Beides, mit vereinter Kraft, könne gelingen. Ob nicht klug und rühmlich sei, bei dem weit gebrachten Belagerungswerk, dessen Vereitelung der Zweck dieses mächtigen Heerzuges sei, auszuharren und, wenn nicht schon dadurch der Feind von dem Entsatz abgeschreckt würde, der überlegenen Macht in dieser engern Gegend von mannigfaltigen Höhen mit Vortheil zu begegnen?“ Da erhob der gemeine Mann wildes, mißbilligendes Geschrei: „Der Schweizer lasse es nicht darauf ankommen, ob der Feind schlagen wolle. Wie, wenn dieser einen andern Weg nähme! Wie, wenn er abziehen sollte! Welche Schmach, die Schlacht vermieden zu haben!“ Das Getümmel stieg zur Wuth; die Hoffnung, die Menge zu leiten, verschwand. Die Belagerer Farnsburgs waren der Thätlosigkeit überdrüssig; die sechshundert wollten in das Lager vor Zürich zugleich den Tag ihrer Ankunft und einen Sieg melden; die Viesstaler und Wallenburger den Feind von dem Eingang der Thäler entfernen. Also (wie gemeiniglich, wenn der Wille der Menge das Dastehen der Vorsteher überstimmt) wurde ein Mittelweg ergriffen, daß die Neuangekommenen und Neinhundert aus dem Lager in der Nacht hinab nach Prattelen ziehen, die Macht und Lage des Feindes erkundigen, ihn versuchen, ein förmliches Gefecht vermeiden und, wenn man sie lockte, in keinem Falle über die Virs gehen sollten. Sie, muthbrünstig, auf; zogen eilends; stießen bei Prattelen auf einen Vorposten von hundert Pferden.

Früh, des Morgens um acht, an dem sechs und zwanzigsten Tage des Augustmonates, in dem vierzehnhundert vier und vierzigsten Jahr, kamen in dem Felde vor Prattelen die Armagnaken und über anderthalbtausend Schweizer an einander. Noch nie hatten diese und die Franzosen in offenem Feldstreit wider einander ihre Art und Kunst geprüft. Die Schweizer kamen nicht unerwartet. Zeichen von Farnsburg und schnelle deutsche Reuter, die für den Marschall Graf Dammartin bis hinauf nach Sefingen lagen, unterrichteten von ihrem Zug und ihrer Zahl. Er, der Marschall, hervor nach Prattelen; entwickelte diese Division, ordnete hundert Pferde, die Feinde zu locken, andere, um jene zu unterstützen, andere, um dem

Feind in die Seite zu fallen. So erwartete sie Dammartin auf den Wiesen. Sie kamen; Anton Riß, Heinrich Matter und Hemmann Seebvogel ordneten. Allein der Geist des Streits ergriff das Volk. Nachdem die hundert leicht umgeworfen worden, räumten viele an den Zeug; er war bedeckt; sie sprengten die Bedeckung. Sie drangen mit einer so fürchterlichen Gewalt und Kraft ein, daß die Kunst zu schanden wurde, und der Marschall das einzige Heil in der Uebermacht erkannte. Da er sich mit beträchtlichem Verlust in die Stellung bei Muttens zurückzog, da er mit verdoppelter Macht und auf verschanztem Boden jetzt wieder stand, vermochte weder dieses, noch die Ermüdung des Marsches und der That die Eidgenossen dem Befehl ihrer Hauptleute gehorrig zu machen; und (sintemal Wunder thut, wer die Kraft hat, es zu wollen) sie warfen mehr Tausende, als sie selbst Hunderte hatten, in die Flucht, über die Birz. Sie sahen von der Höhe das weit umher mit Todten bedeckte Feld; das nahe Basel, wohlbesetzt; der Staub der Flucht verdunkelte, was jenseits vorging; sie noch vollzählig, prangend mit erbeuteten Bannern, Pferden, Rassen, Wagen voll Proviant, voll Munition, siegestrunken, außer sich, waren unaufhaltbar, wollten über die Birz, jenseit welcher sechshundert Mann sie zu reizen schienen.

Die Schaaren des Marschalls, den Feind bewundernd, doch getrost auf die weit überlegene Zahl und auf die Anstalt ihres Führers, hielten, in Vereinigung mit dem Gewaltthäuser des Dauphins, nicht weit von dem Wasser. Der Feldherr sandte acht tausend Mann auf die der Stadt nahe liegenden Höhe Gundoldingen und nach S. Margarethen, damit nicht die Besatzung durch Ausfall oder Vereinigung die Kräfte des Feindes erneuere oder ihn in die Stadt rette.

Als der Anfang dieser Bewegung von den Thürmen bemerkt wurde, sandte Basel Fritz den Strassburger, einen Söldner, den Rhein hinauf; bei dem Ausflusse der Birz schwamm er durch, stahl sich zwischen Rohr und Weiden unbemerkt hin, kam zu den Schweizern und warnte sie. Zugleich zogen drei tausend Mann, Bürger von Basel (alle wurden Bürger, welche in dieser Noth der Stadt ihr Leben weihten), unter den Ehrenzeichen der Zünfte, in der Meinung aus dem S. Albans Thor, daß die Schweizer zu ihnen stoßen und in die Stadt kommen möchten. Diese Absicht wurde durch Freunde und Feinde vereitelt.

Sobald der Ausmarsch der Bürger von den Feinden bemerkt wurde, nahm ein Theil ihres linken Flügels eine solche Richtung, wodurch sie von der Stadt möchten abgeschnitten werden. Als dieses die Thurmwatchen sahen, erhoben sie lautes Geschrei, vervielfältigten die Wahrzeichen der Gefahr, ritten und ließen Boten, und mahnte Hans Ror, Ritter, Bürgermeister, bei Pflicht und

Eid, für die Erhaltung gemeiner Stadt die Bürger zurück. Als bereits große Noth die Eidgenossen drängte, zogen jene traurig in die Stadt.

Auf der Höhe an der Birz erinnerten die Hauptleute an den vor Harnsburg beim Abzug erhaltenen Befehl; zeigten, daß Mäßigung die Thaten des Tags kröne, daß das Geschehene, daß der Vortheil der Stellung den Feind abhalten und möglich machen werde, Verstärkung zu erwarten; redeten zu den Schreibern ernstlich, und forderten Gehorsam bei Ehre und Eid. Vergeblich. Wie getrieben von unverföhnten Schatten der bei S. Jakob an der Sil mißhandelten, der bei Greifensee ermordeten, räumten die Haufen stürmisch in die Birz, um vor der Mündung des feindlichen Geschützes und im Angesichte der unzähligen Schaaren am andern Ufer hinauf zu klettern.

Die ganze französische Artillerie brannte los. Hans von Neckberg, Ritter, mit sechs hundert deutschen Reitern; nach ihm acht tausend schwere Pferde, die ganze Macht der Armagnaken, der Heerhaufe Ludewigs, drang, brach, sprengte mit äußerster Gewalt in die Reihen der Schweizer, welche, da sie durch die Birz, über S. Albans Teich, bei S. Jakob hinauf, nicht ohne Verlust gekommen waren, jetzt vergeblich trachteten, sich wieder zu formiren. Denn die Schaaren wurden dergestalt getrennt, daß fünf hundert Mann auf eine Aue zwischen den Wassern herabgedrängt und sofort umringt, die übrigen genöthigt wurden, mitten durch die Feinde einen Weg nach Basel zu suchen. In diesem Augenblick, wie wir voraus gemeldet, wurden die zuziehenden Baseler gezwungen, sich eilends in die Stadt zurückzuwerfen, indem die ausländischen Schaaren, denen die Plünderung von Basel versprochen war, mit erkaufenen Knechten, welche die reichen Häuser kannten, von S. Margarethen herab, nach dem Thor in vollem Anzuge waren. Dieser Hülfe beraubt, ermüdet vom Marsch, ermüdet vom Siegen, des Todes gewiß, entschlossen, unbezwungen, bemächtigten sich die fünfhundert des Gartens und Siechenhauses bei S. Jakob: so daß diese, eingeschlossen, jene auf der freien Aue, in verschiedener Lage gleich offenbar verloren waren.

Der Dauphin, der ihre Tapferkeit ehrte, und viele französische Feldherren, überzeugt, daß keiner ungerochen sterben würde, wünschten durch Kapitulation den Weg zum Frieden zu bahnen. Da fiel der österreichische Ritter Peter von Mörsberg dem Marschall von Dammartin zu Füßen, flehentlich erinnernd, wie er versprochen, keinen zu schonen. Dieses redete er aus übergroßer Erbitterung des Adels gegen die Bürger und Landleute und in dem Wahn, daß er die Schweizer demüthigen werde.

In allen Häusern der Stadt Basel (man sah die Gefahr) war Wehklagen über die Unmöglichkeit einiger Hülfe. Die Eidgenossen,

auf der Aue, auf dem Kirchhofe, vergaßen jeder sich und die er sah, über den Schmerz, den Ort und die Noth seiner Kriegsgesellen nicht zu wissen. Wohl bedauerten manche das durch blinde Kühnheit verschmerzte Glück des Tages; andere, am Eingang der ersten Ewigkeit, warfen auf manche übermüthige That des verschwindenden Lebens reinigen Blick. Aber alle Empfindungen überwand das Gefühl der Hauptpflicht, in jeder Stunde, besonders der letzten, auf dem angewiesenen Posten Mann zu sein. Helden ergeben sich unter Gott; gewöhnliche Menschen meinen, durch Niederträchtigkeit dem Schicksal zu entweichen.

So, um sich sorgenfrei, zum Tod entschlossen, schlugen die bei S. Jakob (glücklicher als die, welche auf der offenen Aue bald umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeworfen worden) den dreimal erneuerten Sturm dreimal ab; zweimal fielen sie heraus, mit übermenschlicher Anstrengung Verderben und Schrecken verbreitend, so daß der Feind erstaunensvoll wich, bis, entflammt durch Vorwürfe des deutschen Adels, der Johanniter Hochmeister und viele andere bei Hofe und im Heer ausgezeichnete Große die entscheidende Unternehmung von allen Seiten manigfaltig versuchten. Hier wurde durch die französische Artillerie die Mauer des Gartens am Siechenhause, der Eidgenossen Schutz, bis auf den Grund niedergeworfen; indeß hinten die Franzosen deutschen Rittern hinüberhalfen, diese den Thurm, dessen Treppe die Schweizer abgeworfen, die Kapelle und das Siechenhaus anzündeten, und von allen Seiten die armagnatische Reiterei, durch Verlust und Befehle zum Fußstreit genöthigt, in unwiderstehlicher Anzahl hereinbrach. Neun und neunzig Mann, von ihren Brüdern durch die Flamme getrennt, wurden in dem Gewölbe des Kellers nach vielen Wochen erstickt und ausgehöhrt, an Mauern stehend angetroffen. Alle übrigen, in der Todesnoth Erben, gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lang selbst die Entkräftung der Verblutung besiegend, stachen, schlugen, schossen, rechts, links mit Pfeilen aus ihren eigenen Wunden, der mit nur noch Einer Hand, der nur noch auf die Knie, der auf den Arm gestützt, also, daß keiner ohne die Gesellschaft fünf oder sechs todt herumliegenden Feinde sich dem Tod unterwarf, und um den halbtotenten Leichnam anderer, die weit voraus bei dem Feind gefallen, der selbst verwundete Freund, welcher ihn zurückergriff, wie eine Gasse von Erschlagenen machte, so daß nach zehnstündigem Gefecht, außer zehn Mann, welche bei dem Uebergange der Brücke unter dem ersten Losbrennen des feindlichen Geschüßes der Zufall getrennt und gerettet hatte, alle bei S. Jakob und in der Aue gestandenen Eidgenossen, eils hundert und neunzig Mann, schwer verwundet oder todt auf der Wahlstatt lagen, das Feld aber von Prättelen

herunter bis an die Orte der letzten Noth mit eils hundert Pferden und acht tausend Todten bedeckt war. Dort fielen bei Jost Nedding, ihrem Hauptmann, des Landmanns Bruder, die Männer von Schwyz; zehn athmeten noch; einer hatte das Herz, die Kriegsgesellen zu überleben, keine Wunde rechtfertigte ihn; so lang er lebte, war Haß und Schmach sein Loos. Dort wurde von Rudolf Nettiälers Blut der Glanz der Perlen seines Doppelkreuzes verdunkelt (oder erhöht!) Bei ihm, dem Hauptmann, dem Eidam Jost Neddings, des Landammanns Tschudi väterlicher Tugend nachstrebender Sohn, und, nun dem Hauptmann ausgesöhnt, Ulrich Voriti, der vor dem Uebergange der Brücke seine Mäßigkeit Feigheit genannt; unter allen von Glaris anwesenden Landeuten und Söldnern schöpfte nur Werner Aebli (des verdienten Geschlechtes von der Rilmatten), siebenfältig verwundet, noch schweren Athem (stark nicht, lebte in hohes Alter als Zeuge der That und Haupt seines Volks). Muthig wie er auf Tagen die Landesfachen geführt, fiel mit seiner Schaar der Hauptmann von Uri, Arnold Schik; zwei Zweyer von Evebach, drei Imhofe von Blumenfeld, Brüder im Leben, lagen auch auf der Wahlstatt ungetrennt. Es fiel unweit Hans Matter, Feldhauptmann der Berner, nun gerechtfertigt Hemmann Seervogel, mit sechshundert jener, dieser mit den Männern von Viesl und Wallenburg; der Jüngling Merian, der junge Andreas Falkner, der Freiheit Freund, obwohl adelig geboren; aber Burkard Ehrensels hatte nicht das Glück, mit seinen Freunden zu sterben. Es waren auch zweihundert und sechzig Solothurner unter den Todten. Getröstet starben die Unterwaldner nach gerochenem Völlerrecht; der Feind hatte ihren Laufer erschlagen, durch den sie, als er einbrach, mit offenem Hebbrief ihre Ehre verwahrt. Dieses thaten ohne Zweifel deutsche Adelige, die ohne Gefühl für das Verdienst, ja für wahren Adel, und nicht nur für die unschuldigen Geschäfte, selbst für den Heldenmuth der Schweizer, sie als Bauern ohne Anspruch an Menschenrecht glaubten: Wie denn Hans von Rechberg mehrere erstochen haben soll, die auf sein Wort ihre Waffen abgelegt, und andere verwundet schmachtenden die Kehlen gebrochen. Da ritt Burkard von Landserone, einer der vornehmsten Unterhändler des Kriegs, Führer der Fremden (doch nicht in die Schlacht; während der er, beobachtend, in der Vorburg zu Münchenstein blieb) mit andern Rittern und Edlen zwischen und über die gewaltigen Leichname einher, erblickte den Todeskampf eines Helden, vermeinte mit Hohn ihm den letzten Augenblick zu verbittern und rief, anlachend, unter die Adelligen: „Wir baden heute in Rosen!“ Der Born erneuerte das Leben; „friß eine der Rosen!“ rief der sterbende Held, schlenderte stark und richtig, und (indem der Ritter das Visir herabgelassen) der Stein zerquetschte

ihm die Augen, die Nase, den Mund; blind und sprachlos sank Herr Burkard; litt, bis am dritten Tag der Tod die Schmerzen endigte, und kam nicht in das Grab seiner Väter.

Allein der Dauphin Ludwig (in solchen Dingen über Vorurtheile erhaben und gewöhnt, die Menschen nicht nach Namen und äußerlichen Zufällen, sondern an sich und nach der Brauchbarkeit zu schätzen, und über die Begebenheiten des Augenblicks die Möglichkeit veränderter Verhältnisse nicht zu vergessen) schwur, solche Männer nie gesehen und nie einen Sieg erhalten zu haben, wo er nicht nur eigenen zahlreichen Verlust, sondern den Untergang des Feindes selbst bedauern müsse. Denn Dammartin, Sancerre, alle Heerführer und Rätke, und die Väter und Geschäftsmänner des Conciliums zu Basel, wie alle das Schicksal verschiedentlich von den Enden Europens an diese Orte versammelt, stimmten in Bewunderung der schweizerischen Helden überein: so daß ihr, von schwäbischen Rittern vergeblich geschmähter Name in fernen Landen groß gelobten.

Dies ist der Tag bei S. Jakob an der Birse, welchen ausländische Geschichtschreiber der Thermopylenschlacht gleichgehalten, ja vorgezogen haben. In der That fing er mit Fehlern an, die nur dieser Ausgang gut machen konnte; denn da die erste Unvorsichtigkeit dem Feind zu einem Siege und in das Vaterland den Weg bahnte, warfen sie ihre Leichname wie zu einem Bollwerk auf, welches mehr als die stärkste Mauer abschreckte; ja, es ist an der Birse gloriwürdiger gestorben, als an der Eil gesiegt worden. Oft ist das Glück der Uebermacht, so ein Wille aber nur der Tugend gegeben. Daher alle freie Völker in Gefahren der Unabhängigkeit von den Helden an der Birse das Beispiel der Unbezwingbarkeit abzunehmen haben.

Geschichte der burgundischen Kriege.

(Marsch Karls des Kühnen.) In den ersten Tagen des tausend vierhundert sechs und siebenzigsten Jahres musterte Karl, Herzog von Burgund, bei Nancy, welche Stadt er mit ganz Lothringen erobert hatte, ein ausgewähltes, wohlgerüstetes und bis zu Pracht und Ueberfluß versehenes Heer von dreißigtausend Mann. Er beschloß, dasselbe durch die oberen Lande und über den Berg Jura zu führen, jenseit dessen er Verstärkungen zu erwarten hatte. Alsdann würde ihm leicht sein, sowohl den Grafen von Romont, als eigene Beleidigungen an der Schweiz zu rächen, und jener star-

ken und hohen Lagen und kriegerischen Völker sich zu bemächtigen. Diese würden ihm nicht nur über jene strafbaren Städte, welche den Vogt Hagenbach getödtet, sondern über die Menge oberdeutscher und italienischer Staaten, ja seinen größten Feind, König Ludwig den Elften, entschiedenes Uebergewicht geben. Dieser Gedanke war der Größe seiner Entwürfe so gemäß, daß er die leichtere Unternehmung wider die abgefallenen Pfandschaften verschmähte, Simon von Cleron und andere vermittelnde Rätke der Furchtsamkeit beschuldigte und König Ludwigs Warnung vor den Schweizern dem Neid über sein Glück zuschrieb. In der That ist ungewiß, ob der König an der Standhaftigkeit oder dem Glück der Schweizer gezweifelt, oder ob er, sicher hierüber, den Herzog nur bewegen wollte, seine ganze Macht auf einmal zu wagen. Karl, voll Zorn und Muth, wurde durch den Widerspruch in seiner Meinung fester.

Auf brach er am vierzehnten Jänner; zu Besangon war er im achten Marsch. Da war jene ungemein zahlreiche schöne Artillerie, durch die er lang die niederländischen Städte in Gehorsam gehalten, durch welche Lüttich fiel und Lothringen erobert wurde; voran, zum Schrecken, zwei ungeheure Kanonen. Er brachte den größten Theil seines Hofes, die altberühmte Pracht seines Vaters, von ihm selbst königlich vermehrt, die ganze Dienerschaft im höchsten Glanz; die Menge der Kausleute und lustigen Dirnen zog mit dem Heer, wie wenn es auf einen bacchischen Freudenzug, nicht wider die Helden von Sempach und Laupen auf ernste Waffenthaten ginge. Dieses hatte Karl so befohlen, weil er aus dem reichen Italien großen Zusammenfluß der Fürsten und Krieger, und nach Bestrafung der Schweizer einen wohl nicht gefährlichen Zug in die südlichen Länder erwartete. Schon zu Besangon war Prinz Friedrich von Tarento, Sohn des neapolitanischen Königs Ferdinand, an der Spitze von fünfzehntausend Mann, seines Alters im vier und zwanzigsten Jahr, tapfer und klug, bereit hervorzu-leuchten, auf daß er seiner Erbtöchter würdig erscheine. Es ist von vielen aufgezeichnet worden, wie die Eidgenossenschaft, erstaunt und erschrocken, durch zwei Gesandtschaften um Friede und einen (wenn er wolle, ausschließlichen) Bund gebeten habe; wobei gesagt worden, es sei mehr Gold an den Spornen und Gebissen der burgundischen Pferde, als im ganzen Schweizland. Freilich war an solchen Bitten der Herzog reicher als an barem Geld. Wie er denn durch die Größe des Aufwandes genöthigt wurde, eine beträchtliche Summe, welche durch bußfertige Andacht seit vielen Jahren auf den oft versprochenen Kreuzzug wider die Türken oder Mamluken zu Romme niedergelegt war, nicht ohne Vergerniß, in seine Kriegskasse zu ziehen. Die Stimmung der Schweizer verrieth keine Furcht.

(Anstalten der Schweizer.) Als der burgundische Marsch durch das Gerücht verkündigt wurde, vernahm zugleich Markgraf Rudolf, aus dem Hause Baden, Herr zu Neuchâtel, daß er durch den starken Paß bei dem Thurm Bayards, durch sein Land, gehen werde. Sofort entbot er von Susenberg und Röteln fünfshundert seiner badischen Unterthanen. Er selbst begab sich nach Bern, wo er in äußerster Bewegung des Gemüthes die Noth um seine burgundischen Lehen, die Noth um Philipp, Herrn von Badenweiler, seinen Sohn, welcher bei dem Herzog war, seine Treu an der Stadt, mit welcher er in Burgrecht stand, dem großen Rath mit gänzlicher Hingebung vortrug. Er kannte die Eidgenossen und glaubte nicht an das Glück ihres Feindes. Nach kurzem Rathschlag beschlossen die von Bern, die Burg und Stadt Neuchâtel durch einen ihrer besten Hauptleute mit zweihundert Mann von ihrem Lande, eben so vielen Solothurnern und hundert Markgräflichen in Besatzung zu halten, ihr Volk vom Bielersee in den bedrohten Paß am Bayardenthurm zu legen, die Landenge zwischen dem Neuchâtelers- und Bielersee mit vierhundert Markgräflichen zu verwahren. Dem Vater verließen sie alte Treu, und gaben zu, daß der Sohn bei dem Herzog bleibe. Hierauf schrieben sie Marquarden von Stein, Ritter, welcher mit Schweizern Mümpelgard besetzt hielt, mannbast zu widerstehen und ihrer Hülfe gewiß zu sein; der Stadt Basel, ihn zu unterstützen; den Straßburgern und dem erzherzoglichen Feldherrn Oswald Grafen von Thierstein, besonders mit Reissigen auf jeden Fall bereit zu sein. „Wir hoffen,“ schrieben sie freudig, „den Sachen ein kurzes Ende zu machen.“ Schon waren kleine Haufen der feindlichen Reiterei durch den Leseeespaß oder einen der unzähligen Pfade des Viehs in die Waadt gekommen, hatten Aubonne, des Grafen von Greperz, überrascht, und berner Fußboten am Genfersee ausgeraubt; man wußte auch, daß bei Chambery achttausend Mann von Savoyen die Annäherung der Burgunder erwarteten, um zu ihnen zu stoßen. Da ließen die Berner durch Zülich an alle Eidgenossen eine Warnung und nach wenigen Tagen die Mahnung ergehen. Zu derselben Zeit schrieben sie den Reichsstädten in Deutschland: „Gingedenk zu sein der gemeinsamen deutschen Sprache, des Reichs, dessen auch sie sich nicht entäußern, der Ehre des Kaiserthums, das dieser unruhige Mann, wenn er die Schweiz überwinde, sich zueignen werde, und angeerbter alter Freundschaft. Sie möchten Reissige, Schützen, Pulver und Büchsen senden, und wir wollen Deutschland seiner entladen.“

(Yverdun.) Die Vorposten Joigne und Orbe waren von den Eidgenossen aus unzeitiger Sparsamkeit oder trotziger Sicherheit verlassen: Yverdun und Granson hielten sie besetzt. Yverdun hatte dem Grafen von Romont bis in die äußerste Gefahr Treu

bewiesen und war von den Siegern so schonend behandelt worden, daß diese glauben durften, die Einwohner würden ruhig den Ausgang des Kriegs abwarten. Aber den Männern von Yverdun schien durch die anrückende Uebermacht letzterer schon entschieden. Also, nach einem Verdienst um die wiederkehrende Herrschaft begierig, ließen sie durch Varsüßer, deren Kloster an der Stadtmauer lag, mit dem Grafen von Romont die Stunde und Manier der Ueberlieferung ihrer Stadt verabreden. Hierzu wählte man die Nacht eines Tages, wo Albin von Sillinen, Luzerner, des Bischofs von Grenoble Bruder, nach abgegebenem Kommando heimzog. Bei diesem Anlasse verehrten die Bürger ihm Wein, damit man an ihren guten Willen glaube, auch auf daß die Kriegsmänner mit ihm trünken. Diese schliefen, als wie nicht in Feindes Land; ihr waren siebenzig. Die Mitternachtstunde schlug. Durch zwei Häuser an der Mauer wurde Romont mit anderthalbtausend Mann über den zugefrorenen Fluß in die Stadt gelassen; vertheilte sich; plötzlich, Rumor, Harthörner, Trompeten, hohes Geschrei: „Burgund! hier Burgund! unser die Stadt.“ Und alle Yverduner auf, jeder über die Einquartirten; fünf in einem Gasthof ermordet. Sonst rannten die Schweizer, meist kaum bekleidet, mit ihren Spießen in die Gasse, stellten sich unter Hanfen Schürpf, einem luzernischen Rathsherrn, behaupteten sich, verwundeten, erschlugen, bahnten sich endlich den Weg zum Schloß, wo der zweite Hauptmann, Hans Müller von Bern, wider so viele Feinde und die ganze Stadt mühsam die Fallbrücke behauptete. Es fehlten sechs Mann, als er die Pforte zumwarf. Diese zu retten, wurde die Fallbrücke noch einmal herabgelassen. Nur ein Schwert und ein Pfeil blieb einem der Männer; der wandte sich, schoß den verfolgenden durch den Kopf, zog sein Schwert, schlug ihn todt und nahm den Pfeil; zum zweiten Mal that er so, bis er noch vom Schloßthor den Pfeil zum dritten Mal, nicht vergeblich, fliegen ließ. Der Graf von Romont forderte auf; er drohte Tod. Sie bezeugten, alles ruhig zu erwarten: zerbrachen die Ofen und warfen von den Zinnen Steine. Denn es eilten alle Bürger mit Weibern und Kindern, den Schloßgraben mit Stroh zu füllen, dessen Brand hierauf das Holzwerk fasse. Unversehens die Eingeschlossenen heraus; der Graf wurde verwundet; der Pöbel floh, der Feind erlaunte. Jene, da sie die Umgebung frei gemacht, leerten alle benachbarten Keller und Speisekammern; sie rannten an die Kirche, wo die Feinde wider sie Rath hielten, und entführten die Feldschlangenbüchse. Jetzt sandten sie nach Bern: „sie getrauen, sich zu halten.“ Als der Bote unterwegs den Zufall ruckbar machte, eilte der bernische Hauptmann in Peterlingen, mit achtzig Mann sie zu verstärken. Sie wurden vor ihrer Ankunft bemerkt und für eine Vortruppe der Eidgenossen gehalten. Da

beluden alle Hverduner ihre Weiber und Kinder und sich mit dem Besien, so sie hatten, und nahmen mit Romont eilende Flucht; schon rauchten die Vorküfte, aus dem Schloß in Flammen gesetzt.

(Granfon.) In der Nacht wurde das Mordgefecht bis in Granfon gehört. Brandolf von Stein, Hauptmann der Besatzung, begab sich, als in ungewissen Dingen, mit seinen zwei Dienern von der Burg in die Stadt, Anstalten zu ordnen. Da brachen aus Ställen Verräther hervor, ein Theil der Bürger fiel ihnen zu. Der Herr von Stein gefangen, wurde vor die Burg gebracht. Aber die Besatzung bezeugte, zu wissen, daß er lieber sterben, als mit öffentlichem Schaden sein Leben erkaufen möchte. Also wurde er nebst seinen Dienern, hart behandelt, nach Burgund geführt. Albin von Sillinen eilte nach Hverdun zurück; der Schultheiß von Wabern besetzte den Ort mit zweihundert Bernern und Freiburgern; drei den Eidgenossen vertrauende Männer waren allein in der Stadt. Als der Feind alle Dörfer, täglich stärker, besetzte, wurde das Schloß von der Besatzung angezündet; sie schlug sich nach Granfon durch.

(Karls Ankunft.) Der Herzog von Burgund verließ Besangon am sechsten Hornung; da er zu Chateaufort bei Villafons lag, erkundete Herr Ludwig von Chateaufort den Paß über die Verrières von Jour. Diesem wurde der Bayardenthurm durch Heinrich Matter, des Raths von Bern, abgeschlagen. Er drohte, die Besatzung hängen zu lassen, aber sie erwiderte, weder ihn noch den Herzog zu fürchten. So über Rivière, vorbei den Schutt von Joigne, vorbei die Trümmer von Orbe, nach Granfon, wo die ersten Feinde waren; die Nacht überschwemmte das romanische Land. Lausanne, welche Stadt mit Bern freundschaftlich zu leben pflegte, wurde durch fünfzehntausend Italiener, welche unter dem Prinzen von Tarent Nikolaus von Campobasso führte, zur Uebergabe gezwungen. In die Stadt Genf, welche von den Eidgenossen Sicherheit erkaufte, kam eines Morgens, mit nur dreißig Pferden, der Graf von Romont, sie dessen zu strafen; so daß ansehnliche Bürger und Räte schmählich und grausam hingerichtet wurden. In einem großen halben Monde, von dem Ausgang des Thals der Orbe über Baumes, über St. Croix, bis gegen Vaurmarcus, und am Fuße der Höhen bei Granfon lag die burgundische Macht. Sie war über fünfzigtausend Mann stark, in einem Lager, das den Glanz und Ueberfluß einer großen Handelsstadt oder einer Residenz darstellte, und von einem in der Mitte liegenden Hügel übersehen wurde. Auf diesem wohnte Karl, in der Pracht eines morgenländischen Potentaten; er im Hochgefühl seiner Uebermacht, sein Volk, das, welches Lüttich brach, Frankreich gedemüthigt und Lothringen erobert, voll Zwersicht.

Sogleich ließ er Sturm laufen, verlor aber zweihundert Mann. Da schalt er sein Volk. Im zweiten Sturm wurde nach dreißündiger Gegenwehr die Stadt gebrochen. Die Besatzung, unter Georg von Stein, achthundert Mann stark, schlug sich, mit Verlust vieler tapferer Männer, durch die Feinde auf die Burg. Diese wurde Tag und Nacht beschossen; der Herr von Stein erkrankte gefährlich; dem ersten Büchsenmeister nahm eine Kugel den Kopf hinweg. Ein Zufall entzündete drei Pulverfässer, die nicht ohne vieler Leute Schaden aufflogen. Der Proviant nahm ab, so daß nur Habermus übrig blieb.

In denselben Tagen kam Nikolaus von Scharnachtal, Ritter, Schultheiß von Bern, mit der Stadt Banner und bei achtausend Mann in die Stadt Murten; mit ihm der vortreffliche Feldhauptmann Hans von Hallwyl, wohlbekannt Matthias Corvinen und Georgen Bodiebrast, den heldenmüthigen Königen. Von Freiburg führte der Schultheiß Peter von Faucigny fünfhundert Mann, achthundert Solothurner Konrad Vogt, zweihundert Bieler Peter von Römerstall. Dringender nun mahnte Bern die eidgenössischen Städte und Länder, den Erzherzog, die niedere Vereinigung und Ludwig den Eilsten. Jene baten sie, vor der Uebermacht sich nicht zu entsetzen, und eingedenk zu sein, daß das Heil ihrer Brüder, der Berner, an diesem Tage hänge; den König, zu erwägen, auf was für Auskunfts Mittel Verlassenheit sie bringen könnte. Die Eidgenossen, alt und neu, waren auf. Um Eins baten jene: nicht mit Belagerungen sich einzulassen, sondern dem Feinde, wo er immer sei, entgegen zu gehen. Von Straßburg bis Innsbruck und in den Gotthard bewegte sich das ganze Land; etwas langsam, weil doch der Armuth manches fehlte. Die nächsten Reichsstädte gaben Hoffnung. Der König lauerte, wie die Sache sich anlassen werde.

(Einnahme von Granfon.) Aber von der belagerten Burg waren zwei Soldaten bei Nacht über den See und bis Murten und Bern gekommen, die gefährvolle Lage der aus fünfhundert Stücken ohne Unterlaß beschossenen Burg und einer bald aller Nahrung mangelnden Besatzung auf das lebhafteste vorzustellen. Viel Mundvorrath war von Bern auf die Wege der anziehenden Eidgenossen gesandt; bei Murten fehlten hinreichende Mähen; das Heer hatte ausdrücklichen Befehl, vor der Ankunft anderer Eidgenossen das Vaterland nicht zu wagen. Also versuchte der Schultheiß, durch vier Schiffe unter Heinrich Dittlinger einige Erfrischung und stärkende Nachricht in Granfon zu bringen; allein zu Wasser wie zu Land umgab den Ort das größte Heer, das je diesen Boden betreten; so daß Dettlinger nur durch Trommeln seinen Willen der Besatzung zu erkennen geben, diese durch einen Tanz auf den Zinnen (Ausfall war unmöglich) den Gruß zu erwidern vermochte.

Man sah die zerhossenen Wehren, die durchlöcherter Mauer, den gefallenen Thurm, den gegenwärtigen Tod; indem der Herzog, unwillig vor dem elenden Schloß zehn Tage verloren zu haben, den allerrangstrengtesten Sturm gebot.

Man beobachtete von der Burg die Zurüstung desselben; mit nicht einerlei Augen. Hansen Wyler, welcher nach dem Abschied Georgs von Stein in dem Schloß kommandirte, sank der Muth; er sprach von den ganz verschiedenen Zeiten; Schweizerkriege, wie dieselben alten, widerstreben der gesunden Vernunft; die Macht sei zu groß; man müsse sich fügen und bessere Zeiten abwarten; Tollkühnheit wäre Selbstmord. Ihm widersprach Hans Müller, welcher mit der Besatzung von Hoerdun hinüber gekommen. Sie redeten so. Der Herzog forderte auf: „Wenn sie ihn hier länger aufhalten, so soll ihr Lohn am Galgen sein.“ Geantwortet wurde nach dem Sinn der Mehrheit: „Nur Ein Mittel sei, in diese Burg zu kommen: Befehl der Eidgenossen, sie zu öffnen.“ Da kam aus dem Lager ein burgundischer Edelmann, Herr von Ronchant, der auch vorhin sich in der Schweiz herumgetrieben, redete mit ihnen Deutsch und, wie sie meinten, herzlich. „Aus ihrer schönen Antwort, solcher Männer würdig, erkenne er den traurigen Irrthum, daß sie glauben, jetzt noch von den Eidgenossen Befehle erwarten zu können. Habt ihr jenen Rauch, die Rösche am Himmel, dort über dem Berg nicht gesehen? Freiburg ist hin. Es wurde überwascht; da sind weder Schultheiß und Rath noch Pfaffen und Mönche oder Bürger oder Weiber oder Kinder verschont worden, sie liegen alle bei dem Schutt ihrer verbrannten Häuser. Von da zog eine Abtheilung auf Bern, zugleich eine Solothurn zu. Die Berner sind uns halbwegs entgegen gekommen, die Weiber und Kinder nämlich, und der Leutpriester mit den Schlüsseln der Stadt. Aber der Herzog hatte ihre Zerstörung verschworen. Die Eidgenossen sind auseinander; Deutschland wartet auf den Willen des großen Karls. Also ihr allein, ihr habt wider ihn ausgehalten. Das gefällt ihm; er ehrt euch. Nur auf's äußerste treibt es nicht. Jetzt eben ist der Augenblick — (wenn er ergrimmt, so ist kein Mensch fähig, ihn zurückzubringen) aber er sprach bei Tafel mit Bewunderung von euch: da haben wir alle gebeten; und so hat er mir erlaubt, euch freien Abzug anzubieten. Es ist eine Gnade. Er dachte, sie werde mir von euch einige Belohnung erwerben; ich bin euer Heiland, euer Lebensretter.“ „Wohl,“ sagte Müller, „wie hat euer Herzog zu Brie Wort gehalten?“ „Da waren,“ meinte Ronchant, „weit andere Umstände, die ihn aufgebracht hatten. Jetzt — bedenkt, ich bin Edelmann; wollte ich auf meine Seele euer Blut, auf mein Geschlecht die Schande eines Verräthers nehmen! Das einzige — ich muß eilen — bedenkt, was ihr thut.“ In der Besatzung waren

einige durch Dirnen, welche aus der Stadt auf die Burg zu kommen pflegten, etwas Burgundisch geworden; diese Weiber waren die Pest ihrer militärischen Tugend. Es wurde den Hauptleuten zugeredet; Wyler fand klug, den Augenblick zu benutzen. „Wie würde der Herzog Karl von Burgund seine fürstliche Ehre durch einen Wortbruch befechten! Unser Freund Ronchant, ein welterfahrener Mann, würde sich nicht mißbrauchen lassen. Wie würde er von uns Geld nehmen, wenn er uns verderben wollte!“ Es glückte dem Hauptmann Wyler, daß Müller überstimmt wurde.

Also, nachdem sie den Vermittler mit hundert Gulden beschenkt, gingen sie getrost von der Burg. Sobald sie in das Lager gekommen, wurden sie, zu zehn, zu zwanzig, an Stricke gebunden und als die überlisteten Schweizer, mit vielem Spott auf Troß und Dummheit, durchgeführt. „Was sind das für Leute?“ fragte bei ihrem Anblick der Herzog. Von Ronchant wollte er nichts wissen. Da kamen die von Stäfs, die von Hoerdun vertriebenen, um Rache und, nebst Ronchant, der Graf Jakob von Romont, zu zeigen, daß Ein Schrecken alle Thore der Städte und Schlösser öffnen werde. „Der Krieg ohne Schonung sei der schnellste, siegreichste.“ Dieser Grundsatz ist nach des Feindes Gemüthsart, unnüß oder höchst gefährlich: jenes bei Nichtswürdigen, welche alles niederwirft, letzteres bei Männern, die er unüberwindbar macht, selbst bei mittelmächtigen, die er zu den Entschlüssen der Verzweiflung anseuert. Der Herzog übergab die Männer dem Generalprofofen. Die meisten wurden mit Wyler noch denselben Tag, meist ganz entkleidet, an Bäume gehangen; Hans Müller und die übrigen früh des folgenden Morgens an langen Stricken durch den See geschwenkt, bis jeder den Geist aufgab. Nachdem das Urtheil gesprochen worden, meinte Ronchant seine Schande durch die Erinnerung eines Prozeßes zu bedecken, den er einst in der Schweiz verloren. Sie schwiegen; keiner warf dem andern das Unglück vor; sie starben mit einer Ruhe, welche dem Feind schreckbar schien. Es war der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glücks.

Die Regierung von Bern, damals in der Noth immer am größten, fürchtete den Feind nicht; sorgfältig wachte sie, bei ihrem eigenen Volk ruhige Haltung zu behaupten, ihn, den Herzog, bei den Täuschungen seines Uebermuthes zu lassen. Als Philipp, Sohn des Markgrafen, durch ein Gerücht beschuldigt wurde, bei Ronchants abscheulichem Werk mitgewirkt zu haben, war die erste Sorge, den alten Vater, welcher vor der Stadt in dem Lombacher Thurm wohnte, durch Bürgerwachen vor dem Volk zu schützen; das Benehmen des Jünglings wurde untersucht; Rudolf warf sein Haus und Land in die Arme von Bern; die Regierung ehrte ihn und wollte die Sachen Philipps nicht zu genau wissen.

(Baurmarcus.) Den Tag nach jener Ermordung ritt Herzog Karl mit seiner Arriercorps-Leibgarde und vielen angesehenen Männern vor Baurmarcus. Diese Burg auf einem hohen Felsen beherrschte die von Granson nach Neufchatel führende Straße. Ihr Herr, Johann, von dem unechten Zweige des alten Stamms Neufchatel, hatte aus der Grafschaft vierzig Mann. Durch eigne Furcht oder durch den jungen Markgrafen verleitet, kam er herunter und fiel dem Herzog zu Füßen. Er wurde in das Lager gesandt, erwarb Gnade und kam in Dienste; die Besatzung wurde entlassen; die Bewachung der Burg und benachbarten Höhe dem jungen Ritter Georg von Rosimboz und einigen hundert Schützen vertraut. Boudry und andere benachbarte Dörfer wurden am folgenden Tag von den Eidgenossen besetzt.

(Marsch der Schweizer.) Sofort nach Dittlingers mißlungenem Anschlag für Granson war der Schultheiß von Schanzthal mit dem Lager bei Murten auf Neufchatel gezogen. Dort fand ihn, den Tag vor dem Unglück, der Bürgermeister Heinrich Göldli von Zürich mit ungefähr zwei oder dritthalbtausend Mann von Zürich, Baden, Thurgau und aus den Freiamtern; ein Held, Hans Waldmann, war bei diesem. Worauf nach wenigen Stunden Petermann Rot, Ritter, Bürgermeister von Basel, mit achthundert Mann den vorausgegangenen Büchsen gefolgt und mit vierhundert Reifigen und zwölf Büchsen Straßburg nicht gesäumt. Abends kamen unter dem berühmten Schultheiß Habsburger (seit mehr als dreißig Jahren an der Spitze der Krieger glänzend) über achtzehnhundert Luzerner. An dem Tag, wo Karl die Garnison morden ließ, kamen über viertausend von den alten Eidgenossen im Gebirg, vorab zahlreich aus alter Liebe Berns die Mannschaft von Schwyz unter Ital Redings Enkel. Es folgten unter Ulrich Farnbühler, einem an Geist und Muth ausgezeichneten Mann, die von Stadt und Stift St. Gallen und mit dem Bürgermeister Ulrich Trüllerey die Schaffhauser; der Landshauptmann Tanner war mit den Appenzellern, Hemmann von Eptingen mit den Reifigen des Erzherzogs im Anzuge. Die Versammlung, nicht die Stärke, noch der Plan, wurde durch vertraute Leute dem jungen Markgrafen, durch ihn dem Herzog berichtet; sie aber vernahmen mit Ingrimm die Schmach und das Blutbad, nicht ohne Verlegenheit die unvergleichliche Stellung des Feindes.

Nach der Einnahme von Granson rathschlugte man bei dem Herzog, ob die Unterwerfung der Schweiz, welche die von Deutschland bereiten würde, durch die Umkehrung von Freiburg und Bern, oder leichter durch die Verheerung des ganzen offenen Landes, oder etwa edler bei offenkundiger Uebermacht vermittelt großmüthigen Benehmens zu erhalten sein möchte. Der Herzog wollte das Erste,

und weil die Straße über Peterlingen aufgefressen war, gedachte er, Bern über Neufchatel und Narberg anzugreifen. So fand ihn der Bericht von der Nähe des Feindes. Da ließ er durch das Lager posauenen, jeder habe früh Morgens zum Streit wider die Deutschen gerüstet zu sein. Er selbst, vollgerüstet bestieg ein großes graues Streitroß, versammelte die Befehlshaber und ermahnte sie, gegen dieses Bauernvolk, obwohl nicht würdig ihres Kriegs, tapfere Männer zu sein. Da vertraute er die Vortrupp Anton, seinem Bruder, dem großen Bastard von Burgund, Baldwin dem mindern Bastard, und Prinz Wilhelm von Oranien; in der Mitte, bei den Savoyern und Italienern, auf welche er sich am meisten verließ, wollte Karl selbst sein; der Jüngling von Cleve, Herzog Johannes gleichnamiger Sohn, und Friedrich von Egmund, Herr zu Yffelsheim, sollten die Nachtrupp führen. Vor Allen leuchtete Anton hervor, Sohn einer Liebe Herzog Philipps des Guten in der Blüthe seiner Kraft, und wie an des Körpers Größe und Schönheit, so an richtigem Urtheil, Edelmuth und Liebe des Guten ganz dem Vater ähnlich, ein vollkommener Mann, in sofern Menschen erlaubt ist, es zu sein. Der Herzog ehrte ihn, ohne Vertrauen, denn Anton pflegte seine Rathschläge gemeinlich zu mißbilligen.

Die Eidgenossen, kaum ein Drittheil so stark als der Feind, hatten die Absicht, vermittelst guten Gebrauchs der Wälder und Höhen, die Uebermacht ihm unnütz zu machen. Die Burgunder stükten sich rechts an den See, links an den Thevenon (in dieser Gegend Name des Juragebirges), dessen Fuß theils durch Sümpfe, theils durch tiefe Gräben gesichert war; nordwärts gegen den Feind waren die Ufer des Arnou mit vieler und schöner Artillerie vorzüglich, der Rücken durch die Wagenburg, auch mit vielem Geschütze, wohl besetzt und verwahrt; Karl hatte die altrömische Lagerkunst eingeführt. Man mußte ihn herauslocken, oder von der schwächsten Seite angreifen. Daher wollten einige den See und ihn umgeben, um den Rücken anzufallen; andere, zugleich dort und am Arnou den Angriff wagen; aber die Meinung siegte, welche auf seine Gemüthsart berechnet war. Die Eidgenossen beschloßen einen Versuch auf Baurmarcus; sein Zorn und Stolz werde ihn verblenden, das Werk seiner Wissenschaft, sein gutes Lager, zu verlassen. Der große Bastard und alle Hauptleute warnten, wie fast immer, vergeblich.

(Schlacht bei Granson.) Morgens an dem dritten März war ein kleiner Haufe von Schwyz und aus dem Berner Oberlande, vornehmlich Thun, zuerst auf; unterwegs durch fremdige Krieger verstärkt, kamen sie in der Luzerner Nachtlager, deren Priester eben mit der Messe eilte. Auf einer Höhe bei Baurmarcus sah sie der von Rosimboz, gab ein Zeichen hinter sich. Der Herzog war mit Berichtigung seiner Schlachtordnung beschäftigt. In der Meinung,

daß der Feind sich nicht so weit wagen würde, hatte er das Erdreich als für einen Marsch eher als für eine Stellung in Augenschein genommen. Die Vortrupp zog so unbeforgt als jene Schwitzer, die eben so wenig dachten, daß der Herzog schon aufgebrochen. Rosimboz schien der einzige Widerstand; sie warfen ihn. Sobald sie auf der Höhe waren, erblickten sie den ganzen Feind. Nicht mehr sie allein. Sobald man sie in Gesecht bemerkt, rannte jeder, Bern, Freiburg zumal, ihnen zu. In festem Schritt, unerschrocken, ohne Eile, bewegte sich durch beschneite enge Straßen die Vortrupp, unter Scharnachthal und Hallwyl, hielt in der kleinen Ebene unter Lance, einer Karthause des frommen Alterthums von Granson; Felix Schwarzmurer von Zürich, Hemmann von Müllinen, seines Hauses der erste Berner, und welcher den Rosimboz vertrieb, sie zwei waren mit leichtem Fußvoll in den Klanken. In den Weinbergen, gemäß der Väter Sitte, fielen sie auf die Knie, breiteten die Arme aus und riefen zu dem Herrn der Heere; so daß der Feind, solcher Andacht unkundig, in grimmiges Gelächter ausbrach, weil er meinte, sie ergeben sich, Barmherzigkeit flehend. Plötzlich erhoben die Burgunder ein überaus großes Geschrei, machten einen Keil, sprengten heran und wollten einrennen, welches aber durch die Lanzen verhindert wurde; die Eidgenossen-Schaaren drangen mit größter Gewalt auf sie herein; Müllinen und Schwarzmurer, die Klanken suchend, begegneten der Uebermacht, welche das Heer der Schweizer überflügeln sollte. Die Ordnung der Eidgenossen war ein langes Viereck; die Banner in der Mitte hielten die Banner empor; große Schwerter und Halbbarden umgaben sie; die Lanzen empfingen den Feind; aus Zwischenräumen feuerten ihre Böschsen. Hinwiederum Karl, mit der großen Standarte von Burgund und gelegter Lanze, nachdem sein zu hoch gestelltes Geschütz mit geringem Erfolg losgefeuert, bemühte sich einzubringen; indeß bergabwärts der General der Kavallerie, Ludwig Herr von Chateauguon, Bruder von Dranien, an der Spitze von sechstausend Pferden, mit großer unaußhaltbarer Schnelligkeit herunter fiel, um zu den Banner durchzubringen.

Hier war der heftigste Krieg, da einerseits jener mit äußerster Anstrengung der Wuth (sie hatten ihm Granson, Orbe seinem Bruder genommen) Alles versuchte, sie ihrerseits die Schaaren mächtig fortwälzend, die ganze Gensdarmarie des rechten Flügels zurück, ihn aber endlich in eine Wiese unfern der Arnoubücke drängten. Da spornte er sein großes Pferd, martialisch blitzte sein Gesicht, zweimal faßte seine Hand das Landbanner von Schwyz, als Heinrich Elsner von Luzern ihm sein eigenes entriß und Hans in der Gruob, ein Berner, ihn erschlug. Als nun die Krieger grauenvoll den hohen Mann fallen sahen, und unweit von ihm Ro-

monts Oheim, Graf Johann von der Marle-Luxembourg, hier den edlen Lalain und Poitiers, Ligny, Mery, Mont S. Sorlin, Burgunder und Niederländer vermenget, und Pietro da Pignano, den Hauptmann des mailändischen Volks, dasselbe bittere Schicksal traf, und Grafen Ludwig Raulin des weisen Vaters durch so viele Künste langgehäufte Reichtum nicht rettete (die Blutschuld des letzten von Granson fand ihn hier), in diesem Augenblick zog ein fürchterlicher Schall die Augen der Schaaren auf die Höhen zwischen Bonvillers und Champigny. Ein neues Kriegsvoll bedeckte den Berg; um die dritte Stunde Nachmittags klärte sich der Himmel, die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. „Was ist das für ein Volk“, rief der Herzog von Burgund zu Brandolfen von Stein, den er gefangen mitführte, „was ist das für ein wildes Volk? sind es auch Eidgenossen?“ „Das erst“, sprach der von Stein, „das, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer; vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Oesterreicher schlügen; dort sind die Bürgermeister von Zürich, von Schaffhausen; dort führt der Tschudi sein Volk.“ Dreimal erschallte in diesem Augenblick der Urstier, Tod verkündend, und wunderbar erklang der Unterwaldner Landhorn.

Der unerhörte, das Gebirg durchfahrende Hall, der Anblick der trefflichen Männer bewirkte Erstaunen. Der Herzog sprach: „Was wird aus uns werden; schon die Wenigen haben uns ermüdet!“ Hierauf, den Augenblick fühlend, ritt er durch das Heer, feuerte an mit Wort und Beispiel. Aber, als der vereinigte schweizerische Schlachthaufe sein Geschütz mit vortrefflicher Geschicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerk immer neue Schaaren emporstiegen, in derselben Stunde verbreitete sich über die ganze Armee jenes wunderbare Entsetzen, welches die Alten für Einwirkung des Weltgeistes selbst hielten; dann erhebt sich aus den unerforschlichen Tiefen der Seele ein schwarzer Wahn, Alles sei hin, die kalte Angst vor dem Geschick, das alle Macht auf Einmal unwiderstehbar in Abgründe stürze; die Schlacht war verloren. Eine verstellte Bewegung der Reiterei, welche die Eidgenossen in eine nachtheilige Stellung locken wollte, schien dem Fußvoll Zeichen der Flucht. Karl, das erste Mal unglücklich, stellte sich mit Reifigen dem andringenden Schwall der Flucht wüthend mit bloßem Schwert vergeblich entgegen. Wie mußte ihm sein, da er, bei vielleicht kaum tausend Mann Verlust, den Ruhm der Unüberwundenheit verlor, da unaufhaltbar hinter dem Arnon, unter Granson, in den Gefilden, am Eingang der Rässe, hier einer in Granson, dort andere in Schiffe flohen, hier die Condottieri, dort die Schaaren von Burgund, in Auflösung und Flucht ihn fortrissen; so daß die Sieger, zuerst in Ordnung, hierauf in

vollem strengem Lauf (Rudolf Hafner, Fahnenträger von St. Gallen, fiel entseelt hin) das ganze Lager durch, hier über Montagny le Corbe, dort Champvent zu, so lange den Feind verfolgten, bis kein Krieger mehr seinen Kameraden zu unterscheiden vermochte; er, in trostlosem Grimm, warf einen letzten Blick auf die vierhundert Büchsen, auf den alten Reichthum, auf die Pracht seines Hauses, sprengte mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jurapass, acht Stunden weit, nach Joigne; vor vierzehn Tagen hatte Chateauguyon, noch hoffnungsvoll glänzend, in dem verbrannten Schloß ihm einige Zimmer einrichten lassen; er, nicht vom Feind so viel, als vom brennenden Unmuth verfolgt, wollte kein Halt, bis Nozeroy, wo der Prinz von Tarent ihm zuerst einigen Trost zusprach.

Als Müdigkeit und frühe Nacht weitere Verfolgungen dem schweizerischen Fußvolf und ihren sechzig Reifigen unmöglich machte, fielen alle auf die Knie, für den großen, wohlthätigen Sieg ein lautes Dankgebet auszusprechen. Das eroberte Lager erregte nicht einerlei Empfindung. Die von Bern erblickten wüthend jene aufgehängte Besatzung; viele erkannten Freunde, Brüder; sie ließen ihren Zorn hören. Dessen erschrak der Feind, welcher die Burg noch hatte. Sie hinauf; die burgundischen Herren ergaben sich zitternd. Man wollte sie als Gefangene vertheilen. Plötzlich die junge Mannschaft von Bern und Freiburg mit Angesturm herein; rissen Herren und Knechte fort; hingen einen Theil an die Bäume, von welchen sie die Ahrigen ehrenvoll herabnahmen; andere führten sie auf den höchsten Thurm, stürzten sie hinab auf den Fels. Einige Edelknaben fanden für Jugend und Schönheit Erbarmung. Die Berner Hauptleute, Brandolfs von Stein eingedenk, verbargen einen vornehmen Edelmann in verstellten Kleidern unter die Luzerner; gegen den wurde Brandolf ausgewechselt. Bitteres Loos bereitete der Zorn der Menge der Besatzung auf Vaurmarcus. Die Burg, immer beobachtet, wurde von den benachbarten Landrenten sofort genauer umringt. Aber als nach Mitternacht Ermüdung und Wein die Wachen etwas eingeschlüfert, stahl Kosimboz (begünstigt vom Lärm, den er unter den zurückbleibenden Pferden erregt und von einem gewonnenen Landmann geführt) sich heraus, zog still über den Berg und durch wenig übliche Pfade nach Hochburgund. Vorher, ehe das Heer in die Nachtlager ging, verließ Niklaus von Scharnachtal, Schultheiß von Bern, als der älteste Ritter, die Helden des Tages und erteilte die Ritterwürde dem Hallwyl und Waldmann, den Hauptleuten der Schaaren von Zürich, Basel, Freiburg, Solothurn, Biel, dem Freiherrn Noll von Bonstetten, dem Schwarzmurer, Hemmann von Müllinen, zum Gedächtniß dieser That.

(Beute von Granjon.) Schon aber seit Anfang der Flucht hatten die vom Troß und Freiwillige hin und wieder in großen Zelten die Kostbarkeiten und Kassen der Fürsten und Herren geplündert; also daß mancher unerwartet in großen dauernden Reichthum kam. Da wurden von den Siegern Beutemeister verordnet; von dem Heer ein Eid genommen, alles zu gemeinsamer Vertheilung redlich zu liefern; an alle Wirthe, in die umliegende Gegend erging der Befehl. Es war, wie Karl selber geschätzt, seines Eigenthums an Werth über eine Million Gulden in dem Lager; sechs Fürsten, die Blüthe des niederländischen und burgundischen Adels, die ganze Generalität, alle wetteifernd sehr zu glänzen, mochten eben so viel haben, die Magazine, die Artillerie, die dritte Million machen, welches nach dem Geldwerth unserer Zeiten zehnmal so hoch zu nehmen ist. Nebst Korn, Wein, Haber, gesalzenem Fleisch und Fischen, war durch die südlichen Früchte und Specereien auch für die Lust gesorgt, und in etwa tausend Buden von viermal so vielen Krämern und Dinen aller Ueberfluß zum Kauf ausgelegt. Man fand über vierhundert große Hauptbüchsen, Batteriestücke, Feldschlangen, achthundert Hakenbüchsen, dreihundert Tonnen Pulver, Zugpferde bei zehntausend; alsobald wurden hundert und achtzig der vortrefflichsten Stücke zu Wasser und Land nach Atdau und in die Grenzplätze abgeführt, und kein Heerhaufe zog ab, ohne ein Theil dieser Zeichen des Sieges! Getheilt wurde die ungezählte Menge der Spieße, Mordärte und (zum Theil vergifteten) Pfeile von englischer Fabrik, nebst Karls zierlich mit Elfenbein eingelegten Handrohren und mehreren tausend bleiernen, mit eisernen Stacheln versehenen Kolben, Handbogen, Armbrüste und Sehnen dazu; zuletzt sieben und zwanzig Hauptbanner und über sechshalbshundert Fahnen.

Wie aber, da sie hinaufzogen, wo über vierhundert mit Seide behängte prächtige Zelte unter sieben der kostbarsten (wo die Kanzlei, die Hofkapelle gewesen, wo der große Bastard und die nächsten um den Herrn gewohnt) über alle das eigene Hauptquartier Karls sich erhob, welches Zelt nach dem des osmanischen Sultans für das herrlichste in Europa galt! Von außen glänzten Wappenschilder, mit Gold geziert, mit Perlen verfest; inwendig war es mit Sammt ausgeschlagen; da stand sein goldner Stuhl, von dem er Gesandte empfing. Da lag, reich und geschmackvoll, der herzogliche Hut, leuchtete unter vielen Waffen vom schärfsten damaschischen Stahl sein Prachtschwert hervor; sieben große Diamante, so viele Rubinen, und nebst Sapphiren und Hyacinthen fünfzehn ungemeine Perlen zierten den Handgriff. Nicht weniger zog das goldene Vließ die Blicke auf sich. Da fand man in der Kapelle den goldenen Rosenkranz Philipps des Guten, Edelsteine statt Kugeln; von Perlen und Rubinen glänzend ein Kästchen wunderbarer Heilighümer; ein eben so kostbares, wo-

rin die zwölf Apostel im reichgearbeiteten Körper jeder seine Reliquie verbar; und im goldgezierten Krystall St. Andreas wunderwirkenden Arm. Hier wurde das in rothen Sammt gebundene, mit Gold und Malereien herrlich gezierte Gebetbuch gefunden. Da hoben sie von dem Altar die goldschwere große Monstranz. Sie traten in die Staatskanzlei, nahmen das Hauptfigil des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer; das silberne vergoldete des großen Bastarden, und machten Feuer von den Urbaren der Zinse und Rechte und von den Katastern. Alsdann leerten sie im Speiselt die von silbernen und goldenen Pokalen, Schüsseln, Tellern, zur Verwunderung von Kaisern und Königen hochgehürmten Staffeleien; römische Kunst glänzte neben dem belgischen Fleiß. Endlich wurden vierhundert Keiselkisten geöffnet, welche die silbernen und goldenen Stoffe, die nie so herrlich gesehene Leinwand und unerhörten Ueberfluß von Seide enthielten. Die Krieger achteten diese wie Landtuch und gaben um wenige Groschen silberne Teller, die ihnen Zinn dächten. Die Kassen und Geldvorräthe wurden mit Hüten vertheilt, die gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten.

(Die Diamante.) Drei Diamante (dieser Herzog war der erste, welcher den Edelstein schneiden ließ) haben durch ihr Schicksal in der Geschichte, wie in den größten Kronen durch ihren Glanz hervorgeleuchtet. Der erste, einer halben Baunnuß gleichgeschäkt, und nicht nur in der Christenheit, sondern, ehe der in dem mogolischen Diadem gesehen ward, in der Welt der größte, welchen Karl so hoch, wie eine Provinz hielt, wurde von ihm selbst oder wer ihn retten wollte, im Schrecken der Flucht auf der Landstraße verloren. Ein Schweizer fand ihn in dem Kästchen, worin er mit einer eben so gemeinen Perle in unverzierter Pracht allein lag. Verächtlich, wie ein Stück Glas, warf ihn der Mann unter einen Wagen; wandte sich doch und nahm ihn auf; der Pfaff zu Montagny gab ihm einen Gulden; diesem die Berner drei Franken. Er wurde nachmals von Bartholomäus May, einem reichen Manne dieser Stadt, welcher durch Verwandtschaft und großen Verkehr viele Verbindungen mit Italien hatte, würdiger geschäkt, so daß er dem Schutzherrn Wilhelm von Dießbach ein Geschenk gab, als durch seine Begünstigung das Kleinod von fünftausend Gulden ihm überlassen wurde. Gemüther kauften es von ihm ohne beträchtlichen Unterschied; mehr als zweifach theurer von diesen der mailändische Regent Ludovico Moro Sforza; bei Versplitterung des mailändischen Schatzes gab Julius zwanzigtausend Dukaten, auf daß der erste Edelstein in der dreifachen Krone des Hohenpriesters der Christenheit glänze. Ein einziger wetteiferte mit seiner Pracht, der auch im Lager gefundene Diamant, Halszierde des Herzogs, zwischen den drei Brüdern,

großen Rubinen, und vier der herrlichsten morgenländischen Perlen leuchtend. Diesen und Karls festlichen Hut (italisch geformt, rund und hoch, von gelbem Sammt, mit Perlen übersticht, mit einem Kranz von Sardonyschen, Rubinen, Perlen und geschnittenen Diamanten und einer obersten Zierde von Edelsteinen in goldener Einfassung funkelnd) kaufte von den Siegern der an Weisheit, wie an Geld und Ehren reiche Jakob Fugger. Nachdem Sulejman, der große osmanische Padiſchah, nachdem Kaiser Karl der Fünfte ihn vergeblich gewünscht, wurde der Diamant Anton Fuggers von dem englischen König, Heinrich dem Achten, der gegen eine Laune keine Rechnung anhörte, abgekauft und kam durch Königin Maria, dessen Erstgeborene, an Philipp den Zweiten, Urenkel seines ersten Herrn. Ein dritter, nicht gleich dem vorerwähnten, doch in der neuern Zeit auf achtzehnhunderttausend französische Livres geschäkt, wurde von den Eidgenossen auf einem Tag zu Luzern Diebolden Glaser um fünftausend Gulden überlassen. Diesen trug das Schicksal in die damals reichsten Hände der Könige von Portugal; bei Untergang ihrer Dynastie, durch Niklaus von Harlay, Herrn zu Sancy, in die Krone der Könige von Frankreich.

(Benehmen Ludwigs XI.) Nachdem die Eidgenossen die Wahlstatt von Granson, ihrer Sitte gemäß, drei Tage behauptet, brachen alle Banner siegfriedig auf, in ihre Städte und Länder; die ganze Schweiz war ein großes Feldlager. Ludwig der Eilfte hatte sich, gleich bei Anfang des Kriegs, unter dem Verwand einer Andacht und vieler wichtigen Geschäfte, nach Lyon begeben, um dem Schauplatz näher zu sein und nach den Umständen schneller zu wirken. Der erste Eindruck von Karls Erscheinung oder irgend ein möglicher Nachtheil konnte der burgundischen Partei die Oberhand geben; die Schweizer, über des Königs Betragen mißmüthig, ließen Friede mit Karl und einen Bund wider Ludwig fürchten. Also ließ Ludwig durch Philippen von Comines, seinen vertrauten Minister, viele Kundschafter als Bettler, Pilgrime, Handwerksgefallen in die deutschen Städte und Länder senden; er wartete in großer Unruhe. Die Botschaft von Granson entschädigte ihn; er konnte sie sich nicht oft genug wiederholen lassen. Was ihn kränkte, war, daß nicht mehr Burgunder geliebten. Seine Freude, die geheim war, wurde durch ganz Lyon in Siegesliedern kund. Da kam von Karl der Herr von Contay: „wie der Herzog auf des Königs Freundschaft rechne, bedaure, daß er zu Aurerre ihn nicht habe sehen können, und überall zu seinem Willen sein werde.“ Er wurde mit Auszeichnung empfangen, und die schönsten Worte gesucht, ihn zu beruhigen. Dem König schien der Tag von Granson gut, nur nicht hinreichend. Die stärksten Zusagen und reiche Geschenke wurden an die Sieger verwendet.

Schon anders empfing er die mailändische Gesandtschaft. Galeazzo, durch seine Gemahlin des Königs Schwager, seit wenigen Wochen im Bund mit Karl, der in Italien die mächtigsten Verbindungen hatte, ließ durch einen heimlichen Boten dem König hunderttausend Dukaten bieten, wenn er (woran er wirklich nie gedacht) mit Karl jetzt nicht Friede halte. Als Comines hierüber Bericht erstattet, ließ der König den Mailänder rufen und sprach zu ihm: „Das Geld mag euer Herr behalten; ich habe jährlich dreimal so viel, und nicht Geld ist, was über Krieg und Friede meinen Willen bestimmt; wenn dem Herzog ernstlich leid ist, daß er sich bethören ließ, so mag unser Bund hergestellt werden.“ Der Bote ließ nicht ab; Nachmittags wurde der Bund neu proklamirt. Um dieselbe Zeit kam der König durch aufgefangene Briefe in die Kenntniß des heimlichen Vertrags, wodurch René von Anjou, Graf der Provence, der sich König Siciliens nannte, dem Herzog von Burgund Provence überließ; Philipp von Savoyen, Graf des Landes Bresse, nahm Hug'en von Chateauguon die zwanzigtausend Thaler, woraus er für Karl in Piemont werben sollte. Da ließ der König dem alten René sagen, er möchte nach Lyon kommen, oder, ob man ihn holen soll? Er kam, René der Gute, der Wissenschaften und Künste, der Damen und seines Volks Freund, wurde nach seinem Geschmack vortrefflich bewirthet, brachte Einiges zur Entschuldigung vor und ergab sich, wie es nicht zu ändern war, in die Hand Ludwigs. Nicht so redlich gab die Herzogin von Savoyen ihrem Bruder, dem König, heimlich eine Aenderung ihres Willens zu erkennen; er, ungetäuscht, äußerte auf's freundlichste den Wunsch, die Fürstin selbst zu sehen. Große deutsche Städte erklärten sich wider Karl. So schnell sank Hobeit, Ehrfurcht, Vertrauen, daß man nicht anders eilte, sich von ihm zu trennen, als wenn ein großer Ablass dadurch zu verdienen wäre.

(Neue Rüstungen.) Er, in tiefem schwarzem Schmerz, nicht niedergeschlagen, aber wüthend, strengte Alles an, den Krieg zu erneuern. Der sechste Mann wurde aufgeboten; von allen Unterthanen der sechste Pfenning eingefordert und, wo die Kirchenglocke tauglich schien, oder wo in einem Hause mehr als ein eherner Restel oder anderes entbehrliches Erz war, Ablieferung in die Stückgießerei befohlen. Es murrten die Völker; selbst Hofleuten schien Eigensinn, was ihm Festigkeit; allein der Muth, nicht aufzugeben, machte gleichwohl, daß er noch nicht fiel; daß weder Frankreich noch der Kaiser sich getraute, Krieg wider ihn zu erklären; daß die Herzogin von Savoyen Seide, Leinwand und kostliche Kleider für ihn zusammenraffte, und Galeazzo neuen Werbungen, wie sonst, den Durchpaß gab, auch Geld und Waffen ihm nicht versagte. Dem

Unglück trocken, ist groß; aber unweise, die Maßregeln durchsetzen zu wollen, wodurch das Unglück kam.

Nach der Schlacht wurde Granson und der nach Neuchâtel führende Paß, nicht aber Karls Heerstraße, durch die Klauen von Joigne und Lesclès, besetzt; als ob man den Herzog ferners dahin leiten wollte, oder weil die gebrochenen Burgen wieder haltbar zu machen nicht so schnell möglich war. Auf die Freigrafschaft wurde, als zu Lille Jahrmart war, und bei der Landwehre zu Granges, aus derselben auf Sundgau, während einem Hochzeitsmause zu Dattenried, immer mit Vortheil der Schweizer gestreift. Die Hülfe der deutschen Städte wurde durch ein kaiserliches Verbot gelähmt. Seit Karl gedemüthigt scheinen mochte, suchte Friedrich, so wie der Papst, entweder den Krieg beizulegen, oder die Maßregeln der Eidgenossen zu verzögern. Sie fürchteten die Uebermacht Frankreichs und den schweizerischen Troß. Aber alle burgundischen und niederländischen Besatzungen und ihre Artillerie in Bewegung, Karl mit mehr als anderthalbhundert Stücken und mehr als sechszigtausend Mann umgeben, voll wüthender Streitbegier, Romont voraus und schon wieder Herr seiner Waadt, Savoyen, Italien für die Herstellung des Herzogs thätig, hinderte Bern, sich einschläfern zu lassen.

Sie erließen an alle Bürger und Ausbürger ein Aufgebot, wie in den Tagen vor Laupen, wo in einem Hause neben dem Vater ein erwachsener Sohn, oder wo zwei Brüder seien, soll der eine auf sein zu Behauptung der Stadt Murten, Vorburg von Bern; und an alle Unterthanen, auf bestimmte Zeit mit Waffen, Geschütz und Vorrath auf einen Monat in Bern zu erscheinen. Da wurde auch der Altschultheiß Hadrian von Bubenbergh, Ritter, welcher als Burgundisch gesinnt auf seinen Landsitz nach Spiez entfernt war, von seiner Kunst für das Vaterland aufgemahnt. Als der Held in die Stadt kam, erkannte jeder in ihm den Feldherrn. Also schwur die Gemeinde, Murten unter ihm zu behaupten, Schultheiß und Rath, ihm nichts Nöthiges fehlen zu lassen. Anderthalbtausend Mann von Bern zogen aus; Freiburg sandte Wilhelm von Affry mit achtzig Mann. Sie, diese Stadt selbst, wurde von tausend Eidgenossen besetzt, welche Hans Waldmann von Zürich, den sie wegen der Vortrefflichkeit seiner militärischen Tugend alle als obersten Hauptmann ehrten, in der genauesten Kriegszucht hielt. Waldmann, sinnlichem Vergnügen sonst nicht feind, stärkte das Volk auf den entscheidenden Tag durch Religion und ernste Ordnung; durch Streifzüge hielt er dasselbe in unaufhörlicher Bewegung. Die Reifigen von Oesterreich unter Eptingen, die gutwilligen Straßburger, welchen der Reid des Glücks am Tag von Granson Ruhm versagt, wichen nicht von den Schweizern; letztere Stadt sandte freiwillig ihre Büchsen.

(Karl zu Lausanne.) Da kam der Herzog Karl mit erneuerter Macht und Hoffnung aus den unverwahrten Pässen über Orbe durch die Waadt nach Lausanne; hieher strömte alles Volk, das von Gent bis Napoli auf war, seinen Krieg zu thun. Sieben Wochen lag er daselbst. Mehr durch diese Freunde, als vor und nach durch Schweizer, wurde die umliegende Landschaft, unter den grausamsten Mißhandlungen aller Stände, Alter und Geschlechter, ausgeraubt, so daß, wer nicht in die Alpen entwich, die einzige Wahl zwischen dem Bettelstab und Hungertod hatte.

In den Osterfeiertagen, welche er herrlich beging, erschienen vom Augstthal her viertausend Lombarden, welche sich in den venetianischen Staaten für seinen Dienst gesammelt hatten; in den Pässen des Bernhardsberges fanden sie die Männer von Wallis, welche sie bis zum Spital verfolgten, viele Hauptleute und Edle, überhaupt bei anderthalbtausend Mann erschlugen, und viele Gefangene machten; wer im unwegsamen Gebirg Rettung suchte, fand in Eisfährunden oder durch Hunger den Tod. Die Oberhand war bei den Landeskundigen. Unter Anton von Orly, Gubernator zu Nizza, zogen von Savoyen viertausend Mann auf die feindliche Grenze; diese wurden von den Freiburgern theils verprengt, theils niedergemacht. In Romont selbst vermochte eine starke Besatzung die Abrennung der Vorstädte nicht zu hindern. Kaum hatte sich Karl wenige Stunden von Lausanne entfernt, so zog Niklaus zur Kinden, in Obersibenthal bernischer Landvogt, mit seinen tapfern Leuten und den Männern von Sanen auf die Städte Vevey und bei dem Thurm du Pèyl, welche den Savoyern und Italienern Vor-schub geleistet; welches mit dem Verlust ihres Eigenthums, dem Tod aller waffenfähigen Mannschaft und einer gänzlichen Zerstörung belohnt wurde.

(Kriegsordnung.) Ohne Furcht, so lang Einigkeit und Ordnung nicht fehlte, beschäftigte sich der zu Luzern versammelte Tag der alten Eidgenossen und niedern Vereinigung nur mit Anordnung der jedem zukommenden Rüstung und mit Bändigung wilden Muthes. Jedem Hauptmann wurden Rätthe, jedem Banner vier Mann zugeordnet, es, wenn der Bannerherr fielt, empor zu halten; hundert vor, eben so viele hinter dasselbe, zu seinem Schirm. Das Raubgesindel, genannt Freiwillige, wird nicht mehr geduldet. Jeder zieht aus mit Harnisch und Waffen, die er, so lang er im Feld ist, weder Tags noch Nachts, je ablegt. Unordentliche Wagsstücke, Zweikampf, Spiel, wovon Zank entsteht, und böse Schwüre sind wie Entfernung oder das rohe Geschrei im Anfang verboten. Der Mann rückt in seiner Ordnung an; ein Wort an Gott! alsdann die Augen auf, und der Arm unermüdet, auf daß möglichst viele Feinde fallen; man will keine Gefangenen. Wer

die Flucht nehmen will, den tödtet der Nächste. Wer auf der Flucht ergriffen wird, stirbt als meineidig. Niemand beleidige das hülflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, in Kirchen und an Priestern Gott, des Kriegs Schiedrichter, zu ehren. Eine Mühle soll nie zerstört werden. Keinen Ort verbrenne die Vortrupp, die Nachtrupp mag noch Speise da finden. Kein Proviant werde aus dem Felde gefahren, kein Stück Beute berührt; es hält auf, macht Mißmuth, gebietet Streit, lähmt den Sieg und bringt Unglück; die Auftheilung soll obrigkeitlich mit Billigkeit geschehen.

(Karl an das Heer.) Als der Herzog von Burgund sowohl aus Niederland als Italien genugsame Verstärkung erhalten, um selbst gegen Frankreich den höhern Ton wieder anzustimmen, ließ er das ganze Heer auf einer flachen Höhe ob Lausanne zusammentreten. Er überließ dasselbe von einer erhabenen Höhe; er, nicht mehr jener, wie zu Lüttich, oder Trier, Verwirrung in seinem Blick; Blässe entfarbte seine Wangen; seine Stimme schien Ausbruch der bekümmerten Brust, nicht ruhiger Zuversicht; sein Inneres war von Zorn, Haß, Verachtung, Scham, wie zerfleischt; er haßte, verschmähte nun den Rath seiner redlichen Burgunder, fand Gefallen an welscher Großsprecherei, suchte Wahrsager über die Zukunft und scheute sich davor; in der That außer sich, seit Graison für immer, „Wahr!“ rief er endlich, „das Glück verließ uns jenen Einen Tag. . . Doch, tapfere Männer! Ihr, vor denen Frankreich bebt, ihr, durch die mein Schwager sicher König von England ist, durch welche Lüttich fiel, vor deren Anblick Lothringen verschwand, nicht wahr, ihr wollt ihn rächen, euren Herrn, an dem Bauerntrog? Was habe ich der Schweiz gethan? Wer hat Hagenbach ermordet, meinen Amtmann? Haben sie mir den Krieg nicht aufgezwungen? mit Feuer und Schwert ihn in meine ruhigen Lande gebracht? welche Greuel, welche Herausforderung unverletzt gelassen? Soll die Würde Burgunds, das Andenken meines Vaters, unsere Ehre vor den Völkern, durch dieses rohe Volk in Noth getreten werden? Bei St. Georgen, sie soll es nicht. Auf, zur Rache; für euch wie mich! Nicht will ich mir etwas erobern. Auf Ehre geht mein ganzer Sinn. Das Land sollen meine Fremde haben; in den Häusern der Berner und Freiburger sollen meine Krieger wohnen; euer ist, was sie zusammengeraubt, die meineidigen, friedbrüchigen, schändlichen Verräther. Wohl auf; wir marschiren. Bei St. Georgen, wir rächen uns.“ Sie alle laut: „Hoch lebe Burgund!“ Herrlicher als je schien das Heer; doch die innere Siegeszuversicht war nicht mehr im Volk.

(Marsch nach Murten.) Durch Kornfelder ging der Marsch über Morens, Violey, dem Neuchâtelsee zu; langsam, der Herzog hoffte, die Feinde zu locken, wo Land und Leute für ihn wären;

doch die Ungebuld riß ihn bald fort. Er beschloß, über Murten auf Bern und Freiburg zu ziehen. Den Grafen von Montmont sandte er mit neuntausend Mann in die zwischen den Seen liegende Landschaft, sowohl um Erkundigung, als weil er seiner Operation von dort aus mehrfach nützlich sein, dem Feind in die Seite oder den Rücken fallen, auch Murten durch doppelten Angriff geschwächt werden konnte. Die Hauptmacht folgte und kam nach Eugh, Peterlingen, Wislisburg, den ganzen Raum füllend, wo Aventicum war. Hadrian von Bubenberg, mit sechshundert Mann, stieß auf die Vorposten und machte einen Gefangenen, der ihn unterrichtete. Sofort schrieb er nach Bern: „Der Herzog von Burgund, mit aller seiner Macht, Riebstäruppen aus Italien, Berräthern auch aus Deutschland, stehe ihm gegenüber; Schultheiß, Rath und Bürger sollen sich nicht fürchten, sich nicht übereilen, sollen die Eidgenossen ruhig erwarten; er wolle Murten behaupten.“ Er berief die ganze Besatzung und alle Einwohner von Murten, sprach zu ihnen mit hohem Ernst und verpflichtete sie eidlich, alle und jede, wären es auch Vornehme und in Krieg oder Frieden bedienstete Männer, wäre es endlich selbst Er, alsobald umzubringen, wenn einer ein kleinmüthiges Wort hören lasse. „Kriegsgesellen wachet! An Murten hängt das Vaterland; nur Eine Vormaner hat die Schweiz, unsern Entschluß!“

(Die Eidgenossen.) Durch alle Städte und Ländel von Freiburg, Bern, Solothurn, erging der Landsturm, und von den Hütten zur Seite des ewigen Eises, bis wo die Nar in den Rhein fällt, floß Tag und Nacht das Volk zusammen auf Bern. Sofort Befehung der bei Laupen und Gümminen über die Sage führenden Brücken; abgeworfen wurden sie nicht, sowie nicht verschlossen die Thore von Murten, auf daß die Sicherheit offener nur in der Wachsamkeit sei. Schultheiß, Venner und Räte waren Tag und Nacht versammelt; überall Rundschaffter; zu oberst in der Stadt auf einem hohen Thurm eine mit andern in Verbindung stehende Hochwacht; schnelle Reuter über Basel nach Straßburg, Boten aus dem großen Rath an alle Eidgenossen, „so hoch und so theuer die Stadt Bern könne und möge, bei den heiligbeschwornen und ewigen Bünden sie aufzumahren mit aller Macht, auf Einen entscheidenden Tag, zu Erlangung schnellen, ruhmvollen ewigen Friedens und nie vergeßlichen Danks.“ Nicht weiter schrieben sie Ludwig dem Elften, welchem der Ursprung des Kriegs, der Bund, ihre Gefahr und seine Pflichten vor kurzem lebhaft vorgestellt worden; sie hatten von ihm kein Heer verlangt, aber daß er Savoyen besetze, dem Feind von dort her furchtbar zu sein; vergeblich; der König wollte Karln keinen Vorwand geben, daß er von den Schweizern ablasse; bei diesen hoffte er, soll er sein Verderben finden.

In den Eidgenossen selbst war nicht immer einerlei Wille; der alte Bund im Hochgebirg war für die Freiheit: von Staat, von Herrschaften wußten diese Männer nichts; nichts von einem weltlichen Helvetien, oder daß die Natur den Jura zur Landmark gesetzt. Es ist in ihrer Einsicht eine gewisse Schen; sie mögen sich nicht mißbrauchen lassen. Jetzt, wo die Alpen mit Vieh besetzt waren (beim Zug nach Granson lagen sie noch unter Schnee) war nicht jedem kommlich, in den Krieg zu ziehen. Da dachte wohl Mancher, ob die Herzogin Yolantha so unrecht hatte, vor großen Planen der Berner zu warnen. So wurde erst untersucht, ob Murten wesentlich, ob es in dem Bund begriffen? So hatte Karl Ruße bekommen, sich neu zu rüsten. Als er in der furchtbaren Größe seiner Macht neu vor ihnen stand, und Bern, unverzagt, aber dringend, vom Tag zu Laupen, der Treu, der Freundschaft, zu ihnen redete, war die ganze Eidgenossenschaft unverzüglich auf; vorerst Wilhelm Tells Volk, die Männer von Uri, zogen unter Hansen im Hof mit ihrem Landbanner durch die nächsten Thäler den Bernern zu; durch die Haberen und über den Brünig, Unterwalden; die allzeit rüstigen Entlebucher, voraus ihrem ganzen Kanton; da kam von Greperz Ludwig, der Graf des obern Hirtenlandes; willig folgten die Sennenleute, weit über den Thurm Treym hinaus, für ihren Herrn und für Bern; es strömte von den Ufern und Bergen des Thunersee's und von den hintern einsamen Höfen kraftvolle Mannschaft mit der Stadt Banner von Thun zusammen; die Reissigen von Nargau, doppelt freudig, weil der Krieg auch für Oesterreich war; wetteifernd, die aargauer Städte; unter Forster, einem besonders tapfern Mann, die Vieler, gewohnt von Alters her, den Bernern zur Seite zu streiten; aus den basstaller Klauen eilte mit zweitausend Basellern und hundert Reissigen der Ritter Peter Rot; es führte Graf Ludwig von Dettingen die zu Roß und Fuß und an Zeug schöne Hülfe der Straßburger; es folgten die elssasser Städte und von Vorderösterreich das dreifache Aufgebot; vereinigt mit den Rotwylern, St. Gallern, dem Land Appenzell kam die Stadt Schaffhausen.

Die theilnehmendsten Blicke zog Herzog René auf sich, den Karl aus Lothringen vertrieb. Fünf und zwanzig Jahre alt, schön, anstandslos, tapfer, gütig, weise, sehr den Deutschen und sie ihm zugehörig. Als er in seinem Unglück verlassen und arm zum König nach Lyon gezogen, hatten junge deutsche Kaufleute die lothringische Uniform sich heimlich machen lassen, um ihn am Thor als eine wahre Ehrenwache zu erfreuen; seither hatte seine sterbende Großmutter ihm seidene Kleider und Geld gegeben; eine Zeit lang harrete er bei seiner Mutter auf die Wink und Wirkung der Zusagen Ludwigs, bis die Herannahung eines großen Tages bei Murten

weit und breit alle Gemüther aufregte. Da entriß sich René der klagenden Mutter; unter Bedeckung einiger hundert französischen Soldaten, die doch mit den Burgundern durchaus freundlich lebten, stahl er sich durch. Senzend warf eine alte Frau an der lothringischen Grenze ihm unter der Messe ihr Spargeld in den Schooß. Durchgehends wurde die entstellte Würde verehrt. Nachdem die Straßburger ihn eine Woche bewirthet, sandten die Eidgenossen ihm eine Bedeckung. Viele Lothringer, die das Haus, die ihn und das Land liebten, zogen mit ihm über Zürich nach Murten.

(Belagerung Murten.) Die Stadt Murten, nach einer Feuersbrunst besser gebaut, war mit Mauern, Thürmen, einem doppelten Graben und jetzt mit Schanzen und Bollwerken befestigt. Einerseits ist gegen Freiburg, Laupen, Bern, ein von der Sane durchschnittenes, waldichtes Hügel land; anderseits ein See von nicht unbeträchtlicher Tiefe, dessen vormals weit größere Ausdehnung unwegsame, hin und wieder bodenlose Moräste zurückließ. Gegen Wisliburg öffnet sich ein fruchtbares Kornfeld in eine gemessene Breite. Die Halbinsel, den Weinberg Mistelach und seinen fruchtbaren wohlbevölkerten Fuß gegen den Neuschäteller See, hielt Graf Romont in Besitz; der Inselgau, das Huperland, ist von einem vorzüglichen Stamm treuer und kraftvoller Landleute bewohnt. Es gelüstete dem Grafen, die weiland oranischen Güter in dieser Gegend einzunehmen; die von Eudresin zeigten durch den Sumpf und über die Brohe den Weg, so daß der Fürst unerwartet und wohlgerüstet am frühen Morgen zu Ins an dem Weinberg war. Auf das erste Zeichen der Wache erschienen die Landleute beiderlei Geschlechts mit selbstgemachter Fahne und allerlei Waffen, so muthvoll, und Neustadt, Grassier, die Männer von den Landeren, waren so bereitwillig auf, und die Zilbrücke wurde von einem einzigen Neuschäteller, Baillod, mit solchem Heldennuth behauptet, daß, nachdem der Graf etwas Vieh erbeutet, er zurückeilte und selbst jenseit der Moräste keinen Standpunkt zu behaupten vermochte. Da er sich zu schwach fand, stürzte er sich etwas gegen die Volksmenge zu unternehmen, vereinigte er sich mit der Hauptarmee.

Am demselben Tage ordnete sich der Herzog in dem Wald ob Folz, erschienen mit mehr als vierhundert Zelten auf den Höhen gegen Morgen der Stadt Murten, auf der nördlichen Seite bei dem Moutillier, Graf Romonts Zwölftausende, und an dem See der große Bastard mit dreißigtausend Mann. Die Stadt wurde (außer an einem Ort gegen den See) umringt; kaum unterhielt Nachts ein kleiner Kahn Verbindung mit den Eidgenossen. Nach abschlagener Aufforderung wurden drohende und verführerische Zettel in die Stadt geschossen; hierauf durch Romont Sturm angelegt. Es fiel durch die Burgunder ein großes Stück Mauer; mit Sieges-

geschrei liefen sie an. Aber die lebendige Wehr fester und geschickter Männer erschien. Der die große Büchse bediente, wurde aus der Stadt erschossen; durch den Tod von siebenhundert der Muth gebrochen, und nach der achtstündigen Arbeit das Eingestürzte Nachts hergestellt. In Ausfällen waren die Belagerten glücklich. Von den Freiburgern wurde Anton d'Orly mit dem Rest seiner Savoyer vernichtet. Durch geschickte Ordnung verabredeter Zeichen wurde von der Neustadt, von Erlach und den Landeren Verstärkung in die Stadt gebracht, auf daß bei der unaufhörlichen Anstrengung dem unüberwindlichen Muth nicht endlich Leibeskraft fehle. Die Burgunder, voll Ungeduld (der Herzog schmähte bitter), verschonten auf dem Lande weder Alter noch Geschlecht. Ebendieselben zogen eilends an die Brücken, welche bei Gümminen und Laupen über die Sane führen, um den Entsatz abzuschneiden. Es war nur eine kleine Schaar, kein Banner, kein Hülfsvolk an den Orten; aber der Landmann, im Pflichtgefühl unerschrocken, aber der Pfaff zu Neueneß, an der Spitze seiner Gemeinde zum Heldentod bereit, vertrieben den Feind. Stunden lang wurde zu Bern gestürmt, und der Stadt Banner brach auf, über sechstausend stark, an die Brücken; der Schultheiß blieb noch.

Desio heftiger donnerte, hörbar den Bernern, das burgundische Belagerungsgeschütz, ohne Wirkung. Es hielt Hadrian von Bubenbergs eine solche Ordnung, daß jedem Zufall bestimmte Männer hielten; kein Getöse in der Stadt; Niemand redete von der Mauer, Niemand schien erschauert, an dem Tag, als Karl und Romont das gewaltige Heer mit Feldgeschrei und abwechselnder Kriegsmusik die kleine Stadt vorbeiführten. Hadrian, überwältigt, wäre mit seiner Mannschaft gefallen, wie das Heer an der Birz; Karl schenkte den Eindruck des wüthenden Kampfes. Den Sturm erneuerte er. Es war als wenn ganz Murten mit seinen verfallenen durchlöchernten Mauern von der übermächtigen Zahl niedergestürzt werden sollte! Mit einem übermenschlichen Geschrei und Geräusch der Waffen und unaufhörlichem Knall des Geschützes wurde der Sturm gegen die siebente Stunde Abends begonnen und fand die Besatzung in ihrem ruhigen Ernst. Als die Leitern angelegt, als die Graben gefüllt und von dem Zeug alle Bollwerke erschüttert wurden, so daß wohl dem und diesem der Ausgang zweifelhaft werden mochte, war allenthalben Bubenbergs; Bubenbergs, der vielversuchte Mitter, der Schultheiß, der Feldhauptmann, in seinem Munde Vaterland, Heldennuth, und jedem gab er seine Seele; so daß mit Untergang von tausend Feinden (viele wurden im Graben von Fußfeßen gefaßt; viele, die ihre Todten wegbrachten, diesen beigegeben) auch dieser dreistündige Sturm ruhmvoll abgeschlagen wurde, und Karl in die äußerste Verzweiflung gerieth. In Burgund ward Hadrian Ritter,

als Jüngling dem Herzog einst wohlbekannt, auch zu Bern burgundisch gekannt; aber der Privatmann mußte dem Bürger weichen.

„So lang eine Ader in uns lebt,“ schrieb er nach Bern, da er zehn Tage und Nächte mit seinen zweitausend gegen sechzigtausend gehalten, „so lang in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach.“ Die Berner aber sandten auf alle Straßen der heraneilenden Eidgenossen die allerbeweglichsten Bitten um die Beschleunigung. Sie kamen, wie wir oben gemeldet. Auch der größte Theil der Befehlungen von Freiburg und Welschneuenburg begab sich zum Heer.

Endlich wurde Zürich mit banger Ungeduld erwartet. Einen Boten um den andern sandte seiner Stadt Hans Waldmann, ihres und des übrigen Volks zu Freiburg Hauptmann. Er schilderte, wie weit schon die Schanzgräber an den Bollwerken gekommen, wie unter der Erde die Schwerter zusammengetroffen, wie viele Thürme niedergeworfen, wie übel Alles zertrümmert, wie brennend die Begierde der Berner zur Schlacht, wie unaufhaltbar nach einem Unglück das allgemeine Verderben, wie unerblickbar wäre, die letzten zu sein. „Dreimal so stark, als ihr bei Grauson ihn habet, ist nun der Feind: aber er ist unser; unserm Schwert mag er nicht entrinnen; mit Gott, große Ehre wartet auf uns.“ Früh am achtzehnten Juni machten sie sich auf, unter Hansen Landenberg von der Breitenlandenberg dreitausend Mann von Zürich; die Thurgauer, die Sarganser mit ihnen, die Aargauer aus Baden, Bremgarten, Mellingen, den Freiämtern, zweitausend führte Herr Ulrich von Hohenjar. Schlechte Wege, unter beständigem Regen, zogen sie, zwölf Meilen in dritthalb Tagen; so daß nicht weit von Bern in dem Krauchthal mehr als einer vor Müdigkeit hinfiel. Ganz Bern war in Gottesdiensten. Man erwartete stündlich, Augenblicklich die Schlacht. Also daß Waldmann die Ankunft sofort in das Lager melden ließ, Bern aber seiner Mannschaft auch kein Ausruhen lassen wollte. Doch Waldmann wußte, was gute physische Beschaffenheit über den Muth vermag. Nachdem sie sich durch Nahrung und ein paar Stunden Schlaf erfrischt, ließ er, Nachts um zehn Uhr, aufblasen. Die Stadt war ganz erleuchtet; vor allen Häusern auf Tischen mitzunehmende Speisen; die allerinnigsten Bitten, Umarmungen, Wünsche; laut erhob sich Kriegesgesang. Es war eine sehr finstere Nacht bei heftigem Regen.

(Schlacht bei Murten.) Der Morgen des zwei und zwanzigsten Brachmonats dämmerte; das Gewölz schien sich zu verziehen; zu Glimmingen hielten sie Frühmette. Nachdem sie sich durch einen guten Trunk gelabt und Waldmann sein Volk gestellt, als nun die Banner zusammengezogen, liefen viele herbei, seine vortreffliche Ordmanz zu bewundern. Da erwachte in allen vier und dreißigtausenden (Zahl der Schweizer) die Begierde der Schlacht mit solchem Angestilm, daß das Morgenbrod von den meisten verschmätzt

wurde. Die Hauptleute beschloßen, den Grafen von Romont durch nur einen Theil des Heers und durch die Landleute von Inseltal in Unthätigkeit zu halten, mit aller Macht aber auf den Herzog loszugehen. Die Ordnung machten sie in dem murtenen Bannwald; ein Hügel deckte sie noch. Die Vorhut übernahm Hans von Hallwyl, Ritter, aus uraltem aargauer Adel, Bürger von Bern, in blühendem kraftvollem Alter, Kenner der Menschen und Waffen, in den Kriegen der Bodiebrade, der großen Hunsbade gebildet; er, mit bloßem Schwert voran; neben ihm von Freiburg Hegeli und Wipplingen; um ihn die Waldstätte, jene alten, Oberland und Entlebuch; auf den Flügeln Reifige, in zwei Treffen unter Döswald; unter Herzog Röné Armbrustschützen, lange Spieße, Büchsen. Es folgte unter Hans Waldmann der Gewalthaus mit allen Zeichen und Bannern sowohl der Eidgenossen, als der niedern Vereinigung, in deren Rücksicht Wilhelm Herter, Hauptmann der Straßburger, das Kommando mit ihm theilte; tausend lange Spieße, Mordärte und Hallbarden waren um die Banner, den Mittelpunkt. Kaspar aber von Hertenstein, einer der vornehmsten zu Luzern, den die grauen Haare gebietender, nicht schwächer machten, befehligte die Nachhut. Tausend Mann recognoscirten; sie stießen auf die Vorposten.

Der Herzog von Burgund, unaussprechlich erfreut (gestern wollte er den Feind suchen), gab das Zeichen, in Schlachtordnung zu treten. In tiefe Säulen geordnet, stellte er das Fußvolk seines Gewalthausens der feindlichen Vorhut auf einem Ackerfeld entgegen; auf den Flügeln Reiterei; das Geschütz, vor der Fronte, war bedeckt von einem Grünhaag, der nur für vier Pferde Zugang ließ und einen Graben vor sich hatte. Der ganze Himmel wurde von schweren Wolken dunkel, es regnete nun stark. Bei den Eidgenossen wurde der ungestüme Muth von den Hauptleuten, bis die Zeit gekommen sei, verschiedentlich aufgehalten. Zuerst, noch im Wald, wurde dem Herzog von Lothringen, den vornehmsten Hauptleuten und, ohne Rücksicht auf die Geburt, sehr vielen würdigen Kriegern von den Grafen von Thierstein und Dettingen und Wilhelm Herter die Ritterschaft gegeben; die Umstände nöthigten hierbei viel zu übersehen. Da sie auf das Feld kamen, erblickten die schweizerischen Hinde, deren treue Wachsamkeit in damaligen Kriegen sehr nützlich schien, die, welche der Feind hielt; jene, viel stärker und wilder, überwältigten diese, welche mit großem Geheul zu ihren Herren flohen; beiderseitigen Kriegern ein nachdenkliches Spiel.

Bei Anblick der Burgunder befahl Hallwyl Halt; sein Heer umgab ihn; er, mit Frohsinn ernst, redete und sprach zu ihnen: „Biderbe Männer, Eidgenossen, Bundesgenossen! Hier sind sie vor euch, die Mörder eurer Brüder zu Grauson, zu Brie, die über

euer Vaterland, eure Weiber und Kinder zu Lausanne das Loos geworfen. Ihr habt begehrt, euch zu rächen: hier stehen sie, vor euch. Viele sind ihr. Bedenkt, Eidgenossen, wie viele Feinde unsere Väter heute, an diesem nämlichen Tag, vor hundert und sieben und dreißig Jahren in der Schlacht bei Laupen darnieder gelegt. Derselbe Gott lebt noch, und noch in euch derselbe Muth. Streite jeder, als wäre das ganze Glück des Tages, des gemeinen Wesens der Eidgenossen und aller seiner Geliebten in seiner Hand allein. Brüder, auf daß der unsern Vätern half, heute auch mit uns sei, sammelt euch; betet!" Sie fielen nieder, breiteten die Arme aus. Indem sie beteten, drang die Sonne durch die Wolken in ihrer vollen Pracht vor! Schnell der Feldherr auf, schwenkte hoch sein Schwert und rief: "Viderbe Männer! Gott will uns leuchten; auf! Gedenket eurer Weiber und Kinder. Deutsche Jünglinge, wollt ihr den Welschen eure Geliebten preis geben?" Nun vorwärts, aber nichts überließ der Feldherr wildem Feuer.

Indem er voran rückte, sprengte Wilhelm Herter, Hauptmann der Vereinigung, an der Eidgenossen Schlachthausen, mit dem Vorschlag, gegen übermächtigen Angriff der viel zahlreichern Reiterei das Heer durch eine Wagenburg oder einen Verhau zu sichern. Vermuthlich wurde von der Leibwache auf den Höhen befürchtet, daß sie den Eidgenossen zu der Zeit in die linke Seite falle, wo das Geschütz hinter dem Grünhaag ihre Fronte in Unordnung bringe. Stillschweigen; man sah verbissenen Mißmuth. Endlich redete Felix Keller, Waldmanns Freund, ein Züricher: "Wollen die Bundesgenossen, uns zur Seite, redlich streiten, so mögen sie kommen: wir schreiten fort, anzugreifen, wie unsere Alvordern; künstlich Ding ist nicht unsere Art." Sofort fuhr er dahin und gebot, aufzumarschiren.

Die Burgunder, welche Stunden lang im Regen gewartet, schlossen aus der Haltung des Feindes, derselbe habe sie aus ihrer guten Stellung locken wollen. Da mehrere Pulverwagen und die Bogen der Schützen durch die Nässe sehr gelitten, wollten sie gegen Mittag in das Lager zurück, indeß vermittelst einer plötzlichen Wendung die schweizerische Vortrupp die Rücke des Grünhaags bedrohte. In zwei Treffen rückten sie an, links Hallwyl, der Gewaltthausen rechts, Hertenstein hinter ihnen, bereit auf Alles. Also begann das burgundische Geschütz zu spielen; so daß vielen Eidgenossen die großen Kugeln den Kopf weggeschossen, viele Reisige von Lothringen aus dem Sattel geworfen, dem Herzog René selbst sein Leibpferd erschossen, über dreihalbshundert Mann, bei hundert und dreißig des Gewaltthausens niedergelegt und besonders die Lothringer von den burgundischen Reisigen in die äußerste Noth gebracht wurden. Doch fuhren die meisten Schüsse zu hoch, in die Bäume, hinweg

über den Feind, welcher ihre Wirkung mit unaufhaltbar starkem Schritt bald unterließ. Indeß an diesem Ort für Karl nicht ohne Hoffnung und mit gesammter Anstrengung gestritten wurde, umzog den Grünhaag eine von Hallwyl heimlich beorderte Trupp, fiel von oben her mit großem Geschrei dem Feind in die Seite und erschloß den leitenden Büchsenmeister, worauf Schrecken und Unordnung das Geschütz in die Hände der Schweizer gebracht. Alle Eidgenossen entflammt sprangen in den Graben, rissen, traten den Grünhaag nieder; die Entlebucher, die Oberländer trugen mit ihren gewaltigen Armen die schweizerischen Büchsen hinüber, wandten die burgundischen und nöthigten den Feind, seine Stellung aufzugeben. Er zu seinem Herrn. Denn unangestastet stand von Courlevon bis zum Beele-Oreng der burgundische Schlachthausen unter dem Prinzen von Dranien und Philipp von Crevecoeur, links am See der große Bastard mit Adolfsen von Ravestein, rechts Karl, persönlich vor der Fronte, der neapolitanische Prinz und ein Herzog von Somerset bei ihm, die Leibwache, die tapfere Schaar der Engländer, die beste Reiterei; hinter Murten Romont, nun maskirt, wenn er aber Lust bekäme, ein gefährlicher Feind. Zu nichts wurde dem Herzog Zeit gelassen; indem Hallwyl, und nun mit Macht auch Hertenstein die Höhen von Courgevaux reinigten, Lothringen rachevoll, und Greherz, Thierstein mit dem Fußvolk wetteifernd, Waldmann aber mit dem Gewaltthausen das Hauptheer zu keiner Fassung kommen ließen, und Bubenberz sich nicht scheute, des Bastard Antons Lombarden unter den Bäumen am See durch einen Ausfall in Verwirrung zu bringen. Es hatte der Herzog von Burgund in seinem wohlgeordneten großen Heer viele dieses Kriegs äußerst unwillige Unterthanen, viele besoldete Ausländer, welche den furchtbaren Kampf scheuten, zwischen beiden Haß und Mißtrauen, eine überhaupt unglückliche Stimmung, und wenige Befehlshaber, welche nicht er beleidigt oder König Ludwig oder Unglaube an sein Glück in ihrer Trenn erschüttert hatte. Der Feind war einig für die Stadt Bern, und jeder für sich, fester, wenn er gelitten, und, als zum Tod entschlossen, ganz heiter und fest.

Entschieden wurde, nicht weit von Karl (der es sehen konnte), durch ein äußerst lebhaftes Gesecht, worin die Garde und vorzüglich die Engländer mit überaus großer Tapferkeit stritten. Sie wurden durch den Wertheil des Orts und die überlegene Muth und Menge zurückgeworfen, brachten in die Reiterei Verwirrung, in die Seele des Herrn das Entsetzen vor seinem Geschick, flucht in das Heer. Und, noch einmal sich ermannend, warf Somerset die Grafen von Thierstein und Greherz, als zugleich Karl ihm auftrug, den Rückzug des Fußvolks zu decken, und eine feindliche Kugel ihm den Tod brachte. Unterhalb tausend Edle lagen erschlagen; Philippen von Grim-

bergh, den reichen vortrefflichen Jüngling, hatte Karl fallen gesehen. Als die Noth nahe kam, so daß Jakob von der Maes das ihm vertraute Banner oder sein Leben aufgeben mußte, wand er das Banner um seinen Arm und Leib und nahm den Tod. Um diese Zeit erschien auf den Höhen im Rücken des Heeres ein starkes Corps Herstein's. Indem sank das Banner des großen Bastards; es hatte ein Mann von Hasli dasselbe gewonnen. Da fiel dem Herzog Karl sein Muth, es verdroß ihm der Schlacht und des Lebens, er wandte sich, dreitausend Pferde mit ihm; er floh. Jenseit der Wahlstatt zerstreuten sich jene; daß der Fürst, außer sich, ohne zu sprechen, mit kaum dreißig Mann, Tag und Nacht, am liebsten des Nachts, reitend an den Genfersee kam.

Auf dem Schlachtfeld aber bei Murten walteten über dem verlassenen Heer alle Arten des Todes. Alle eidgenössischen Banner und Fahnen ergossen sich stromweise auf dem zwei Stunden langen Weg nach Wivlisburg, und über dem Geschrei: „Vrie! Granson!“ wurde keinem Bittenden das Leben geschenkt. In der allgemeinen Verzweiflung beschloßen mehrere tausend Kürassiers und Lombarden durch den weithin beschilften See an Murten vorbei zu dem Grafen Romont zu kommen. Dicht aneinander standen die Männer im Wasser, als durch die Schwere der Pferde und prächtigen Rüstung der morastige Grund einwärts sank; andere, durch Rachen und Schüsse der Stadt weiter hinausgetrieben, wurden plötzlich von Tiefen verschlungen; so daß von viel tausenden ein einziger Kürassier wunderbar sein Leben gerettet. Sie würden jenseit Murten den Grafen von Romont nicht gefunden haben. Sobald über die Einnahme des Grünhaages die erste Freude erscholl, trug der Graf an dem Ausgang keinen Zweifel. Indeß er ausspaken ließ, befahl er zweimal gegen die Stadt loszubrennen, um sie mit sich selbst zu beschäftigen. Hierauf suchte er, sein Heer über die Droye nach Stäfs zu retten.

Bei Auflösung des Hauptheers und Lagers lief alles Hofgesinde, die Kausleute, die Weiber in angstvoller Bestürzung durcheinander, so daß viele im dicken Laub der Bäume, andere in Backöfen der benachbarten Dörfer, nur die Nacht zu gewinnen, andere durch die entblößten Brüste Erbarmen gesucht; sie haben es gefunden. Bis über Wivlisburg hinaus mochten der Erschlagenen fünfzehntausend liegen; das ganze Heer war versprengt. Ohne Anführung, und als würden sie verfolgt, flohen sie, wie jeder konnte, durch die übelmüthigste Waadt; die Burgunder, durch die Pässe, stahlen sich heim, ihre Furcht mit ihnen; die Lombarden, welchen Wallis den Bernhardsberg verschloß, flohen in die Stadt Genf; da sie schreckenvoll St. Gervais herunter an die Rhonebrücken rannten, wurden

in einem Auflauf des Volks diese abgeworfen, jene als unglücksbringende Menschen erschlagen.

Zu Wivlisburg erwogen die Schweizer, daß der Graf von Romont, dessen Flucht sie nicht wußten, ihnen in den Rücken fallen oder doch die kostbarste Beute entführen könnte; ließen ab von dem geschlagenen Feind. Also wurde Romont ereilt, alles Geschütz und sein ganzer Troß erbeutet, auch diese Schaar aufgelöst; er mit sehr wenigen entkam durch die Hülfe der Nacht. Auf der Wahlstatt vor Murten fielen die Sieger zum Dankgebet nieder. Hierauf ließen sie alle militärischen Instrumente den Freundschaft geben. Eilends Boten mit siegverkündigenden Zweigen auf Bern, Freiburg, in alle Städte und Länder, und bald verkündigte allgemeines Freudengeläut, bis hoch in die Alpen den ruhmvollen Sieg.

Von der Grenze bis Lyon hatte König Ludwig unterlegte Pferde (um große Reuigkeiten schneller zu wissen, hatte zuerst Er Posten verordnet); als der Herr von Bouchage und Philipp von Comines, seine vertrauten Kämmerer, ihm diesen Ausgang meldeten, gab er einem jeden zweihundert Mark Silber.

(Beute.) Die Sieger bemächtigten sich der Beute; nicht gleich jener gransenschen; jedoch war Ueberfluß an Proviant; eine zahlreiche, wenn auch nicht gleiche, Artillerie (der Herzog von Lothringen erkannte seine Kanonen); schöne, zum Theil seltene Waffen; auf dem Hügel im Hauptquartier, aus dessen Mitte Karls künstlich gezimmertes Haus über das ganze Lager sich prächtig erhob, die Kriegskasse, die Kapelle, köstliche Geräthschaften und Kleider, auch seine eigenen, Goldstoffe, verbräunt und gesüßert mit Bobeln und Hermeln. Es wurden über anderthalbtausend wohlversehene Gezelte und die reichgerüsteten Todten geplündert. Bei dem freudigen, siegestolzen Heer war die Beuteordnung schwer in Vollzug zu bringen. Fröhlich empfing René von den Eidgenossen das Haus, die Geräte seines Feindes. Ein schön gemaltes Bild von Karl wurde in das Rathhaus von Murten gebracht. Die Hauptleute ließen einige Klassen zu ordnungsmäßiger Theilung nach Luzern führen. Sonst wurde von Jedem, so viel er konnte, auf Wagen geladen. Nach alter Art (ob Jemand wäre, der den Sieg bestreiten wollte) blieben sie drei Tage auf diesem Feld. In große Gruben warfen die Murtener das ertödtete Heer; es wurde mit ungelöshtem Kalk, hierauf mit Erde bedeckt. Später, nachdem die Menschen verwesen, hat man für die Knochen ein Beinhaus errichtet; ob dieses Denkmals des Kühnen Karls, diese Erinnerung der Schlacht, Fürsten etwa mäßigen und Bundesgenossen in gleicher Trenn erhalten möchte!

(Müdig.) Am zweiten Tag nach der Schlacht schrieben die von Bern an die übrigen im Feld, entzündungsvoll über den er-

rungehen ewigen Ruhm. „Nun,“ schlossen sie, „fehlt unserm Glück nichts als Friede, ein fester Friede. Nur Krieg bringt Frieden, Schrecken der Waffen befestigt ihn. Gebe Gott uns Weisheit und Kraft. Treue Brüder, auf! Erinnert euch der blutigen Anschläge des savoyischen Hauses, der mannigfaltigen Untreu von Genf. Wann werdet ihr wieder so zahlreich beisammen sein?“ Der Kriegsgemeinde schien nur unbequem und überflüssig, das erschöpfte Land mit einem so starken Heer zu überziehen. Am dritten Tag zog die halbe Mannschaft eines jeden Banners, voran die Nachhut mit Kaspar von Hertenstein, hierauf Hallwyl, dann von Zürich Waldmann, und viele andere, mit eroberten Bannern und Fahnen, vielen Wagen voll Beute und genommener Artillerie von dem Schlachtfelde heim. Sie fanden in der grünen Ebene bei Bümpliz den Jüngling von Scharnachtal, des Schultheißens Sohn, an der Spitze der ganzen Jugend von Bern, freudig bezeugend, wie sie die Rettung ihrer Väter und diesen brüderlichen Sinn tief in ihre Herzen schreiben und auf die Nachwelt bringen wollen. Die Stadt Bern, festlich geschmückt, bewirthete sie zwei Tage, begleitete sie weit, und nie brannte wärmer die Zuversicht und Liebe der sieghaften Krieger. Dem Herzog René wurden von den Eidgenossen Büchsen geschenkt, von allen Orten gesellte kriegslustige Mannschaft sich demselben zu, er eilte, sein Land einzunehmen. Das Andenken dieser Dinge war häufig durch Aenderung der Banner verewigt.

(Die Waadt.) Zwölftausend Mann zogen von dem Schlachtfelde in die Waadt, auf die Herrschaften ihres Feindes Romont, und weil Savoyen eidbrüchig den Herzog unterstützte und wider die Schweiz Paß gegeben. Allgemeine Flucht über den Lemmanischen See, in und über den Jura, so daß das Alter und Geschlecht, so sie schonten, die Geistlichkeit und wenige Vorsteher allein jammervoll ihnen entgegenzogen. Es wurde Niemand umgebracht, viel geplündert. Als die Banner zu Moudon lagen, wurde plötzlich durch die Flamme der hohen Burg Lucens die Nacht erleuchtet; wodurch bewogen, die Kriegsräthe zum Schutz Unser Lieben Frauen Stiftes zu Lausanne Boten gesandt. Greperz war zuvorgekommen, sein Raub in langen Zügen auf den Wegen seines Gebirgs. Hier kamen zu den Eidgenossen die Gesandtschaften von Genf, Savoyen, Frankreich um einen Friedenskongreß. Auch hörten sie, welchen Ausgang die unweise Politik über die Herzogin Yolanta gebracht.

(Von dem Herzog.) Der Herzog von Burgund war in Einem Ritt von Murten auf Morges, am folgenden Tage nach dem savoyischen Städtchen Gex, nicht weit von Genf, gekommen; hier blieb er vier Tage. Romont fand ihn hier. Der Prinz von Tarent kam nicht wieder. Diesen hatte Karl, wie viele Andere, lang mit Hoffnungen auf seine Erbtöchter unterhalten; Friedrich war ein

schöner und geistreicher Jüngling, von seinem königlichen Vater prächtig ausgestattet. Schon vor dem Krieg bemerkte er, daß Karl durch gleiche Hoffnungen Savoyen zu gewinnen wußte; da nahm er vom König Ludwig einen Paß. Doch hielt ihn der Krieg; er stritt bei Granson, vielleicht bei Murten; den Tag vor diesem Unglück erhielt er von seinem Vater Befehl, sich zu verabschieden. Ueberhaupt mußte Karl eine allgemeine Abnahme seines Ansehens bemerken. Er war in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Abwesenheit; oft saß er lange schweigend, in ganz vernachlässigter Gestalt, ohne Speise, ohne Hunger; dann sprang er auf, knirschend, sich raufend, fürchterlich den Seinigen, vertraulich nur mit Campobasso, welcher ihn verrieth; es ist aufgezeichnet worden, daß er alle Unterhaltung mit redlichen Dienern, sowie die Erhebung zu Gott verschmähet. Wechselweise brauchten seine Aerzte stillende und stärkende Mittel.

(Yolanta von Savoyen.) In diesem Zustande mag er gehört haben, wie die Herzogin Yolanta nach jenem ersten Unglückstage den Kammerherrn Montagny an den König abgeordnet. Da stellte sich ihm dar, wie viel ihre Briefe, ihre Schmeicheltworte, die savoyischen Händel überhaupt, beigetragen, diesen Krieg, die Schande, den Ruin, ihm zuzuziehen; redete davon mit Unwille, mit Bitterkeit, zu Romont, zu dem Bischof zu Genf, ihren Schwägern. Jener, ein Staatsmann, dieser ein unüberlegter sinnlicher Jüngling, aus Furcht, oder weil sie ihr Haus wirklich noch an Burgund festhalten wollten, gaben ihm den Rath, sie zu prüfen und nöthigenfalls nebst ihrem Hause aufzuheben. Sie kam täglich von Genf nach Gex, um ihn aufzuheitern. Diesmal gab er zu erkennen, daß er nächstens abreisen wolle, um seine Sachen wieder zu ordnen; sie werde ihren Freund doch wohl nach Burgund begleiten; das ungeschliffene Schweizervolk sei keine Nachbarschaft für eine zarte Fürstin und unmündige Prinzen. Die Herzogin erwiederte, daß „was die Freundin herzlich wünschte, für die Landesregentin wohl nicht rathsam wäre; Genf durch den Strom und gute Mauern bedeckt, die Treue der Savoyarden, die Feste Montmélian, sichere genugsam vor den Schweizern.“ Da gab er heimlich Befehle. Nach diesem wußte er sie möglichst lang aufzuhalten. Das Land ist hügelig, hat viele Häuser und Dörfer, auch das Korn stand hoch. Am die zweite Stunde der Nacht sprengte Olivier de la Marche, der burgundische Obersthofmeister, die Heimziehenden an. Indes Claude Racenis, Marschall von Savoyen, der Hauptmann Taillant und viele Andere vergeblich widerstanden, ritt Olivier mit der Herzogin davon; Andere brachten Prinz Karl, ihren zweiten Sohn, ihre Jungfrauen, ihre Dienerschaft; aber Gottfried Rivarol, Erzieher des jungen Herzogs, verbarb Philiberten in dem Getreide; Ludwig von

Bilette lief mit Jakob Ludwig, dem jüngsten Prinzen, davon. Das himmelhohe Geschrei erregte die Stadt Genf; man fiel heraus. Die Herzogin, in vergeblichem Jammer, wurde über Mijour, durch viele rauhe Forsthäler endlich nach Mouvre, einem nahe bei Dijon liegenden Schlosse, gebracht, wo ihr nichts als die Freiheit fehlte. Der Herzog von Burgund, als der Obersthofmeister wieder zu ihm kam, gerieth in den allerfürchterlichsten Zorn und wollte ihn umbringen, weil Philibert entkommen war.

Indeß die Landstände Savoyens sammelten, das Haus und Land König Ludwigen zu empfehlen, dieser den jungen Philibert und seinen Bruder nebst Chambery, der Hauptstadt, und Montmélian, dem Schlüssel des Landes, in seine Gewalt bekam, und Solantens langgesammelter Schatz in die verschwenderischen Hände des Bischofs von Genf gerieth, setzte der Herzog von Burgund seinen unumtugigen Zug nach Salins fort.

(Der Herzog zu Salins.) Noch vor seiner Ankunft lag er durch den großen Bastard allen guten Städten von Burgund seinen Unfall, der jedoch nicht viele namhafte Männer gekostet habe, zu wissen thun und einen Landtag ansetzen. Die geistlichen und weltlichen Herren und Gemeinden Burgundens begaben sich nach Salins, wo in der Hauptkirche der Landtag durch eine zweistündige Rede von dem Herzog selbst eröffnet wurde. Ausführlich stellte er vor, was er wohl sich selbst gemeiniglich vorsetzte, wie gerecht und nöthig dieser Vertheidigungskrieg sei; wie Hagenbach und Remont die Schweizer, wie seine Herrschucht alle Fürsten aufgereizt, sagte er nicht; wohl sprach er vom Nachgeben als von der abscheulichsten Schändlichkeit, von fernem Krieg wie von Ehre und Pflicht; als wenn ein unweiser Krieg ehrenhalber fortgesetzt werden müßte, bis der ganze Staat verloren ist. In der Hoheit seines ungebrochenen Sinnes, als Karl der Kühne, trug er vor: „daß das Glück sich bezwingen läßt; wie die alten Römer nach dem Unglück bei Cannä die Glorie von Zama durch Standhaftigkeit erstritten: auch sein königlicher Stamm, sein herrlicher Staat, sie, die alten Burgunder, welche Rom nicht gefürchtet, und freiwillig den Franken beigetreten, und seine reichen, tapfern, gutwilligen Belgen, seien durch zwei mislungene Tage nicht überwunden. In ihm, dem Schrecken Frankreichs, Völkischer Zerstörer, dem Vändiger der Volksaufreuren, in ihm sei die Gesinnung, wodurch sein Urgroßvater auch der Kühne, sein Großvater der Unerlöschene zu heißen verdient, und die ruhmvolle Standhaftigkeit seines Vaters Philipp. Er wolle an den Deutschen sich und sie rächen; sie, seine Burgunder, sollen das große Volk in den obern Ländern, und nach ihnen eine Monarchie genannt werden. Hierzu begehre er die Stellung von vierzigtausend Mann, die Abgabe des vierten Theils von dem Vermögen eines Jeden.“ Die

Stände bezeugten ihre Bewunderung seiner fürstlichen Mannhaftigkeit und versprachen, den Vortrag in Ueberlegung zu ziehen. Der Zweck, durch Begeisterung sie auf Einmal hinzureißen, war verfehlt. Solche Wirkungen der Beredsamkeit sind, selbst im Norden, möglich, aber bei freien Völkern, oder wenn ein großer, das Glück meistern der Mann, die Nation mit seinem Geiste zu beleben gewußt.

Also, nichts Gutes ahnend, unumtugsvoll, erschien der Herr in der morgenden Versammlung: „Aus einem bessern Land, von einem edlern Volk, sei er hinaufgekommen, sie von dem Spott und von dem Troß der Schweizer zu retten. Wenn sie das nicht fühlen wollen, so werde er seinen Sitz in die Niederlande verlegen. Sie mögen alsdann dem Feind geben, was sie ihrem Herrn versagen, und um das, wofür Ruhm zu haben wäre, Schande kaufen.“ Nach vielen Vorwürfen von Feigheit und Untreu gebot er zu reden. Der Sprecher antwortete: „Sein großes Gemüth in dem Feuer seines Muthes übersehe die Lage der Sachen; Alles möchten sie für ihn thun; aber — die Blüthe des Adels, die junge Mannschaft sei zahlreich ausgezogen und nicht wieder gekommen. Die Müttung, die Herstellung habe dermaßen das Märl des Landes gefressen, daß Landbau, innerer Aufwand, Geldverkehr, allenthalben aufgehört, und sie nicht verbergen können, daß Hungertod Menschen hinraffe. Auch sie gedenken seines glorwürdigen Vaters, dessen erster Gedanke Sorge für sein Volk gewesen. Das Haus Burgund sei groß genug, nicht nach fremden Ländern zu trachten und ohne Erniedrigung ihre Bitte um Frieden zu gewähren. Die Eidgenossenschaft sei nicht länderföchtig. Für die Landwehre würden sie den Rest ihrer Kraft, nur wenige leider, etwa dreitausend Mann, aufbieten.“

Hierauf schrieb er den Präsidenten und Rätthen vom Niederland: „Er, der Herzog, befinde sich wohl und sei rüstig zum Streit. Gegen die Deutschen sei ihm etwas mißlungen; hauptsächlich durch die Herzlosigkeit seiner Picarden. Ueberhaupt finde er bei Niederland wenig Theilnahme, Liebe und Ehrgefühl, viele arglistige Mißgunst. Es haben die oberen burgundischen Lande auf das Größtmüthigste ihre Selbstbewachung übernommen, damit er jenseit der Grenzen den Krieg desto kraftvoller führe. Sie, die Niederländer, begierig zu thun, was sie wollen, mißgönnen ihm, über seine Feinde zu siegen. Jetzt, bei seiner Ungnade und strengster Strafe, wolle und befehle er, daß alle Ordonnanzen auf seien, alle Lehen, Asterslehen und waffenfähige Mannschaft, ohne einer auf den andern zu warten, aufbrechen und ihm vollzählig zuziehen, um sein Herzogthum Vothbringen zu behaupten.“ Auch sandte er Briefe und Geld an die lombardischen Hauptleute und Fürsten. Ein Fürst, im Ausbahren groß, aber ausschweifend in den Entwürfen, daher verderblich dem Land und sich selbst.

(Tag zu Freiburg.) Zu denselbigen Tagen saß zu Freiburg im Uechtland, volle drei Wochen, die herrlichste Tagelagerung der Eidgenossen; viele Helden der Murtenschlacht als Häupter der Orte; die niedrige Vereinigung; Rätthe des Erzherrzogs; der Herzog René mit seinen Freunden von Leiningen und Bitsch; Gesandte der Kurfürsten von Mainz, Trier, Pfalz; die Bischöfe von Basel, Straßburg, Genf, Wallis, Grenoble, der Graf zu Greperz, die Großen Savoyens, und, hervorleuchtend, Ludwig, Bastard von Bourbon, Admiral von Frankreich und Botschafter des Königs, dessen Eidam und Vertrauter er war.

Der König, nun offener, da er sicher schien, bezugte Bewunderung, Freude und den Wunsch, die Helden persönlich zu kennen. Im Uebrigen wünschte er, den Herzog zu vernichten, und versprach, wenn die Eidgenossen in Burgund fallen, die Niederlande zu überziehen; vorerst bewies er die Nothwendigkeit, Genf, den Schlüssel der Schweiz, zu besetzen. Ganz anders eine Botschaft von den Ständen Burgunds; diese suchten eine Friedenshandlung. Dringender noch bat Bischof Johann Ludwig mit allen Bevollmächtigten Savoyens, von den Franzosen unterstützt, für die Waadt, Genf, den Frieden des Herzogthums. Hoch lag den Schweizern René um Hülfe zu Wiedereinnahme Lothringens an. Kur-Trier, Kur-Mainz und (wohlbekannt Bubenbergen und Diezbach) der siegreiche pfälzische Friedrich wollten mit der Schweiz in Vereinigung treten. Erzherrzog Sigmund suchte, durch sie den Besitz von Sonnenberg sich zu sichern; Freiburg, Biel, den ewigen Bündnen sich anzuschließen. Manigfaltig waren die Absichten, da Bern Ruhm und Herrschaft, andere Zurückgezogenheit und Ruhe mehr liebten.

Durch Vernichtung des Hauses Burgund alle Macht im West an Frankreich zu bringen, hielt, wohl mit Mehreren, Bubenberg für Unverstand, und mochte die Verblendung befeuern, mit welcher Karl in das letzte Unglück rannte. Es rieth wohl dieser und jener, da nichts von Karl zu hoffen wäre, sein Ende zu beschleunigen. Dennoch wurde zwar den Ständen der Friedenstag, als ohne Vollmacht unnütz, abgesagt, aber auch der Einfall, den der König vorschlug, abgelehnt. Selbst in Betreff der Geldunterstützung hatte der König nicht Wort gehalten. Also wurde die Erschöpfung der Mittel, nebst Ungewißheit der feindlichen Bewegungen angeführt, im Uebrigen seiner Weisheit sowohl der Einfall in Flandern als die Besetzung von Genf heimgestellt; nähere Abrede auf die Gesandtschaft ausgesetzt, die er verlangt hatte.

Dem Herzog von Lothringen wurde der beste Wille und nur die Unmöglichkeit vorgestellt, jetzt noch, da Karl eine dritte Unternehmung drohe, die Mannschaft nach Lothringen zu senden; das versprechen sie treulich und urkundlich, ohne ihn, den treuen Genos-

sen der Murtenschlacht, keinen Frieden zu machen, und sobald sich die Gefahr von ihren Grenzen entferne, ihrem Volk seinen Dienst zu erlauben. In der That war das Bischofbaselsche so beunruhigt von Streifparteen, daß ein Versuch von dort her nicht unwahrscheinlich sein mochte.

Als der Admiral Savoyen angelegentlich zum Frieden empfahl, stellten besonders die Berner vor, durch wie viele Gesandtschaften sie die Herzogin vor dem Durchpaß der Italiener gewarnt; wie nach vielen schönen Worten und unhaltbaren Entschuldigungen sie denselben das Land geöffnet; aber auch Burkarde Stör, den der Papst und Bern unterstützte, habe sie vertragswidrig an Besiznahme des Hochstifts Lausanne gehindert; in Wahrheit sei dieser Hof ein Hauptursacher des Kriegs; er müsse gestraft werden; für die Beleidigung wolle man die Genugthuung sich vorbehalten; für die Kriegskosten sich mit der Waadt, Genf und Chablais begnügen. Johann Ludwig und alle Bevollmächtigten Savoyens baten, die Fehler der Mutter und des Oheims (Romont) dem eilfjährigen Herzog, dem unschuldigen Lande und hartgestraften Volke nicht entgelten zu lassen. Da wurde viel der alten Freundschaft aus Graf Peters Zeit und von den ersten Anfängen Berns, viel der oft erneuerten Bünde und nützlichen Beisammenshaltens, auch der künftig vorstehenden Zeiten gedacht. Nicht nur sprach der Admiral; auch (um die oberen Lande möglichst zu befrieden) sehr eifrig Herzog René, und im Namen Oesterreichs, aber mit persönlicher Kraft, Wilhelm Herter, viele alte Freunde, edle Theilnehmer; damals war Gefühl für das Unglück eines altberühmten Hauses. Und Bern, für Landerwerb nicht unempfindlich, hielt Ehre und Freundschaft gleichwohl noch höher. Sie überließen die Vermittelung dem französischen Botschafter, Herzogen René, dem Grafen von Greperz (gemeiniglich groß am savoyischen Hofe) und Wilhelm Herter, dem edlen Ritter.

„Die Stadt Genf stellt Bürgen, in drei Zielern die vorjährige Brandschatzung, jene vier und zwanzigtausend Gulden, zu entrichten. Das romanische Land, genannt Waadt, wird, wie Graf Romont es innegehabt (mit Ausnahme Murtens und einiger andern für Bern und Freiburg wichtigen Gegenden), Herzogen Philibert von Savoyen von den Eidgenossen zurückgegeben, sobald nachdem er an Kriegskosten fünfzigtausend Gulden bezahlt haben wird. Nie soll Graf Jakob von Romont, nie ein anderer als der oberste Regent von Savoyen, die Waadt beherrschen. Es ist Friede, Handel und Wandel, der Gang des Rechts, hergestellt und wechselweise nie einem Feind Paß zu geben.“ Jene unscheinbarliche Abtretung brachte die Berner in mehrfache und unmittelbare Verbindung mit den größten westhelvetischen Seen; sofort, nach ihrer Art, bemächtigten sie sich der Herzen des Volks.

Die Verbindung mit den geistlichen Kurfürsten wurde, der Entfernung wegen, abgelehnt; die Ueberlegung der päpstlichen einem andern Tag vorbehalten. Erzherzog Sigmund, welcher Graf Eberhard, Truchessen von Waldburg, die Grafschaft Sonnenberg nicht sofort bezahlen konnte, versprachen sie Hürwort. Freiburg, welche Stadt mit fast voller Freiheit immer noch unter Savoyen war, möge sich in ihren Geschäften an die schweizerischen Städte halten; die Länder waren ungeneigt, mehr Städte in ewigen Bund aufzunehmen.

(Gesandtschaft nach Frankreich.) Alsdann bald machten sie sich auf, mit Hadrian von Bubenberg, alle Feldhauptleute des Tages bei Murten, zu König Ludwig dem Elften, welcher sich in seiner liebsten Residenz zu Meffis-le-Tours aufhielt. Empfangen wurden sie als die, welchen er die Sicherheit seines Thrones dankte, und deren tapfere Treue er zu einer immervährenden Stütze und Wache der Person und Gewalt französischer Könige zu machen vorhatte. Ihre gerade bledere Treuherzigkeit gefiel dem klugen König. Viel fragte er um die Siege, fing immer wieder an von der Beute, von der schmähligen Flucht, ließ vielmal sich erklären, wie Hadrian mit so Wenigen das kleine Murten gegen alle Macht von Burgund bekämpft. Auf dieses wurden sie von dem Admiral (er kannte das Vaterland), von dem Hause Bourbon (nicht ahnend, was ihre Enkel ihm sein würden), von dem ganzen Hof, nach des Königs Beispiel empfangen. Hier fanden sie den Genfer Bischof, die savoyische Herzogin.

(Zolanta.) In jener Noth, als Gefangene Karls, den sie unerbittlich fand, hatte sie beschloffen, den König, ihren nie geliebten Bruder, um Rettung zu bitten, und sandte, da sie nicht schreiben durfte, einen Sekretär mit dem Ring, den er ihr weiland beim Abschiede geschenkt; der Sekretär wurde als ein Spion, der den Ring gestohlen, verhaftet. Sie sandte hierauf den treuen Rivarol; das Land Savoyen bat auch für sie. Da erklärte Ludwig, „die Schwester nie zu verlassen, wenn sie mit ihm sein wolle, so soll sie gerettet werden.“ Sie (sie kannten sich) versprach; nicht unbedingt; „er solle nur auch versprechen, sie wieder in ihr Land und in ihre Gewalt kommen zu lassen.“ Es mißfiel ihm nicht. Also sandte er Bouchage, seinen Vertrauten, mit Karl von Amboise Chameant, dem Gouverneur von Champagne, und dreihundert Lanzen, sie aus Burgund abzuholen. Sie wurde von den Franzosen als des Königs Schwester, von ihm am Eingange des Palastes mit einem schmerzhaften Verweise empfangen. Beide wußten, was sie aneinander hatten; sie blieb nicht allzu lange; versöhnt waren sie für immer. Den Gesandten der Eidgenossen redete sie sehr zu Gemüthe, alles Geschehene für die vorige Freundschaft vergessen zu wollen. Zu dem

Auftrag der Gesandtschaft war ohnedem die völlige Ausgleichung und ein Hürwort um ein Gelddarlehen für Savoyen.

Im Uebrigen bestand Ludwig (nicht unweislich für sich) auf Karls Vernichtung; dreißigtausend Mann, deren Sold, zu fünf Sechstheilen, er auf sich nehme, möchte die Schweiz nach Lothringen senden; er mit Frankreichs ganzer Macht werde den Feind von allen Seiten ankreuzen. Ueber die Zahlung wurde nach einigem, nicht eben anständigen Wortwechsel der königlichen Räte eine bescheidene Uebereinkunft verabredet und, was unannehmlich sein mochte, bei dem Abschiede vergütet. Außer einer baaren Summe für die Städte und Länder und Entschädigung der Gesandtschaftskosten gab der König jedem an Silberzeug ein Denkmal dieser Tage; Hadrianen von Bubenberg, aus Achtung, und weil er versuchen wollte, ihn ganz zu fesseln, seinen damals größten, den St. Michaels-Orden, und fünf- oder zehnmal so viel Silberzeug, als den andern. Auf der ganzen Rückreise, je näher den Grenzen, zu Genf und von dem genfischen Grafen, zu Chambery von Philiberts Hof, wurden sie auf das Ehrerbietigste empfangen.

Uebrigens, wie gemeinlich von dem Volk in Kriegen das Meiste vortrefflich, von den Herren auf Tagen Vieles verkehrt und kleinlich, so ist auch damals die Theilung der Beute, die Herrschaft über Murten, das Bündniß mit Freiburg anders behandelt worden, als in so großen Zeiten ziemlich war. Die Schweizer, Helden in der Noth, sind sonst ein häuslicheres heimatliches Volk. Doch vermochte weder der König einen Angriffskrieg, noch diese oder jene Macht vor-schnellen Frieden zu bewirken.

(Ungarn.) Matthias, König der Ungarn, des großen Hunyad großer Sohn, in dessen Türkenkriegen Hans von Hallwyl siegen gelernt, dessen glanzvoller Hof auch schweizerische Edle gebildet und dem ihr Glück, wegen Oesterreich, nie gleichgültig war, ließ durch Georg von Stein, den Berner, Vermittlung mit Burgund antragen. Diese suchte auch Sirtus, ein einsichtsvoller Papst, selbst Kaiser Friedrich, durch den gewissermaßen der Krieg entstand. Beide Häupter der Christenheit beglaubigten den Legat Alexander, Bischof zu Forli; Wilhelm Herter bahnte ihm den Weg. Die Eidgenossen begehrt die Herstellung des Herzogs von Lothringen. Aber ihnen ließ Karl Friede anbieten, von René wollte er nicht hören.

(Von dem Herzog.) Nachdem der Herzog den Rest seines Heers wieder gesammelt, hatte er, von Neuem die Schweizer bedrohend, eine Hauptmusterung zu Niviere vorgenommen. Hier hörte er mit gleichem Unwillen, daß die niederländischen Stände neuer Opfer sich weigern und ihren Rath ihm geben wollen, und daß Herzog René mit siebentaufend Lothringern und achtaufend Mann seiner deutschen Bundesgenossen, unterstützt vom König, den größern

Theil des Landes wieder erobert, so daß die Hauptstadt Nancy durch Johann von Rubempré mühsam noch behauptet werde. Da ließ er in der Schweiz obgedachten Separatfrieden versuchen und begab sich, so stark als er vermochte, nach Lothringen. Kleiner Krieg war auf den Grenzen, da bald in Hochburgund ein Städtchen zerstört, bald von den Burgundern die Ruhe der Hirten von Voile und Valengin gestört wurde. Diese, von den Einwohnern der zerstreuten Hütten im Sagnetthal unterstützt, warfen den Feind in die Niederungen des Flusses Doubs. Schon hatten die nächsten Ländchen im Schutz der Berner Sicherheit gesucht. Als die Gesinnung des Landtages von Salins bekannt wurde, verboten die Berner, dem unschuldigen Landmann ferner Leid anzuthun. In Mumpelgard, im Sundgau, wurde das Spiel, für die Deutschen vorthellhaft, fortgesetzt. So sehr Karl sich anstrenzte, drei Tage vor seiner Ankunft ging die Stadt Nancy verloren; durch Verrätherei seines Vertrauesten.

(Von Campobasso.) Graf Cola Campobasso, aus den Bergen des Landes Molise, war Enkel des gleichbenannten Grafen, welcher unter den Feldhauptleuten des neapolitanischen Königs Ladislas von Anjou gegläntzt, und ein Sohn Karls, dem seine Kühnheit, außerordentliche Klugheit, Schönheit und Gewandtheit die ganze Liebe und das Vertrauen des neapolitanischen Königs Alfonso von Aragonien erworben hatte. Ihm selbst, von Jugend auf einem vorzüglichen Kriegermann, mißfiel der Hof des Don Fernando, Nachfolgers Königs Alfonsen, Vaters Prinz Friedrichs, den wir in diesen Kriegen gesehen. So widmete er sich dem Hause Anjou; nicht wie sein Großvater jenem Königsgeschlecht, sondern Titularkönigen, welche für den Thron, dessen sie wohl würdig waren, ihren Reichtum und Muth vergeblich verschwendeten. Damals lebte der alte König René in der Provence, dessen angenehme Sitten oben erwähnt worden; er überlebte seinen tapfern Sohn, Johann, der von Kalabrien hieß, durch seine Mutter zu Lothringen Herzog war, und seinen hoffnungsvollen Enkel, Herzog Nikolaus, der um die burgundische Erbtöchter gebuhlt. Nach derselben Tod verschmähte Campobasso den friedlichen Hof in Provence und den jungen René, dem Lothringen zufiel, und welcher deutsche Krieger vorzog, für die unternehmende Laufbahn Karls von Burgund, welcher diesen zu vertreiben und jenen zu erben gedachte. Karl, welcher die strategischen Künste und die ganze Manier der italienischen Hauptleute ungemein schätzte, empfing ihn mit größter Auszeichnung, schenkte ihm sein Vertrauen, gab ihm für die Werbung und Ausrüstung vierhundert vortrefflicher Krieger, die er in Italien selbst wählen sollte, vierzigtausend Dukaten und sekte hunderttausend Pfund für seinen und ihren jährlichen Unterhalt. Dennoch, sei es, daß Karls herrliche

Manier und Unlenkbarkeit ihn beleidigte, oder daß er nach seiner Klugheit schlechten Ausgang vorsah, oder daß bei Vertreibung des jungen René die Erinnerung der guten Tage bei dessen Großvater und Verwandten ihn rührte, Campobasso faßte kein Herz zu Karl. Schon vor dem Krieg, da er nach Italien zog, ließ er durch einen italienischen Arzt seine Dienste dem König antragen; so nämlich, daß, wenn Ludwig ihm hunderttausend Kronen ausbezahle, eine Grafschaft schenke und seine Kompanie in Sold nehme, er den Herzog im Treffen zu verlassen oder umzubringen sich verbindet. Indeß der Doktor dieses gelegentlich vorbringen sollte, that er zu Turin dem französischen Gesandten gleiche Eröffnung. Hierauf leistete er dem Herzog bei der Einnahme von Lausanne wesentliche Dienste. Um diese Zeit sah er den König. Mehrere von dem burgundischen Hof hatte Ludwig in seine Dienste genommen. Campobasso mißfiel. Er wurde mit Hoffnungen entlassen, sein Antrag aber dem burgundischen Gesandten mitgetheilt; in der Absicht, wenn Karl es glaube, diesen übrigens geschickten Mann und seinen Anhang unter den Italienern ihm zu entziehen, und wenn er es nicht glaube, durch eine an sich edle Handlung seinen Untergang zu beschleunigen. Campobasso, in der That, konnte bei Karl nicht besser empfohlen werden; von dem an hielt er ihn für den treuesten, wichtigsten seiner Diener, um welchen der König ihn besonders beneide. Von dem an hatte nur Campobasso freien Zutritt. Nach dem großen Verlust bei Granson, als einiger Aufschub, einige Beschränkung der hohen Zahlungen eintreten mußte, mochte Campobasso sich zu freien Vorstellungen berechtigt glauben; sie waren vergeblich. Da bat er um einen Urlaub, welcher gegeben wurde. Sein Vorwand war eine Wallfahrt nach Compostell. Unterwegens, an Höfen, schilderte er den Herzog von Burgund als einen Unsinnigen, der durch Eitelkeit, Härte und Eigensinn sein Verderben bereite. Da er den König zurückhaltend fand, welches er seinem Geiz zuschrieb, versuchte er eine Unterhandlung mit Herzog René, Sprößling von Anjou durch seine Mutter.

Indeß kam er wieder zu Karl, unbefangen, heiter, in sein volles Vertrauen, besonders nach dem Unglück bei Murten, wo er brauchbarer, ihm ganz ergebener Männer, mehr als je bedurfte. Ihn sandte er zu Rettung Lothringens; ihn, als Nancy verloren war, brauchte er vorzüglich bei der zweiten Belagerung. Durch seine Schuld (um sich bei René Verdienst zu machen) war diese Stadt übergegangen; da er den Entschluß beschleunigen sollte, schrieb er in die Niederlande: man soll sich nicht übereilen; sein, des Kriegsmanns Urtheil, soll ihnen mehr gelten, als das Ungeßüm des Kanzlers; den Winter durch stehe er gut für Nancy. Also kamen nur wenige. Mit wenigen freilich lag vor der Stadt, sie schonend,

Réné. Aber nachdem der tapfere Cöhen, Hauptmann der Engländer, gefallen, kam in seine Leute Muth, und, sintemal vor dem Kommandanten, persönlicher Tapferkeit ungeachtet (er war zu gütig), nicht gehörige Furcht war, ging die Stadt über, wie wir gesagt, indem Karl herbeieilte. Er kam; nicht wie sie einst ihn wegziehen sahen, in prachtvoller Rüstung, ein hochgefinnter, schöner Held; mit gesenktem Blick, verfallenen Zügen, wie verblieben sahen sie ihn. Daß er die Verrätherei nicht vernahm, geschah, weil sein Eigensinn jede Eröffnung nicht allein vergeblich, sondern gefahrvoll machte.

Da beschloß Campobasso, sein Werk zu vollenden. Dem Herzog René ließ er sagen: um den Sold seiner vierhundert Lanzen, um zwanzigtausend Thaler und eine Grafschaft wolle er die neue Belagerung seiner Hauptstadt vereiteln und seinen unverföhlischen Feind ihm oder dem Tod überliefern. Zu dieser Unterhandlung brauchte René seinen Hausmarschall, Cifron de la Vachière, einen Provençal, den Campobasso kennen mochte. Man sagt, er habe ihm die Grafschaft Baudemont versprechen lassen. In so gerechtem Krieg und für sein treues Volk schien das erlaubt. Während der Belagerung suchte Cifron eine ermunternde Nachricht aus der Schweiz in die belagerte Stadt zu bringen; ein Fieber hatte ihn geschwächt; indem er sich bemühte, über einen Laufgraben zu kommen, wurde er gefangen. Campobasso und andere stellten vor, daß mehrere gegen ihn ausgewechselt werden dürften. Der Herzog sprach: Er soll hängen, das ist Kriegsrecht. Graf Engelbrecht von Nassau, Croy Graf zu Chimay, der große Bastard, wer immer eine Rede wagen durfte, bat; vergeblich. Als Campobasso vorstellte, daß der Mann seine Pflicht gethan, und sein Tod nicht ungerochen bleiben dürfte, machte der Herzog mit seinem blechernen Handschuh eine Bewegung in sein Gesicht, welche der alte Krieger um so weniger zu achten schien, je mehr es ihn erbitterte. In diesem Augenblick fiel er in die größte Gefahr. Cifron, von Liebe des Lebens bezwogen, begehrte, dem Herzog eine Entdeckung zu machen. Durch solche Anschläge, meinte Karl, wolle er sein Leben fristen. „Was er will, soll er dir sagen,“ sprach er zu Campobasso, „und hängen.“ „Hängen soll man ihn,“ rief Campobasso, als Cifron sich nicht mit ihm einlassen wollte. Und der Gefangene sprach, „was ich dem Herzog sagen wollte, ist mehr werth, als ein Herzogthum.“ Einige liefen, es zu melden; das Vorzimmer war von Campobasso bewacht. Also wurde Cifron im Angesichte der Stadt, von deren Zinnen für das Leben des beliebten Mannes Alles angeboten wurde, an einem Baume aufgehängt. „Auch Herzog Karl,“ rief er noch, „wird bald hin sein; wer weiß das besser als der, dem er traut.“ Gerochen wurde er durch die Hinrichtung

hundert und zwanzig burgundischer Gefangenen, deren der erste vor den Augen des vergeblich ergrimmen Karls am höchsten Orte der Stadt aufgehängt erschien. Man kann den Rathschluß des Schicksals beklagen, aber seit Karl die Wuth seiner Leidenschaften für Charakter hielt, war ihm nicht mehr zu helfen.

(René in der Schweiz.) Der Herzog von Lothringen beschloß, anstatt sich einzuschließen, persönlich Hülfe zu suchen. Also besetzte er Nancy vorzüglich mit Lombarden, die ihm aus dem feindlichen Heer zuliefen, Franzosen, welche heimlich der König ermunterte, deutschen Freiwilligen aus der Vereinigung, und einer Anzahl verwegener Männer aus dem Baudemont, denen er, wie den Stadtbürgern, gänzlich vertraute. Im Lande blieben Streifparteien, welche den Feinden die Zufuhr abschnitten und ihre Quartiere unaufhörlich beunruhigten. Die Stadt versprach, zwei Monate zu halten. Er mit nur zwölf Pferden über das tiefbeschnittene Gebirg in außerordentlicher Kälte zu den Eidgenossen; die niedere Vereinigung bezeugte, bei dem besten Willen komme Alles darauf an, diese zu haben. Da nahm er alles Silber seiner Großmutter von Baudemont, ließ ein Theil schmelzen, verpfändete anderes; auch der König ließ ihm einiges Geld zufließen; zehntausend Gulden bekam er von den Sträßbürgern geliehen. Das vornehmste Hinderniß fand er an dem Kardinal-Vikar, welcher, ganz burgundisch, durch Vorstellung der unbequemen Jahreszeit und durch die Aussicht eines guten Friedens Zeit für Karl gewinnen wollte. Der Herzog in die Orte. Er wurde zu Bern auf das freundlichste, aber mit der Vorstellung empfangen, daß, zu einer Zeit, wo man die Eidgenossen täglich bedürfte, diese Stadt nichts einseitig beschließen könne. Einen Tag setzte sie, sogleich, dringend. In dem Rath von Zürich sprach Hans Waldmann, damals Zunftmeister, mit jener ihm Alles unterwerfenden Kraft, von dem dem jungen Fürsten schuldigen Dank, von der für ihn verpflichtenden Ehre. Nachdem er die Versammlung begeistert, erschien der Herzog selbst. Zürich versprach. Der Tag zu Luzern versammelte sich: alle Einwendungen wichen dem Verstand. „Sintemal der Herzog von Lothringen für die Kriegskosten vierzigtausend Gulden erkundet, und, im Fall sein Feind nach Eroberung seines Landes in Elsas käme, wir unentgeltlich ausziehen müßten, so soll in allen Kirchen verkündigt werden, daß die Mannschaft wolle, für ihn aufzubrechen, und ergeben Mahnungen an Abt und Stadt St. Gallen, das Land Appenzell, die Städte Schaffhausen und Rothwyl, die gemeinen Herrschaften; Württemberg hilfe mit reisigem Zeug; die Herren der Vereinigung liefern freien Markt.“ Hierauf wurden dem gemeinen Krieger fünfzehnhundert, dem Doppelsöldner acht Gulden Sold bestimmt.

(Hülfe.) Sechstausend Mann hatte René begehrt; über achtausend stellten sich, in der Freude des Volks; tausend junge Knaben mußten mit Gewalt zurückgehalten werden. Voraus erschien bald, mit sechszeinhundert Zürichern, Hans Waldmann; die Berner führte Brandolf von Stein, den wir zu Granjon und Noverdun sahen. So gestärkt, machte unter Wilhelm Herter die niedere Vereinigung sich auf. In denselben Tagen rannte der eiserne Picarde aus Nancy nach Zürich, dem Herzog anzufagen, daß, nachdem viele Versuche der Verproviantirung mißlungen, schon das Fleisch der Pferde und Hausthiere verzehrt werde. René folgte gleich nach Basel. Dahin floß das Volk zusammen. Als der Herzog den Anzug Waldmanns vernahm, eilte er ihm entgegen, sprang vom Pferd und führte ihn bis an die Stadt. Für die ersten Auslagen ließ der König jedem Krieger einen Goldgulden geben. Auch die Eidgenossen machten Anseuerungen. In allem Volk war ausgelassene Freundlichkeit; Urban von Mühleren, Vennier von Bern, von Luzern Hafffurter, der alte ritterliche Schultheiß, Albin von Sillinen und der Schultheiß Kramer, viele kriegsfreudige Helden, eilten freiwillig zu dieser Lust. Es trug sich zu, daß, in des Herzogs Abwesenheit (an diesem Tag rieth ihm der Sternendeuter einen Ritt nach Blozheim), zwei mit Kriegsvolk beladene Schiffe über dem Ungeßüm der Männer auf dem Rhein untergingen und kaum wenige und eine der Lustdürnen entkam; hierdurch wurden viele auf einige Zeit ernster gestimmt. An dem nächsten Zahlungstage fehlten dem Herzog zwölfhundert Gulden, welche, geliehen zu bekommen, Graf Oswald von Thierstein seine zwei Söhne zu Geißeln gab. Ihn, von Erzherzog Sigmund in Ungnade entlassen, hatte der Herzog als Marschall in Dienste genommen. Bei dem Ausbruch ließ ein guter Lothringer von Basel nach Nancy; was seit Eifron keiner versucht, er kam als Holzträger in die Stadt; ehe er die Nachricht sagte, rannte er in die Kirche, zum Dank; hierauf erfreute er ganz Nancy.

(Marsch nach Nancy.) Nach der Messe, am Weihnachtstag, zogen sie aus. In Blozheim begegneten sie dem Herzog René, der zu Fuß, gleich einem aus ihnen, die Hallbarde auf der Achsel, mit ihnen zog. Da gab er jedem Fähndrich ein Goldstück. Er selbst hatte sechs-hundert Pferde; das Heer war fünfzehntausend Mann stark. Die Witterung außerordentlich kalt; an Lebensmitteln Mangel; doch wurde das Heer vertragsmäßig nach Möglichkeit verpflegt; Muthwille von ihm an den Juden verübt. So über Eufisheim, Colmar, Schlettstadt, Ortenburg vorbei, das Wylerthal hinauf, über die Wasgauer Firsen, da sah René sein Land; der Himmel war ungemein heiter; bald hinab an die Meurthe. Die Lothringer haben ihre Fürsten immer geliebt; wie freute sich, wer

zu St. Diez den Schweif des Pferdes des wiederkommenden Herrn berührte. Das Heer nach Lüneville. In diesem Nachlager erreichte sie Hafffurter mit seinen Freunden. Die Krieger traten zusammen; der Held redete. Viele Erinnerung an Muren; wie sie den Herzog dort streiten gesehen; von der Menschen Pflicht, von Freundschaft, vom Sieg über den zweimal geschlagenen Feind. So daß der fürstliche Jüngling, in der innigsten Bewegung seines Gemüthes, aufsprang, die Waffengefährten umarmte; sich selbst, sein Land, sein Volk, mit entzündenden Worten dem Heer empfahl. Nachdem die Posten ausgestellt, und Hunger und Durst, nicht im Ummaße, gestillt worden, legten sich die Krieger zur Ruhe.

Der Anzug eines schon an Zahl überlegenen Heeres der Sieger von Granjon und Muren wurde dem burgundischen möglichst verborgen. Sehr gering war dieses und schlecht, finster wie das Gemüth Karls, leidend von Krankheiten, in Mangel, ohne Geld, noch Muth, von Campobasso verrathen, treu an sich. Der Zustand wurde dem Herzog vorgestellt; er in seinem Grimm: „Und sollte ich allein hervortreten; mit dem Jungen von Lothringen mache ich nie Friede; ihr aber, ihr seid lauter Vandemonts.“ In jener fürchterlichen Weihnachtskälte erfroren einige hundert Mann und Pferde; da brach die Geduld, so daß man ihm fluchte; einige verließen ihn. Der portugiesische König Alfonso kam zur Vermittlung in das Lager; Karl war einziger Sohn der Schwester seines Vaters; der vorstehende Untergang des Hauses Burgund war Niemand gleichgültig. Karl erwiderte: „Ob er übernehmen wolle, Pont-à-Mousson wider die Lothringer zu behaupten?“ Da überzeugte sich Alfonso, daß sein Aufenthalt unnütz wäre.

Die anziehenden Schaaren, durch Nachtruhe gestärkt, setzten sich in Marsch nach dem blühenden Wallfahrtsorte St. Niklaus zu Barreville. Gesehen wurden sie von den Reitknechten, welche mit den Pferden hinter dem Heer auf Dörfern lagen. Die wenigen Burgunder, welche Karl, nichts erwartend, auf dem wichtigen Posten hatte, flohen oder verbargen sich. Doch die meisten fielen durch das Schwert, oder wurden in die Meurthe gesprengt oder von dem Kirchturm in die unten aufgezplanten Spieße geworfen, oder, weil der Herzog jene zu Granjon beriefene Grausamkeit an sehr tapfern Deutschen unlängst erneuert hatte, an Bäume gehangen. Sie, die Heranziehenden, versorgten sich mit Speise und lagen still.

(Kriegsrath.) Der Herzog von Burgund versammelte einen Kriegsrath. „Sie sind wieder da, die schlechten Kerls; die seelenlosen Fleischmassen, von Trunk und Fraß aufgedunsen, sind hieher gewandelt: was meint ihr?“ Außer Campobasso waren die meisten Hauptleute der Meinung, „daß die Verproviantirung der Stadt Nancy das einzige unvermeidliche Uebel wäre; der Herzog

möchte nur ausweichen, was der Feind eifrigst wünsche, nämlich eine Schlacht, welche leicht mißglücken und verderblich werden dürfte; sie rathen ihm, nach Pont-à-Mousson an die Mosel zu ziehen, er sei noch nicht im Fall, verzweifelnd Alles zu wagen; auf Luxemburg liege ein beträchtlicher Schatz; das Heer könnte im Winter, obwohl sie Frieden wünschten, hergestellt werden; wo der Herzog René das Nöthigste im Krieg, das Geld, hernehmen wolle, um die Eidgenossen viele Monate zu unterhalten, oder wiederkommen zu lassen! Er, der großmächtige Karl, habe keinen Fußbreit Land, habe nichts verloren, das er durch seinen Geist und Muth nicht wieder gewinnen könne.“ Da sprach der Herzog: „Mein Vater und ich haben die Lothringer geschlagen; soll ich mich zurückziehen vor dem Jungen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schlagen wir uns.“ Sie, traurig, hinweg, ihn übernahm wechselweise Grinsen und eine grauenvolle Ahnung. Das Krachen des Geschüßes, die Anordnung der Schlacht, überhäubte, zerstreute ihn.

Bestürmt wurde Nancy mit angestrengtester Kraft, beschossen aus dem letzten Vorrath von Steinen und Pulver, René hörte die Schüsse, bemerkte Nothzeichen. Also gegen die Mitternacht berief er die Hauptleute; sie versprachen den Entsatz auf Morgen. Bedrängung von der Furcht, jetzt noch möchte Nancy fallen, erwartete er unruhig den spät anbrechenden Tag. Da wurde an vielen Orten zugleich Messe gelesen. Als Frühstück sie gestärkt, marschirten sie auf Neuville. Ueber dem Lande lag Nebel.

(Schlacht bei Nancy.) Dem Herzog von Burgund wurde sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd früh vorgeführt. Als er aufsaß, fiel von seinem Helm dessen Zier, ein goldener Löwe, ihm auf den Sattel. Mit verbissenem Muth seufzte er: „Das ist von Gott,“ gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sei nach seinem Tod, sprengte vorwärts. Ein veranstalteter, oder benutzter tiefer Wassergraben bedeckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heers. Er, der große Bastard Anton, und Bastard Baldwin, in der Mitte, führten die lange, tiefe Säule des Fußvolks; rechts nach dem Fluß, die italische Reiterei, Jakob Gaillet, der einsichtsvolle, treue, und Campobasso; links die übrige, der Oberlandvogt von Glandern, Joffe von Lalain, ein tapferer Ritter; die Straße nach Nancy war von einer kleinen Höhe mit dreißig Schlangenbüchsen besetzt.

Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Gola Campobasso mit achthundert Lanzknechten riß die rothe Schärpe und das Andreas-Kreuz von sich, ging über, kam zu René: „Jene entehrende Heftigkeit Karls erlaube ihm nicht, länger bei demselben zu bleiben; Anjou von Jugend auf, lehre er zu alten Freunden zurück, um die er das Schloß Commercy, hier in Lothringen, einst wohl verdient; nur dessen

Bestätigung wünsche er, bereit, an diesem wichtigen Tag die größten Proben seines Eifers zu geben.“ René, noch zu St. Mihael, besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiderten alsobald: „An der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß.“ Als Campobasso dieses vernahm, besetzte er eilends die Brücke bei Bourrières-aux-Dames, einen höchst wichtigen Posten, an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wo die Flucht, welche er vorsah, wo Karl wohl selbst sich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen entschlossen und fähig, hatte er in dem burgundischen Heer gelassen, Alles zu sehen und möglichst viel Böses zu thun.

Auf dem Marsch nach Neuville begegnete dem Heer ein Thurgauer von Frauenfeld, Georg Schreiber, und ein Mann von Urth in Schwyz, genannt Schindler. Beide, vormalig des Landes verwiesen, hatten in ihrem Verdruss burgundische Dienste genommen. Jetzt, wenn die Obrigkeit vergeben wollte, versprachen sie die Mäßregeln des Herzogs und auch die Manier zu zeigen, wie sie zu vereiteln wären. Die Hauptleute, nicht weniger besorgt um das Blut braver Männer als für das Glück des Tages, verschmähten dieses nicht; man kannte die Männer; sie erboten sich, Führer zu sein.

Die Schlachtordnung machten sie an dem neuwiller Leich. Das Fußvolk des ersten Treffens (Zürich und Freiburg dabei) führte Wilhelm Herter, durch Erfahrung, Verstand, Beredsamkeit, wie durch den Glanz von Murten, allgemein beliebt und verehrt; Oswald von Thierstein die Reiterei. Da trug Dom-Julien das Banner von Baudemont, ihm, dem Falkenier, folgte fröhlich der Bastard und viele Edle von diesem Lande. Aber den Schlachthausen kommandirte des Krieges Haupt, Herzog René, auf dem Pferd, welches er bei Murten ritt, in alt-lothringischer Uniform; er verbarg sich nicht, ein Mantel von Goldstoffs hing über die Rüstung; seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterei; da waren seine Freunde von Bitsch, Leiningen, Salin, sein Hof, alle Großen des Landes. In der Mitte dieses Treffens alle Banner, zu Vermeidung von Eifersucht, ohne besondere Ehrenzeichen versammelt; die meisten Orte der Eidgenossen, die niedere Vereinigung, die Hülfsvölker vom Erzherzog stritten in dem Genèvalthausen. Links an der Spitze der elsassischen Kavallerie kämpfte feurig der große Wilhelm von Rappoltstein, ein ernster, unternehmender, mächtiger Mann, zu zeigen, daß er Karl einst ungern gewichen. Einen Büchsenenschuß hinter dem Treffen harreten achthundert Mann. Das Geschütz bei diesem Heer war unwichtig und blieb außer dem Spiel. In fester geschlossener Ordnung, freudig als zum Kriegesfest, marschirten sie auf; der Boden war gefroren;

Schnee erfüllte die Luft; als er aufhörte, blieb Nebel. Dieser betrug den Feind; seine Artillerie brannte los, ebe das Heer im Schuß war. Es wurde scharmuziert, als läge nichts Größeres im Sinn.

Sie zogen die jarviller Straße. Nahe am Feind geschah das Gebet. Hierauf gebot Wilhelm Herter links um; einen rauhen verwilderten alten Weg, durch einen tiefen Bach, hinten hinaus den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestrüß begleitete sie; da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor, mit ungewöhnlicher Wärme und Pracht. Als der Herzog von Burgund sich umgesehen sah, befahl er eiligst, Gaillet solle den linken Flügel verstärken, dem Geschütz eine ganz andere Richtung erteilt werden. Da erklang auf der Höhe das Urihorn, dreimal. Dreimal fuhr Todesschrecken durch das Herz Karls; diesen Schall hatte er bei Murten gehört. Auf Einmal Herter, Waldmann, Eptingen, alle Ordnungen des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die leichtesten stürzten über die Hecke zum Tod aller Meister und Bedienten des feindlichen Geschützes; bald sah der Burgunder, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Muth in die eröffnete Seite vordringen. In diesem Augenblick zeigte sich Karl, über den Drillsinn erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermahnte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrenen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blut entsetzt; seiner wachte Rübenpreß unverbrüchliche Treue; mit ihm stritten Gaillet, Contay, Nassau, von Neufchatel der junge Markgraf, so, daß von ihm und ihnen in der letzten Stunde des Hauses Burgund würdig des unerfrockenen Johanns und der Ehre Philipps gekämpft worden ist. Fünfzig Schweizer und Lothringer sind hier gefallen.

Endlich vermochte Niemand wider den Andrang der zahlreichern, viel stärkeren Mannschaft, wider den Vortheil des Ortes, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlachten. Also nachdem Lalain in tapferm Streit schwer verwundet gesunken, als gleiches Schicksal den Muth Gaillets dämpfte, als wider der Lothringer Willen den guten Rübenpreß der Todesstreich traf, die Hoffnung auf Deutsche mit ihrem Anführer gefallen, im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung der Stadt angezündet, und Karl, von Blut und Entsetzen entsetzt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf das Heer sich in die Flucht. „Nach Luxemburg“ war der letzte Befehl. Traurig ergab sich, da sein Erstgeborener gefallen, der große Bastard, der vielerfahrene biedere Obersthofmeister de la Marche, und sorgewoll der junge Philipp, Markgraf Rudolfs von Belschnenburg Sohn; sterbend fühlte Baumercus das ganze Unglück, dessen frühestes Zeuge er war; schwerer als die Bande drückte Nassau der Schmerz seiner lieben Gemahlin, den

Contay der Tod seines verdienstvollen Vaters, und Chintah des Vaterlands vorstehende Noth.

Größeres Unglück erwartete das Heer. Die Brücke von Bourieres hielt Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strom das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind, oder bei Pont-à-Mousson von dem Landvolf in Wäldern; auch die Franzosen schonten jetzt nicht mehr. Da gegen zwei Uhr Nachmittags entschieden worden, wüthete der Tod vier Stunden weit umher, bis Morgens um 2 Uhr. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, das war der Verlust, daß alle gute Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Land liebten, umkommen oder gefangen wurden.

(Karls Tod.) Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, welchen der Bach Baron durchschnitt; Bireley, Name der Gegend. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferd und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen; verwundete ihn durch den Sitz, durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich auf) ihn fallen ließ und floh. Viel burgundischer Adel nahm hier den Tod; Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief den tauben Kastlan von St. Diez, der ihn verwundet, um Rettung, welches dieser übel verstanden; er hieb ihn mit der Hallbarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknabe einer, Johann Battist Colonna, ein Römer. Als der Krieg sich entfernte, wurde Karl von Unbekannten unkenntlich ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm; den ganzen folgenden Tag wurde er vergeblich gesucht, bis Campobasso durch Colonna die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karls Wäscherin, wo einer der Leidname etwa noch den Ring an habe: sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!“ rief sie mit großem Geschrei, größtentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er wenigen kenntlich; bis nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die Gefangenen, Unten der große Bastard, Olivier de la Marche, der portugiesische Arzt Lobo und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut; man erkannte die Narbe der Schlacht von Montlhery, die Eigenheiten seines Körpers, überaus lange Nägel, die Spur seiner Zügel. Auch Feinde ergriß Mitleid mit Grauen.

Zwischen Frankreich und England hatte sein Vater entschieden, sein Vater dem König Ludwig und wechselseitig Lancaster und York, Zuflucht gegeben; froher blühte nie ein Land; auch Karl, wenn er

nicht hätte wollen Alexander sein, war ein vortrefflicher Fürst. Er wurde zu Nancy feierlich ausgesetzt. René (nach der alten Sitte, wenn in ritterlichem Kampfe einer seinen Feind erschlug) mit einem bis an den Gürtel hängenden goldenen Bart, übrigens im Tauerkleide, trat vor ihn an der Spitze des Hofes, nahm seine Hand und sprach: „Lieber Vetter, ihr habt uns viel Unglück gemacht; eure Seele habe Gott.“

Von der Flie.

(Im 15. Jahre.)

Der Bruder Claus, aus einem guten (vielleicht in alten Zeiten Emmenthalischen) Geschlechte Löwenbrunner, selbst aber genannt von der Flie bei Sareln in Obwalden, wo er mit seinen Eltern und Kindern sein Gut wirthete, hatte in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft; in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bei Ragaz und in dem thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden, als Landrath eine eigene Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Mann ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster (es gab wenig abzublößen in so schuldlosen Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höhern Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann sein; der Lauf alltäglicher Dinge verdiente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog; erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in eine einsame Alp; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reizende Wildniß, an dem Ransf über einem tiefen Tobel, welches der herzabstürzende Melchflus mit seinem Rauschen belebt.

Er wurde unter einem Lärchenbaum von Jägern entdeckt; worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Zelle, so unscheinbar und klein er wollte,

und bald eine Kapelle gebaut. Es ist noch bei seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Claus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andere Speise gelebt, als die er Einmal monatlich in dem Sakramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaimen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch, zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch Das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen: es kann durch die Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens, einigermassen erklärt werden. Solchermaßen lebte der Bruder in steter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Ueberlegung und Übung der Mittel, unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keineswegs machte er seine Art Andern zum Gesetz; Das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu sein, wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüthes, um seine Blicke in eine uns umgebende unsichtbare Welt (in die wir einst vom Lebensraum erwachen), um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, mußten wir ihm gleich sein (was Niemand sich selbst geben kann).

Vom Abend bis Mittag blieb er in seiner Zelle; ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Brettern, er besuchte zuweilen die umliegenden Kirchen; so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmähte; „der Brunn des Lebens, gebe er durch Blei oder Gold, führe immer die heilreichen Wasser;“ über gelehrtere Fragen von der Schrift pflegte er an Im-Grund und andere wohlunterrichtete Priester zu weisen; denn in seiner Seele lebte sein Gott und bedurfte keiner Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Wildniß zu gehen, und besuchte oft seinen Freund, einen deutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hieher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem Leben, doch mit Speise. Im übrigen kam an den Ransf, wer in Unterwalden, wer in der Schweiz Rath oder Aufrichtung bedurfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in den Einsiedeln verehrte, Bischof Otto von Konstanz, Erzherzog Sigmunds, Kaiser Friedrichs Bevordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unsterbliche Heiterkeit und Fremdschicklichkeit seines Sinnes und jene blinde Ausprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden hellsehenden Mann, Bruder Claus.

Spät in der Nacht erschien an der Zelle sein Freund, der Pfarrer von Etanz; viertelhalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagssagung,

welche ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang," den er nun erzählte, flehend bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bei Gott und Menschen vermöge, Alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübbten, göttigen Würde: „Sage ihnen, der Bruder Claus habe den Tag auch etwas vorzubringen.“ Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Claus: ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalter, vom Alter nicht gebrochener Mann, aber nur Knochen wurden von der kastanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in zwei Spitzen mäßig herabhängender, dünner Bart, seines Blicks außerordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in Allem; sein einfacher, braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich. Er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Enklode gerufen, zu euch zu reden vom Vaterland. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich euch; von dem Gott, welcher eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Sieg auch euch gegeben hat an Tagen der Schlacht: von dem habe, von dem gebe ich's euch; Eidgenossen, warum habt ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt ihr euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt nicht von euch gesagt werden in den umliegenden Landen. In guten Treenen rathe ich, dringendst bitte ich, ihr von Städten, daß ihr Bürgerrechte löset, welche euren alten Eidgenossen schmerzlich sind, ihr von den Ländern, daß ihr bedenkt, wie Solothurn und Frankreich neben euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmt. Alle Eidgenossen, in Mißverständnis, das unter Brüdern wohl kommen mag, bleibt, gemäß der Billigkeit, bei der alten Art gleicher Sätze von jeder Partei. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferners erweitert nicht zu sehr den euch umschließenden Zaun: meidet fremde Händel; seid friedsame Nachbarn; und wer euch unterdrücken wollte, der finde Männer: fern von euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme; vor Parteilichkeit hütet euch, sie würde euch zerstören. Liebet euch unter einander, o Eidgenossen, und der Allmächtige walle über euch, göttig wie bisher!“

Und (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnad zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in Einer Stunde Alles verglichen ward.“ Also (begannen die Tagherren den Abschied) „des ersten, weiß jeder Bot heimzubringen die Treu, Mülh und Arbeit, so der fromme Mann, Bruder Claus, in diesen Dingen gethan hat, ihm deß treulich zu danken.“ Aber aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gottthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden.

Auf denselben Sonnabend nach S. Thomas, den zwei und zwanzigsten December des vierzehnhundert ein und achtzigsten Jahres kamen Freiburg und Solothurn in den ewigen Bund schweizerischer Eidgenossenschaft. Auf denselben Tag bekam durch Vorkommniß eines neuen Grundgesetzes die ganze Eidgenossenschaft eine neue Festigkeit. Also wurden die Bundeskreise in das greyzer Hochgebirg, an den Forat, den Welschnenburger und Murtener See, an die bischofskapelsche Grenze und in den Hauenstein erweitert, Vertbeidigung, Rechtsgang, Handel und Wandel festgesetzt, und sollen die neuen Eidgenossen ohne das Mehrtheil der alten keine weitem Verbindungen treffen. Das ist aber gemeiner Eidgenossen Vorkommniß, zu Stanz mit Bruder Clausen verabrebet: Verrätigung der ewigen Bünde und jener alten Gesetze des Pfaffen- und Sempacher Briefs mit Festsetzung fünfjähriger Erneuerung; Friede in der ganzen Schweiz und Behauptung öffentlicher Ordnung und obrigkeitlichen Ansehens gegen Aufwiegelungen und Kottirungen; die oben vorgeschlagene Theilung des Eroberten und Erbeuteten.

Späteren Zeiten ist nicht zu verzeihen, daß die fünfjährige Erneuerung von Ort zu Ort, oder mit größerer Feier an Einem Ort, unterlassen wurde. Hiedurch hat man der Nation ihr wahres Heiligthum aus den Sinnen und Herzen entrückt. Also wurde das Alte weder eingepreßt noch vervollkommenet. Aufgelöst wurde der Geist der Verfassung eines freien, tapfern, reblichen Volks in die kalten Förmlichkeiten einer scheuen (wenn auch sonst guten) Rathsherrenregierung.

Den Tagherren von Stanz wird mit Unrecht vorgeworfen, daß durch gemeinjamte Gewährleistung der eingeführten Ordnung und Verbot ungewöhnlicher Bewegungen dem Volk die Mittel benommen worden, gegen mißbrauchte Gewalt sich zu schützen. In der That war in denselben Zeiten zunächst auf die Bändigung des kriegerischen Ungestüms zu sehen, wie nachmals auf Mittel gegen Erschlaffung, welche den Mißbräuchen die Thür öffnet. Jedoch haben alle Zeiten in verschiedenen Formen Verfäher des Volks gesehen, deren landverderbliches Beginnen zu vereiteln die erste Sorge einer väterlichen Obrigkeit

keit sein muß: hingegen die Mißbräuche sind nie so weit gediehen, daß der fortgehende beneidenswerthe Flor des Landes dadurch gehindert worden wäre. Das gemeine Wohl erfordert Ordnung: wenn diese in die allergrößte Unordnung ausartet, alsdann wird keine Klausel der Auflösung oder Selbsthilfe wehren.

Der Bruder Claus ist, nach vollbrachtem Werk, wieder in seine Wildniß gegangen. Die Eidgenossen beschenkten ihn zu Auszierung seiner Kapelle. Er fuhr fort, die Summe der Weisheit und aller Tugend, Gehorsam und Liebe, zu lehren (für sich der höchsten Leitung folgen, für die Welt weltthätig wirken, ist das Geheimniß des Glücks und der Kern der Moral). Am ersten Frühlingstag des vierzehnhundert sieben und achtzigsten Jahrs, an demselben, wo er vor siebzig Jahren geboren ward, nachdem seine Nerven acht Tage lang an schmerzlichen Krämpfen gelitten, starb der Bruder in seiner Zelle am Ranst, in Gegenwart seiner Freunde Ulrich und Im-Grund, der seiner Art nachstrebenden Cäcilia, seines Weibes und seiner Kinder, und wurde von ganz Unterwalden mit größter Ehrfurcht und Liebe auf dem Kirchhofe zu Sarnen bestattet; betrauert bei allen Eidgenossen, auch von fremden Fürsten sein Andenken geehrt. Bruder Claus von der Alpe war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug, ihn unter die Kanonikern zu bringen; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen.

Guldreich Zwingli.

Die Geschichte der Menschheit zeigt unter mannigfachen Formen stets das nämliche, sich ewig erneuernde Schauspiel: den Kampf kühnerer Geister gegen die Trägheitskraft einer gemüthliebenden, dem Augenblick und der Erde zugewendeten Menge. Erfolg und Wirkung desselben hängen zuvörderst von dem obersten Willen der Vorsehung ab, der im Zusammentreffen begünstigender Umstände sich kund thut, dann aber, insofern auch Menschenkräften der Spielraum vergönnt ist, von den reinern, oder zweideutigen Absichten, der Weisheit, der Ausdauer der Handelnden selbst. Es ist eine erhebende Betrachtung, tröstender Erfaß für den Anblick der Millionen von Opfern menschlicher Verfehrtheit und Leidenschaft, der Finger Gottes in der Weltgeschichte, daß, während oft die kraftvollsten, mit Einsicht und Talente geleiteten Bestrebungen des Ehrgeizes, der Selbstsucht für ihre Urheber, für Andere, ja für Nationen und späte Geschlechter nur zu verderbliche Folgen herbeiführen, dasjenige, was zur sittlichen Veredlung der

Menschheit mit reinem Herzen unternommen und mit Selbstverleugnung vollbracht ward, noch jederzeit edle und unvergängliche Früchte, wenn auch nur langsam zeitigend, getragen hat. Hiefür spricht vorzüglich laut die kirchlich religiöse Umwälzung im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts; denn, so Vieles unstreitig zu ihrem Gedeihen die allgemein verbreitete Ueberzeugung des Bedürfnisses, so viel das erwachende Licht der Wissenschaft beitrug, so ist eben so wahrscheinlich, daß ohne die Uneigennützigkeit, moralische Kraft und Hingebung der Männer, welche der großen Bewegung sich leitend bemächtigten, auch sie, gleich mancher andern ältern oder neuern, unfruchtbar vorübergegangen wäre, vielleicht nur größeres Unheil gebracht hätte. Nothwendig beginnt daher die Darstellung jenes großen Ereignisses, so weit es der allgemeinen vaterländischen Geschichte angehört, mit dem Hinblick auf die Persönlichkeit des ersten und vorzüglichsten der schweizerischen Reformatoren selbst.

Entsprossen einer achtbaren, im ländlichen Wohlstande lebenden Familie der Lothenburgischen Berggemeinde Wildhaus, verlebte Guldreich Zwingli in der Negsamkeit einer zahlreichen Geschwisterschaar, bei den Erzählungen und Legenden einer frommen Großmutter, in der Freiheit und reinen Luft der Alpen und unter den Gesängen eines fröhlichen Volkes die ersten, harmlosen Knabenjahre. Liebedoll sorgte der Dekan in Wesen für den anfänglichen Unterricht des hoffnungsvollen Brudersohnes, erst unter seiner unmittelbaren Aufsicht, dann indem er denselben zu Gregor Bingli nach Basel sendete, welcher den jungen Bögling bald reif für höhere Bildung fand. Heinrich Lupulus in Bern übernahm nun mit gleichem Gedeihen, denselben dem klassischen Alterthume zuzuführen, womit er Uebungen der Sprache verband, die Geschmack und Scharfsinn weckten. Also vorbereitet reiste Zwingli, den Dominikanern, die seiner musikalischen Talente wegen ihm nachstellten, entgehend, im fünfzehnten Lebensjahre nach Wien ab. Was irgend in den Bereich philosophischer Studien fällt, ward auf dieser Akademie der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Prüfung. Zugleich verbanden beiderseitige Fähigkeiten, Wißbegierde und jugendlicher Frohsinn ihn mit Badian, den er daselbst fand, in unausslöschliche Freundschaft. Nach einigen Jahren kehrte der gereifte Jüngling nach Basel zurück, Lehrer an der Martinschule und zugleich selbst Schüler Thomas Wittenbachs zu werden, eines der Ersten, die in der lange hergebrachten Finsterniß theologischer Hörsäle die Fackel freier und eigner Prüfung, so wie das Licht einer vielseitigen Bildung wieder aufzustecken wagten. Unter dieser Anleitung lernte der kräftige Geist des jungen Mannes den rostigen Panzer der Dekretalen und scholastischen Epischindigkeiten von sich werfen, und wie gering er bald, und mit Recht von der Theolo-

gie des Zeitalters zu denken begonnen habe, ward bereits oben gezeigt, doch kannte er auch dieses Feld hinlänglich, um auf demselben später siegen zu können. Selbständig und frei, beehrte er vor keiner Untersuchung zurück, nicht vor der Kühnheit neuer Ansichten, nicht vor dem Verdammungsurtheil der Priesterwelt; aber wenn besorgte Freunde warnten, Leviten kopfschüttelnd von Kezerei zu murmeln begannen, ja er selbst finden mußte, wie leicht oft glänzender Irrthum der Wahrheit sich unterschiebt, dann sah er sich nach einem festen Stützpunkte um, von dem er zu nöthiger Verteidigung ausgehen könne. Er fand diesen in der heiligen Schrift, welche von da an der Hauptgegenstand seines unermüdeten Forschens ward.

Johannes Stucki, Pfarrer in Glarus, starb. Die ausgedehnte, damals beinahe den dritten Theil des Kantons umfassende Gemeinde wählte zu seinem Nachfolger den zwei und zwanzigjährigen Zwingli; noch hatte er bloß die Priesterweihe, welche von oben stammt. Das Volk der demokratischen Schweizerkantone, berufen, bei Wohl und Wehe des Landes frei seine Stimme zu erheben, bedarf in vorzüglichem Grade einer verständigen Führung. Mehr als irgendwo wird hier die Stellung des beliebten Seelsorgers bedeutend und sein ableitender oder anregender Einfluß nicht selten auch von den Regenten gebilligt oder gesucht. Schande dem Priesterschmuck, welcher das vaterländische Herz erdrückt! Dem, für Bürger und Menschenwohl glühenden, freisinnigen jungen Prediger eröffnete sich in der vielfach bewegten Zeit eine stürmische Laufbahn. Zeuge der Leiden des Vaterlandes durch die Antriebe und Bestechungen der sich bekämpfenden Ausländer, durch die verwildernden Kriegszüge in fremder Angelegenheit, bei deren zweien er selbst das Glarner-Banner begleitete, erfüllt zugleich durch Liebe und Kenntniß der Alten mit einem hohen Begriff von Nationalwürde und republikanischen Tugenden, erhob er laut seine Stimme, vorzüglich gegen die schamlose Heiligkeit der französischen Partei. Hiedurch, mehr als durch einige, damals nur schüchtern noch geäußerte Zweifel über kirchliche Gebräuche und Lehren, weckte er sich selbst zahlreiche und bedeutende Feinde. In blühender Jugendstärke, geistvoll, ein Freund der Kontinuität und froher Gesellschaft, frei durch sein ganzes Leben von Heuchelei oder Rückhalt, bisweilen noch unüberlegt und hingerissen von den Gebrechen der Zeit, was er selbst am wenigsten verhehlte, erhob er sich dennoch durch Fülle der Kenntniß, Reinheit des Willens, Begeisterung für alles Wahre und Große und durch den Ernst, womit er bei lebhaftem Gefühl auch für das Sinnlich-Schöne die Wallungen der Leidenschaft zu bekämpfen strebte, hoch über die Meisten seiner Berufsgenossen. Liebend und bewundernd schlossen die edelsten Jünglinge sich ihm an, hing an ihm der größte Theil der Gemeinde, aber

nur desto feindseliger bewachten, schmäheten und verleumdeten Neid und enlarvte Selbstsucht, und wenn des kräftigen Baumes noch zarte und jugendliche Blüthen reifen sollten, wurde nöthig, ihn auf einige Zeit dem tobenden Sturm zu entrücken.

Es stand damals Konrad von Nechberg der Abtei Einsiedeln vor, dem schweizerischen Delphi, wenn die geweihte Kapelle mit der dunsterfüllten Apollsgrotte, die Demuth und eintönigen Litaneien roher Pilger mit dem üppigen Gepränge griechischer Chöre zu vergleichen erlaubt wäre. Vor ritterlichen mehr als mönchischen Neigungen überließ er gerne die Leitung der geistlichen Angelegenheiten dem Pfleger des Klosters Diebold von Geroldsee, der, mit eben so männlichem Geiste mildere Sitten und eifrige Liebe der Wissenschaften verbindend, die willkommene Freiheit benutzte, um sich her einen kleinen Kreis gelehrter Freunde zu sammeln. Auch das Verdienst des kräftigen Pfarrers im Glarus war seinem Blick nicht entgangen, und in Kenntniß gesetzt vielleicht von dessen immer stärkerer Bedrängniß durch die überall obsiegende französische Partei, bot er ihm Aufenthalt, Beschäftigung und bescheidenes Auskommen im Kloster an. So zog Zwingli, das Leutpriesteramt zu versehen, nach Einsiedeln und fand in der Stille der Gegend und der Zurückgezogenheit des Klosterlebens einige Jahre der Ruhe, so wie Muße, Hülfsmittel und Aufmunterung zu tieferm Eindringen in die heiligen Schriften, wozu er mit lebendigem Eifer der griechischen Sprache sich widmete. Hier auch, wo an der Pforte vollständigen Ablasses sich das ganze Geheimniß so manches ruchlosen Lebens ihm öffnete, wunderjuchende Einfalt und Verehrung lebloser Gebilde in ihrer grellsten Gestalt sich äußerten und Hunderte so schuldbeladen, als sie gekommen waren, im folgenden Jahre wiederkehrten, lernte er nur desto gründlicher sein Volk und sein Zeitalter kennen. Wie schauervoll fand er aber nicht die Kluft zwischen der Kirche Christi und derjenigen eines Alexander, Julius und Leo! In diesem Verderben des Stammes und der Wurzeln erkannte er immer lebendiger die Ursache der verdorbenen Früchte, gegen die allein bisher sein stürmischer Jünglingsseifer gerichtet war. Jetzt lehrte ihn reifere Ueberlegung nur in einer gereinigten Religion die Grundlage durchgreifender Verbesserung suchen. Daher von nun an sein kühner und unermüdeter Kampf gegen die Gebrechen der Kirche; daher seine Bitte um Abhülfe an solche vorerst, in deren Stellung hiezu die nähere Verpflichtung lag, an den Bischof von Konstanz, an den Cardinal Schinner, an den Legaten des Papstes, daher seine Predigten, obwohl vorsichtig, doch gewichtvoll und eindringend, so daß von der Stätte einer bisher todtten Verehrung das lebendige Wort selbst in ferne Länder zu erschallen begann; daher endlich auch seine freudige Bereitwilligkeit, überall mitzuwirken, wo Geroldsee, so

weit seine Vollmacht reichte, zu bessern, zu vereinfachen, zu erleichtern sich Mühe gab.

Unterdessen wurde in dem benachbarten Zürich die Stelle des Leutpriesters am großen Münster erledigt. Dieser Wirkungskreis, ruhmvoll sowohl wegen der Würde der Stadt als wegen des Umfangs und der Last der Geschäfte, indem üppiger beinahe hier, als irgendwo in der Schweiz, das Unkraut wucherte, lockte die Pflicht- und Ehrliche Zwingli's in gleichem Maß. Neben mehreren, zwar unwürdigen, Mitwerbern trug er, unterstützt durch seines Freundes Myconius einflussreiche Verwendung, durch seinen Ruf und das Wohlwollen einiger Mitglieder des wählenden Kollegiat-Stiftes bei demselben mit einer bedeutenden Mehrheit den Sieg davon. Jetzt erst legte er sein Amt in Glarus nieder, verließ Einsiedeln, wo er, wie bei dem Rathe zu Schwyz, in achtungsvollem Andenken blieb, und erschien in Zürich am Schlusse des fünfzehnhundert achtzehnten Jahres. In kräftiger Rede sprach er gegen die versammelten Chorherren neben seinem Danke und der Vereithwilligkeit zu Uebernahme der neuen Verpflichtungen vorzüglich den Entschluß aus, statt der bisher üblichen fragmentarischen Textabschnitte hinfort die heiligen Schriften und zwar vorerst des neuen Testaments in ihrem Zusammenhang zu erklären, wodurch allein zur Kenntniß der reinen christlichen Lehre zu gelangen möglich sei. Dem Einwurfe, daß er auf diesem Wege von den Verordnungen der Kirche abweiche, sogleich durch Hinweisung auf das Beispiel eines Hieronymus und Augustinus belegend, weckte er bei Einigen der Hörer Freude und lebendige Hoffnung, bei Andern Besorgnisse, gekränkte Eigenliebe, heimlichen Groll, bei Allen aber die Ahnung noch tiefer greifender Aenderungen nebst der Gewißheit, daß in solchem Falle nichts übrig bleiben werde, als neben dem Urheber, oder gegen denselben zu kämpfen.

Mit seinem sechs und dreißigsten Geburtstage, dem ersten des neu angetretenen Jahres, wo er der zahlreich versammelten Gemeinde sein Vorhaben ankündigte, mit dem sogleich folgenden Sonntage, wo er vor noch größerer Menge die Erklärung des Matthäus anbot, beginnt die einflussreiche Veränderung, deren Geschichte hier zu liefern ist, sich zu entwickeln. Die dem gesunden Verstande der Hörer so natürlich sich darstellende Behandlung der heiligen Schriften in ihrem Zusammenhang öffnete ihm gleichzeitig weiten Spielraum für die mannigfachsten Belehrungen, wie die Bahn zu ähnlichen Abweichungen von der Uebung oder den aufgedrungenen Sätzen der römischen Kirche, wo er dieselben mit dem Evangelium im Widerspruche fand, und bei allgemein sich verbreitender Kenntniß desselben auch desto leichter so darstellen konnte. Weder geschraubte Abhandlungen über irgend ein abstraktes Thema, noch matt verhallende

Glockentöne aus Nebelwolken, sondern als fortschreitende Erläuterungen der heiligen Schrift, kunstlos und in der Volkssprache vorgetragen, waren seine Predigten auch dem Geringsten verständlich durch die Klarheit und Ordnung, die überall walteten; dem Gebildeten angenehm durch den Reichthum der Beispiele, Beobachtungen, Bilder, aus dem Leben der Mit- und Vorwelt aufgegriffen; Studien aber für die Gelehrten durch die Tiefe der Gedanken, die Wahrheit und Eigenthümlichkeit der Ansichten und die Fülle der Sachkenntniß. So fesselte er gleichmäßig die in den Frühstunden der wöchentlichen Markttage um seine Kanzel sich sammelnden Landleute, wie den denkenden Staatsmann, der bisher die Armseligkeit so manches geist- und kraftlosen Kanzelschwäfers verachtete. Freilich mochte bisweilen nicht bloß das schuldbesetzte Gewissen, sondern auch ein zarteres Ohr sich verletzt fühlen, wenn im gerechten Grimm über die Vesslichkeit, Ausartung und Schmach des Vaterlandes, oder über die Schleichkünste und Verleumdungen seiner Gegner ihm Ausdrücke entfielen, deren Entschuldigung nur aus der allgemeinen Uebung des Zeitalters und eher aus der Stimmung als von der Stelle, woher sie rührten, zu nehmen war, und weder diejenigen, die von der Religion nur die süßen Regungen weicher Gefühle, noch die, welche von ihrer Wunderkraft Aushülfe bei eigener Trägheit oder die wohlfeile Verbesserung stets erneuerter Thorheiten erwarteten, konnten durch die Reden eines Mannes sich befriedigt finden, der, zum Herzen durch den Verstand vorzugsweise sprechend, mit dem Bedürfnisse zugleich die Unruhe des Selbstforschens und beständiger Anstrengung weckte. Kraftvoller Republikaner auch auf der Kanzel, suchte er weniger zu gefallen und zu befähigen, als anzuregen, und indem er mit fester Hand den Hörer auf dem mühsamen Pfade seiner eigenen Studien, Erfahrungen und Entdeckungen nach sich zog, führte er ihn dem Lichte jener männlichen Religion entgegen, die in muthigem Kampfe und standhafter Ausdauer die eigene Versittlichung, in lebendigem Vertrauen aber auf Gottes Leitung und Beistand Kraft und Mittel zu Beiden zeigt.

Wo er dann, was häufig geschah, als Prediger mißverstanden, oder mißdeutet wurde, wo Werth oder Schwierigkeit des Gegenstandes, oder Personal-Mücksichten tiefer gehende Erläuterungen forderten, suchte er durch Druckschriften zu belehren, anzuregen, sich zu verteidigen; und obwohl er erst im reifen männlichen Alter zu solchen Arbeiten Veranlassung oder Ermunterung fand, wuchs dennoch in kaum zehn Jahren und unter einer Last von Geschäften und Sorgen die Zahl derselben zu einer bedeutenden Sammlung an, hinreichend, selbst für die fernsten Zeiten Zwingli's frommen Eifer, helle Ansichten und gründliche Kenntniß gegen jeden Angriff, rühre er von den spätern Verirrungen des Protestantismus selbst, oder

von der Unkunde und dem Uebelwollen seiner Gegner her, zu recht fertigen. Zwar tragen mehre dieser Arbeiten das natürliche Gepräge der Eilefertigkeit ihrer Abfassung, von dem Verfasser selbst am meisten beklagt und in spätern Auflagen bisweilen verbessert; aber, wenn nicht bloß die berechnende Mangellichkeit derer, die vor den Großen der Erde zitterten, sondern auch die ruhige Mäßigung wohlwollender Freunde hier und da Ausdrücke zu heftig, Urtheile zu hart oder zu allgemein ausgesprochen fand, so ward er, und wohl mit eben so viel Grunde durch Andre gerade dieser kühnen unumwundenen Sprache wegen gelobt, indem das grenzenlose Verderben einer lebendigen Schilderung, die gefährliche Wunde schmerzender Heilmittel, das schwierige Werk der Verbesserung durchgreifender Maßregeln unumgänglich bedürfe. Sichtbar geht übrigens aus der chronologischen Zusammenstellung seiner Schriften hervor, daß er, anfänglich sich sehr mäßigend, erst durch Widerstand, ungereimte Behauptungen und Verleumdungen der Gegner zu entscheidenderm Tone bewogen ward. Noch will er, von der Wahl der Speisen sprechend, eine, wenn auch als aufgedrungen erwiesene, doch unschädliche und langjährige Uebung mit aller möglichen Schonung der Schwachen behandelt wissen; noch bittet er im Namen einer achtbaren Zahl von Amtsgenossen, nach unwiderlegbarem Erweis ihrer Schriftmäßigkeit den Bischof von Konstanz um Bewilligung der Priesterkreise in zwar ernster und kräftiger Sprache, aber nirgends die Grenzen einer untergeordneten und ehrerbietigen Stellung überschreitend; noch vertheidigt er bald nachher im Archetels gegen einen Angriff ebendesselben sich mehr mit den Waffen gutmüthiger Ironie als mit Derbheit, es überall voraussetzend, daß der ungeschickte Ausfall von schlimmen Rathgebern herrühren müsse, und unmöglich dem edlern Gemüth und der bessern Einsicht seines kirchlichen Oberhauptes beizumessen sei. Erst nach dem entscheidenden Siege bei jenen zwei großen Glaubensgesprächen in Zürich trat er rücksichtslos mit dem, was er als Wahrheit erkannt und behauptet hatte, der Annahme, auch wenn er im Purpur oder der Bischofsmitze sie fand, gegenüber, wobei dann freilich etwa ein leichtes Aufwallen der Freunde über seine Triumphe und des Bewußtseins derselben wie die Menschheit, so auch die Anstrengung des edlen Kämpfers verbürgte.

In diesem wissenschaftlichen und Berufswirken ward er gemein durch eine Popularität unterstützt, die nicht weniger aus seinen äußerlichen und Gemüthseigenschaften, als aus der Natur und dem Bedürfnisse seiner Stellung hervorging. Einnehmend, bereit und lebhaft, durch Geburt und ländliche Jugenderziehung ferne gehalten von aller Annäherung des Kastengeistes, stand er durch herzliche Theilnahme selbst an Manchem, was, von gelehrtem oder frömmeln-

dem Hochmuth gering geschätzt, das Alltagsleben erheitert, auch dem gewöhnlichen Menschen desto näher, und selbst der geringste im Volke, wenn nur ein redlicher Wille für ihn sprach, konnte in seiner Gesellschaft sich ungehemmt fühlen. Wohlthätig nach der Lehre des Evangeliums im Stillen, ein Vater besonders aller derer, die Glaubenseifer und Priesterhaß verfolgten, jedes aufsteigende Talent schnell erspähend, neidlos unterstützend, mußte er, selbst wenn er es zu Ausführung seines großen Werkes weniger bedurft hätte, um sich her einen Kreis entschlossener und fähiger Freunde bilden und auf dem Hauptschauplatze seines Wirkens zu Anhängern und Verehrern alle diejenigen gewinnen, die nicht, durch dasselbe in ihrer Bequemlichkeit oder ihrem Eigennutze gekränkt, oder in ihren Gebrechen bloßgestellt, seine öffentlichen, oder heimlichen Gegner wurden. Auch unter den zürcherischen Landenten, denen er leicht zugänglich war, und in den übrigen Theilen der Schweiz, wohin er mit Angelegenheit einen Briefwechsel unterhielt, befestigte und mehrte sich fortwährend sein Einfluß. Benachrichtigt, berathen, aufgefordert, um Beistand anrufen, aus der Nähe, aus der Ferne, ward er, ohne es erst zu wollen, ohne es dann abzulehnen, das Augenmerk, der Hoffnungstern aller derer, die für wahre Verbesserung mit reinem Eifer arbeiten und kämpfen wollten, wie auch solcher, die von bloßer Heuerung unbestimmte, oft eigennütziges Erwartungen hegten. Diese chaotische Masse zu ordnen, zu führen, zu läutern, wurde nur sein mühevollstes, aber unerlässliches Lebensgeschäft; für ihn selbst aber zum Prüfsteine derer, die sich ihm näherten, lediglich der reine Sinn, womit sie die Wahrheit suchten; diese, selbst aus des Gegners Wunde mit Dank hingenommen, ward gewissenhaft von ihm angewendet, seine eigne Lehre auszubilden, welche er, sich überall gleichbleibend, im freundlichen Privatgespräch, wie von der Kanzel und in weit verbreiteten Schriften mit der nämlichen Begeisterung vortrug. Hier noch ihr einfacher Grundriß.

Der Anfang aller Religion ist, daß wir Gott haben, ihn, das höchste Gut, von dem auch alles Gute ausgeht. Zur innigen Gemeinschaft mit diesem Urquell des Lichtes, der Gnade gelangen wir durch Selbstverleugnung, durch Keuschheit des Wandels, durch kindliche Hingabe. Obwohl so hoch über uns stehend, daß der schwache Mensch vor seiner ewigen Herrlichkeit ein Nichts erscheint, kann dennoch Gott von uns erkannt werden; er wird es, indem er selbst die Erkenntniß in dem Geiste seiner Erwählten bewirkt. Und wer sind diese Erwählten? — Sie, in deren Gemüthe die Sehnsucht nach dem Ewigen, die Begierde nach Licht und Wahrheit, die heilige Flamme der Liebe lebt. Wohlan denn! so laßt uns dieses göttliche Feuer in treuem Herzen bewahren! Laßt uns aufmerken, wie

unaussprechlich der Allmächtige, der keinem Menschen sich unbezeugt gelassen hat, zu uns spricht hier durch die Wunder und die Gesetze der Natur, dort durch die Erfahrungen des Lebens, oder durch die Schriften alter Weisen, denn auch Plato, Pythagoras und Seneca haben aus göttlicher Quelle getrunken. Vor Allem aber laßt uns aufmerken auf jene zusammenhängende Offenbarung Gottes, welche die heiligen Schriften darstellen, und die in Christo ihre Vollendung gefunden hat. Derselbe, die höchste Tugend fordernd und zugleich ihr Vorbild, ward uns zum Lichte, das keinem Menschen seinen Glanz entzieht. Die Bekanntmachung der unermesslichen Wohlthat Gottes, der ihn, seinen Sohn, dahin gab, daß die Welt durch ihn lebe, ist das Evangelium, welches uns den wahren und einzigen Mittler zeigt, denjenigen, der auf dem richtigsten Wege die Menschen zur Erkenntniß Gottes führt. Dieser, kein despotischer Herrscher, ein liebender Vater, öffnet zärtlich seinen Kindern die Arme, ohne daß sie bedürften, hierzu den Beistand der abgechiedenen Seligen zu erleben oder durch Geschenke zu erkaufen, was den Schwachen unausweichlich zur Abgötterei führt. Stark und sicher hebt uns zu Gott nur der wahre Glaube empor; er, welcher, von Bewunderung zur Erkenntniß, von dieser zur Demuth leitend, Eines mit Hoffnung und Liebe ist. So fallen denn hin wie Schatten, wenn das Licht kommt, alles gedungene Lobgebet, bezahlter Chorgesang, Messen, Vigilien. Wo bleibt ihr Werth, wenn sie nicht aus Liebe herrühren? So fallen hin jenes Tempelgemüth, jene Litaneien in fremder Sprache, woran kein Geist auflebt, kein Herz sich erwärmt. Es fällt hin der Dienst der Bilder, die aus Holz geschnitten, aus Stein gehauen, durch Kniebeugen, durch prunkendes Umhertragen geehrt werden, dem Gebote Gottes, den Worten Jesu und der Apostel, und der gesunden Vernunft zuwider. Es fallen hin die Menschenfahrungen, jene selbsterdachten, sogenannten guten Werke: das Fasten, das Wallfahrten, die Gelübde, die Theilnahme an Bruderschaften, der Eintritt in Mönchsorden. Stammt unser Entzagen aus Ueberzeugung her, wozu bedarf es des Zwanges? — Des Zwanges von Menschen, während Gottes Wort uns frei und ledig spricht? Diese Freiheit des Christen, weit entfernt, Sünde, Rohheit, Mergerniß zu fördern, wird vielmehr seiner Frömmigkeit höhern Werth verleihen und für ihn auf Erden schon der Vorgeimß jener himmlischen Seligkeit sein, welcher derselbe ohne knechtische Furcht vor den Qualen eines, durch Priester-eigennutz erdichteten Fegfeuers im Vertrauen auf die Liebe des Allmächtigen und das Verdienst seines Erlösers gläubig entgegen sieht.

In diesem einfachen Bekenntniß nun vereinigen sich die Glieder der wahren Kirche. Welches ist aber diese Kirche? Vorerst und hauptsächlich sie, die makellose Braut Christi, jene ächte, katholische

Gemeinsame aller Frommen, die weit über die Erde verbreitet, verbunden nur durch den Geist Gottes zu Einem Glauben, Einer Hoffnung, von Gott allein gekannt ist. Sodann aber auch jener äußere Verein, gebildet durch die Gemeinden oder Kirchhöfen, welche schon in den ältesten Zeiten zur Uebung der Andacht und Liebe und jener zwei einzigen äußern Handlungen, welche das Evangelium fordert, der Taufe und des Gedächtnismahles an Leiden und Tod ihres Erlösers, die Gläubigen versammelten, wo von Einigen das Wort Gottes gepredigt und erläutert, von den Uebrigen die Erklärung gehört, aber auch frei beurtheilt ward. Nicht Herren oder Richter dieser Gemeinden, ihre Beamten und Diener waren also die Bischöfe, und wurden verworfen, wofern sie nur ihr eigenes Wort, nicht dasjenige Christi darbrachten: denn dieser ist fortwährend allein das Haupt; er, der nach seiner eigenen Verheißung bei uns ist alle Tage, bis an's Ende der Welt. Wie darf denn ein Andern wagen, sich an seine Stelle zu setzen? Daß auch keiner spreche: Der einfältige Mensch mag das göttliche Wort nicht verstehen. Wahrlich, der Meister, der ihn solches lehrt, heißt weder Papst, noch Stuhl, noch Concilium, noch Doctores, noch Patres. Es ist der Vater Jesu Christi selbst. Er gibt die Weisheit denen, die ihn bitten, die mit Wahrheitsinn sie suchen, in Einfalt und Demuth vor ihm wandeln. Darum steht auch das Evangelium Allen offen und soll keinem Laien unter keinem Vorwande entzogen werden. So ist es denn also besser, einfältig sein als weise! Betrogene, oder Betrüger! Wer sind hier die Einfältigen? Sie, die thöricht sind, oder die, einfältig und gerecht im Herzen, von Eigenmütze sich frei erhalten und von Hinterlist? Wohl viel mehr hat Christus auch die aller-gelehrtesten, und mit besonderm Gedeihen, zu Jüngern gemacht; aber sie Alle mußten sich selbst verleugnen, auf ihr Wissen nicht stolz sein, und nicht nach eigenem Sinne das Wort Gottes meistern. Ganz ohne Zweifel wird, wer mit Einfalt des Herzens noch Kenntniß, in den Sprachen besonders, verbindet, auch tiefer in den Geist des Evangeliums eindringen. Daher muß aus Solchen der christliche Lehrstand durch die Gemeinden bestellt werden, und darf keiner sich eigenmächtig zum Prediger aufwerfen. Darum aber, weil dieser Beruf vielfache Sorge, Wachsamkeit, Entsagung fordert, auch alle Süßigkeit des Herrschens, nicht bloß in weltlichen, sondern selbst in geistlichen Dingen, ihm, den Christus nur an die Kraft der Wahrheit und Liebe weist, ewig fremd bleiben muß, sollen demselben denn auch nicht neue und unerträgliche Lasten von Menschen auferlegt werden. Warum denn also vollends das Unnatürliche von ihm fordern? Die Ehelosigkeit, da, Keinigkeit zu halten, eine göttliche Gabe ist, die bei den Wenigsten sich findet? Wehe denjenigen, die durch solchen Zwang Unzucht, heimliche Greuel, Heuchelei und

Mergerniß verbreiten, während eine ehrliche Ehe, weder im alten noch im neuen Testamente verboten, in beiden eine Menge von Beispielen auch unter dem Priesterstande, und überhaupt Gottes weise Ordnung für sich hat. Hinweg daher mit dem Eölibat, wie mit dem falschen Wahne von einer besondern Heiligkeit des Priesterstandes und alle herrischfüchtigen Plänen, darauf gebaut! Hinweg mit dem Ablasse, durch sündige Menschen ertheilt, mit dem Banne, wenn er nicht von der ganzen Gemeinde ausgeht, mit dem Felsen, wenn er in Rom, statt bei Christo gesucht wird! Auf diese seine Worte, seine Verheißungen stützt sich fort und fort die wahre Kirche, die zwar durch falsche Führer bedrängt, durch scheinheilige, Recht und Ordnung höhrende, Sektirer geschmäht und angefochten, nie aber dennoch in ihrer Grundfeste wankend gemacht werden kann und durch Gottes Gnade am Ende siegreich über Welt und Tod triumphiren wird.

Vielleicht aber möchte Jemand mir einwenden, wenn es eine sichtbare Kirche gibt, so bedarf sie auch eines sichtbaren Oberhauptes. Wohl dem! Haben wir nicht eine christliche Landesobrigkeit, und ist sie nicht von Gott verordnet, für Gerechtigkeit und das gemeinsame Wohl zu sorgen? So fällt ihr denn auch über die Landeskirche die Aufsicht zu. Ich kann nirgends finden, daß je bei den Alten zweierlei Herrschaft gewesen, eine weltliche und eine geistliche. Sie hätten auch nie sich vertragen können. Laß daher dich nicht verdrießen, christlicher Lehrer, wenn eine Gewalt, die du mit Unrecht besessen, von dir genommen wird. Halte dich vielmehr mit allen Christen als Brüdern, so werden auch sie hinwieder dich brüderlich ehren. Gehe voran mit dem Beispiel der Bürgertugenden, des Gehorsams gegen die Obrigkeit! Diese aber, so wie sie von ihren Unterthanen Treue und Anhänglichkeit zu fordern berechtigt ist, soll auch ihrerseits christlich regieren, nie ihrer Gewalt sich überheben, nicht unnöthige Lasten auf das Volk wälzen. Vor Allem aber sollen die Regenten mit eigenem Beispiele vorleuchten. Hierzu hat der christliche Lehrer sie zu ermahnen, hier, wenn sie von der Bahn der Gerechtigkeit und eines gottgefälligen Wandels abweichen sollten, sie mit ernster Rede, nöthigenfalls selbst öffentlich, zu strafen, ohne Rückhalt und ohne Menschenfurcht. Auf solche Weise werden bei der Wachsamkeit treuer Lehrer, unter Leitung und Aufsicht weiser Regenten und unter dem obersten Nachschutze Gottes und Christi Staat und Kirche in friedlicher Eintracht, ja gegenseitig sich unterstützend, kräftig emporblühen, und so auch in unserm eidgehörigen Vaterlande, wenn es den Fluch der Jahrgelder und fremden Gnaden von sich geworfen, mit der Sitteneinfalt der Natur, der Segen und das Glück derselben wieder aufleben, wir selbst aber uns vorbereiten, jener ewigen Heimat werth zu sein, wo wir, befehligt

durch Gottes Anschauen, zugleich den ehrwürdigen Verein aller derer, die hier auf Erden fromm, treu, weise und standhaft gelebt, und neben Abraham, Moses, Johannes und Paulus auch Sokrates, Aristides, Camillus, die Catone und die Scipionen finden werden.

Die Religionsgeschichte.

(Aus den „Vier und zwanzig Büchern Allgemeiner Geschichte.“)

Der menschliche Geist, welcher die Entfernungen der Gestirne mißt, welcher vermeinte Elemente anflößt, welcher die Remnitz der ganzen Vergangenheit umfaßt, die Meinungen und Schicksale von Millionen entscheidet und weit in die Zukunft wirkt, wo kommt er her? wo geht er hin? Man hat dem Himmel den Bliß entwendet, Erdreich über die Meere erobert, Kometenbahnen berechnet, hohe Regionen der Lüfte durchdrungen; und wer sind wir? woher? wohin unser Ziel? Hierüber verstümmen unsere Sinne. Formeln von Abstraktionen sind besser oder unvollkommener gedacht, gesagt, verglichen worden, und nichts scheint gewisser, als Ungewißheit.

Die großen Männer, deren Geist in den schönsten Zeiten der Literatur einen so edlen Schwung genommen, daß gutgestimmte Menschen seit Jahrtausenden mit gefühlvoller Theilnehmung ihnen folgen, sind sie, deren Seele in ihren Werken athmet, seit Jahrtausenden ganz Raub der Verwesung? Ist der Unschuld Catons, dem guten Titus, dem redlichen Marcus, kein anderes Geschick bestimmt als einem süßlosen Nero, als dem rohen Mariminus? die vierhundert Lacedämonier des Leonidas, Brutus und Cassius und alle, die für das öffentliche Wohl ihr Leben verzehrt oder ihren Tod beschleunigt, sind sie in ewiges Nichts versunken? welches ist das Wort des unbegreiflichen Räthsels!

Große Männer sind vor unseren Blicken vorübergegangen, und reinere Tugend, als die übrige, ist denkbar; der Gelehrteste verachtet sein Wissen, so weit fählt er es unter seinem Ideal; es sind Gefühle in uns, deren unermeßlichen Umfang die menschliche Fassungskraft nicht vermag auszufüllen, und Grundsätze sind möglich, denen die unüberwindlichst scheinende Macht der Sinnlichkeit weicht, und am Ende der Laufbahn des Wahren und Guten wäre Trennung von seiner Idee, ewige Abgeschiedenheit im einsamen Grabe das Letzte?

Der jüdische, griechische, gallische, deutsche Volksglaube, der ägyptische Priester, Zerdusht und Konfucius hoffen Besseres; aber der göttliche Plato wünscht es nur, der große Tullius zweifelt und

Plinius ist geneigter zur Verwerfung. Jenes erhöht über das ganze sichtbare All, unterwirft, was wir sehen, und öffnet unermessliche Aussicht von Fortschritten zu unendlicher Vollkommenheit; aber unzerstörbare Zweifel liegen in den Schranken unserer Vernunft. Möchte der Geschichtschreiber etwas für ihre Befriedigung finden können!

Morgenländische Religionen.

Der Mensch, wo, wann, wie er ward, war, als er wurde, nicht ein abgezogener Begriff; sein Sein läßt sich nicht ohne bestimmte Umstände gedenken: als er aus dem Nichts auslebte, brachte er die Fertigkeiten mit, wodurch er selbst, und sein Geschlecht, besteht; sollte die hervorbringende Ursache seines Geistes diesen vielleicht mit einem Ideenfond, worüber er arbeiten könnte, ausgestattet haben! Sei es, daß die Ueberlieferung, durch die Zeit alter verdunkelt, unansehnlich, nur Volksgefühl blieb! wenn Weise den Funken aufzufangen, wenn sie ihn zu einem weiterleuchtenden Lichte gezündet, so behauptete das Urgefühl seine Rechte, und erkannte am ersten der natürlichste Mensch das aufgefrischte Naturgefühl. Auch sonst bleiben die sich selbst überlassenen Völker in unentwickelter Kindheit; zu aller Vervollkommenung elektrisirt Tradition; es gibt unerweisliche Wahrheiten. Dieser Spur wollen wir folgen.

Wollen wir von der Mythologie des Tschu-king's, seiner Naturlehre, seinem geheiligten Drei, von Yao, Tschu-ün, den Hia, Tschang, Tschu, beginnen! von Sina, dessen Sagen in die ersten Zeiten der ertrocknenden Erde hinaufreichen, dessen Geschichtsbuch drei Jahrhunderte älter, als Herodotus, und welches bis auf diesen Tag selber ein Bild jenes Alterthums ist, dessen verehrte Gebräuche Sina fremden Sitten nie ganz durchgehends aufopferte; zeigen, wie Tschang-ti Macht und Glück nach der Menschen Tugend und Weisheit vertheilt, wie der große Yu, wie Tsching-tang und Wu-wang, nach Auflösung ihrer Körperform, aus jener Mitte, wohin das Bestreben ihrer großen Seelen ging, den Rath des Höchsten anbetend, immer noch schauen und, für ihr Sina bittend, sich unaussprechlich angelegen sein lassen, ihn gnädig zu machen! die Manier und Lehre des Tschu-king ist merkwürdig; sein Verfasser nahm Wege zum Herzen des Menschen, die anderswo nicht so gebraucht sind.

Aber er, und Wedam, auch das Zendavesta, so verehrungswürdig ihre noch nicht genug ergründete und benutzte Sagen sind, bleiben eigentlichere Gegenstände der Geschichtschreibung von Sina, Indien und Persien, zu welchen Ländern und Völkern ihr Geist und

ihre Gebote in so immerwährenden Verhältnissen stehen, daß diese Bücher eben dadurch nicht qualificirt scheinen, Religionsquellen für entferntere Nationen zu sein. Ihre am Hoangho, am Ganges und am Rura verehrten Allegorien und Sittenlehren sind für die ruhigen Gemüther, welche noch denken und empfinden, wie es Alexander bei ihnen fand. In ihre herrlichen Geburtslande eingeschränkt, erschöpft sich ihr kindlicher Geist im Genuß der Beschauung.

Abgesondert wie Sina ist, hier durch die weiten Wüsten Gobi, dort durch schwer zugängliche Küsten, getrennt wie es ist von unsern gelehrten Begriffen, und in glücklicher Sicherheit vor unsern Wassen, so sei es von dieser Darstellung des gemeinen Wesens der Europäer vor jetzt ausgeschieden. Ueber den indischen Glauben, jene Verwandlungen, Kämpfe, Figuren, wird wahres Licht noch erst von Kalkutta sich verbreiten. Auch das persische Religionsbuch war in so enger Beziehung auf eine bestimmte Form, selbst politischer Ideen, daß es nach deren Untergang nicht einmal brauchbar genug im eigenen Lande blieb, um über die wilden Eroberer seine Macht zu behaupten.

Verfall der griechischen und römischen Religion.

Große Männer haben gezeigt, daß Homers und Hesiodus Mythologie Gemisch von Physik und Geschichte ist; es ist schwer, in einzelnen Fällen diese von jener zu unterscheiden. Ein hoher Sinn leuchtet durch alle Verschönerungen, allen Priestertrug und Volksaberglauben durch; aber so, daß der Mensch mit seinen Vorurtheilen und jener Schwäche, womit er Gott nach sich bildet, sich nicht weniger zeigt; und die ganze Religion der Griechen und Römer, von den größten Dichtern ausgebildet, von den Staatsmännern bestens benutzt, nur im Jugendalter der Welt und in seinen Verfassungen Bestand haben konnte. Die ältesten Ueberlieferungen sind mehr, als in jenen morgenländischen Büchern oder in des Nordens ungeschriebenen Liedern entstellt, weil von thätigeren Menschen darüber gearbeitet worden ist.

Man unterscheidet immer den Vater der Götter und Menschen, vor dessen Wink der Olympus und alle Götter auf ihren Thronen erbeben; die unbekannte Gewalt, welche den allgemeinen Weltplan auch ihm zum Gesetz macht, und eine Anzahl untergeordneter Kräfte, welche seinen Willen theils vollziehen, theils zu hemmen, oder zu leiten suchen. Dieses letztere ist jener Kindheit der Begriffe besonders gemäß; weil kein endliches Wesen die Fassungskraft hat, in jeder Sache das Principium des Weltalls so zu erkennen, daß ihm begreiflich wäre, wie das Ganze in allen Theilen durchblickt,

und mit Einem Gedanken geleitet werden könnte, glaubten die Sterblichen, daß (wie in einem großen Reich durch zu sehr in's Kleinliche gehende Aufmerksamkeit die Hauptgeschäfte leiden) Gott ohne Minister und Beamte unmöglich Allen vorstehen könnte. Ohne zu erwägen, daß Arten und Gattungen Worte sind und nur das Einzelne existirt, und daß das Weltall aus einer unzählbaren Menge kleiner Theile besteht, aber in Verhältniß zu unendlicher Kraft noch mehr ein Punkt ist, als das Kleinste dieser Theilchen im Zusammenhang seines Ganzen unmerklich scheinen mag: ist die Vorsehung auf das Einzelne, sehr unphilosophisch, gezeugnet worden. Es ist aber vor Gott nichts groß, nichts geringe, nichts schwer; durch Einen Willen wollte er, auf eine Ihm bewußte Zeit, die Idee, welche wir Weltall nennen.

Die Meinung von der Nothwendigkeit, eine Menge Bediente der olympischen Hothaltung, jeden auf seine Weise (mißverständene Allegorien bestimmten sie), zu gewinnen, verbreitete auf das Leben der Gewissenhaften eine unruhige Ungewißheit. Voll von der unwiderstehbaren Gewalt, übrigens ohne Zuversicht, wandte sich der Sterbliche auf alle Seiten und ersand, was Erhabenes und Abgeschmacktes ersinnen werden mag, um die Aufmerksamkeit der Götter auf seine Gebete zu lenken.

In Zeiten dieser kindischen Verirrungen entwickelte sich die erhabenste Vaterlandsliebe und eine, im Ganzen unübertroffene, sehr selten erreichte Humanität, weil große Seelen sich nicht so wohl nach Vernunftschlüssen bilden, als aus der Anschauung, aus dem theilnehmenden Gefühle entwickeln, welches durch viele Umstände zur selbstigen Zeit größer war. Die Kraft der Charaktere nahm ab, als die Begriffe geläuteter wurden.

Der delphische Gott, welcher dem Themistokles und Lykurgus in schlechten Versen, aber nach ihrer Weisheit geantwortet, gab nach Alexander profane Sprüche und verstümmte um die Epoche der völlig fallenden Freiheit. In der That wurde er seltener gefragt; wie konnte er viel wissen? Als die Geschäfte nicht mehr von Gemeinden und Obrigkeiten abhingen, wie vermochte Apollo das Geheimniß der Kabinette vorzusehen? Auch würde Stillschweigen ihm auferlegt worden sein.

Da wurde die alte Religion mehr und mehr der Gegenstand philosophischer Zweifel und leichtsinnigen Spottes; bald wurde sie unzureichend, auch dem gemeinen Mann Schrecken oder Trost mit vorziger Majestät zu ertheilen. In der That wurden durch Veränderungen der Sprachen, Zeiten und Sitten die uralten Symbole verdunkelt, Bilder und Sachen verwechselt. Die Philosophen waren vom Alterthum und Morgenlande nicht hinlänglich unterrichtet, um die Natur der Mythologie zu beurtheilen. Die Unwissenheit ist absprechend;

der scharfsinnige Akademiker, der verstandvolle Stoiker, der lebhaft, wichtige Schüler Epikurs, erblickten nur Thorheit in dem Volksglauben, nur Fabeln im Hesiodus. Eine in Sina und Indien unerhörte Geistesentwicklung brachte der griechischen Religion einen Streich bei, den Konfuzius nie fürchten darf.

Hiezu kam, daß republikanische und, so viel möglich, reine Sitten gelehrt worden waren: die, welche die Freiheit überlebten und unter den Cäsaren nichts Besseres wußten, als nach dem Ton des Zeitalters die ungewissen Schätze zu genießen, verschmähten jeden Zwang. Die große Welt stimmte in dieser Rücksicht mit den Philosophen überein.

Die Naturkenner traten ihnen bei. So mangelhaft ihre Wissenschaft war, so schnell schlossen sie aus wahrer oder vermeinter Entdeckung der Ursachen einiger für übernatürlich gehaltenen Dinge, daß wohl Alles nur Wirkung eines Zusammenflusses von zufälligen Ursachen sei. Sie stiegen nicht höher; nicht bis, wo die Kette von tausend Ursachen an die Handlung der ersten, am Throne des Zeus, sich anschließt. Einige Formeln gaben dem Witz Triumph über das Gefühl, selbst über gesunde Vernunft. Stolz behaupteten sie, daß alles Bekannte oder Verborgene Ursachen, das System aller Ursachen aber allein keine habe; sie gefielen sich in der um den Menschen und um die Welt verbreiteten Finsterniß, mehr als in Erfindung neuer tugendreichen Ausflüchte. So gab Cicero als das Resultat der Philosophie, daß über Alles, was der Mensch hofft, und über die ihn beherrschende Allmacht Alles ungewiß, und kaum dieses ungewißhaft ist.

Unter den Cäsaren verschwanden alle Götter vor Dem, dessen Altar der Palast war, dem eigenen Interesse. Das Laster glücklich, ja im Purpur; Liberius und Claudius unter den Göttern, die Götter unerbittlich um das ewige Rom, Augustus in unerschütterlicher Gewalt, Brutus verlassen, und Pätus Thrasea Neros Opfer; dieses erfüllte rechtschaffene Männer mit entschuldigenswürdigem Zweifeln und unwilliger Verachtung. Die größten Geister generalisirten den Glauben: das Weltall ist dem Plinius Gott, Gott Alles, von Ewigkeit her, in Allen, über Alles; und vergeblich, ihn zu erforschen; er erfüllt Alles, alle Sinnen, die Seele, den Geist.

Vergeblich kämpften stoische Senatoren und Weise für die Götter des alten Roms, und die Höhe der Religion, gegen die Frechheiten der Zeit; vergeblich suchten sie das neue Sittengebäude auf philosophische Sprüche zu gründen (den Palast auf eine Grundlage von Mistwerk), deren einer nach dem andern in Augenblicken der Allmacht den Leidenschaften wich. Es wurde, um bloß nach Ideen zu leben, so viele Anstrengung erfordert, daß ihr Anhang endlich

aus wenigen ruhigen Menschen bestand, welche sich in andere Setzen verloren.

Die Epikuräer, in der Ueberzeugung, daß die Thorheiten des Menschenlebens den seligen Göttern gleichgültig seien, hatten zum praktischen Grundsatz, ohne viele unnütze Bemühung über ihre Verehrung so angenehmen Gebrauch von dem kurzen Leben zu machen, als in unseren Kräften steht. Um den Genuß manigfaltiger zu machen, bildeten sie sich zum Gefühl alles Schönen und aller tausend Arten des Vergnügens. Mit Anmuth, Feinheit und Güte vereinigten sie die zu Verlängerung des Reizes dienliche Mäßigung. So dachten alle, die lieber sich den Zeiten fügen, als wider sie kämpfen wollten.

So wurden die menschlichen Dinge den Stoikern gleichgültig, weil sie nichts fürchteten und nichts leidenschaftlich wünschten; den Epikuräern, weil sie sie geringschätzten, die Lebensmühe mit Mitleiden sahen und möglichst wenig von derselben übernahmen. Es gab unter jenen mehr Heuchler; unter diesen zu viele, welche den, dem verfeinerten Menschen eigenen, Genuß über Triebe vergaßen, die uns mit den Thieren gemein sind. So litt auf beiden Seiten die Kraft, und das gemeine Wohl wurde von beiden ohne gehörigen Eifer betrieben. Indes das hohe System nur für eine Anzahl männlicher Gemüther war, schwächte Uebermaß, oft früher, als es dem System nach sein sollte, die Epikuräer.

Das Volk von den alten Göttern abgewandt, für die hohen Tugenden der Stoa zu natürlich, nicht fein genug für Epikur, war trostlos und sah sich nach fremden Göttern um. Die Egyptier brachten den Serapis; durch das ganze Reich verbreiteten sich Priester der Isis. Das Riesenmäßige, das Wundervolle ihrer alten Geheimnisse, ihres Landes, ihres Geschmacks, setzte den vornehmen und gemeinen Pöbel in Erstaunen; man glaubte ihnen; es war angenommen, daß man nicht fordern dürfe, sie zu begreifen. In den unreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten. Die sittenlosesten Römer waren die eifrigsten Arbeiter in geheimen Künsten; sie wußten am besten, welche Leere die Sinnlosigkeit nach vorübergegangenen Rausch in der Seele läßt; sie wollten, um sie auszufüllen, Genüsse einer andern Welt.

Bei dieser Stimmung der Gemüther, da die Welt ohne Götter war, trug sich zu, daß einige gemeine, unaufgeklärte, nicht eben heldenmüthige Männer von dem verachteten Volk in dem römischen Reich eine Religion gründeten, welcher alle vorigen Ideen, Vorurtheile und Geseze weichen mußten. Dies Ereigniß muß aus dem ersten Alterthume hergeleitet werden.

M o s e s .

Von dem ein und dreißigsten bis in den vier und dreißigsten Grad nördlicher Breite erstreckt sich das Land Kanaan oder Palästina, zwischen der Seeküste der Phönicier, der großen arabischen Wüste, dem Libanon und dem schwarzen Gebirge, welches das peträische Arabien füllt, wovon Sinai der Mittelpunkt ist und Hügel ausgehen, die sich den Armen des Libanons anschließen. Das Land wird von dem Flusse Jordan durchströmt, welcher, da er den schönen See von Kinereth gebildet, sich traurig im todten Meere verliert, welches den Krater eines alten Vulkans oder tiefe Pechgruben zu füllen scheint. Kanaan ist fruchtbar genug, um ein ungemein zahlreiches Volk zu nähren, und Polybius fand Galiläa für die Verpflegung beträchtlicher Heere bequem. Prachtige Städte zierten die Küste; Balsamgärten und Palmwäldchen die Gefilde von Jericho; Getreide in Ueberfluß die weiten Fluren Esdrälons; herrliche Weiden die Berge von Basan und Sarons Triften; Wein selbst Karmel und Juda's Gebirge.

Es geschah, ohngefähr zwölfhundert Jahre nach einer weitberühmten Ueberschwemmung, im Anfang aller Historie (indem von älteren Zeiten nichts, als Bruchstücke und Mythengefang übrig ist), daß ein durch Reichthum, Weisheit und Biedersinn ungemein ehrwürdiger Emir (wie er nun heißen würde), mit Namen Abraham, der in Assyrien und Babylonien aufkeimenden Königsmacht entging, und seine Heerden in dieses Land führte, welches noch nicht sehr bewohnt war. Die von Aberglauben reine Verehrung des einigen Schöpfers und eine ihm eigene Würde machten Abraham so groß, daß nicht nur bei den Juden, deren Stammvater er ist, sondern bei den ältesten Stämmen der Wüste, seinen Enkeln und bei andern morgenländischen Völkern seines Namens Gedächtniß bis auf diesen Tag in größter Verehrung bleibt. Billig; da er sein Vaterland verließ, um nicht fremden Sitten zu dienen.

Joseph, sein Urenkel, erwarb durch Weisheit und Geist das Vertrauen eines ägyptischen Königs; die Horde der Abrahamiden zog nach Egypten. Glückselig für sie; da sie zu groß wurde, um sich in Kanaan unvermischt zu behaupten, ohne noch stark genug zu sein, um die von Edom herunterziehenden Phönicier zu vertreiben. Sie behielt in Egypten die angestammten Sitten, um so besser, da sie auf abgesonderten Triften am Kasius und weit in die Wüsten der Viehzucht abwartete.

Da kein bedeutendes Unglück den ordentlichen Gang ihrer Zunahme unterbrach, vermehrten sich die Geschlechter (welchen ihre Knechte, deren Abraham schon mehrere hundert hatte, mitgezählt

werden müssen) in vierhundert und dreißig Jahren ungemein. Eine neue auf den ägyptischen Thron erhobene Regentenfamilie sah mit Unruhe die Macht einer, ganz den vorigen Königen ergebenen Horde, welche die Sitteneinförmigkeit durch sonderbare Eigenheiten zu stören schien, und den Schlüssel des Landes, die nach Asien liegende Gegend, unter sich hatte. Der neue Regent unternahm den Versuch, ihre Lebensmanier zu ändern, sie zu zerstreuen, zu vermischen. Von ruhigen Herden wurden sie zu schweren Arbeiten gezogen.

In den Zeiten dieses Drucks wurde unter den Israeliten (so hießen sie von Abrahams Enkel) Moses geboren. Sein Schicksal (er war wie Cyrus, wie Romulus, ausgehoben worden) machte ihn der Tochter des Königs von Egypten bekannt; sie veranstaltete, daß das Kind in allen ägyptischen Kenntnissen wohl unterrichtet wurde. Alte Schriftsteller melden (er selbst verschmähete diesen Ruhm), daß Moses in ägyptischen Diensten wider die Aethiopier zu Meros tapfer gestritten. Bei Hofe vergaß er nie die Freiheit und Einsamkeit, worin seine Vorväter im kunstlosen Dienste des einigen Gottes, ohne andere Herren, glücklich und mit Würde gelebt. Einst ging er aus, sah, daß ein Ägyptier einen Israeliten (wie es eben Sitte war) mißhandelte, fühlte das Unrecht und gab jenem den Tod; nahm alsdann die Flucht und führte viele Jahre lang am Sinai das Hirtenleben, in Diensten eines edlen Arabers.

Dieser in die weite Wüste geflüchtete Hirte, der die Schafe eines Ausländers hütete, dieser, seine Gesetze, Geschichten und Name sind nun in das vierte Jahrtausend für alle Nationen vom Tajo bis Hindostan und von den Eismeeren Scandinaviens bis zum Vaterlande des Weihrauchs Gegenstände der Ehrfurcht. Allein durch Gott und sich (von Gott kommt Kenntniß und Muth) nöthigte er den ägyptischen König, Israel von seiner Herrschaft loszusagen und aus Egypten zu entlassen; er, den der König verirrt glaubte, führte ihn, von dem er unvorsichtig verfolgt wurde, in die lang von seinem Unglück benannte böse Gegend im äußersten arabischen Meerbusen, worin Pharaon den Lohn seiner Unklugheit und Tyrannei fand. Aber wodurch Moses mehr als andere Völkerbefreier that, war, daß er in seinem Volk die Begriffe der Freiheit bildete und auf Gesetze befestigte, wie nur Israel sie hatte.

Zu diesem Ende machte er einen langen Aufenthalt in einem Lande, wo sein Volk von der Einwirkung ausländischer Sitten ganz frei wäre. Von der Grenze Egyptens bis gegen die Ausflüsse des Euphrat erstreckt sich eine bei zweihundert Stunden lange Sandwüste. Wo in zwei Armen die arabische Bucht in das Land hereintritt, erhebt sich ein hohes Gebirge, welches Weidplätze und angenehme Thalgründe hat; sonst scheint das ganze Leben der Natur in Sand erstorben. Weit hinaus nach Kanaan erscheint kein Gebüsch,

kein Staub, nur Himmel und Sand, große, von Erdbeben heruntergerollte Trümmer des Felsengebirges, Zeichen alter Wirkung der Flammen. Die höchste Spitze ist auf Sinai, ein Granitfels, oben 22 Schuh breit, nur 12 Schuh lang. Die Höhen, die Weiden athmen den Wohlgeruch lieblicher Kräuter; verborgene Höhlen halten Kühlung, ja Schnee und Eis, indeß in der Ebene brennender Sand einem wallenden Feuermeere gleicht, in dessen schaudervollem Dunstkreise Alles groß, Alles wunderbar, ein Vogel wie ein Kameel, erscheint, Stürme den Sand in Berge häufen, diese Berge versetzen. Wo in Gründen, welche die Natur gesondert, Quellen sprudeln, erhebt sich die Palme, sind herrliche Plätze der Heerden, ist Wald, wo heilreiche Harze von Pflanzen schwoigen, und andere das Manna bedeckt. So hinauf zum Horeb, der, die Hälfte von Sinai, durch ein hohes Thal von demselben getrennt ist. Auf einem der Berge verehrten die ältesten Stämme der Wüste alle fünf Jahre einen unbekannten Gott; denn Alles drückte Grauen der Andacht ein; die Natur verkündigte Thaten der Allmacht. Ein Berg erstreckt sich auf beiden Seiten von Jaran, wo eine Stunde lang die Felsen bis in eine Höhe von ungefähr vierzehn Schuh mit sehr großen Buchstaben beschrieben sind, welche Niemand entziffert; Buchstaben der Phöniciern, älter als Tyrus und ihre Mutter Sidon? das älteste Denkmal überlieferter Sagen der Stammeltern? oder verewigten hier die Gargynen, die Männer von Mara, ihre Gegenwart an dem fünfjährigen Fest, wie in Tai-chans Marmorn die zwei und siebenzig Fürsten von Sina?

In dieses Wunderland führte Moses die Israeliten; von der Höhe, wo uralte Anbetung war, im Schrecken durch Klüfte und im Felsengebirge mit ungehörter Furchtbarkeit weithallender Donner, erhielt Israel das Grundgesetz. Aber der Geist dieses Gesetzes war selber ein Wunder.

Die wenigen Sätze, wodurch die Urwelt sich zum Höchsten erhob, waren durch unzählige abergläubige Zusätze und Uebungen entstellt, der Lebensgenuss verbittert, die Ruhe der letzten Stunde gestört worden. Es kam nicht auf eine Offenbarung neuer Dinge, deren die Menschen mehr tausend Jahre entbehrt hatten, sondern auf die Begeräumung der eingeschlichenen Thorheiten und Irrthümer und auf die Reinigung des Denkmals an, welches unserer Natur eingegraben und so alt ist, als unser Geschlecht; nicht auf die Stiftung einer neuen, sondern auf die Herstellung der ältesten Religion, und auf eine für die Lage der Menschheit in Israel taugliche Gestaltung derselben, wodurch das Volk zu noch einer reinern reif gemacht würde. Gleichwie durch jene, den Grund aller Greignisse enthaltende und ihre Zusammenordnung leitende, Vorsicht bis auf dasselbe Jahrhundert überall wachsender Bevölkerung die Väter

dieses Volks in einsamem Hirtenleben, einfaltsvoll und ohne Vermischung mit Nationen, die kurzen Urlehren so weit erhalten hatten, daß Moses dieselben für bekannt annehmen konnte, so geschah durch seine (von eben dieser Grundursache aller Fügungen begünstigte) Weisheit, daß ein übrigens unwissendes Volk nur durch die Selbstständigkeit, welche er ihm gab, diesen (mit einem Zaun der heiligsten Verehrung umringten) Schatz des einfachen Patriarchenglaubens auf die fernste Nachwelt brachte.

Nicht in Geheimnisse gewisser Zahlen, magischer Quadrate, symbolischer Linien, verbarg Moses die Wahrheit; er mochte bedenken, daß die Verbindung, die Deutung derselben zu schwer, zu willkürlich, daß diese Manier seinem sinnlichen Volk zu trocken sein würde. Eben so wenig wollte er Hieroglyphen; die Sterblichen vergessen zu leicht über der Hülle den Sinn, über dem Bilde den Gegenstand ihrer Anbetung. Er heiligte eine große, in lauter Handlung bestehende Allegorie: so, daß das einfache Grundgesetz nur Erneuerung des Glaubens der Väter mit Beifügung etlicher Warnungen enthielt, das Ritualgesetz das Volk immerwährend (so sehr, auch die unruhigste, Aengstlichkeit es wünschen mochte) auf eine in die Sinne fallende Weise beschäftigte. Daß er den Sinn der Gebräuche erläuterte und sich dieser bei den Ältesten überlieferungsweise erhielt, ist eine, durch Spuren wahrscheinliche, Sage; doch konnte er versehen, daß Männern von Einsicht in der Hauptsache derselbe ohnedem nicht entgehen würde.

Der Name des Gottes, Jahve oder Jehovah, der Selbständige, bezeichnete den Charakter, den sein Dienst und ganz Israel haben sollte. Die Gefahr der Nachbildungen hatte Moses in Egypten erkannt; er gab kein Bild. In dem tragbaren Tempel, den er in der Wüste aufrichtete, erregte den religiösesten Schauer was Niemand sah; es glänzte Pracht genug hervor, um auf die Gemüther Eindruck zu machen; das Allerheiligste, unzugänglich, außer Einem, dem Ersten der Priester, jährlich Einmal, nach vielen Reinigungen und Opfern, trug in Allem die Gestalt geheimnißreicher Majestät; in einer kostbaren Lade lag das Gesetz; über der Lade bezeichneten wunderbare Gestalten die Wirkungen, worin Gott sich zeigt, Gott war nicht vorgestellt; nicht ohne Anbetung wurde der Name genannt. So war genug vorhanden, um die Sinne zu beschäftigen, und den Geist jenseits der Grenze sichtbarer Dinge zu erheben. Diesen Gottesdienst übergab Moses einem einzigen Stamm, der sonst kein anderes Einkommen haben sollte, als was ihm in dieser Beziehung ausgeschieden wurde, und im ganzen Lande zerstreut sein mußte, um in allen Gegenden über die Religion des Gottes (sich selber zum Vortheile) zu wachen. Seine eigenen Söhne (keine Selbstsucht durfte das hohe Werk herabsetzen) vermengte

Moses unter die dienenden Priester; das oberste Priestertum übergab er dem Hause seines Bruders Aaron.

Nachdem er Israel unterrichtet, keinen andern als den ewig selbständigen Gott seiner Väter, ihn in Allem, vor Augen zu haben, und selbständig, wie er, unter den Völkern, das kostbare Eigenthum alter Sitten, wie sie nun erneuert, gereinigt und erweitert wurden, zu behaupten, schrieb Moses über die veränderlichen Formen politischer Verfassung seinem Volke nichts vor. In zwei Dingen bewies er eine außerordentliche Geistesgröße: daß er die Hauptsache von weniger wesentlichen Dingen, die so oder anders sein können, unabhängig machte; und daß er nicht auf die Ewigkeit seiner gottesdienstlichen Anstalten zählte, sondern seinem Volk voraus sagte, es werde wohl einst ein eben solcher Prophet (Dolmetscher göttlicher Wahrheit) kommen, wie er selbst; den soll Israel allerdings hören. Als ein großer Mann, als ein Seher der Zukunft hatte er die Erfüllung der Zeiten (wo das Gerüstwerk, womit er die Wahrheit gegen Stürme des Aberglaubens und mannigfaltigen Trug gesichert, unbrauchbar, ein anderer den Geist auffassen, und in besserer Form zum Glück der Menschen machen würde) in seinem, weit über Kanaan hinausblickenden Auge.

Dem Volk ließ er den vollen Freiheitsgenuß einer auf Landeigenthum gegründeten Familiengesellschaft, welche durch Natur und Sitten in eine, sich von selbst ergebende, Bundesrepublik vereinigt war, deren jährlich dreimal wiederkommende Freudenfeste durch Erinnerung der Befreiung und Gesetzgebung und gemeinschaftlichen Genuß ländlichen Vergnügens in durchgängigem Frohsinn Bande ihrer Einheit wurden.

Zur Befestigung dieser Dinge schrieb Moses nicht ein Religionsystem, dessen todter Buchstabe durch vieldeutigen Sinn im Lauf der Zeiten Zantapfel der Priester werden möchte; die wenigen Wahrheiten, welche (von dem, was über die Fassungskraft unserer Sinne reicht) den Menschen zu wissen gegeben sind, lebten in der Ueberlieferung der Väter, die er berichtete, und sie werden besser gefühlt, als gelesen. Darum hatte er selbst von der Unsterblichkeit, von deren Glauben genugsame Spur in seinen Schriften vorkommt, weder in Gesetzen (welche immer mit dem Grabe endigen) noch in Gesetzen (die sich auf Beziehungen der Sinnenwelt gründen) Anlaß zu reden. Dafür sammelte er Sagen und Lieder vom Ursprunge des Guten und Bösen, von der weltberühmten Ueberschwemmung und von der Verwandtschaft der Völker; die Geschichten Abrahams und seines Geschlechts, die Geschichte seiner Zeit. Jeder Zug des ersten Buches hat sein Verhältniß zu einer Lage und Absichten, die nur ihm passen; wo er von dem Haupte seines eigenen Stammes Meldung thut, leuchtet Muth der Wahrheit hervor; die

ganze Manier ist ihm eigen, auch Kleinigkeiten beweisen die Aechtheit. Es war aber im hohen Alterthume die Art, wichtige Ereignisse mit Uebergehung einzelner Umstände im erhabensten Ausdruck als Wille und Wert der einzigen Grundursache darzustellen; weil der auf das Praktische gerichtete Sinn, indem er mit ernster Feier die Seele bewegte, um theoretische Bestimmungen unbekümmert, bloß die Abhängigkeit vom Allregierer und Gehorsam unter seine, durch die Natur zu uns redende, Ordnung einprägen sollte. Acht- und fünfzig Jahre vor dem Tschu-king der Sineser, tausend Jahre vor dem ältesten Geschichtverfasser der Griechen, wurden von Moses in den Wüsten Arabiens diese Bücher geschrieben. Strabo lobt sein Gesetz; Longinus bewundert seinen erhabenen Geist; seine eigenthümliche Majestät hat auf die Gemüther aller Nationen gewirkt, bei welchen er bekannt wurde; vier und dreißig Jahrhunderte sind verflossen, seit Moses, in dem hundert und zwanzigsten Jahr seines Alters, auf einen Berg sich begab, und, nachdem er vermittelt eines letzten Befehls seine Ueberbleibsel abergläubischer Ehrfurcht entzogen, zu den Vätern ging; noch betet Morgenland sein Andenken an, Occident und Nord verehren es gerührt.

Geschichte der Juden.

Nachdem in wenigen Jahren das hebräische Volk unter Anführung des Feldherrn Josua zu ruhigem Besitz des größern Theils von Palästina gekommen, zeigte es im Laufe von ohngefähr tausend Jahren, wie schwer den Menschen ist, sich mit selbständigem Muth an das Einfachste zu halten. Israel wankte unaufhörlich zwischen Moses Gesetz und ausländischen Sitten; diese wurden jenem inner fünf- und sechshundert Jahre siebenmal vorgezogen; eben so oft gerochen. Die benachbarten Völker erkannten (politisch richtig) in der mosaïschen Ordnung den Grund einer für sie gefährlichen Macht; hingegen fehlte dem Volk der Geist und Muth, über seinem altväterlichen Glauben gegen geschmücktere Systeme, und über seinen häuslichen Sitten gegen verbotene Reize der Sinnlichkeit (welche anderswo selbst gottesdienstlich waren) standhaft zu halten. Wenn die Folgen fühlbar wurden, erhoben sich große Befreier; aber ihr Wert ging mit ihnen unter. Die Nation, welche die Ursache des Übels nicht in sich, sondern in der Unvollkommenheit ihrer politischen Form suchte, erwählte endlich Könige.

Der zweite derselben, David, für Gutes und Böses voll Kraft, aber groß genug, um Fehler zu bekennen, und bei vielen Tugenden und großen Einsichten mit einem edlen Geschmack an der Dichtkunst und einer sehr gefühlvollen Seele begabt, erwarb Ruhm unter den Helden und Weisen. Das ganze Land vom Euphrat und von den

Bergen, worin seine Quelle liegt, bis an die ägyptische Grenze gehorchte ihm; David schloß Bündnisse mit den Phöniciern, nahm Interesse bei Seefahrten und erhob Jerusalem zu einer glänzenden Königstadt. Palmyra wird durch Salomo, seinen Sohn, gegründet.

Die mosaïschen Einrichtungen erhielten durch ihn und David sowohl die Ausbildung (welche ihnen zu geben der Stifter nicht im Stande war, weil er die Besitzergreifung des Landes nicht erlebte), als ihre schon ausdrücklicher moralische Deutung. Noch schönere Zeiten sah Davids hoher Geist, bei wohl befestigter Herrschaft, aus der herrlichen Grundlage, die Israel voraus hatte, entspringen; der Glaube des Volks erwartete sie von seinem Hause; man sah, daß ihn Alles begünstigte (Gott mit ihm war).

Sein und seines Sohnes Jahrhundert war die schönste Zeit der hebräischen Literatur, wovon seit Moses wenige, zwar erhabene und für die Sittengeschichte belehrende Bruchstücke den Umständen der Nation entgangen waren. Davids Psalmen, mit den beigelegten Liedern, sind die reichste Blume des hebräischen Dichtergeistes, und es zeichnet sie aus, weniger zur Lust, weniger für Wit, als aus Herzensdrang oder in hoher Begeisterung, allein dem Gefühle, und nicht sowohl für müßige Kenner, als für die Bedürfnisse vieler suchter Männer, geschrieben zu sein. Ruhiger, bearbeiteter, gedachter, sind Salomons Lehrsprüche; holdser, sinnlicher, die von ihm oder auf ihn gedichteten Lieder der Liebe; noch kühner, als Asaphs Zweifel, tief und glänzend, jene (wohl unter seinem Namen, wo nicht im Alter geschriebenen) Vorträge oder Unterhaltungen über des kurzen Lebens mühseliges Nichts.

Das Reich der Hebräer theilte sich; seine Größe ging unter; die Könige der nördlichen Stämme, deren einiges Bestreben Behauptung der angemaßten Herrschaft war, untergruben durch viele Uebertretungen des Nationalgesetzes ihren eigenen Thron; Davids Geschlecht, welches zu Jerusalem herrschte, wurde bald von der Nachahmung altherkömmlicher Fehler geschwächt, bald für die Rückkehr zu den Grundfesten der Verfassung durch neues Kraftgefühl belohnt.

Alle diese Zeiten waren, vor dem Aufkommen der asiatischen Monarchien, ohne einwirkende Theilnehmung fremder Uebermacht verfloßen. Einen vorübergehenden Streifzug hatte ein König Egyptens gethan. Aber, als gewaltige Heere von Ninive ausgingen, vermochte der wankende Thron Samariens der Abhängigkeit, und, als diese unerträglich schien, dem Untergang nicht zu entgehen. Die Gefahr des Vaterlandes erhob den Geist der Weisen und Edlen; eine dritte Zeit hebräischer Literatur erschien in patriotischen Gesängen und Reden. Kühn, bitter, wehmuthsvoll, beklagten, strafte, bedrohten, nie ganz hoffnungslos, viele biedere Propheten die Ge-

brechen und Laster des fallenden samaritanischen Reichs; aber hoch, wie einer der großen Schriftsteller, nahm Jesajas zu Jerusalem den Schwung zur Uebersicht aller aus dem Fall der Sitten und Geseze in den umherliegenden Staaten für sie, wie für sein Volk, für alle, wie für die nächsten Zeiten zu befürchtenden Uebel.

Da er in der Epoche lebte, wo der Eroberungsgeist weiter und wüthender zu wirken begann, so ist sein Buch wie der erste Laut aller bis auf diesen Tag über dieses Uebel und seine Verwüstungen ausgebrochenen Klagen, und eine allgemeine Vorherfagung der der Welt aus diesem Unwesen bevorstehenden Dinge. Die einige Gewißheit unterstützt ihn, daß der seit Jahrtausenden in Israel erhaltene Same der ächtesten Religion und reinern Moralität einen, wenn auch anfangs leidenden, endlich doch siegenden Retter finden müsse. So wenig einem Römer beikam, an dem Glück des ewigen Roms zu verzweifeln, viel weniger mochte ein Entel der durch Moses, Othniel, Ehud, Barak, Gideon, Jephtha, Simson, Samuel, Saul, David, befreiten, an bewunderungswürdige Rettungen gewöhnten Hebräer, ein von der Größe seines Gesezes und der nie unterliegenden Macht seines Gottes tief durchdrungener Mann an einer Hoffnung zweifeln, die sich so mancherlei in hoher Begeisterung gefaßten Erwartungen der Nation und des königlichen Hauses angeschlossen und bei wachsender Gefahr nur gieriger aufgefaßt und ausgebildeter wurde.

Des königlichen Jesajas von anderen nur selten in einzelnen Stücken erreichte Höhe hatte bei zunehmendem Sinken des Reichs Jeremias nicht mehr. Er sah, was jener ahnte; sein Wort ist Klage und Rath; herabgestimmt von Freiheitsgedanken, sorgt er für einstweilige Erhaltung. Aber die durch Wahn oder Eigennuß geblendete Regierung ergriff mit schlecht berechneten Kräften das gefährliche System, gegen Babylons emporsteigende Macht Jerusalem zur Vormauer der alternden ägyptischen Größe zu machen: wodurch die Ueberbleibsel Israels, Jerusalem, der Tempel des Gottes, das Haus Davids, das ganze gemeine Wesen der Juden, wie Jeremias warnend vorhergesagt, Raub der Waffen und Flammen des Königs von Babylon wurde.

Israel, zu selbständiger Behauptung uralter Geseze bestimmt, wurde von den Küsten des mittelländischen Meeres in die Berge Mediens, in die durch den Fall des assyrischen Reichs entvölkerten Provinzen, und nach Babylonien geführt, wo der große König mit unzähligen Volk umgeben sein wollte. Es wurde unter Völker verpflanzt, welchen die Sagen der Urwelt, seine Religionsgründe, nicht unbekannt, aber von denen sie nach einem andern Gange bearbeitet, entstellt oder entwickelt worden waren. Ehe die Weisen starben, die, vom Vaterland her, des Geistes der mosaischen Gesezgebung voll

waren, fiel die Oberherrschaft Vorderasiens an die Perser, welche in Ansehung der Bevölkerung Babyloniens ein so verschiedenes Interesse hatten, daß Cyrus den Juden gern gestattete, heim zu ziehen. In Ansehung religiöser Ideen war das unverkünstelte persische Hirtenvolk der alten Reinheit viel näher, als die Babylonier. Der Eindruck, welchen beide auf die Juden machten, ist an dem Farbenton des vierten Zeitalters der hebräischen Literatur kenntlich. Sprache und Vortrag chaldaisirten sich. Das wunderbar zusammengesetzte, wovon auch aus Egypten ältere, aber seltene Beispiele sind, war die Gestaltung, worin Ezechiel seine Gesichte sah, und über die Engel ist Daniel, nach unbestimmbaren Quellen, genauer, als Moses.

Die wichtigere Folge für die Religion war, daß die Juden eine weit größere Anhänglichkeit an ihr Gesez nach dem Vaterlande zurückbrachten. Hiezu mag beigetragen haben, daß in vielen Ueberbleibseln der Sage zu Babylon der Grund und Sinn der mosaischen Erzählungen und die Thorheit vormaliger Mißverständnisse erkannt wurde, und die reine Erhabenheit des persischen Glaubens die Verächter des noch bessern beschämte.

Langsam, unter Hindernissen des Reiches, wandelbarer Hofgunst und eigener Muthlosigkeit erhob sich der neue Tempel und eine Art Verfassung; feindselige Nachbarn hatten zwei Dritttheile des Landes in Besitz. Der alte Nachdruck, der so viele außerordentliche Dinge bewirkt hatte, aber schon unter den Königen bloß in Meduern und Sängern noch lebte, erlarb unter ausländischer Oberherrschaft. Die hebräische Literatur verlor ihr Eigenthümliches, so, daß die Alten mehr angestammt, als verstanden wurden. Daher kommt es, daß Vieles, was in ihrer Seele lag, übernatürlichen Einwirkungen zugeschrieben, und viele mit altmorgenländischer Majestät erzählte Begebenheiten für Unterbrechungen des Laufes der Natur gehalten wurden. Wir, so viel in Kürze möglich, haben zu zeigen gesucht, wie Eines aus dem Andern und Alles aus den in uns liegenden Anlagen floß, weil diese Darstellung uns die wahrhafteste und nützlichste schien; indem unsere Zeitgenossen und Nachkommen, welchen die nämlichen Kräfte gegeben sind, hiedurch sehen, daß, wenn sie es fühlen wollen, Gott in und mit ihnen, wie mit jenen Alten ist. Auf die erste Grundursache leitet sowohl die natürliche, als die sonst angenommene Erklärung. Wer die morgenländischen Poesien so buchstäblich, wie abendländische Bücher, nehmen will, wird durch diese Entstellung ihres Sinnes ihrem Zweck und Ansehen schaden: von den Geheimnissen der menschlichen Seele und besonders der Geisterwelt sind wir nicht unterrichtet genug, um Alles zu erklären, oder das Unerklärbare zu verwirren. Die Summe der hebräischen Literatur, wie sie in der Sammlung enthalten ist, welche man das alte Testament nennt, bleibt eine manigfaltig lehrreiche und höchst-

wichtige Darstellung, wie der Glaube der frühesten Welt (von einem einzigen Gott, von dem Verhältnisse, worin wir zu ihm stehen, und von einer unsichtbaren Welt, für die wir in einer künftigen Periode aufwachen sollen) unter den Juden bald so, bald anders, erhalten worden, bis er bei neuen Revolutionen unter allen Völkern erneuert und befestigt wurde.

Der Fall der jüdischen Literatur war ein, dieser Bestimmung vortheilhaftes Ereigniß. Als die Nation mit philosophischen Ausschmückungen, wie der Orient und Griechenland sie lieferten, bekannt wurde, so war mehr Verunstaltung, als Treue in Darstellung eigenthümlicher mosaischer Weisheit zu erwarten; und je mehr die Gelehrten sich vom Volke herauschieden, je mehr sie aus Büchern schöpften, in demselbigen Verhältnisse verfiel die alte Art, welche ganz Leben und Ansicht war. Letztere allein war zu der erstaunlichen Wirkung geschickt, welche keine weit ausgebildete Literatur auf so verschiedene Zeiten und Völker jemals geäußert hat.

Nach dem Untergang des Reichs der Perser blieben die Juden eine geraume Zeit ruhig; die Sonderbarkeiten ihres Landes und ihrer Sitten erregten die Aufmerksamkeit fremder Gelehrten; der Gewerbsgeist, welchen die große Bevölkerung ihres kleinen Landes ihnen zur Nothwendigkeit machte, bewog die syrischen und ägyptischen Könige, zu Belebung des Handels ihrer vornehmsten Städte jüdische Kolonien in dieselbe zu ziehen. Jährliche, dem wachsenden Reichthum angemessene Opfer und Steuern, und der Zusammenfluß einer durch stellvertretende Boten und Andächtige aus allen Ländern auf die großen Feste nach Jerusalem sich sammelnden Menge, erhob Tempel und Stadt mehr, als sie es seit David und Salomo waren.

Diesen Fortgang beförderte wider seinen Willen Antiochus Epiphanes, König von Syrien, Sohn des Antiochus, der unglücklich wider die Römer gestritten. Er, ein Fürst von Thätigkeit, vermeinte den geschwächten Thron dadurch herzustellen, daß er allen Theilen seiner Herrschaft Einheit gebe. Die Verschiedenheit jüdischer von allen anderen Sitten schien ihm um so mehr ein Mangel, als die Verbindung aller in viele Königreiche zerstreuten Juden bei vorkommenden Fällen auf seine Interessen nachtheilig wirken mochte. Hierin bestärkte den König die Bemerkung des Geistes der Unabhängigkeit, welchen die Juden insofern hatten, als die Erhaltung ihrer Gesetze ihn erforderte. Antiochus, nach despotischer Art, gab strenge Befehle zur Einführung der griechischen Sitten, und erstaunte, Widerstand anzutreffen.

Judas, von demselben Stamme, aus welchem der alte Gesetzgeber, behauptete die Freiheit Israels und errichtete eine von den Römern sofort begünstigte, unabhängige Macht. Alle Völker sahen mit Verwunderung die Unverträglichkeit des Judenthums zu Ge-

bräuchen und Gottesdiensten, welche sonst einer so gut, als der andere schienen. So lang die Makkabäer (des Judas Haus) in gottesdienstlichen und politischen Geschäften als oberste Priester und Fürsten, hierauf als Könige, die höchste Macht heldenmüthig und mit Weisheit behaupteten, befestigte sich die Selbstständigkeit der Nation so, daß bis auf diesen Tag Israel, unter alle Völker zerstreut, nie mit ihnen vermenget worden ist.

Selten, wie sie die Griechen hatten, kamen bei ihnen in dem Maße auf, wie es mit dem Gesetze bestehen konnte. Die strengen Pharisäer wurden Lehrer der Menge; nicht nur das Gesetz deuteten sie; in jedem Buchstaben, in der Zahl der Wörter, in den Verschiedenheiten der Lesart, suchten sie zwei- und mehrfachen Sinn. So wahr und gut eine Auslegung der Allegorien sein mochte, so wenig trafen sie den ächten Geist und, nachdem sie den unrichtigen Weg eingeschlagen, verfielen sie durch Uebertreibung in äußersten Unsinn. Der Grund lag in den Zeiten. Je geneigter diese schienen, Manches läßt, Vieles gleichgültig zu finden, und je mehr die von Moses vorgesehene Epoche sich näherte, wo ein anderer Prophet, wie er, eine neue Form einführen oder den Kern des Glaubens ohne fernere Hülle zu allgemeinem Genuß bereiten mußte, desto ängstlicher suchten die Pharisäer dem Zeitalter entgegen zu arbeiten. Alles erwarteten sie von Ueberspannung des nicht mehr Haltbaren; durch verhundertfaches Joch vermeinten sie den Geist so zu beugen, daß er sich gar nicht erheben könne. Hierin handelten einige aus Mißverständnis, eine größere Zahl aus Eigennutz. Viele Grundsätze der Pharisäer sind in dem großen Lehrbuche (Talmud) bis auf uns gebracht worden; wo neben Hillels erhabenen Gefühlen und manchmal wichtigen Aufschlüssen äußerste Abgeschmacktheit späterer Rabbinen auffällt. Man glaubt, in einem weiten Palast große Denkmäler der alten Kunst so überladen, so überbaut mit dem geschmacklosten Schnörkelwerk anzutreffen, daß man graben muß, um sie hervorzufragen. Diese Sekte gewöhnte die Juden an elende Spitzfindigkeiten, an den Kleinigkeitsgeist, worüber der Sinn des Gesetzes ihnen verschwand.

Die Sadducäer hielten sich an den Buchstaben, so, daß eine der menschlichen Natur gemäße Entwicklung ihnen verwerfliche Verlesung seines Ansehens schien. Gegen Fremde, welchen das Gesetz nicht gegeben sei, waren sie duldbend und im Ganzen billiger und menschlicher.

Klostermäßig, auf pythagoräische Weise, führten die Essäer, um Ruhm und Einfluß unbekümmert, ein reines, beschauliches und wohlthätiges Leben.

Der Glanz der höchsten Würde entflammte den Ehrgeiz Aristobulus, dessen Bruder Hyrtanus sie nach dem Rechte der Erstgeburt

verwalten sollte. Hieraus entstand eine innerliche Gährung, deren erste Folge Verlust der Unabhängigkeit war. Jerusalem wurde von Pompejus erobert. Als die bürgerlichen Kriege zwischen Cäsar und ihm ausbrachen, begünstigte Cäsar den durch ihn gestürzten Fürsten Aristobulus; aber nach desselben und seines Sohnes Tod Antipater, einem Idumäer, welchem der schwache Hyrcanus die Verwaltung der Geschäfte überließ. Nach Cäsars und Antipaters Ermordung versuchte der Jüngling Antigonus durch Hülfe der Parther den Thron, welchen die Makkabäer, seine Väter, gegründet hatten, herzustellen. Die Römer, welche einen unabhängigen Staat auf der Grenze von Asien und Afrika nicht wohl, und am wenigsten eine solche Dynastie leiden konnten, welche den Parthern ihr Dasein zu danken habe, setzten Herodes, den Sohn Antipaters, unbekümmert, ob er ein Ausländer sei, zum König der Juden; einen gemein thätigen und weltklugen Herrn, dessen Gott bald Antonius, bald Augustus war, indeß er den Volksgottesdienst als Mittel betrachtete, in seine Hauptstadt Reichthum zu concentriren. Vergeblich suchte Herodes, die mit Moses nicht wohl vereinbarlichen Sitten der herrschenden Römer oder griechische Kultur einzuführen; die Nationalvorurtheile hinderten es um so mehr, als, nach der Meinung der Gelehrten, die Umstände zusammentrafen, welche, nach ihrer Auslegung der alten Orakel, die Ankunft eines Retters bezeichneten.

Jes u s C h r i s t u s.

Bei dieser Stimmung der Gemüther, bei diesem Wanken aller alten Religionen wurde in dem siebenhundert und fünfzigsten Jahr der Erbauung Roms zu Bethlehem, in König Davids Vaterstadt, von einer Erbtochter seines ganz gesunkenen Geschlechtes, die einem Zimmermann von Nazareth in Galiläa verlobt war, Jesus geboren.

Man findet in alten Geschichten der Juden, daß einer der eifrigsten Verfechter des Gesetzes, da er nach vieljährigem Kampf wider einreisenden Götzendienst seine Flucht in die finstliche Wüste genommen, von Gott ein Zeichen seiner Gegenwart erbeten habe: die Erde habe gebebt; aber Gott sei nicht in dem Erdbeben gewesen; ein Sturm habe sich erhoben, der Sturm habe den annähernden Gott nicht bezeichnnet; endlich sei ein sanftesäuselnder Zephyr bemerkt worden, in dem lieblichen Westwinde sei Gott gekommen. So war er in Jesu.

Man erwartete im jüdischen Lande den Helden, der Israel von den Cäsaren befreien, der den Stuhl Davids über den des Augustus und der Parther erhöhen und ewige Weltherrschaft in die Hände seines Volks legen würde. Nach dreißig Jahren stiller, demüthiger Jugend ging Jesus von Nazareth unter den gemeinen Mann Galil-

läens, welche Gegend in Ansehung der Kenntnisse selbst von Juden für nichts geachtet wurde; zog lehrend und wohlthätig umher, an Festen auch in die Hauptstadt, ehrte die Herrschaft des Kaisers, die Gebräuche des Tempels, setzte aber den Werth seiner Lehre über den der Kenntnisse, welche Moses, welche Salomo haben konnten, forderte Gehorsam und Glauben, wie Gott, und nannte die geringsten Fischer, Zollbediente, Zimmerleute, wenn sie glaubten, seine Brüder.

Die Lehre Jesu war keine andere, als die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer eingegrabene: „daß Er sei und Alles dergestalt regiere, daß Niemand, auch durch den Tod nicht, der Vergeltung seiner Handlungen beraubt oder davon befreit werde.“ Den wichtigsten Punkt fügte Jesus hinzu: „daß jene, der Kindheit ungebildeter Völker und der Nachahmung des Alterthums lange nachgelebene Priestergebräuche, deren Unwerth schon David und Jesajas gefühlt, nun aufzuheben und auf keinem andern Wege, als dem der Humanität, welche er lehre und übe, das Wohlgefallen Gottes zu suchen sei.“ Daher veränderte Jesus nicht nur an der Staatsverfassung nicht das Geringste, sondern führte weder irgend eine Priesterschaft, noch sinnliche Religionshandlungen ein. Er verband sein eigenes Angedenken mit dem Genuße der unentbehrlichsten Lebensmittel. Nur die allerältesten Wahrheiten, deren Idee, da unsere Organisation ihre Ergründung nicht so, wie der sinnlichen Dinge gestattet, allerdings Gott seinem Geschöpf eingepflanzt haben mochte, erneuerte und reinigte er, so, wie jenes von Zeit zu Zeit nothwendig ist und durch die Vorsehung hin und wieder veranstaltet wird, Letzteres aber nie von irgend einem Menschen auf eine so allgemein anwendbare Weise und mit solcher ungemischter Vollkommenheit geschehen ist.

Indem er öffentlich nachdrucksamst bezeugte, daß keine andere Erfüllung der Hoffnungen Israels zu erwarten sei, als dieses, für alle Menschen aus ihren Ueberlieferungen und ihrem ganzen Gottesdienst hervorgehende Geschenk, wußte Jesus, was er von der getäuschten Eitelkeit und von dem Eigennutz und Ehrgeiz der Priester zu leiden haben würde; und sah mit Wehmuth voraus, welches Unglück ihre Vorurtheile über das Vaterland bringen würden. Aber gleichwie die Vorsehung durch Leitung der Umstände die treffendsten Züge alter Orakel, woran der Jude den Retter Israels erkennen konnte, in ihm zusammengeführt hatte; eben so hatte Jesus keinen andern Gedanken, als die Erfüllung seiner Bestimmung. Hierüber wurde er von seiner Nation bei den Römern verleumderisch angeklagt und von Pilatus dem jüdischen Parteigeist aufgeopfert. Mit übermenschlichem Heldenmuth litt er den

Tod, lebte wieder auf, befestigte sein Wort und verließ die seiner nicht würdige Welt.

Das Werk der Tage des Lehrers der Vergebung und Liebe war vollendet; seine Wurzel, die erneuerte Lehre, wurde in wenigen Jahrhunderten weit über die Grenzen des römischen Reichs verbreitet und besteht, nebst der Verehrung seines Namens, im Wesentlichen auch bei Mohammeds Gläubigen; versöhnende Opfer, Vielgötterei, Vernichtungsgedanken, sind unter dem größten Theil des menschlichen Geschlechtes verschwunden; je mehr die ächte Gestalt seines Werks, von Entstellungen unglücklicher Zeiten geläutert, erscheint, um so mehr dringt die Blüthe seiner Humanität in die Grundfesten der Gesellschaft; viele, die seine Feinde zu sein glaubten, haben auf seinen Plan gearbeitet; und nachdem, wie der Stifter, so die Lehre, durch die Priesterschaft lang äufferst gelitten und mißhandelt worden, scheint jede Entwicklung des Sinnes für das Gute und Schöne, und jeder große Fortschritt in der Philosophie neue Gefühle und Aufschlüsse über den Gesichtspunkt und Werth seines Werks zu geben.

Von der Gründung und von den ersten Verunstaltungen des Christenthums.

Daß nach Herodes dem Großen drei seiner Söhne, an Geistesgaben so weit unter ihm, als an Macht, verschiedene Gegenden des Landes eine Zeitlang; daß nach Verbannung des ältesten, Archelaus, römische Statthalter Judäa, den Kern des Reichs, beherrscht; hierauf sein geistreicher, in Hofkünsten gewandter Enkel, Herodes Agrippa, durch Kaisers Cajus zweideutige Gunst noch einmal Alles vereinigt; Alles aber, mit unbedeutenden Ausnahmen, auf des Agrippa zu frühen Tod wieder unter die römische Verwaltung fiel, und durch den Geiz der Landpfleger und jene, von Jesu vergeblich bestrittene, schwärmerische Vorurtheile der fürchterliche Krieg erregt worden, worin der ganze Staat und Gottesdienst in Blut und Flammen untergingen: dieses Alles mag als Schluß der Geschichte eines Volks bemerkt werden, dessen Bestimmung in damaliger Form vollendet war, und welches zum lebenden Denkmal der sonderbarsten Biegungen bis auf diesen Tag herumirrt.

Wie ausgestreute Saat still, verborgen, langsam sich entwickelt, reimt, aufsteigt und spät in nahrhafte Früchte reift, so die Lehre Jesu Christi, über deren früheste Schicksale wenige und unvollständige Nachrichten auf uns gekommen sind. Matthäus hat sein Leben im Volkston, in einer kürzeren Darstellung Markus, mit etwas mehr historischem Plan Lukas, philosophischer und nach einer mehr innigen Kenntniß Johannes, der dritte von diesen auch die Pflanzung der

ersten Gemeinden beschrieben; die Thaten der übrigen Freunde Jesu sind nicht, oder unzuverlässig, aufgezeichnet worden. Von ihren eigenen Briefen sind wenige vorhanden, welche zeigen, daß alle die Gründung einer bessern Moralität bezweckten, Johannes aber, welchen er liebte, seinen Geist am besten gefaßt haben mochte. Insofern bei so mangelhaften Nachrichten ein Urtheil möglich ist, scheint Paulus, ein cilicischer Jude, alle an Thätigkeit übertroffen zu haben. Sein Feuer und seine ganze Seele leuchtet aus Briefen hervor, wodurch er theils auf Einwendungen, oder auf Anfragen über schickliche Einrichtungen der Christengesellschaften antwortet, oder stärkt und warnt, oder edlen Freunden liebevoll sein Herz öffnet.

Von den zwei oder drei folgenden Geschlechtern sind wenige, mehr durch Einfalt und Wärme rührende, als unterrichtende Blätter vorhanden. Einig beschäftigt, Jesu in Werken der Liebe und Pflicht nachzuahmen, dachten die Christen, worunter nicht viele Gelehrte waren, an keine Auszeichnung einer so natürlichen Sache, wie das unschuldvolle Leben für sie war; und anstatt viel zu fragen, wer Jesus gewesen, war ihr größere Angelegenheit, was zu thun sei, um das Glück in jener Welt gewiß zu finden, welches im römischen Reich nie seltener war, als eben in dem ersten, dritten und den spätern Jahrhunderten. Bräderliche Gleichheit war der Charakter ihrer gesellschaftlichen Verfassung. So lang diese bestand, war nach Zuständen ungestörte Verschiedenheit in sonst nicht unerheblichen Dingen. Man ließ die aus Juden übergegangene Christen bei der angestammten Verehrung mosaischer Einrichtungen; man schien unter Griechen und Römern sich nicht anders auszuzeichnen, als wie eine philosophische Sekte. Ohne die Bewegungen der Juden, ohne Nerons grausames Dahingeben der Verächter der Götter als Urheber des großen Brandes von Rom, ohne die grundlosen Schrecken, welche ihre Feinde und eigene Mißverständnisse sogenannter Weissagungen erregten, würde die zarte Pflanze ohne Stürme länger unbekannt geblieben haben.

Der Mißbrauch halb verstandener Kenntnisse war schädlicher, als Nerons Wuth oder Domitians Edikte. Vom äußersten Asien, aus einem höchst selten auf unsere Welt wirkenden Lande, scheint das Unglück gekommen zu sein.

Fast alle Königreiche Si-yu (das ist von Sina bis in die Gegenden des kaspischen Meeres gelegene Länder) wurden im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von den Sinesern erobert. Es scheint, daß durch eine Folge dieser Erschütterung die Samanäer, Schüler des Budda (welcher um die Zeiten des Unterganges des israelitischen Reichs der zehn Stämme gelebt haben mag) aus ihrem damaligen Sitze, dem alten Aria, nach dem Gebirge von Kaschkarien und von Tibet, von dort in die Ebene Indiens, hinunter bis Cey-

Ian, nach Siam hinüber, und bis nach Sina und Japan ausgingen. Die Hauptlehre der samaritanischen Völkchen war: daß Buddha, würdig nächst Gott, Verehrung zu genießen, unter die Menschen gekommen wäre, um die Seelenwanderung zu verkündigen. Sie erhielten leichten Fortgang über die in Tibet und selbst zum Theil in Sina herrschende Religionseinfalt und mangelhaften Systeme, blühten hingegen durch grausame Leiden, in Indien die politisch mächtige Braminentaste angegriffen zu haben. Indessen diese die alten Religionen des äußersten Asiens in ungewohnte Zerrüttung brachten, kamen durch ungewisse Zufälle, vermuthlich aus Veranlassung oben-erwähnter Kriege, Allegorien des sinesischen Buches Y-king zur Kenntniß der gelehrten Schulen zu Babylon, und bald mit großer Empfehlung in das vordere Asien, wo das Christenthum sich bildete.

Die Idee einer unbekannten, ersten Ursache, ohne Willen, ohne Einsicht, eines bloßen Werkzeuges ewiger Fatalität; die Idee von zweifachem Eindruck (effigies), viererlei Bildern und acht Symbolen, wie sie aus der Leere, dem Nichts, emporsteigen, und vermitteltst geheimer Verbindungen die Zahl des Menschen und aus fünf Elementen gleich viele Tugenden hervorbringen; diese Allegorien, deren Ursprung dem ersten sinesischen Gesetzgeber Fo-hi zugeschrieben worden, deren Erläuterungen durch Wen-wang und Tschien-king so alt sein sollen, wie Homer, und welche Kon-fu-tsee so hoch hielt, daß er, um nur sie zu ergründen, einen Werth auf das Leben setzte, — waren Grundlage der geheimen Lehre der Gnostiker.

Die Gnostiker waren eine in sehr mannigfaltige Schulen getrennte Sekte; entstanden in den heißen Himmelsstrichen, wo Satyrus sich kasteien, wo die Seele, in Beschauungen versenkt, sich in glänzende Träume verliert, deren Incohärenz Geheimniß scheint. Die in mehrere Schulen berühmter Lehrer getheilten Chaldäer scheinen die Gnose mit Beifall aufgenommen zu haben; und fanden in ihren eigenen Ideen Vorbereitung dazu. (Es gibt Spuren, daß, um die Zeiten der Errichtung des babylonischen Reichs durch Nabonassar, zwischen den entferntesten asiatischen Völkern Kommunikation existierte.)

Die Gnostiker gaben die Unerforschlichkeit der Tiefe (*Βυθος*), des Abgrundes, der alten Nacht, zu, woraus, nach einigen die Zeit, nach andern die Weisheit (Hauptunterschied! jene nahmen kein verstandiges Principium an) Revolutionen (*Αιωρες*) hervorgebracht, deren jede einen eigenthümlichen Charakter (*Ενδυια*) hatte. Nach Verlauf einer Zeit, für die keine andere Rechnung sein kann, als die von einigen größer, von anderen geringer angegebene Zahl der Revolutionen, habe der Zusammenstoß der Elemente oder das Zusammenreffen der chaotischen Theile den Verstand (*Νους*) erzeugt, welcher, da er seines Gleichen unmöglich finden konnte, über das

Chaos arbeitete. Hieron wäre der Welterschöpfer (*Αντιστοιχος*) entstanden. Dieser, um Anbeter zu bekommen, habe Funken des reinen Aethers (unserer Seelen) in den Kerker des Körpers versperret. Sein Werk zu zerstören, habe die Weisheit Jesum hervorgebracht, welcher von einem Körper nur den Schein (*λογος*) gehabt, und nur zum Schein durch Veranstaltung der Priester des Welterschöpfers den Tod ausgestanden habe; Befreiung von den Banden des Körpers sei der Grundsatz der Sittenlehre.

In den gnostischen Revolutionen sind auch die vier Alter der indischen Vedam keimbar, in deren viertem wir leben, und welches, bis zur Vollendung der Dinge, noch dreihundert fünf und neunzig tausend Jahre zu dauern hat. In der That unterscheiden sich diese Revolutionen und Alter von Buffons Naturperioden nicht anders, als wie die Einbildung uralter Morgenländer von der eines im achtzehnten Jahrhunderte lebenden abendländischen Dichters.

Es ist unglaublich, welche Aufnahme die geheime Gnose in wenigen Jahren weit und breit in Asien und im südlichen Europa gefunden. Es ist ein beträchtliches, in ihrem Sinn abgefaßtes, und (obwohl mit Unrecht) Clemens, einem Schüler des Apostels Petrus, zugeschriebenes, doch uraltes Werk vorhanden. Schon die Apostel bestritten sie; vornehmlich ihrer Widerlegung widmete Irenäus ein mit größerer Wohlmeinung, als Geschiedlichkeit abgefaßtes Werk. Sie konnte bei allen aus der Synagoge herüber gekommenen Christen anders nichts, als Aergerniß erwecken; diese fuhren fort, Moses nach seinen Verdiensten zu verehren; ungern verließen sie das untergehende Jerusalem; noch zu Pella, wohin sie Zuflucht nahmen, lebten sie sechzig Jahre unter beschnittenen Bischöfen, weil kein Artikel des Christenthums Ablegung der National sitten zur Pflicht machte. Hingegen soll Simon, welcher unter dem Beinamen des Zauberers bekannt ist, ein Gnostiker gewesen sein; er hatte ein geheimnißreiches Bild, welches nur den Vertrautesten gezeigt wurde, und wohl eine Symbole war.

Die gnostische Sittenlehre, deren Zweck die Entkörperung war, nahm, nach dem Hang der Lehrer und Schüler, zwei entgegengesetzte Wendungen. Daß Selbstmord als der kürzeste Weg empfohlen worden, möchte eher spottende Folgerung eines Gegners sein; indessen ist allerdings wahrscheinlich, daß der Selbstmord nicht unter die Verbrechen gezählt wurde. Hingegen läßt sich nicht zweifeln, daß einige Schulen jeden Sinnengenuß für gleichgültig hielten. Dieses mag von vielen aus dem Gesichtspunkte geschehen sein, als wären die Vergehungen der Wollust oft unwillkürlich, manchmal unschädlich, und nur durch Umstände, durch Gesellschaftsverhältnisse sündlich, vor Gott aber menschlicher Schwachheit vergeben: Karpo-trates aber soll auch gelehrt haben, daß das Uebermaß ihres Ge-

nusses ein eben so sicherer, eben so schneller und doch anmuthigerer Weg zu Zerstörung des beschwerlichen Körpers, als die Mortifikationen wäre. In der Geschichte sehr vieler mystischen Sekten sind Spuren der Lehre, daß, wo das Herz rein ist, Handlungen dieser Art nicht viel zu bedeuten haben.

Doch machte die strenge Methode (die Lüste des Fleisches durch Kasteiung zu tödten) eine größere Menge Schüler. Theils war der obige Grundsatz wegen des Mißbrauchs und üblen Rufs gefährlich, theils wurden die Sinne durch den Stolz bezwungen; so daß die Reinheit guter Seelen mit der Scheinheiligkeit hierüber zusammentraf. Strenge Grundsätze finden gewöhnlich den meisten öffentlichen Beifall: die Eitelkeit ist die Leidenschaft, welche alle Lebensalter durchdauert und beide Geschlechter beherrscht.

Zwischen so gefährlichen Nebenpfaden erhielten die ersten, zumal die von Johannes bis in sein hundertjähriges Alter geleiteten Christengemeinden, eine Einfalt der Sitten und Lehre, worüber Trajanus nur den Bericht seines Plinius bedurfte, um ihre von Domitian befohlene Verfolgung einzustellen. Auch im zweiten Jahrhundert waren sie am bekanntesten durch die liebevolle Geschäftigkeit, über welche Lucian lacht, und durch ihre Entfernung von dem verdorbenen Ton damaliger Sitten. Ihre wenige Schriften athmen Zutraulichkeit und Friede. Die meisten waren unwissend, leichtgläubig, wenn eine Sache erbaulich war, meist sehr schlechte Scribenten, edel aber ihre Moral; von der Zukunft unterstützt, nehmten sie den höchsten Schwung.

Ihren Geist malt der Tod des von Jesu geliebten Johannes. Nach einem Leben, so verehrt bei den Heiden durch Reinheit und Güte, wie bei der Gemeinde durch das Wort seiner Lehre, sah er den Tod nahek. Noch einmal ließ er sich in die Versammlung der Brüder tragen; sah sie, hob seine Hände auf, sprach: „Kinder! gleichwie der Herr uns geliebet hat, also liebet euch unter einander, immerdar!“ legte sein Haupt zurück und starb.

Noch einige Zeit bestanden diese Gemeinden, ohne aucthoritätliche Spitzfindigkeiten, gleich fern von dem Aberglauben der Vielgötterei und von des alten Geistes lästigem Joch; ohne Theilnehmung an Würden, welche gemeiniglich mit heidnischem Ceremoniel angetreten wurden; ungern Soldaten; sonst ruhig; die besten Hausväter, die keuschesten Gatten, sanfte Menschen, von spartanischer Mäßigkeit, für ihre Gesellschaft von römischer Vaterlandsliebe; eben dieselben unerforschlich und Helden, wenn die Dialektik der Philosophen oder die strengsten Gebote, die schmerzlichsten Strafen, sie von der Liebe des Herrn trennen wollten. Diese Zeiten sind ihr heroisches Alter, worin die Religion vom Ganges bis an das gallische Weltmeer ausgebreitet wurde.

Der Verfall der alten Religionen und Sitten, die Begeisterung für die erhabene neue Verkündigung, und auch das trug zu dieser schnellen Ausbreitung bei, daß die Grundlehren des Christenthums eine Art Appellation an den gemeinen Menscheninn waren, der schlafende Gefühle zum Leben, mangelhafte und entstellte Begriffe zur Vollkommenheit rief, indeß in ihm Vieles war, das eine den Wünschen und Meinungen des Zeitalters nicht ungünstige Deutung zuließ.

Die Kirche.

Die ersten christlichen Gesellschaften, von einander unabhängig, unterhielten Brudersinn durch Briefe und, wenn Zufälle sie nothwendig machten, wechselweise Almosen. Unter andern bedurfte derselben die Muttergemeinde, die Kirche zu Jerusalem, welche in erster Ergießung der Liebe die Gemeinschaft der Güter eingeführt hatte, wodurch in Verbindung mit Verfolgung und Mißwachs und bei Ermangelung nöthiger Vorsehung bald Mangel entstand. Hiezu trug bei, daß durch einen Irrthum, welcher mit älteren jüdischen Vorurtheilen zusammenhing, die Auflösung der Organisation des Erdbodens als ein dem Ruin dieser Hauptstadt bald folgen sollendes Ereigniß erwartet wurde. Indes diese Meinung über zeitliche Dinge gleichgültig machte, entflammte sie zu lebhafterm Eifer. Als die Erfahrung sie widerlegte, war das Christenthum schon zu wohl gegründet, um durch die Bemerkung eines unwesentlichen Auslegungsfehlers, dem die Apostel hin und wieder doch widersprochen, Erschütterung zu leiden.

Daß Aufseher der Gemeinde (Bedeutung des Wortes Bischof) ihre Versammlungen ordnen, den Briefwechsel besorgen, die milden Gaben verwalten sollten, floß aus der Natur; die Ältesten (Presbyter) waren eben so natürlich ihnen zu Rath, und Helfer (Diakonen) besorgten die Aufträge. Nach dem Abgang oder Tod eines Bischofs trugen die Ältesten den oder die vor, welche für den Platz die geschicktesten schienen; die Gemeinde bestimmte die Wahl; in Folge der bestehenden Verbrüderung wurden bei dem Antritt seines Amtes benachbarte Bischöfe zu dem Gebet und Gottesdienste des Tages berufen.

Aber bald wurde er gleichsam als Nachfolger der mosaischen Hohenpriester, die Ältesten wie Priester, die Helfer wie Leviten betrachtet. Das war so eine Manier zu reden; aber geschmeichelte Eitelkeit und endlich Privatinteresse heiligten sie, und gaben ihr den größten Nachdruck. Hiedurch geschah, was Griechen und Römern unerhört war und in den Lehren Jesu nicht den mindesten Grund hatte, daß eine eigene Klasse von Beamten unter dem Namen Kle-

ruß (Klerisei) sich bildete; von welcher im Lauf der Zeiten die Gemeinden unter eine Art Vormundschaft gesetzt wurden, die endlich in Herrschaft überging und ein dem christlichen Brudersinn entgegengelegtes Ansehen und Interesse bekam.

Von der Vergleichung mit dem Hohenpriester der Juden erhoben sich Bischöfe bis zu der mit Jesu selber, welcher einige ewige Hohenpriester der Christen sie zu Stellvertretern habe. In diesem Verhältnis mußten sie sich eine mit der ersten Einfachheit und Freiheit unvereinbarliche Beherrschung der Gewissen an; und fernermal wer das Wichtigere besorgt, über das Geringere um so unzweifelbareres Ansehen hat, erhob sich die geistliche Macht in wenigen Jahrhunderten über die weltliche, deren Gegenstände nur vergängliche Dinge sind, und welche zu jener in die Verhältnisse gehört, wie die Erde zum Himmel, Materie zum Geist, Körper zur Seele. Diesen Herrscherthum entdeckt man fragmentenweise in einem Werk des vierten Jahrhunderts, den sogenannten apostolischen Konstitutionen, schon sehr auffallend.

Bereits waren Bischofswürden, wie der Kaiserthron, durch Parteinung erstritten worden. Unter dem Namen der Kirchenzucht wurde das Leben der Christen einer Sittenrichterei unterworfen, welche in den ersten Zeiten zum Schein hatte, dafür zu sorgen, daß die Gemeinde durch keine Aergernisse verächtlich, verfaßt oder verdächtig würde, und nachmals zur Erhöhung der Priestermacht vornehmlich beitrug. Hierzu kam, daß, da die Vorschriften aller Gesetzgeber vernünftigen oder scheinbaren Grund in der Natur oder in Umständen hatten, jetzt verkehrte Anwendung mißverständener, unzusammenhängender Schriftstellen mit unwidersprechlichem Ansehen als Gesetz vorgeschrieben wurde; wodurch der Glaube, der durch die leitende Vorsehung für zwei oder drei wichtige Sätze von Zeit zu Zeit erneuert worden, an eine unendliche Menge Obergangen und Subtilitäten gefordert, und ein Joch wurde, das, in Verbindung mit der politischen Lage des Reiches und mit dem Verfall der Literatur, nicht wenig zu Erniedrigung des Geistes und Herbeiführung langer Barbarei wirkte.

So wurde das Wort Jesu durch die Menschen verdorben. Jedoch gleichwie keine Weltbegebenheit ohne zweckmäßiges Verhältnis zum Ganzen bleibt, so trug sich zu, daß, ohne Wissen der Urheber, auch die Hierarchie eine Zeitlang zum öffentlichen Besten wirkte.

Als die wilden Krieger aus Norden das unaufhaltbar fallende Reich zerstörten, wurde Europa geworden sein, was die asiatischen Länder unter den Türken, wenn nicht jene ein in voller Kraft aufspriessender Größe stehendes, durch Heiligkeit imponirendes Corps im römischen Reich angetroffen hätten, welches auf ihre rohen Geister freilich nicht mit Liebeslehren und seiner Humanität wirken

konnte, aber mit der Zuchttrühe des Kirchenbannes, dem Teufel und seinen Engeln, den Schrecknissen des höllischen Feuers, unsere erschrockene Väter im Zaum zu halten wußte. Hiedurch gelehrt, wurden sie reinern Lichtes, wozu die Geistlichkeit aus dem Alterthum den Zunder hinüber gerettet hatte, zuletzt empfänglich; durch eine Form von Religion fähig, nach und nach die Religion selber zu erkennen und, vermittelt dieser ihnen von der Vorsehung gegebenen Erziehung, endlich den Alten gleich zu werden, ja in Vielem sich über sie empor zu schwingen. Ein ungemeines Glück, daß die Sachen diese Wendung eben in Europa nahmen, dessen Einwohner auf alle Welttheile wirkten! Wenn einer der Letztern, dessen reichere Natur unsers Nordens nicht bedürfte, diesen Gang der Kultur genommen hätte, wir wären für immer der Barbarei überlassen gewesen. Der Mensch im Ganzen ist Werkzeug der unsichtbaren Hand.

Die Verbrüderung der Gemeinden veranlaßte Zusammenkünfte der Vorsteher; anfangs Provinzenweise. Ihre Zusammenberufung und Anordnung erforderte einen Präsidenten, an den man auch in Zwischenzeiten um Versammlung außerordentlicher Zusammenkünfte sich wenden mochte. Hierzu wurden am schicklichsten die Bischöfe der Hauptstadt, des Mittelpunkts der Geschäfte eines jeden Landes bestimmt; Metropolitane, Erzbischöfe, nahmen diesen Ursprung.

Als das Reich, besonders nach Diokletian, in größere Abtheilungen zerfiel, war nöthig, daß die Bischöfe einer jeden sich über gemeinschaftlich durchzutreibende Angelegenheiten von Zeit zu Zeit versammelten, und vermittelt Kommunikation mit anderen großen Reichstheilen ihrem Anbringen Gewicht gaben. Die auf Jerusalems Trümmern errichtete Kirche war von Alters her ehrwürdig; nur ließen ihr Druck und Armuth nicht so viele Macht, wie dem Vorsteher der großen antiochenischen, alexandrinischen und vollends römischen Kirche, welche nicht nur von dem Ersten der Apostel, Petrus, und von seinem vertrauten Schüler, Markus, ursprünglich gesammelt, sondern durch frühe Verbindungen mit vornehmen und mächtigen Geschlechtern auf den Hof der Cäsaren selbst nicht ohne Einfluß waren. Diese vier Kirchen wurden als Hauptstämme betrachtet, und ihre Vorsteher Stammhäupter (Patriarchen).

Als der Hauptsitz des Reiches von Rom nach Konstantinopel kam, entstand Eifersucht zwischen dem Bischof der alten und neuen Kaiserstadt, dem mächtigsten Patriarchen des morgenländischen Reichs, und dem obersten Bischof der Abendländer. Aber die Morgenländer hatten vier, das Abendland nur Einen Patriarchen; die Sprengel der Ersteren wurden durch mohammedanische Eroberungen eingeschränkt, der des Letztern durch unermüdete Missionen über die Grenze des alten Kaiserthums ausgebreitet; zu Rom war er allein, der konstantinopolitanische Patriarch durch große Kaiser danieder

gehalten, unter schwachen in die Hofrevolutionen kompromittirt. Um so eher wurde dem römischen Papst möglich, seinem Klerus eine Seele zu geben; dieser bekam hiedurch die Vortheile eines wohlgeordneten Heers. Von diesem Allen und von der gegenwärtigen Oberhand Europa's lag der Keim in Ereignissen, deren Folge kein Mensch vorsehen konnte.

Die älteste Geschichte des römischen Stuhls ist so unbekannt, wie die ersten Zeiten der alten Republik. Was Anastasius gesammelt, ist Geschichte leitender und unerschütterlicher Tugend. Eine Menge Päpste sieht man für den Glauben ihr Blut, für die Armen ihr Erbgut und die Schätze der Kirche hingeben, in den Gottesdienst immer mehr Majestät bringen, durch hohen Ernst ihre Würde behaupten. Kaum sind ihre Namen, die Zahl ihrer Gemeinde, die Einkünfte der Kirche sind gar nicht bekannt. Gelehrtere Bischöfe anderer Gemeinden behaupteten oft persönlich größeres Ansehen, aber die Stadt Rom erhöhte ihren jeweiligen Bischof, so wie in späteren Zeiten er sie wieder erhob, zum andernmal die Welt zu beherrschen.

B e s c h l u ß.

Es entstanden nachmals nichtswürdige Streitfragen über die Verhältnisse Jesu zum ewigen Vater, wovon er selber gewarnt hatte. Aus diesen bildete sich ein sogenanntes System, nämlich eine Reihe neben einander stehender Sätze und Bestimmungen, deren Grundveste Mißverständnis war.

Eine andere Verderbnis kam durch die neuplatonische, zu Alexandria blühende Philosophie in die Religion. Plotinus, Jamblichus, Porphyrius, fühlten die Schwäche der Mythologie, um deren Erhaltung sie sich bemühten, sie allegorisirten daher, verhüllten das eine in Geheimniß, setzten anderes der eben auch nicht philosophisch bestimmten Form biblischer Bücher entgegen und vermochten hiedurch Männer von größerm Wiß als Studium der Sprachen und Alterthümer, den Wortverstand aufzugeben und geheimen Sinn willkürlich zu suchen. Auch hatten sie die gnostische Entkörperungsmoral, welche den Bischöfen, um in keiner Sache zurück zu sein, willkommener Anlaß zu unnatürlichen, das Leben verfinsternden Vorschriften, einsiedlerischen und monastischen Instituten ward. Ihren Zweck, die Mythologie zu erhalten, verfehlten die Alexandriner; ihre Vorstellung war zu kunstreich; ihre Sprache verrieth geheime Schwäche; das Volk will Lehrer von entscheidendem Ton.

Als die, durch das ganze Reich und jenseits verbreitete, unter Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen wohl organisirte, christliche

Kirche die von Diokletianus verhängte Verfolgung zehn Jahre lang unerschütterlich aushielt, als weit mehr Eifer für Erwerbung des Märtyrthums, denn für Erhaltung des Lebens erschien, als alle Tugenden bis zum Heldenmuth und auch Schwäche zur Tugend erhöht hervorleuchteten, als alle eingeschlichene Mißbräuche und Unordnungen der bewundernswürdigen Kraft auf einmal wichen, und aus der Asche der Märtyrer, wie in Roms alten Kriegen aus dem Blute der Legionen, hundertfältig so viele Glaubenshelden zu erwachsen schienen, erkannte alles Volk, daß unermessliche und unzweifelbare Aussichten diese Gemeinden begeistern.

Dieses bemerkte Konstantinus, dessen Vater, nach Grundsätzen weiser Milde, die Verfolgung in seinen Provinzen unterdrückt hatte. Konstantinus hatte, wenn auch nicht allezeit einen richtigen Blick, doch Hang zu großen und neuen Plänen. Sein Vortheil schien, daß er sich für die unterdrückte Kirche erkläre. Hiernächst war in seinem Voratz, an die Stelle der veralteten, verdorbenen und verschmäheten eine von dem Volk ungemein verehrte Religion einzuführen. Auch dieser Versuch sollte gemacht werden, um einer Organisation, deren alte Triebräder unbrauchbar geworden, eine neue Seele zu geben.

Bis hieher die Geschichte der verschiedenen Darstellungen und Erneuerungen gewisser unserer Natur eingegrabenen, durch Tradition erhaltenen und oft verdunkelten Grundsätze, welche den gemeinen Mann, wenn er sie glaubt, über die Weisen und Großen, welche sie nicht annehmen, den Menschen über die Grenze der Zeit, und unsern Geist über alle denkbare Fortschritte im Wahren und Guten erheben. Wer nichts davon glaubt, sieht hier die Geschichte eines Wahns, der an Tugenden, Trost und Glück fruchtbarer, als das tiefsinnigste Zweifelsystem gewesen und noch ist. Die, welche die Ueberzeugung davon haben, genießen in Ueberlegung der Geschichte der Menschheit eben des Vortheiles, wie in Entscheidung der Ungewissheiten des Lebens; ein Glaube, rein und mild, leitet sie, wie die mosaische Feuersäule, nicht blendend, sondern belebend, durch die dunkeln Pfade unserer Nacht;

Per varios casus per tot discrimina rerum —
Sedes ubi fata quiescat
Ostendunt.

Aus Johannes Müllers Testament.

Wie hat mir das Herz gebrannt, in dieser letzten Bekümmerniß an die mich zu wenden, für die ich vornehmlich gelebt, welche mir die liebsten immer gewesen, an Euch, gemeine Eidgenossen von Städten und Ländern! Euch zu meinen Erben einzusetzen, und auf die alte Wohlthätigkeit Eurer edeln Regierungen und auf die Gemüther des ausblühenden Geschlechts die Hoffnung zu fassen, daß Ihr für den Nachlaß Eures Geschichtschreibers und Freundes die Befriedigung seiner letzten Wünsche übernehmen würdet! Allein, was etwa das reiche Großbritannien thut, wie könnte ich's dem erschöpften Vaterland anfinnen! Aber dein Bild, verehrtes Bern, gutes und weises Zürich, geliebte Waldstätte im Gebirg, und wo auf Höhen und in Gründen eidgenössischer Sinn von mir erkannt und gepriesen ward, diese Bilder wandeln mit mir hinunter in's Schattenreich, und wenn für die Helden der Vorwelt ein Platz dort ist, so werde ich den Vätern sagen, daß ihre Erinnerung in den Enkeln selbst jetzt noch lebt. —

Gehabt Euch wohl, Bruder und Schwester! Vaterland, meines Herzens Freude und Stolz, der Gott unserer Väter gebe Dir Freiheit und Frieden! von Anfang bis auf uns wollte ich die Zeiten der Menschheit beschreiben, mein Leben verfloß darüber. Gönnet, Freunde, meiner Seele die Ruhe, zu hoffen, ihr letzter Wille werde erfüllt!



G. Forster.

Georg Forster.

Johann Georg Adam Forster.

(Geb. 26. Nov. 1754. Gest. 12. Jan. 1794.)

Ueber das Leben und die literarische Bedeutung dieses ausgezeichneten Menschen und Schriftstellers lassen wir auszüglich die vortreffliche Schilderung Hillebrands (in seiner Literaturgeschichte) folgen, als das Beste und Bündigste, was wir zu bieten wüßten.

Das Schicksal, sagt derselbe, scheint sich oft darin zu gefallen, gerade Diejenigen, welche in seinem Dienst am edelsten streben und seinen welthistorischen Planen ihr Denken und ihr Thun am uneigennützigsten widmen, am wenigsten zu begünstigen, sie vielmehr die Strenge seines Ernstes vor Andern fühlen zu lassen. So erging es auch Forster, den man mit Recht den Märtyrer des Lebens und der Idee nennen darf. Begabt mit schönen Geisteskräften, von einem Willen getragen, der dem Besten und Höchsten zustrebte, dazu eine Tiefe des Gemüths, in der sich die lebendigsten Sympathien für Menschliches und Menschen regten, zu allem die reichste, vielseitigste Kenntniß von der Natur- und Menschenwelt — wie hätte ein Mann mit solcher Ausstattung nicht das Glück auf seinem Wege finden sollen? Und doch fand Forster nur Unruhe, Noth, Täuschung und einen frühzeitigen Tod, der die einzige Günst zu sein schien, welche ihm das Schicksal zugehadt. Wie Schiller, nur in anderer Weise, war ihm die Freiheit das Ideal, dem er gleich ausdauernd und gleich gedrückt seine Kraft und seine That weihete. „Frei sein, heißt Mensch sein!“ so lautete Forsters Wahlspruch. — Seine nationalliterarische Bedeutung hängt mit seinem politischen Weltverhältnisse innigst zusammen, hauptsächlich deswegen, weil sein politischer Standpunkt recht eigentlich den Kern und das Wesen seines gesammten Geistesstrebens kund macht. Seine

Politik war keine nationalbeschränkte, es war die Politik der Menschheit; auch hierin stand Forster neben Schiller. Während dieser den idealen Kosmopolitismus in Don Karlos predigte und in seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande das Aufstehen der Menschenrechte gegen das Unrecht der Gewalt preisen mochte, war Forster bemüht, in die Wogen der herandrängenden Freiheitsströmung selbst zu treten und rüstig zu helfen, das Schiff, welches die Pfänder der menschlich-freien Zukunft trug, glücklich in den Hafen zu bringen. Als es nicht gelingen wollte, pries er noch die Wenigen, die das Leben lassen für sie. So deutsch in seiner kosmopolitischen Weltansicht, war er auch deutsch in seinen schriftstellerischen Thaten, wie in der ganzen Vielseitigkeit, womit er strebte und den Geist in Allem suchte. In dieser Deutslichkeit seines Denkens und Wollens liegt der eigentliche Mittelpunkt seines Lebens, das in unruhiger Manigfaltigkeit und wechselvoller Richtung sich bewegte. Seine Leistungen und sein Charakter sind zu unserer Schmach lange Zeit hindurch mißkannt und zurückgesetzt worden; indessen sollte auch an ihm das Dichterwort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ seine Wahrheit bewähren!

Von schottischer Abkunft, Sohn des bekannten Weltumseglers Reinhold Forster, wurde Georg zu Massenhuben bei Danzig am 26. Nov. 1754 geboren. Er mochte das eigenthümliche Gepräge seines Charakters (praktische Strebbarkeit bei idealer Gemüthsrichtung) der Mischung der beiden nationalen Elemente, der britischen und deutschen, verdanken. Vom Vater den unruhigen Thätigkeitsdrang in sich tragend, wurde er wider seine Natur schon als Knabe in das Stilleben der Gelehrsamkeit hinein geschoben und zu frühreifer Geistesentwicklung hingedrängt. Sein kühner, weltstrebender Sinn gerieth alsbald in Widerspruch mit der Kleinheit der gegebenen Verhältnisse, und dieser Widerspruch blieb auch für die Folgezeit, zumal da schwere Beschränkungen der Lage ihn öfters drückten, die Hauptquelle seines harten Schicksals. Als zarter Knabe begleitete er seinen Vater auf den Wegen durch das unwirthliche Ruß-

land, nach Petersburg und Moskau (1765); nicht lange darauf sehen wir ihn an dessen Seite in England, dort wie hier bereits beschäftigt, denselben in seinen literarischen Arbeiten, besonders Uebersetzungen, zu unterstützen. Fast noch Kind, gab er Unterricht, machte dann einen Versuch, sich der Handlung zu widmen, und wetteiferte, nachdem dieser mißlungen, von neuem mit dem Vater in vielseitigem Uebersetzungswerke. Als siebzehnjähriger Jüngling umsegelte er mit Cook und seinem Vater die Welt (1772). Diese Reise erfüllte seinen Geist mit den reichsten Kenntnissen, sein Gemüth mit jener Kraft, mit der er sich später über die wechselvollsten Launen und Schläge des Schicksals erhob; zugleich aber legten die Strapazen den Grund zu einer Mißstimmung seiner Gesundheit, die ihn nie mehr verließ. Nach seiner Rückkunft sah er bald seine Familie in der äußersten Noth, den Vater im Schuldthurm, und mit der seltensten Aufopferung und rastlosesten Thätigkeit arbeitete Georg nun für die Erhaltung seiner Eltern und Geschwister, bis es ihm gelang, den Vater zu befreien.

So durch Reisen und den Aufenthalt in den großen Weltstädten zu freier und umfassender Weltansicht gebildet (außer London und Petersburg hatte er auch Paris gesehen und hier mit dem Naturforscher Buffon Umgang gepflogen), erhielt Forster den Ruf zu einer Lehrerstelle an dem neu gegründeten Karolinum in Kassel (1778), wo er mit tüchtigen Männern, wie J. H. Jacobi, J. v. Müller, Sommering etc., zusammentraf. Hier zuerst trat er vollständig in rein deutsche Verhältnisse, und zugleich in die Mitte allseitig gährender wissenschaftlicher und literarischer Zustände, in die Mitte der widersprechendsten religiösen Uebersetzungen, Lehren und Kämpfe. Forster, der bisher den unbefangenen Blick mehr in Gottes unendliche Welt als in das Gebiet theologischer Meinungen gerichtet hatte, wurde eine Zeitlang in die Gefühlsmystik Jacobi's hinein gezogen, entsagte aber bald wieder der frommseligen Weltverachtung, ohne darum den Glauben an eine höhere Lenkung der Dinge aufzugeben, der ihn nie verließ. Von Kassel aus hatte er

mit dem benachbarten Göttingen sich in Verbindung gesetzt und mit seinen ausgezeichnetsten Männern sich theilweise näher befreundet; so mit Heyne, dessen Tochter Therese er nachmals ehelichte, dann besonders mit Lichtenberg, einem in mancher Hinsicht ihm geist- und sinneverwandten Mann. Die Verbindung mit Göttingen blieb fortwährend von Bedeutung für seine Studien und Arbeiten. Wir halten uns nicht dabei auf, wie seine Lebensbahn ihn weiter führte, wie er, nach Wilna berufen (1784), an geselliger und wissenschaftlicher Vereinigung litt; wie er, in mancherlei Hoffnungen auf große Reiseunternehmungen getäuscht, in unsicherer Lage sorgte; wir gehen an all diesem vorüber, um dem Lebenspunkte zuzueilen, der ihn auf der Höhe seines Charakters, wie seines tragischen Schicksals zeigt. Von Freunden empfohlen, kam Forster gerade in der Zeit, da in Frankreich die Revolution herandrängte, als Bibliothekar nach Mainz (1788). Dieser Ort wurde für ihn in doppelter Hinsicht merkwürdig, indem er hier einerseits seine besten Schriften ausarbeitete, andererseits mehr und mehr in die Stürme der benachbarten neuen Weltbegebenheit geführt wurde. Eine Reise, die er mit A. v. Humboldt nach den Niederlanden, Frankreich und England macht (1790) und deren Resultat die meisterhaften „Ansichten vom Niederrhein“ sind, fällt auch in diese Zeit. Als Mainz von seiner Regierung verlassen und, von seinen Sympathien getrieben, sich der Revolution zuwendete, sandte es Forster, als seiner besten Bürger einen und als den beredtesten Sprecher für die Interessen der politischen Freiheit, nach Paris, um den Anschluß an die neue Republik zu unterhandeln (1793). In den Clubversammlungen zu Mainz, deren Präsident Forster war, hatte er sich in seinen Reden oft bis zum äußersten Radikalismus hinreissen lassen. In Paris entfaltete er die größte Stärke des Geistes wie des Charakters. Von seiner Familie abgeschieden, von den vielfachen Greueln, die täglich mehr die Sache der neuen Freiheit dicht vor seinen Augen schändeten, im innersten Herzen betrübt, in seinen schönsten Hoffnungen getäuscht, verlor er das Vertrauen doch nicht, als

alle früheren Freunde der großen weltgeschichtlichen That sich mit Abscheu von ihr wandten. Forster war der Einzige, der nicht verzagte und den künftigen Tag des Lichtes aus dem gährenden Chaos der Gegenwart aufgehen sah. Er starb zu Paris an einem florbutischen Fieber am 12. Januar 1794, verkümmert durch Sorgen und Mühsal, verlassen von den Zeitgenossen, geächtet von den Regierungen, aber mit ungebrochenem Glauben an den endlichen Sieg der Freiheit.

Forster hat unter seinen zahlreichen Schriften mehrere hinterlassen, denen das Gepräge des Klassischen nach Inhalt und Form aufgedrückt steht. Sie bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Politik, Kritik, der Kunst und Literatur, wie auf dem der Naturwissenschaft und Völkerkunde. Was dieselben im Allgemeinen auszeichnet, ist die edle großartige Unbefangenheit des Sinnes, der sich fast in allen kundgibt, dazu die bestimmte Richtung auf die Sache, die Klarheit der Auffassung, die Höhe der objektiven Beurtheilung bei aller subjektiven Theilnahme, die Besonnenheit, das Maß, die weltmännische Freiheit und Sicherheit des Tons, die selbst noch durch die Begeisterung zieht, endlich die Gediegenheit der stylistischen Behandlung, welche sich ebenso sehr durch Einfachheit der Mittel als durch Kraft der Färbung, Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, gebildete Mäulichkeit und im Ganzen durch ebenmäßige Haltung charakterisirt. Ein Feind spekulativer Abstraktion, weiß Forster doch seinen Schriften den lebendigen Hauch und fernblickenden Geist der Philosophie mitzutheilen. Seine Briefe, die den klarsten Blick in seinen Charakter und seine Lebensintentionen thun lassen, sind psychologisch wie historisch von gleich großer Bedeutung. Unter seinen größern Schriften begegnen wir zunächst der „Reise um die Welt“, die sich in literarischer Hinsicht durch die klare Auffassung, die unbefangene Erzählungsweise und die lichtvolle, oft bis zur Begeisterung sich erhebende Schilderung der Gegenden und Menschen empfiehlt. Höher noch an Geist, reicher an Ideen, reiser an Welt- und Menschenkenntniß sind die schon erwähnten „Ansich-

ten vom Niederrhein," ein Werk, das unsere nationale Prosa als eins ihrer schönsten Denkmale aufweisen darf. Gedanke wie bildender Genius haben sich gleich sehr an demselben betheiligt. Gehalt und Form sind zu freier Einheit zusammengegangen, Verstand und Geschmack finden sich in demselben Maße befriedigt. Der Verfasser erscheint darin auf dem Standpunkte persönlicher Hoch- und Durchbildung, philosophischer Denkfähigkeit und ästhetischer Weltanschauung und bewährt sich als einen Meister der schwierigen Kunst, das Verschiedene zu objektiver Gesamtheit darzubilden, die Einzelheiten des Stoffes unter entsprechenden Gesichtspunkten glücklich zu vereinigen und hiermit Anschauung, Wissen und ideales Urtheil zugleich zu befriedigen. Eine seltene Fülle und Vielseitigkeit des Inhalts tritt uns entgegen an der Hand eines weltgewandten Führers, gründlichen Kenners und genialen Beobachters. Keine Seite, die den denkenden Menschen anziehen kann, ist unbeachtet geblieben; alle Hauptfragen der Zeit in kulturhistorischer, wie politischer und ästhetischer Beziehung werden gelegentlich erörtert; namentlich aber muß die Schrift von Seiten der politischen Auffassung der Dinge in der damaligen Zeit als ruhmwürdiges Denkmal socialer Weisheit wie Gesinnung betrachtet werden. — Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch das gegen Burke gerichtete Werk über die französische Revolution, deren welthistorische Bedeutung hier mit einer Tiefe besprochen wird, wie kaum sonst wo, und seine Uebersetzung der Sakontala (die erste in deutscher Sprache), wodurch er die Theilnahme des deutschen Geistes an der Bearbeitung der indischen Literatur vorzüglich weckte.

Aus den

„Ansichten vom Niederrhein“.

Ehrenbreitstein und Neuwied.

Andernach 1790.

An einem Sommermorgen bei Sonnenaufgang müßte es köstlich sein, sich mitten auf dem See zu befinden, den der Rhein bei Boppard, weil er ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, zu bilden scheint; denn ungeachtet der feuchten Kälte, womit uns der Ostwind die aufsteigenden Nebel entgegenwehte, konnten wir uns doch nicht entschließen, in unserer Kajüte zu bleiben. Die schön gewölbten Berggipfel erheben sich hier mit reichlicher Waldung, welche das Malerische der Gegend, sobald sie mit frischem Laube geschmückt sein wird, um Vieles erhöhen muß.

Die Nähe von Koblenz rief uns bald zum zweiten Male hervor. Hier öffnet sich ein Reichthum der Natur und der Verzierung, den das Ufer des Rheins, seit der Gegend, wo der Fluß die Schweiz verläßt, nirgends zeigt. Schöne Formen von Gebirgsrücken, Baumgruppen und Gebäude wechseln hier mit einander ab; die Hügel tragen eine dichte Krone von Wäldern; das neue kurfürstliche Schloß prangt am Ufer, und der Ehrenbreitstein hängt herrlich und erhaben auf dem jenseitigen Gebirge. Beleuchtung wäre hier ein willkommenes Geschenk gewesen; allein auch heute ward uns diese Spende versagt; unser Morgenhimmel war mit dünnem, grauem Gewölke durchstreift, und uns dämmerte nur ein halbes Licht.

Wir erstiegen den Ehrenbreitstein. Nicht die unwichtige Kostbarkeit dieser Festung; nicht der Vogel Greif, jene ungeheure Kanone, die eine Kugel von hundert und sechzig Pfunden bis nach Andernach schießen soll, aber doch wohl nie geschossen hat; nicht alle Mörser, Kanonen, Feldschlangen, Zwölz- und Vierundzwanzigpfünder, lange gezogene Röhre, Kartätschenbüchsen, Graupen, und was sonst im Zeughaufe oder auf den Wällen zu bewundern ist; nicht die weite Aussicht von dem höchsten Gipfel des Berges, wo Koblenz mit

dem Rhein und der Mosel landkartenähnlich unter den Füßen liegt — nichts von dem Allen konnte mich für den abscheulichen Eindruck entschädigen, den die Gefangenen dort auf mich machten, als sie mit ihren Ketten rasselten und zu ihren ränderigen Gitterfenstern hinaus einen Köffel steckten, um dem Mitleiden der Vorübergehenden ein Almosen abzugewinnen. Wäre es nicht billig, fiel mir dabei auf's Herz, daß ein Jeder, der Menschen zum Gefängniß verurtheilt, wenigstens Einen Tag im Jahre mit eigenen Ohren ihr Gewinsel, ihre himmelftürmende Klage vernehmen müßte, damit ihn nicht der todte Buchstabe des Gesetzes, sondern eigenes Gefühl und lebendiges Gewissen von der Rechtmäßigkeit seiner Urtheile überzeuge? Wir bedauern den unsittlichen Menschen, wenn die Natur ihn straft und physisches Uebel über ihn verhängt, wir suchen sein Leid zu mildern und ihn von seinen Schmerzen zu befreien; warum darf nicht Mitleid den Elenden erquickern, dessen Unsittlichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Ist der Verlust der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer, und fordert die strenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? Mich dünkt, die Abschaffung der Todesstrafe hat uns nur noch grausamer gemacht. Ich will hier nicht untersuchen, ob ein Mensch befugt sein könne, einem andern das Leben zu nehmen; aber wenn es Güter gibt, die unantastbar und Allen heilig sein sollen, so ist das Leben gewiß nicht das einzige, welches unter diese Rubrik gehört; auch diejenigen Zwecke des Lebens gehören hierher, ohne welche der Mensch seinen Rang auf der Leiter der Wesen nicht behaupten kann, ohne welche er Mensch zu sein aufhören muß. Die Freiheit der Person ist unstreitig ein solches, von der Bestimmung des Menschen unzertrennliches und folglich unveräußerliches Gut. Wenn also der bürgerliche Vertrag ein so schreckliches Uebel, wie die gewaltsame Veraubung eines unäußerlichen Gutes, über einen Menschen um der Sicherheit Aller willen verhängen muß, so bleibt zu entscheiden übrig, ob es nicht zwecklose Grausamkeit sei, das Leben durch ewige Gefängnißstrafe in fortwährende Qual zu verwandeln, wobei es schlechterdings zu keiner andern Absicht, als zum Leiden erhalten wird, anstatt es durch ein Todesurtheil auf einmal zu enden? Die fromme Täuschung, die man sich zu machen pflegt, als ob ein Delinquent während seiner lebenslänglichen Gefangenschaft Zeit gewönne, in sich zu gehen, eine sittliche Besserung anzufangen, sich durch seine Reue mit Gott zu versöhnen und für ein künftiges Leben zu bereiten, würde schnell verschwinden, wenn man sich die Mühe gäbe, die Erfahrung um Rath zu fragen, ob dergleichen Belehrungen die gewöhnlichen Folgen der ewigen Marter sind? Die finsternen, modernden Gewölbe der Gefängnisse und die Ruderbänke der Galeeren würden, wie ich fürchte, hierüber schauerhafte Wahrheiten verrathen, wenn

man auch nicht, durch richtiges Nachdenken geleitet, schon im Voraus überzeugt werden könnte, daß die Belehrung im Kerker zwecklos sein müsse, weil sie unfruchtbar bleibt, und daß ein Augenblick wahrer Reue so viel werth sei, als ein in Thränen und Bügungen hingeschmachtetes halbes Jahrhundert. Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menschen angemessene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immervährender Gefangenschaft als eine Begnadigung schenken, und den Verbrecher, es unter dieser Bedingung dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt also die Furcht, wie sie sonst immer zu wirken pflegt: sie macht grausam und niederträchtig. Doch den Gesetzen will ich hierin weniger Schuld beimeessen, als der allgemeinen Stimmung des Menschengeschlechts. So lange es Menschen gibt, die das Leben ohne Freiheit, an der Kette und im Kerker, noch für ein Gut achten können, so lange bedaure ich den Richter, der vielleicht nicht weiß, welch ein schreckliches Geschenk er dem unglücklichen Verbrecher mit der Verlängerung eines elenden Lebens macht; aber bedenken kann ich es ihm nicht, daß er sich von dem Geiste seines Zeitalters hinreißen läßt. —

Unter den Merkwürdigkeiten des Ehrenbreitsteins zeigte man uns auch das ungenährte Kleid des Heilands. Der ungeziemende Scherz, den ein unvorsichtiger Zuschauer sich darüber erlaubte, erregte bei einem unserer Führer solchen Abscheu, daß er seine heftigen Aeußerungen nicht ohne ein krampfhaftes Zucken unterdrücken konnte. War es ächte Frömmigkeit? war es der verzeihliche Aberglaube des Pöbels, was diese Wirkung hervorbrachte? Ich vermute, diesmal keines von beiden. Es gibt Menschen, deren Seele die Vorstellung eines schuldigen Respekts so ganz erfüllt, daß sie bei einer Spöttei über den geschmacklosen Gallaro eines Ministers genau dieselbe Angst empfinden würden.

In dem alten, leeren, geräumigen Diasterialgebäude zu Ehrenbreitstein hat der Kaufmann Gerhards eine neue Lederfabrik angelegt, wozu ihm der Kurfürst von Trier auf fünf oder sechs Jahre Befreiung von allen Abgaben bewilligt hat. In einiger Entfernung von diesem Orte, zu Vallender, bezieht eine große Lederfabrik ihre Häute unmittelbar aus Buenos Ayres in Südamerika. So knüpfen der Handel und die Industrie das Band zwischen den entferntesten Welttheilen!

Von Koblenz fuhren wir nach Neuwied und besahen dort das Brüderhaus der Herrnhuter, nebst den mancherlei Werkstätten dieser fleißigen und geschickten Gesellschaft. Ihre Kirche ist ein einfaches, helles Gebäude, das mir recht gut gefiel. An die Stelle der Agaven oder Liebesmahle ist hier ein gemeinschaftliches Theetrinken in der Kirche eingeführt, wozu sich die ganze Gemeinde von Zeit zu Zeit

versammelt. Meine Vorliebe zum Thee ist es nicht allein, die mich mit diesem Gebrauche versöhnt. Wenn ich schon nicht mitschwärmen mag, so ist mir doch eine Schwärmerei ehrwürdig, sobald sie auf Geselligkeit und frohen Genuß des Daseins führt. Diese Stimmung läßt sich, wie Du leicht denken kannst, mit der herrnhutischen Einrichtung, welche die unverheirateten Männer und Weiber mit klösterlicher Strenge von einander trennt, schon nicht so leicht in eine Gleichung bringen. Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Ueberzeugung zu finden, daß man in der Welt nie stärker gegen das Böse und seine Anfechtungen ist, als wenn man ihm mit offener Stirne und edlem Trotz entgegengeht: wer vor ihm flieht, ist überwunden. Wer steht uns auch dafür, daß, wo der gebundene Wille mit der erkannten Pflicht im Kampfe liegt, die Sünden der Einbildungskraft nicht unheilbarer und zerrüttender sein können, als die etwanigen Folgen eines gemischten und durch freiwillige Sittsamkeit gezügelten Umgangs! Gibt es nicht wollüstige Ausschweifungen der Seele, welche strafbarer als physische Wollüste sind, da sie den Menschen im wesentlichsten Theile seines Daseins entnerven? Die lehrreichen Schriften der berühmten Guyon, die freilich wohl in einer ganz andern Absicht gedruckt worden sind, und die Bekenntnisse des wackern Jamerai Dival schildern die Krankheit der Entzückten durch alle ihre verschiedenen Stadien, als eine metaphysische Selbstschändung. Bei einem eingeschränkten Erkenntnißvermögen und einer armen Einbildungskraft sind die Symptome nicht gefährlich, und das Uebel bleibt in den Schranken, die ihm die Unerheblichkeit des Individuums anweist. Wenn hingegen diese Seelenepidemie ein gebildetes, edles Wesen ergreift; dann äußern sich Wirkungen, welche Völker vergiften, die bürgerlichen Verhältnisse stören und die Sicherheit des Staats untergraben können. Die Täuschung, womit man sich über den Gegenstand dieser Entzückungen hintergeht, ist so vollkommen, daß die tiefste Tiefe, wohin der menschliche Geist sinken kann, dem Verblendeten die höchste Stufe der Tugend, der Läuterung und der Entwicklung zum seligen Genuße scheint. Genau wie die Entartung des physischen Triebes die Gesetze der Natur beleidigt, eben so muß in einem noch ungleich höheren Grade der Seelenraub strafbar sein, den man durch jene unnatürliche Vereinigung mit einer Idee am ganzen Menschengeschlechte begeht. Geistesarmuth ist der gewöhnliche, jedoch von allen gewiß der unzulässigste Vorwand zu dieser Theopornie, die erst in der Einsamkeit und Heimlichkeit angefangen und dann ohne Scheu öffentlich fortgesetzt wird. Zuerst ist es Trägheit, hernach Egoismus, was den Einfältigen über die natürlichsten Mittel, seinem Mangel abzuhelfen, irre führt. Ist hingegen eine Seele reich und groß, — o dann suche sie ein Wesen ihrer Art, das Empfänglich-

keit genug besitzt, sie ganz zu fassen, und ergieße sich in ihr! Selten oder nie wird es sich ereignen, daß ein Geist dieser endlichen Erde einzeln und ohne Gleichen steht; — und bliebe nicht diesem Erhabenen selbst, der kein Maß für seine Größe fände, der göttliche Genuß noch übrig, sich Mehreren theilweise hinzugeben und Allen Alles zu werden? Die Weisheit der Natur ist zum Glück noch mächtiger und konsequenter, als die Thorheit der Menschen, und ehe man es sich versieht, führt sie auch den Schwärmer wieder in das Gebiet des Wirklichen zurück. Bei den Herrnhutern ist überdies dafür gesorgt, daß man sich nicht zu weit aus demselben verlieren kann. Fleiß und Arbeitsamkeit sind kräftige Bewahrungsmittel gegen das Ueberhandnehmen der Seelenkrankheiten, die sie nur dann begünstigen, wenn allzu große Anstrengung, allzu langes Einsitzen, allzu strenge Diät die Kräfte des Körpers untergraben. Ein Kennzeichen, woran wir deutlich sahen, daß die Schwärmerei hier sehr erträglich sein müsse, und daß die guten Leute auf die Weisheit der Kinder dieser Welt nicht ganz und gar Verzicht gethan hatten, war der hohe Preis, den sie auf alle ihre Fabrikate setzten. Ich weiß in der That nicht, wie ich diesen mit ihrem unstreitig sehr musterhaften Fleiß reimen, und wie ich mir die Möglichkeit eines hinlänglichen Debüts dabei denken soll.

Udernach erreichten wir noch vor Sonnenuntergang. Ich bemerkte hier jetzt zum zweiten Mal eine Nuance im Menschengeschlecht, welche gegen die Bewohner oberhalb dieses Orts merklich abtritt; und da meine Reisegefährten die Bemerkung einstimmig bestätigten, so ist es vielleicht minder feil, daß ich sie Dir vorzulegen wage. Unter dem gemeinen Volke nämlich trifft man hier und weiter hinabwärts am Rhein etwas regelmäßiger blondere Gesichter an, wiewohl sich etwas Blumpes, Materielles in die Züge mischt, das dem Niederrhein eigen ist und dem Phlegma im Charakter vollkommen entspricht. Ich will hier nur im Vorbeigehen, und ohne eine bestimmte Anwendung zu machen, den Gedanken äußern, daß die Art der Beschäftigung, in der Länge der Zeit, wenigstens mittelbaren Einfluß auf die Verschiedenheit der körperlichen Bildung und folglich auch des Charakters hat. Armuth zum Beispiel ist unzertrennlich von dem Landvolke, das den Weinstock zu seiner einzigen Stütze wählt, und Armuth wirkt nachtheilig zurück auf die Gestalt. Am Udernach und weiter hinabwärts steht der Weinbau in keinem bedeutenden Verhältnisse zu den übrigen Erzeugnissen des Bodens. Wie aber, wenn, noch ehe Wein in Deutschland gebaut ward, bereits in Sprache, Farbe und Gestalt eine Abschattung zwischen den ober- und niederrheinischen Stämmen bemerkbar gewesen wäre? Dann könnte sie durch die Länge der

Zeit und die Verschiedenheit der Lebensart nur noch schneiden-der geworden sein. Die weichere, plattere Mundart fällt indeß erst auf, wenn man sich der Gegend von Köln zu nähern anfängt.

Der Kölner Dom.

Versuch über die Humanität des Künstlers.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, geh' ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit solcher Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde, dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Volk bringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen Jahrhunderte später dem Künstler nach und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht der himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfachheit, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Nesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spizen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrbäume schranken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt Masse machen und ihren graden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, lustig schweben, wie

die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwebt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginuens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an Alles anzuschließen, was da ist, an Alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das Allerbeste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den berühmten heiligen drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle, nichts von den Hantelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Kiste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen eisernen Arbeit, die man heutigen Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum ersten Mal in diesen Kreuzzügen den Eindruck des Großen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblicken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unsern Tritten widerhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kurfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele.

In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos thätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen. Gewiß entsehest Du Dich schon vor dem bloßen Gedanken, wie ihm selbst davor graute.

Ich eilte mit ihm hinaus in's Freie, und sobald wir unsern Gasthof erreicht hatten, erwachte die beneidenswerthe Laune, womit er, durchdrungen vom Genuß der lieblichen Natur, schon auf der ganzen Fahrt von Koblenz her, die eintörmigen Stunden uns verkürzt hatte. Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht lösen, ob es befriedigender sei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu schöpfen, oder sie von zahllosen Anschauungen bereits überall hergesammelt, erlesen, geordnet, zusammengelesen, zu schönem Ganzen vereinigt, aus einer reichen Menschenseele unserm Wesen schon mehr angeeignet, in uns übergehen zu lassen? Beides hat seinen eigenthümlichen Werth, und beides haben wir seit unserer Ab-

reise schon reichlich gekostet. Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der belebten Natur; tief und scharf bestimmt und alle Verhältnisse erschöpfend, graben sich die Bilder des Daseins, das unabhängig von dem Menschen ohne sein Zutun ist und war und sein wird, in's Gedächtniß ein. Dagegen gesellen sich, von einer menschlichen Organisation aufgefaßt, die mannigfaltigsten Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es sagen? — aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben sich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama. Wir selbst, ich fühle es wenigstens, können nicht immer so richtig, so in's Wesentliche eingreifend empfangen, so die unterscheidenden Merkmale der Dinge uns selbst bewußt werden lassen, wie sie uns auffallen, wenn ein Anderes sie vom Äußerwesentlichen abgeschieden und in einen Brennpunkt vereinigt hat. Zum Beweise brauchte ich nur an das schwere Studium des so vielfältig und so zart nuancirten Menschencharakters zu erinnern. Je feiner die Schattirungen sind, wodurch sich so nahe verwandte Geschöpfe unterscheiden, desto seltener ist so wohl die Gabe der bestimmten Erkenntniß, als die Kunst der treuen Uebersetzung ihres Unterschiedes.

Der Genuß eines Jeden, durch die Empfindung eines Andern gegangen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks setzt aber eine frühere, wenn gleich unvollkommene Bekanntschaft mit dem bezeichneten Gegenstande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriß, müssen wir haben, worin unsere Einbildungskraft die besonderen Flüge aus der neuen Darstellung übertragen und ausmalen könne. Die bestimmte Empfänglichkeit des Künstlers für das Individuelle erfordert daher, wenn sie recht geschätzt werden soll, einen kaum geringeren Grad der allgemeinen Empfänglichkeit des Kunsttrichters: und die Seltenheit dieses Grades ist ohne Zweifel der Grund, weshalb die höchste Stufe der Kunst, in allen ihren Zweigen, so leicht verkannt werden, oder auch beinahe gänzlich unerkant bleiben kann. Was der große Haufe an einem Gemälde, an einem Gedicht oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das ist es wahrlich nicht, worauf die Künstler stolz sein dürfen; denn diesem Haufen genügt die Täuschung, die ihm Erdichtetes für Wahres unterschiebt; und wer weiß nicht, wie viel leichter sich Kinder als Erwachsene, gewöhnliche Menschen als gebildete, täuschen lassen? Darum kann auch nicht die Illusion, als solche, sondern es muß die ganze Vollkommenheit der Kunst der letzte Endzweck des Künstlers sein, wie sie allein der Gegenstand der höchsten Bewunderung des Kenners ist, der sich nicht mehr täuschen läßt, außer, wenn er mit dem feinen Epikurismus der Kultur eben bestimmt wäre, im Beschaun eines Kunstwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und wenn er auf das erhöhte, reflektirte

Selbstgefühl, welches aus der Erwägung der im Menschen wohnenden Schöpferkraft entspringt, absichtlich Verzicht thäte.

Was wäre aber die Kunst, was hätte sie, hinweggesehen vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese, dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze, erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzu slavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geistes schöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der Apoll von Belvedere, die mediceische Venus, die Schule von Athen, die Aeneide, der Prometheus; so bildeten sich Demosthenes und Cicero und Voltaire und Garrick. Die Ideale des Meißels und der Malerei, der Dichtkunst und der Schauspielkunst finden wir sämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln gerstreute Vortreffliche der Natur, zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unserem Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlich groß ist das Künstlergenie, das, der Eindrücken der Natur stets offen, tief und innig unterscheidend empfindet und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edlen, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur in so fern der Mensch sie vereinigte, liebliche Träume sind.

Nur das Gleichartige kann sich fassen. Diesen Geist zu erkennen, der über die Materie hinwegschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheischen Funken. Allein wie viele Stufen gibt es nicht zwischen der Unwissenheit, die an einer Bildsäule nur die Glätte des Marmors begafft, und dem Genie, das mit unennbarem Entzücken die Phantasie Polyklets darin ahnet? zwischen jenem Landmanne, der sich scheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauspielers von einem Augenblick zum andern den Ausdruck des Empfundnen von der Urtheilskraft regieren sieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem ächten Meisterwerke

huldigt, so ist es darum noch nicht ausgemacht, daß gerade das Eigenthümliche, was nur des Künstlers Geistesgröße ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreißt. Wir ehren im unerreichten Shakespeare den kühnsten Dichterflug und den treffendsten Wahrheitsfönn; was dem Parterre und den Gallerien in London an seinen Schauspielen die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas Anderes sein. Doch ich habe ja wohl eher sogar den Kenner gesehn, der über Minervens Helm Minerven selbst vergaß! An einem Gemälde Raphaels, wo seine hohe Ahnung des Göttlichen aus den Gesichtszügen strahlte, sah ich einen großen Kunstlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren um die Schönheit römischer und griechischer Dichter, wenn Du erstaunen willst, daß sie in der Wahl kurz- und langsybliger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo Du sie nie gesucht hättest, besteht! Laß doch Leute von Geschmack Dir's erklären, daß Göthens Iphigenia Dich entzückt, weil Euripides zuerst eine schrieb! Und wenn ein Hamlet, oder ein Lear, oder ein Macbeth vor Dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen ließ, daß man sie darstellen könnte, so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich trefflich einstudirt.

Wahrlich! Wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenüß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann! Ist das Jahrhundert ihm zu klein; gibt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Deming erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und Alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahnend wiederfände: — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entrückt.

Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künstler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch konventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eigenes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Verkörperung alles dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Indivi-

duelles aus der Natur um ihn her auffassen und mit dem lebendig-machenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Bezeichnung ihres Werthes stirbt. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht bloß seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zarteren Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, daß sie in unserer Phantasie Eingang finden: dieses schöne Ziel der Kunst erreicht sowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauhen, ihnen gleichsam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt: dies vermag nur der Schauspieler, indem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er mittheilen will, hineinträgt, indem er sich mit diesem Ideal, das er zuvor sich aus der Natur abzog, identificirt, und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeußerungsart, ja sogar die Gestalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirken, was sie neu aus der Hand des Meisters wirkten: so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmählig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommenet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in Eines Menschen Seele, so hinreißend das Talent, ihn auszuspenden, daß seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit Alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen und noch vor Sonnenanfgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — sie warf es in unfruchtbare Wüdnisse hin, sich selbst genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung genüßt!

Ueber Kunst und Künstler.

Düsseldorf.

Das Vergnügen, welches man bei dem Anblick eines Kunstwerkes empfindet, wird dadurch geschärft, daß man die aus der Geschichte und Mythologie entlehnten Subjekte schon kennt und die Ausführung des Künstlers, seine Wahl des rechten, Gefühl ergreifenden Augenblicks, sein Studium der Natur in Zeichnung, Charakteristik, Stellung, Farbe, Beleuchtung und Kleidung der dargestellten Personen dagegen halten kann. Allein von Allem, was während dieses Anschauens und Vergleichens in uns vorgeht, läßt sich dem Abwesenden mit Worten wenig mittheilen, was seiner Einbildungskraft behülflich sein könnte, sich ein ähnliches Phantom des Kunstgebildes zu entwerfen. Die reiche Phantasie hat hier den Vortheil vor der ärmeren, daß sie schon viele Bilder in sich faßt, auf die man sich beziehen, mit denen man das Gesehene vergleichen und folchergegestalt sie in Stand setzen kann, sich eine lebhaft bildliche Vorstellung eines nie erblickten Gegenstandes zu vergegenwärtigen. Denn, was mein Auge unmittelbar vom Gegenstande empfing, das gibt keine Beschreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Objekt vergleichen kann. Der Botaniker beschreibe Dir die Rose in den gemessensten Ausdrücken seiner Wissenschaft; er benenne alle ihre kleinsten Theile, bestimme deren verhältnißmäßige Größe, Gestalt, Zusammenfügung, Substanz, Oberfläche, Farbenmischung; kurz, er liefere Dir eine so pünktliche genaue Beschreibung, daß sie, mit dem Gegenstande selbst zusammengehalten, nichts zu wünschen übrig läßt: so wird es Dir, wenn Du noch keine Rose sahest, doch unmöglich sein, ein Bild daraus zu schöpfen, das dem Urbild entspräche; auch wirst Du keinen Künstler finden, der es wagte, nach einer Beschreibung die nie gesehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane; und das Bild ist auf immer seiner Phantasie unauslöschlich eingepreßt. Was ich hier sage, gilt in einem noch höheren Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden versucht. Das Leben ist ein Proteus, der sich tausendfältig verschieden in der Materie offenbart. Wer beschreibt das unnenmbare Etwas, wodurch in demselben Auge, bald stärker, bald gedämpfter, das inwohnende geistige Wesen hervorstrahlt? Gleichwohl fassen wir mit den Sinnen diese zarten Schattirungen, und der Künstler selbst vermag ihr Gleichniß in seinen Werken darzustellen, sobald er sie scharf ergriffen in seine Phantasie getragen hat.

Vergleichen, Aehnlichkeiten und Unterschiede bemerken, ist das Geschäft des Verstandes; schaffen kann nur die Einbildungskraft, und in dem Objektiven sich selbst genießen nur jene reine innere Empfänglichkeit des Herzens, die ich, in der höheren, eigentlichen Bedeutung des Wortes, den Sinn nenne. Wir geben uns das Maß unserer Kraft nicht selbst, mehr und mindern es nicht, bestimmen nicht einmal die Art ihrer Aeußerung. Die Spontaneität unseres Wesens, vermittelt deren wir empfinden, ist die gemeinste; sie ist sogar eine thierische Eigenschaft, und beide, die Phantasie sowohl als der Verstand, setzen den Sinn voraus, ohne welchen sie leer und unwirksam bleiben. Auch die Einbildungskraft hat man, wie mich dünkt mit Recht, den Thieren in gewissem Grade zuerkannt und daher der Urtheilskraft einen wesentlichen Vorzug vor ihr eingeräumt. Auf eine Rangtreitigkeit der Seelenkräfte wollen wir uns hier nicht einlassen, wenn man nur zugesteht, daß oft mit vieler Einsicht äußerst wenig Phantasie verbunden ist, hingegen die höchste, schöpferische Energie des Geistes, der metaphysische Bildungstrieb, wenn ich ihn so nennen darf, welcher neue Wesen hervorbringt, ohne Phantasie sich nicht denken läßt.

Auf Verstand und Phantasie wirkt man aber weit öfter durch die Empfindung, als umgekehrt. Wenn wir zum eigenen Hervorbringen zu kraftlos, zum Urtheilen und Vergleichen zu träge sind, dann genießen wir noch durch die Berührung verschiedenartiger Gegenstände, die auch ohne unser deutliches Bewußtsein ihre Grade der physischen Uebereinstimmung oder des Mißverständnisses mit uns haben, uns anziehen oder abstoßen, angenehm oder widrig auf uns wirken. Mittelbar, durch die Sprache, können sogar diese Empfindungen von Herz zu Herz sich fortpflanzen; dies erweist insbesondere der Reiz, den Romane, Gedichte und andere leichte, unterhaltende Schriften für den größten Theil der Lesewelt haben, und die Erschütterung, welche die darin geschilderten Empfindungen so allgemein verursachen. Diese Voraussetzungen scheinen mir auf die Kunst anwendbar; und meines Erachtens erreicht man besser seinen Endzweck, indem man wieder erzählt, was man bei einem Kunstwerke empfand und dachte, also, wie und was es bewirkte, als wenn man es ausführlich beschreibt. Bei einer noch so unständlichen Beschreibung bedarf man einer höchstgespannten Aufmerksamkeit, um allmählig, wie man weiter hört oder liest, die Phantasie in Thätigkeit zu versetzen und ein Scheinbild formen zu lassen, welches für den Sinn eigenes Interesse hat. Ungern läßt sich die Phantasie zu diesem Frohndienst herab; denn sie ist gewohnt, von innen heraus, nicht fremdem Nachwerk nachzubilden. Ästhetisches Gefühl ist die freie Triebfeder ihres Wirkens, und gerade dieses wird gegeben, wenn man, statt einer kalten Beschreibung eines Kunstwerks, die

Schwingungen mitzutheilen und fortzupflanzen versucht, die sein Anblick im innern Sinn erregte. Durch diese Fortpflanzung der Empfindungen ahnen wir dann, — nicht wie das Kunstwerk wirklich gestaltet war, — aber gleichwohl, wie reich oder arm es sein mußte, um diese oder jene Kräfte zu äußern; und im Augenblicke des Affekts dachten wir vielleicht eine Gestalt, der wir jene Wirkungen zutrauen, und in der wir nun die Schatten jener unmittelbaren Eindrücke nachempfinden. Hier wird man mir doch nicht den Einwurf machen, daß ein solches aus der Empfindung allein geschöpftes Bild dem Werke des Künstlers sehr unähnlich ausfallen könne? Ich würde diesen Mangel gern eingestehen und mir nur die Frage erlauben: ob die Unähnlichkeit bei einer bloßen Beschreibung nicht noch mehr zu befürchten sei? Die Gefahr zu geschweigen, daß in den meisten Fällen die Leser oder Zuhörer es wohl nicht der Mühe werth finden möchten, ihrer Einbildungskraft diese Arbeit zuzumuthen, wo das Gefühl sie nicht dazu begeisterte. Allein, was liegt denn auch daran, ob die Bilder, die wir uns selbst aus der bloßen Kraft unseres Wesens schaffen müssen, einem Vorbilde genau entsprechen? Je nachdem unser Geistesreichthum uns mit freigebiger oder mit karger Hand von der Natur gespendet ward, müssen auch seine Ausströmungen an Manigfaltigkeit, Harmonie, Schönheit, Größe und Adel verschieden sein; und so oft es sich treffen mag, daß sie hinter dem, was große Künstler wirklich leisteten, weit zurückbleiben, sind doch auch die Fälle möglich, wo sie Meisterwerke überfliegen. Nicht immer sind die genievollsten, phantasie reichsten Menschen im Darstellen geübt; und wer erinnert sich hier nicht an Lessings seine Bemerkung in seiner Emille, daß auf dem langen Wege vom Sitze der Phantasie bis zum Pinsel oft so viel verloren geht? Wenn je ein Schluß a priori bindend ist, so bleibt es dieser: wo wir Seelenkräfte von seltener intensiver Stärke in einer göttlichen Harmonie vereint erblicken, da dürfen wir auf göttliche Ausgeburten sicher rechnen, sie mögen sich nun in materiellen Hüllen verkörpern, oder rein geistig, wie ihr Urquell, von Auge zu Auge, von Seele zu Seele hinüberblitzen!

Ich fordre von dem Kunstwerke, das mir gefallen soll, wahrlich keine absolute Vollkommenheit; allein wesentliche Mängel oder Gebrechen darf es wenigstens nicht haben. Laß mich immer wieder auf meinen Lieblingsjah zurückkommen, der sich mit meinem ganzen Wesen so ganz identificirt; der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitete, ist kaum noch Bewunderung werth. War hingegen seine Seele so reich, sein Trieb zum Bilden so kräftig, daß jener Beweggrund gänzlich wegsiel, oder wenigstens ihn nie in seiner Unbefangtheit störte, daß er nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft malte, so ist mir nicht bange, daß seine Werke nicht

Abdrücke seiner Selbst, mit allen Kennzeichen des Genies begabt sein sollten. Auch hier gibt es indeß noch Stufen und Schattirungen. Die erste Organisation des Künstlers, seine Erziehung und Ausbildung von der Wiege an, sein Zeitalter, sein Wirkungskreis und sein Wohnort, Alles arbeitet mit vereinten Kräften, eine eigenthümliche Stimmung in ihm hervorzubringen, auf eine bestimmte und beschränkte Art Ideenverbindungen in seine Seele zu legen und in seiner Phantasie herrschend zu machen, die in der Folge auf den Zuschauer vielleicht eine ganz andere, als die gewünschte Wirkung thun. Der Kanon des Schönen, den keine Vorschrift mittheilt, könnte vielleicht einem kühnen Geist voll Künstlerfeuers fremd geblieben sein. Die rohere, gemeinere Natur um ihn her könnte ihn gehindert haben, seinen Blick bis zum Ideal zu erheben. Überglauhe, Fanatismus, Geschmack des Jahrhunderts könnten ihn in der Wahl seiner Gegenstände mißleitet haben, sogar ihn haben scheitern lassen an der gefährlichsten Klippe für die Kunst, an dem Wunsche nämlich, mit dem Angenehmen das Nützliche als letzten Zweck zu verbinden, dieser fälschlich so genannten Sittlichkeit der Kunst, welche die Wahrheit der Natur verleugnet und, indem sie belehren will, hintergeht. Der herrlichste Bilderrichthum kann, solchen Begriffen untergeordnet, in Erstaunen setzen und Bewunderung vom Zuschauer erzwingen, wenn eine hohe Darstellungsgabe damit verbunden ist; aber den Künstler, der so sich äußert, wird man in seinem Werke so wenig lieben können, als jene morgenländischen Nationalgötter, deren Offenbarung nur Grausen und Entsetzen in den Gemüthern erweckte.

* * *

Der Morgen ist so heiter, die Frühlingssonne scheint so allbelebend, die Luft ist so rein bei ihrer Kühle, daß man froh ist, zu leben, und dem verschiedenartigsten Leben Dasein und Genuß des Daseins gönnt. Friede sei mit Allem, was da ist, Friede mit jedem Geiste, sein Wirken und Gebilde sei dem meinen so fremd, wie es wolle! Ich fühle mich verjüngt aus den Armen des Schlafs erstanden; Alles in der Natur lacht mich an; Alles ist unzertrennlich von Allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne, und Berg und Flur, und Fels und Wald, Pflanzen und Thiere, der Mensch und seine Kunst, Alles ist ein Theil eines großen, nicht zu umfassenden Ganzen!

Millionen Menschen empfangen den Funken der Vernunft und fachten ihn an zur größeren oder kleineren Flamme; Millionen empfanden, dachten und wirkten, jeder auf seine ihm eigene Weise; die Früchte ihres Fleißes, ihres Nachdenkens, ihres bildenden Trie-

bes erfüllen die Erde, und dennoch sind die Verhältnisse der Dinge unter einander nicht erschöpft und keine Macht bestimmt ihnen Grenze oder Zahl. Wir stehen da und schöpfen aus dem unermesslichen Meere die mannigfaltigen Gestalten. Je mehr wir aufnehmen können, desto schöner und reicher ordnet sich in uns, wie im Spiegel, das Bild des göttlichen All. Von Einem Lichte wird Alles umflossen, Alles schimmert meinem Aug' entgegen, Alles drängt mir sein Dasein auf; eine Welt von unendlichen kleinen Stäubchen sogar tanzt sichtbarlich in diesem Sonnenstrahl, der zwischen den Vorhängen hindurch auf mein Papier gleitet, und behauptet ihren Platz in meinen Sehnerben wie in meinem Gedächtnisse. Willkommen, willkommen mir, heiliges Licht der Sonne, das Allem, was da ist, gleiches Recht erteilt!

Vom Ideal.

Die Rose, sagen wir, ist die schönste unter den Blumen, und ein ziemlich allgemeines Wohlgefallen an ihrer Gestalt scheint dieses Urtheil zu bestätigen. Ich weiß nicht, ob der göttliche Apoll, oder wähle Dir welches andere Ideal Du willst, ob dieses eben so allgemein durch übereinstimmendes Gefühl als Jubegriff der menschlichen Schönheit anerkannt und angenommen wird; aber das weiß ich, daß der Mensch, vor allen anderen Gegenständen der Natur, einer wahrhaften Idealisierung fähig ist, indem das Ideal, welches der Künstler entwirft, zugleich mit dem richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers als einer besonderen Thiergattung, auch die Sittlichkeit des Menschen, als mitempfunden, darstellen muß. Von keinem andern Wesen wissen wir die Bestimmung, die relative Zweckmäßigkeit und folglich die subjektive Vollkommenheit so genau und bestimmt in allen ihren Momenten anzugeben, wie von uns selbst; von keinem andern Wesen wissen wir aus vielfältig gesammelter Erfahrung den Begriff dieser Vollkommenheit mit einer tief empfundenen Vollkommenheit der Form zu paaren. Den physiognomischen Sinn, so unmöglich es ist, ihm eine Methodik unterzulegen, können wir uns selbst nicht ablegen; aber es bedarf keines Erinnerens, daß er vom Menschen zum Menschen ungleich wirksamer ist, als in Beziehung auf die Qualitäten der Thiere und Pflanzen und deren Signaturen (laß mir das mythische Wort nur hingehen) in der äußeren Gestalt. Es scheint uns zwar oft gar etwas Verächtliches um die Bestimmung der mancherlei Wesen, die zugleich mit uns die Erde bewohnen; wir wägen auch wohl uns

selbst als letzten Zweck des Daseins aller Dinge um uns her. Allein ein geringer Grad von Naturkenntniß kann uns aus diesem Irrthum reifen. Ueberall stoßen wir auf Organisationen, die wir noch nicht kennen, die wir nicht zu brauchen wissen, deren Verhältniß zu den übrigen Erdenwesen uns räthselhaft bleibt; und wollen wir die Augen öffnen, so wird sich uns täglich und stündlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir von der Art zu sein, zu genießen, des Daseins froh zu werden und seine Bestimmung zu erreichen, eines jeden andern Dinges, außer dem Menschen selbst, auf dem Wege der Empfindung nichts Vollständiges erfahren können, indem die Natur alles Identificiren mit fremden Gattungen unmöglich macht. Ein Wesen aber, mit dessen Organen wir nicht empfinden, in dessen Lage wir uns nicht hinein denken und hinein ahnen können, von dessen innerer Vollkommenheit können wir uns auch kein Ideal abstrahiren, und dieses eben so wenig mit dem Gefühl, das wir von der Schönheit seiner Gestalt haben, in eine Harmonie bringen, oder mit einer bestimmten Form bezeichnen.

Den Menschen können wir idealisiren; darum bleibt er allerdings der höchste Gegenstand der bildenden Kunst. Wie nun aber das Ideal gestaltet sein mußte, das die gesammte Gattung vorstellen sollte, ist darum noch nicht ansgemacht. Wenn wir darin übereinstimmen, daß es über die individuelle Natur hinausgehen und, was von Vollkommenheiten in einzelnen Personen durch das ganze Geschlecht zerstreut ist, zu einem harmonischen Ganzen vereinigt darstellen müsse, so wird uns bei der Ausführung immer eines jeden individueller Schönheitssinn im Wege stehen, und jeder Künstler, wie er selbst moralisch groß oder klein ist, wie er auffassen, theilnehmen und mittheilen kann, auch, wie er Gelegenheit hatte, das einzelne Vortreffliche zu sammeln und zu vergleichen, wird uns das Ideal seiner Phantasie mit andern Zügen schildern. Fürwahr also, eine höchst verwickelte Aufgabe, da, wo sich alle zuletzt auf ein unwillkürliches Gefallen und Nichtgefallen berufen, einen Anspruch wagen, eine Wahl treffen zu müssen, zumal da der Fall des Kenners, des Kunstliebhabers und überhaupt eines Jeden, der sich auf die Beurtheilung eines Kunstwerkes einläßt, von dem Falle des Künstlers in so fern nicht verschieden ist, daß jeder von ihnen zu dieser Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringt.

Auf etwas Gemeinschaftliches, auf eine gewisse Uebereinstimmung des Gefühls, gründet sich indessen doch das Bestreben eines jeden Künstlers, die tiefempfundene Schönheit darzustellen. Es ist unstreitig, daß die Empfindung des Wohlgefallens bei den meisten Menschen nach einer gewissen Analogie berechnet werden kann. Völker, deren Bildung, Erziehung, Sitten und Wohnsitze sich ähnlich sind, werden im Allgemeinen über Gegenstände der Sinne ein über-

einstimmendes Urtheil fällen und in ihren Empfindungen von Gerüchen, Gestalten, Tönen und Geschmacksarten mit einander harmoniren. Die eigentliche Schwierigkeit entsteht erst dann, wenn Schönes mit Schönerem verglichen und Grade des mehr oder minder Gesälligen angegeben werden sollen. Alsdann zeigt es sich, daß wir zur Bildung des Geschmacks, als des achten Kunst- und Schönheits-sinnes, eben so wohl Uebung bedürfen und den Beistand unserer übrigen Gemüthskräfte hinzurufen müssen, wie es zur Vervollkommnung irgend eines andern Gebrauches dieser Kräfte nöthig ist. Weil nun aber das Wesen des Ideals es mit sich bringt, daß es ein Abdruck der sittlichen Vollkommenheit in sinnlich anschaulichen Formen sei, so scheinen zur Hervorbringung eines solchen höchstvollendeten Werkes der menschlichen Kunst dreierlei Requisite in der Person des Künstlers zusammentreffen zu müssen: erstlich, eine reiche Ausstattung mit jenen überlegenen Seelenkräften, in deren Fülle und Harmonie schon individuelle Größe und subjektive Vollkommenheit gegeben ist; zweitens, Schauplatz und Gelegenheit zur zartesten Entwicklung und Ausbildung dieser innern Energie, höchste sittliche Kultur; drittens, hohe Darstellungsgabe und innerer Trieb sowohl, als äußere Veranlassung, sie in Wirksamkeit zu versetzen.

Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders seine Aussprüche unparteiisch sein sollen, steht in demjenigen, der ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem Wohlgefallen am Schönen und einem jeden andern Interesse, welches der Verstand oder auch die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reize unabhängig und zugleich durch eine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb der höchste Schwung, den die bildende Kunst zur Erreichung des Ideals sich je gegeben hat, in den mythologischen Statuen der Alten zu suchen ist; theils weil ihr Gegenstand hinausragte über den gewöhnlichen Stand aller menschlichen, wirklich existirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerei — das abgerechnet, daß sie das Materielle dem Gefühl und dem Auge zugleich Preis gibt — jene vollkommene Ruhe nothwendig macht, welche die Betrachtung des Schönen begünstigt, indem sie uns durch keinen pathognomischen Eindruck unterbricht. Es war eine glückliche Uebereinstimmung der Kunstideen mit dem Religionsystem jener Völker, daß man diese Muster der übermenschlichen Schönheit und Vollkommenheit zu Gegenständen der Anbetung erhob, und ihnen darum neben ihrem ästhetischen Werthe, der von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein näher liegendes Interesse gab. Dies, verbunden mit so vielen andern Begünstigungen, womit Verfassung, Klima,

Lebensart und vor Allem angestammter Reichtum der Organisation dem Griechen zu statten kamen, wirkte kräftig und ohne ein zweites, wetteiferndes Beispiel in der Geschichte zur Ausbildung des Geschmacks und zur Erzeugung jenes allgemeinen zarten Kunst- und Schönheits-sinnes, für welchen namentlich der atheniensische Demos so berühmt geworden ist.

Bei uns ist der reine Kunstgeschmack, in Ermangelung alles dessen, was ihn bilden, vervollkommen und allgemein entwickeln könnte, nur auf wenige einzelne Menschen eingeschränkt. Der Anblick der bloßen Schönheit, ohne einiges Interesse, ermüdet den großen Haufen der Künstler und Kenner, die nicht mehr das Knie vor ihr beugen, ihr huldigen und Schutz und Gaben von ihr erflehen. Die idealisirten Götter und Göttinnen sind nicht mehr; Menschen von bestimmtem, individuellem Charakter, Menschen, durch herrschende Leidenschaften und Gemüthsarten bezeichnet, sind an ihre Stelle getreten. Die Kunst mußte also ihrem ersten, wahren Endzweck, der Darstellung des Idealschönen, ungetreu werden, oder ihre gewohnte Wirkung verfehlen und auf alle Herrschaft über die Gemüther Verzicht thun. Das Letzte wäre nur in Einem Falle möglich gewesen, wenn der Geist des Zeitalters nicht auf den Künstler gewirkt hätte; wenn, von Zeit und Umständen unabhängig, der künstlerische Genius, in abstrakter Vollkommenheit schwebend, mitten unter Christen ein Grieche geblieben wäre.

Aber Veränderung und Wechsel sind ja die Devisen unseres so schiefe in seiner Bahn kreisenden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwickelungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor; und, frei heraus bekannt, wäre nicht der Dienst der schönen Ideale gestürzt, so hätten wir noch keinen Raphael, keinen Tizian und keinen Correggio, wir hätten in der Kunst keine individuelle Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Amuth. Du wirst mich der Paradorie beschuldigen; aber ich will es hier in Gegenwart der großen Namen, die ich eben nannte, gleichsam unter ihrer Fahne betheuern, daß, weil einmal dem also ist, es auch für uns noch allenfalls am besten sei. Was sollen uns die alten Lappen, wären sie auch noch so schön, auf dem neumodigen Kleide? Griechische Gestalten und griechische Götter passen nicht mehr in die Form des Menschen-geschlechtes; sie sind uns so fremd, wie griechisch ausgesprochene Laute und Namen in unserer Poesie. Es mag seine Wichtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meisterwerke des Phidias, seiner Minerva und seines Jupiters: aber je majestätischer sie da saßen oder ständen, das hebre Haupt für unsern Blick angrenzend an den Himmel: desto furchtbarer unserer Phan-

tasie; je vollkommnere Ideale des Erhabenen: desto besremdlicher unserer Schwachheit. Menschen, die für sich allein stehen konnten, hatten keckes Bewußtsein genug, um jenen Riesengottheiten in's Auge zu sehen, sich verwandt mit ihnen zu fühlen und sich um dieser Verwandtschaft willen ihren Beistand im Nothfall zu versprechen. Unsere Hilfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich und trohen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten, dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergießen, wie wir selbst geduldig und mitleidig sind, ohne ihn zu ermüden, Beistand und Mitleid ablocken können: dies ist das Hauptbedürfnis unseres Lebens, und dazu schaffen wir uns Götter nach unserem Bilde. In dem nächsten Kapellchen kann ich die Ueberzeugung finden, daß die unbegreifliche Gottheit selbst schwerlich irgendwo mit dem herzlichen Vertrauen angerufen wird, womit eifrige Christen hier zu den Heiligen beten, die einst Menschen waren, wie sie. Dies ist die Stimme der Natur, trotz allem, was die Philosophie, die nur in Abstraktionen lebt, darüber dogmatistiren mag. Gleichheit ist die unmachtlähliche Bedingung der Liebe. Der Schwache kann das Vollkommene nicht umfassen, er sucht ein Wesen seiner Art, von dem er verstanden und geliebt werden, dem er sich mittheilen kann.

Zu diesem Menschengeschlechte nun gehören unsere Künstler, und für dasselbe arbeiten sie. Von Griechenlands Idealen ist genau noch so viel übrig geblieben, daß es ihnen zu einem Fingerzeig dienen kann, wohinaus vor diesem der Weg der Kunst liegen mochte. Mit dem Sinne für das hohe Schönheitsideal ist aber auch die Möglichkeit, es wieder zu erreichen, verschwunden. Die Manigfaltigkeit des Individuellen ersetzt uns indeß diesen kaum mehr empfundenen Verlust. Einzelne aus der Natur gegriffene Charaktere mit Beibehaltung ihrer Individualität zu idealisiren, oder mit einem Abglanze des Schönen auszuschnitten, welcher hinreicht, die Empfindung des Wohlgefallens zu erregen, dies ist das Ziel der neueren Kunst. Also arbeitet sie auch nicht mehr für den reinen ästhetischen Sinn; vielmehr, um ihrer Wirkung gewiß zu sein, intriguiert sie durch Handlung den Verstand und besticht unser Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien. Wir sind es schon so gewohnt, dem Künstler in dieser Richtung zu folgen, daß oft die bloße Nachahmung des Natürlichen, ohne den mindesten Versuch zum Idealisiren, unsere Forderungen befriedigt, ob die Erdichtung der Beziehungen, in denen man uns eine Handlung darstellt, völlig hinreicht, uns über die gänzliche Abwesenheit alles Schönen zu beruhigen. Eine unausbleibliche Folge dieser Verrückung des eigent-

lichen Kunstziels ist die Abzweigung der Kunst in so manche ganz verschiedene Darstellungsarten, womit es endlich dahin gekommen ist, daß insbesondere der jetzigen Malerei kein Gegenstand in der Natur, der nur mit Farben sich bezeichnen läßt, außerhalb ihrer Grenzen zu liegen scheint.

Wenn aber hier und dort unter den Künstlern eine große Seele hervorgeht, so wird sie nach ihrem angeborenen innern Adel das Schöne dennoch ahnen, ihm nachstreben, und sich zuweilen, ungeachtet aller Hindernisse, dem vorgesteckten Ziele nähern. Die physische Natur und die Stufen der sittlichen Ausbildung verschiedener Völker müssen diesen Flug des Genies entweder begünstigen oder hemmen. Italien! reizendes Italien! noch sah ich dich nicht! — Italien! ist reich an den Trümmern der altgriechischen Kunst, und seinen Bewohnern hat der mildere Sonnenstrahl, zugleich mit einer gewissen Unabhängigkeit von manchem klimatischen Bedürfnisse, auch ein reiches Maß von Spontaneität und Empfänglichkeit zugetheilt. Was ich von dorthier kommen sah, es sei nun Gemälde, Gedicht oder Gesang, das hat einen Zauber, der das Auge fesselt wie das Ohr, und den Sinn auflöst in Entzücken. Wenn ich hier in den Saal eintrete, wo die Werke italienischer Meister mit flamändischen untermischt meinem Blicke begegnen — mir ist zu Muthe, wie einem Europäer, der nach einem langen Aufenthalt im Orient endlich einen näher mit ihm verwandten Menschen erblickt; er untersucht nicht erst, ob der Fremde ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer, ein Spanier, ob er keiserlich oder rechtgläubig sei: genug, es ist ein Franke, dessen Sinnes- und Denkungsart den seinen gemäßer sind, der ihn, und den auch er besser versteht.

* * *

Ich habe noch keinen Maler gesehen, außer Raphael und Leonardo da Vinci, der die Jungfrau und die Mutter so in Ein Wesen zu verschmelzen gewußt hätte. Alle Mysterien bei Seite, dieser Charakter ist in der Natur: moralische Jungfräulichkeit, reines Herz und reine Phantasie, mit Mutterliebe im schönsten Bündel. Er gehört, das will ich gern zugeben, zu den seltensten Erscheinungen; aber jene beiden großen Menschen faßten ihn, und ich weiß, er ist nicht ausgestorben mit den Urbildern, von denen sie ihn, wie einen Sieg, davon trugen.

Johannes in der Wüste.

Ueber diesem spiegelglatten, bunten Bildchen hängt ein Johannes in der Wüste, in Lebensgröße. Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Fertigstellung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriss, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunklern Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hin ausgestreckt, des Körpers andere Stütze, so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die, mit dem Quers, der unter seinem Sitze hervorströmt, gefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem Johannes betrachtet werden muß, den nämlich, in dessen ekstatischem Hellbunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und mit Menschen menschlich zu reden, erfährt er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes! Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jehigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich sein wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen, zu entziffern; dann bleibe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielt, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang es Menschen gibt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglings-schönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Zudem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner innern Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön und rein sind die Lippen, von unentweichter Rein-

heit. Milde lächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weichen Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergehakt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlider; unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraue, sieht ein Göttergesicht vor der innern Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirne entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinn bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftigen Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen, uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Begehrungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unsern Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag aneinander gerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltbarkeit und Verleugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung, und kühn geächtet mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daß diese Mittel nichts fruchten; in die ekelhafte Masse selbst muß sich der edle Gährungstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der Erde, ja seiner rauhen Tugend selbst noch unbegreiflichen Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereint zu denken, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sei nicht ein bloßes Werk der Phantasie, es verwebe sich mit bekannten Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdenbewohner beschlossen liegt! Dieses Bewußtseins frohe Schauer sind es, die der

gefenkte Blick, im innern Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floss, allen Widerstand bändigte und die zagenden Herzen ergriß? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes!

Und wenn er es nicht wäre? Wenn nur die Kunst ihn so zu schildern, so zu dichten, so aus fernem Aetherbahnen, als einen hellen Stern in vollem Glanze, uns näher zu rücken vermöchte? Dankt es denn nicht die Religion der Kunst, die sie verherrlicht? Gewiß, es kann nicht gleichgültig sein, da wir einmal den lebhaften Johannes nicht zu sehen bekommen, ob man uns erhabene oder kleinliche Vorstellungen bei diesem Namen erweckt. Wie wäre man lau und gleichgültig gegen das Heilige und Göttliche geworden, wenn die Lehrer der Menschen dasjenige, was sie in liebreicher Absicht so nannten, durch keine unedle Darstellungsart entweiht, wenn sie das Schöne und das Gute rein empfunden und in neuer Klarheit aus reinem Herzen mitgetheilt hätten. O du mit der Engelsseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest und sie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füße zu berühren — wer bist du, daß ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den ernstesten Schöpfer dieses Johannes? Doch, wer du auch seist, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, in dem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg! Keine Vulle — Gott und die Natur kanonisierten ihn.

Ich begreife es nun, daß selbst der Apollo einem Menschen so viel nicht sein kann, als dieser Mensch Johannes. Die Gleichartigkeit seines Wesens mit dem unsrigen zieht uns zu ihm hin: er ist in aller seiner Vollkommenheit noch unser Bruder; in ihm fühlen wir uns ergänzt; von ihm wollen wir lernen, weil wir ihn verstehen, weil er durch Nebeneinanderstellung und Vergleichung, durch Sonderung des Verschiedenen und Einigung des Uebereinstimmenden erkennt und denkt wie wir. Der Apoll hingegen ist, was er sein soll: ein Gott. Von seiner Erkenntnißkraft haben wir keinen Begriff; sie ist ganz Intuition, ganz reiner Sinn, wie wir es dunkel ahnen in seiner Gestalt. Ihn fassen wir nicht; von ihm können wir nichts lernen; er kann uns nichts als erfreuliche Erscheinung sein, außer etwa in gewissen Augenblicken, wenn auch wir über uns selbst hinaus eraltirt und zu einer höhern Reizbarkeit gespannt, ohne von der Vernunft gestört zu werden, der Intuition des reinen Kindesinnes genießen. Allein diese Augenblicke mit ihrem Himmelreich sind unserem Schwachsinn allemal gefährlich, und die Abspannung, die darauf erfolgt, kann mehr als zu deutlich lehren,

wie wenig wir für Göttergenuss und den Umgang mit Göttern geschaffen sind. Unsere Augenlosigkeit ist Schwäche: die Griechen blieben bei der Erscheinung stehen und freuten sich des Anblicks ihrer Schönheit.

Was ich aber nicht mehr begreife, das ist, wie man es noch wasgen kann, einen Christus als Kunstwerk darzustellen. Malt man ihn mit den Zügen eines Götterideals, so hat er nur das Interesse der Schönheit; allein er rührt nicht das Herz. Im Gegentheil, schildert man einen Menschen: wie will man das Göttliche dergestalt hineinverschmelzen, daß es dem Interesse des Herzens nicht schadet? und läßt man dieses ganz hinweg, wie ist es möglich, die Menschheit so hinaufzuadeln, daß sie noch größer, als hier Johannes, erscheint? Auch habe ich noch keinen Christustopf gesehen, von dem ich sagen könnte: er ist es! Vielleicht ist das indeß weniger die Schuld der Künstler, als der Theologen. Zu seinem Johannes durfte der Maler einige Ideen von dem fälschlich sogenannten Antinous entlehnen; diese schöne Natur, die von ächten Kennern als ein Werk der höchsten griechischen Vollendung anerkannt wird, bot ihm die Züge eines kühnen, trostigen, starken Jünglings dar, deren wilde Größe sich im Johannes mit dem sanfteren Ernst des Denkers so vereinbaren ließ, daß die sinnliche Schönheit zwar untergeordnet, aber dennoch die bedeutungsvolle Hülle seines Wesens blieb. Man erkennt auf den ersten Blick die Aehnlichkeit des Gemäldes mit dem Marmorbilde; allein wie arm wäre der, dem außer dieser Aehnlichkeit nicht die eigene Schöpfung des Künstlers entgegenleuchtete! Nach meiner Empfindung veründigte er sich stärker an der Kunst, als wenn er im Virgil nur den Nachahmer Homers erblicken wollte. Jeder Zug dieses Johannes bürgt uns für den Dichtergenuss seines Urhebers, wenn nicht schon die eigenenthümliche Behandlungsart sein Verdienst erwiese. Wie zeichnete ein Florentiner richtiger und schöner; und bei dieser Wahrheit des Farbenschmelzes vermißt man Titians magischen Pinsel nicht. Raphael, dem man hier das Gemälde zuschreibt, hat zu keiner Zeit diesen Grad der Vollendung im Kolorit erreicht. Eine andere Hypothese nennt Andrea del Sarto als den großen Künstler dieses braungelockten Jünglings; und wenn er wirklich sein ist, dann hätte Michel Angelo doch wohl recht? Ich trage einen unausslöschlichen Abdruck dieses in seiner Art einzigen Meisterwerks mit mir davon. Was Italien dereinst Schöneres und Vollkommeneres mir zeigen könne, muß ich von der Zeit erwarten; aber die Stunden gereuen mich nicht, die ich den weichen, kurzen Locken, die so schön das Haupt umgeben, den seelenvollen Zügen, den unnachahmlichen Umrissen dieses einfachen, in sich vollkommenen, bewundernswürdigen Ganzen zum letztenmal schenkte.

Maria's Himmelfahrt.

(Von Guido Reni.)

Einen Abschiedsblick werf' ich noch auf Guido's gen Himmel fahrende Madonna; ihr danke ich einen viel zu schönen Genuß, als daß ich ganz von ihr schweigen könnte.

In Dresden sah ich Raphael's große Behandlung dieses Gegenstandes. Dort ist es die Königin des Himmels, die wieder zurückkehrt auf den Thron, der ihr Eigenthum ist. Sie schwebt nicht, sie steht, mehr sinnend als froh; die Göttliche verläßt eine Welt, zu welcher sie nie gehörte. Die anbetenden Engel jauchzen nicht, die Himmel feiern. — Und Guido's Maria? Sie ist so menschlich schön! Ein Weib, das, jekt von den Leiden, den Fesseln der Erde befreit, den Himmel offen sieht. Ihr trunkenes Blick, ihr verklärtes Gesicht, ihre ausgebreiteten Arme verkünden ihre unaussprechliche Wonne. Zwei Engel zu ihren Füßen, bezaubernd wie nur Guido's Engel, tragen sie empor, schmiegen sich an ihr Gewand, freuen sich ihrer voll himmlischen Liebe — nein! Menschen dürfen es nicht sprechen, wenn Engel sich freuen!

Dies ist eine neue Welt! bloß möglich, lichtumflossen und in reinem Licht bestehend! Da ist nichts Irdisches, nichts Angelerntes zu sehen. Selbst der große, blaue Mantel der Verklärten ist reiner, verdichteter Aether des Himmels, wenn wir ihn mit Kleidern von irdischem Gewebe vergleichen; er ist nicht schwer, er gibt nur Würde und Glanz. Die Jungfrau, schlank und schwebend, und völlig bekleidet — in ihren Flügen sind Spuren von der Erinnerung des Künstlers an Miobe's Töchter —, scheint bereits einer himmlischen, unzerstörbaren Lichtnatur theilhaftig; man sieht sie an und glaubt an eine Auferstehung. Die Schönheit der Engel und ihre Grazie spotten aller Beschreibung; ihr Ausdruck ist himmlische Unschuld und seraphische Liebe. Sie bedürfen nicht der Erkenntniß des Guten und Bösen, die Welt, die wir in ihnen ahnen, umfaßt und erschöpft alle Formen des Lichtes und der Wahrheit. Es gibt Ideale der Schönheit, die verschieden von griechischen Göttergestalten sind; in diesen Engeln erblick' ich sie zum ersten Mal. Ich hatte nicht geglaubt, daß es möglich wäre, die Wunder des Empyreaums mit sinnlicher Form zu begaben, Engelreinheit gepaart mit dem milden Feuer der seligen Geister, die einander durchdringen, und mit dem Reize der Heiterkeit, in göttlicher Jünglings- und Graziengestalt hinzuzaubern. O Guido, süßer Schwärmer, wie verführerisch wird durch deine Phantasie die Schwärmerei! Alles in diesem Gemälde ist Magie, und magisch ergreift es das

Gefühl: die zarte Richtigkeit der Zeichnung; die Stellung der Madonna; die Form der Gruppe; die holde Anmuth des ganzen Gedichtes; die Pracht und Zierlichkeit der ätherischen Gewänder, und ich wage es zu behaupten, sogar die blendende Glut der Farben, die eine Lichtwelt versinnlichen, nach welcher unser blödes Auge kaum hinauszublicken wagt! Hier sollten die Maler lernen, wie Engel fliegen und wie Verklärte schweben.

Der Handel.

Baal's.

Ich habe die hiesigen Anlagen alle mit einem unbeschreiblichen Genuße in Augenschein genommen. Es beschäftigt die Phantasie auf eine äußerst überraschende Art, hier auf einem Punkte so mancherlei Produkte fremder, zum Theil der entferntesten Erdgegenden ankommen, zur Verfertigung und Vereitung eines neuen Fabrikats angewandt und dieses wieder in eben so entlegene Länder versendet zu sehen. Mir wenigstens ist es immer ein fruchtbarer Gedanke, daß hier Tausende von Menschen arbeiten, damit man sich am Euphrat, am Tigris, in Polen und Rußland, in Spanien und Amerika prächtiger oder bequemer kleiden könne; und ungeleht, daß man in allen jenen Ländern Tücher trägt, um den Tausenden hier Nahrung und Lebensbedürfnisse aller Art zu verschaffen. Das Phänomen des fortwährenden Austausches verschiedener Produkte der Natur und der Kunst gegen einander ist aber unstreitig desto wichtiger, weil die Ausbildung des Geistes so innig damit verbunden ist. Der Handel bleibt die Hauptursache von dem jetzigen Zustande unserer wissenschaftlichen und politischen Verfassungen; ohne ihn hätten wir Afrika noch nicht umschifft, Amerika noch nicht entdeckt und überhaupt nichts von Allem, was uns über die andern Thiere erhebt, unternommen und ausgeführt. Das Bedürfnis, mehr zu umfassen, als der jedesmalige Erdpunkt, auf dem wir wurden, uns gewähren kann, sei aus unserer Natur hinweggedacht, und wir kämen nicht weiter als die Affen, die so gut wie wir ein geselliges Leben führen und sich zu gegenseitigem Schutze vereinigen. Nur dieses innere Streben, das Maß in unserem Kopfe allen Dingen anzupassen, macht uns zu Menschen; und je kräftiger es sich in uns regt, desto tiefer lassen wir die bloße Thierheit unter uns zurück. Durch dieses Streben ist der Russe in Kamtschatka dem Bewohner der aleutischen Inseln und dem Wilden in Amerika an Vernunft und Ideenreichtum überlegen, wie an-

malisch er übrigens in seinem häuslichen Leben noch sein mag. Nur die Sorge für unmittelbare Erhaltung kann dem Bemühen nach einem größern Wirkungskreise Abbruch thun, und auch dies nur so lange, bis die Erfahrung gemacht ist, daß im letzteren das erstere zu finden sei. Es scheint indeß doch, daß allzugroßer Reichtum der Natur den Handel beinahe eben so wenig begünstigt, wie ihre allzugroße Kargheit. Wenn der Wilde in träger Gleichgültigkeit nach seiner Jagd oder von seinem Fischfang ausruht, so ist es nicht zu leugnen, diese Beschäftigungen hatten ihn in dem Grade angestrengt, daß er den Reiz für fremde Gegenstände kaum mehr empfand. Hingegen die Indier, die Chineser, die Egyptier und alle jene Völker, denen ihr gesegnetes Land eine ungeheure Verschiedenheit von Produkten im größten Ueberflusse darbot, bildeten sich schnell in ihrer eigenen Mitte, bis auf einen gewissen Punkt, wo die patriarchalische Autorität üppig ward und in einen Geist und Herz tödtenden Despotismus ansartete, der alle Kräfte des großen Haufens verschlang und ihnen ausschließender Weise nur zu seinem Nutzen eine Richtung gab. Bald entstand alsdann eine arbeitende und eine bloß genießende Klasse, und jede von diesen theilte sich wieder, je nachdem die besondere Veranlassung dazu aus den übrigen Verhältnissen der verschiedenen Nationen entsprang. Das Interesse des Herrschers vertrat sich nicht länger mit Allem, was die Einsichten der arbeitenden Menge erweitern konnte; ihr blieb daher der auswärtige Handel unterjagt. Damit aber der Despot sich selbst die Quellen eines vervielfältigten Genusses nicht abschneide, gestattete er fremden Kaufleuten den Verkehr in seinem Lande. Diese Einrichtungen erhalten sich in Indien und China bis auf den heutigen Tag: denn die politische Ohnmacht, die sie zur Folge hatten, reizte zwar oft die Begierde des Eroberers; aber Jeder, dem die Eroberung glückte, fand das System der Unterdrückung so unverbesserlich, daß er sich wohl hütete, daran zu künfteln.

Lage und Zusammenfluß von günstigen Umständen entwickelten den Handlungstrieb bei den Phöniciern und Griechen, späterhin bei den Karthaginern, dann bei den Venetianern und Genuesern, zuletzt bei den Holländern, den Engländern und andern europäischen Völkern. Ueberall war jedoch diese Entwicklung von bürgerlicher Freiheit unzertrennlich und dauerte nur mit ihr. In Portugal konnte sie nur begleitendes Phänomen des Eroberungsgeistes sein und mußte, wie etwas Erzwingenes und Unnatürliches, in der Finsterniß des geistlichen Despotismus und der politischen Zwietracht verschwinden. In der deutschen Oligarchie hat sie wunderbar angekämpft gegen die furchtbaren Hindernisse des barbarischen Feudalsystems und scheitert nur an der mittelländischen Umgrenzung des Landes, die jede kaufmännische Operation zehnfach er-

schwert. Wie viel indeß, trotz dieser ungünstigen geographischen Lage, die Freiheit für den vaterländischen Handel zu leisten vermag, davon zeugt der Flor von Hamburg und Frankfurt, wie der Verfall von Nürnberg, Aachen und Köln.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist also der große Kaufmann, dessen Spekulationen das ganze Rund der Erde umfassen und Kontinente an einander knüpfen, in seiner Thätigkeit des Geistes und in seinem Einfluß auf das allgemeine Regien der Menschheit nicht nur einer der glücklichsten, sondern durch die Masse von praktischen Erfahrungen, welche seiner Verlehr bei ihm täglich vergrößert, und durch die Ordnung und Abstraktion der Begriffe, die man bei einem umfassenden Geiste voraussetzen darf, zugleich einer der aufgeklärtesten Menschen; mithin vor vielen andern derjenige, der die höhere Bestimmung unsers Wesens (zu wirken, zu denken, und vermittelt klarer Begriffe die objektive Welt in sich selbst zu concentriren) auf eine sehr vollständige Art erreicht. Beneidenswerth ist das Schicksal eines Mannes, dessen Unternehmungsgeist vielen Tausenden zur Quelle des Wohlstandes und des häuslichen Glückes wird; desto beneidenswerther, weil er diese wohlthätigen Zwecke ohne die mindeste Beeinträchtigung ihrer Freiheit erreicht, und gleichsam unsichtbarer Weise die Triebfeder von Wirkungen ist, die jeder seiner eigenen Willkür zuschreibt. Der Staat ist glücklich, wenn er solche Bürger in sich faßt, deren große Unternehmungen nicht nur mit der höheren Ausbildung der Gemüthskräfte seiner geringeren Mitbürger bestehen können, sondern vielmehr durch dieselbe neue Stätigkeit erhalten. Wo die äußerste Armuth den Handarbeiter drückt, wo er mit aller Anstrengung, deren er fähig ist, nie mehr als nothdürftige Befriedigung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erwerben kann, da ist Unwissenheit sein Loos mitten in einem Lande, wo die Wissenschaft die höhern Volksklassen mit ihrem hellsten Strahl erleuchtet; da also verfehlt er die edelste Bestimmung seines Wesens, selbst indem er als Werkzeug die Mittel zum Verlehr der Nationen befördert. Ganz anders aber verhält es sich, wo Geschicklichkeit und Fleiß, ihres Lohnes sicher, dem, der sie besitzt und anwendet, einen gewissen Grad des Wohlstandes verschaffen, der ihm die Erlangung wenigstens theoretischer Kenntnisse, vermittelt eines zweckmäßigen Unterrichts und einer guten Erziehung, möglich macht. Wie klein und nichtswürdig erscheint nicht ein jeder Despot, der vor der Aufklärung seiner Unterthanen zittert, verglichen mit dem Privatmanne, dem Fabrikanten eines freien Staats, der seinen Wohlstand auf den Wohlstand seiner Mitbürger und auf ihre vollkommnere Einsicht gründet!

Lüttich im Jahr 1790.

Es kommt mir vor, als wären wir durch den Schlag einer Zauberruthe in ein anderes Land versetzt; so unendlich verschieden ist Alles, was ich hier um mich sehe, von Demjenigen, was ich noch vor wenigen Stunden in Aachen verließ. Schon der erste Anblick der Stadt war überraschend. Man wird sie aus der Ferne nicht gewahr; denn sie liegt in einem tiefen Thal an der Maas, die in mehrere kleinere Arme zerspringt. Es gibt wenig schönere Ausichten auf eine gleichsam unter den Füßen liegende Stadt, als diese, die ich von der Karthause hinunter, indem wir hineinfuhren, genoss. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hatte mich auf ein kleines Städtchen gefaßt gemacht; und wie erstaunte ich nun, als ich eine große Stadt erblickte, die hunderttausend Einwohner enthalten kann und wirklich enthält. Wunderschön schlängelt sich die Maas, die hier noch von mittlerer Breite ist, hindurch und nähert sich bald auf der einen, bald auf der andern Seite dem Abhange der Berge, zwischen denen sich das Thal als eine ebene, so weit das Auge trägt, mehrentheils mit Hopfen bepflanzt, und mit einigem Wiesewachs vermanigfaltigte Fläche zieht. Nach allen Richtungen ist die Stadt mit Steinkohlengruben umgeben, ja sie steht zum Theil auf den bereits abgebauten, ausgehöhlten Kohlenbergwerken. Zu beiden Seiten des Flusses, jedoch so, daß auf die Exposition nach Süden Rücksicht genommen wird, an den in einiger Entfernung sich erhebenden Gehängen des Thals, erstrecken sich weiträumige Weinberge, die also wieder, wie die bei Hochheim, auf Steinkohlen liegen. Die Klöße sind sehr beträchtlich und an manchen Stellen tief unter dem Bette der Maas bereits ausgeleert. Die entfernteren Hügel sind mit Ulmen, Pappeln und andern Bäumen bewachsen und mit Landhäusern, Schlössern &c. reichlich verziert. Am Ufer des Flusses erstreckt sich ein Quai, der sich in eine schöne hochstämmige Allee endigt.

Die Straßen von Lüttich sind enge, winklicht, krumm und nicht sehr reinlich; es gibt indeß doch mehrere schöne Gebäude: an dem Quai, an den offenen Plätzen und auf der sogenannten Insel hinter der St. Jakobskirche bemerkte ich eine Menge guter, neuer Häuser. Der bischöfliche Palast ist ein Viereck, dessen inwendiger Hof rund um einen Säulengang hat, wenn man anders die abschaulichen, kurzen, bauchigen Dinge, mit Kapitälern und Fußgestellen, so nennen will. Die äußere Facciate hingegen, nach der Kathedralkirche zu, ist desto schöner, in einem guten Geschmack, mit rein ionischen Pilastern. Die Dominikanerkirche mit einer schönen, runden, einfachen Kuppel, die nach einer in Rom kopirt ist, zeichnet sich eben-

falls vorthellhaft aus. Die alte gothische Kathedralkirche bot uns dafür desto weniger Bemerkenswerthes dar.

Der beständig fortdauernde Lärm und das Gewühl in den Straßen zeugt von einer außerordentlichen Betriebsamkeit. Dieses Schauspiel von durcheinander laufenden geschäftigen Menschen, so schmutzig auch die meisten aussehen, gewährt mir einen außerordentlichen, sehr lange entbehrten Genuß. Die Köhler, die Messer- und Waffenschwiede und die Spiegelmacher sind ein rohes, aber rüstiges, lebhaftes, heftiges Volk, deren Thätigkeit mit dem Phlegma der Aachener schneidend kontrastirt. Die Volksphysiognomien haben hohe, gerade in die Höhe gehende, an den Seiten zusammengedrückte Stirnen, breite Jochbeine, schwarze, nicht gar große Augen, wohlgebildete, zuweilen ein wenig aufgeworfene Nasen, und dicke Lippen, bei einem nicht gar reinen Teint. Sie nähern sich also den französischen und unterscheiden sich auffallend von den jüdischen, die gewöhnlich, bei einer sehr weißen Hautfarbe und blondem Haar, durch die länglichtfleischige Form des Gesichts und die weichern Züge eine gewisse Verwandtschaft mit den Niederländern verrathen. Die Lütticher können ihr französisches Blut nicht verleugnen: sie sind eben so leichtsinnig-fröhlich, eben so gutmüthig, eben so mit einer, ich möchte sagen angebornen Höflichkeit begabt, und sprechen auch einerlei Sprache, wiewohl so durchaus mit Provinzialismen verdorben, daß ein Mitglied der pariser Academie sie schwerlich für Brüder erkennen würde. Außerdem spricht das gemeine Volk eine Art Kanderwelsch, welches man unter dem Namen der wallonischen Mundart kennt. Dieses ist den Fremden völlig unverständlich, indem die ursprünglich altfranzösischen Wörter ganz verunstaltet, bald abgekürzt, bald mit andern Endungen und in einer ganz besondern Konstruktion erscheinen. So zum Beispiel heißt: *lei po wei*, laßt mich sehen; statt des französischen: *laissez moi voir*; und wieder: *ferre l'hon*, mach die Thüre zu, statt: *ferme la porte*. In dem letztern Ausdruck ist *hon* das altfranzösische *huis*, wovon noch *à huis clos* und *huissier* übrig sind. Französische Eleganz habe ich in den Kleidertrachten, zumal der geringern Klasse, freilich nicht bemerkt; doch diese würde man auch in Frankreich selbst bei dieser Klasse vergebens suchen. Die Lütticher Weiber tragen kurze gestreifte Röcke, Leibchen oder auch eine Art weiter Jacken von Kattun mit Aermeln, die mit demselben Zeuge frisiert sind, und Kattunmäntel, die aber nur bis an die Taille reichen. Wenn sie ausgehen, binden sie ein roth- und gelbgeflecktes Baumwollentuch über die Haube um den Kopf; doch gehört dieser Puz vermuthlich nur zu den Verwahrungen, die der noch immer fortdauernde scharfe Nordwind nothwendig macht.

Unsere Fahrt von Aachen hieher, auf der Dilligence, zeichnete sich wenig aus. Wir hatten die ersten Plätze; allein beim Einsteigen

fanden wir drei Frauenzimmer darauf; folglich schwiegen wir von unseren Ansprüchen und setzten uns, wo wir zukommen konnten. Einmal saßen eilf Personen in diesem ungeheuren Wagen, weil unterwegs einige Passagiere abstiegen und mehrere hinzukamen. Die Gespräche über politische Gegenstände nahmen kein Ende. Es freute mich indeß, die erstaunliche Menge neuer Ideen im Umlauf anzutreffen, da sie vor zehn Jahren zuverlässig allgemeines Aussehen, oder gar die Indignation der Majorität auf den Postwägen in Deutschland und Brabant erregt hätten.

Nachdem wir durch einen schweren Sandweg in einer tiefen Schlucht die Höhe des Berges, der das Gebiet der Stadt Aachen von der Provinz Limburg scheidet, erreicht hatten, lag dieses herrliche Land wie ein Garten vor uns; und je weiter wir hineinkamen, desto reizender ward die Aussicht auf die kleinen umzäunten Wiesen und Viehweiden, welche die sanften, wellenförmigen Hügel bedeckten. Ueberall ist diese Gegend mit einzelnen, oder höchstens zu drei und vier beisammengestellten Hütten gleichsam besäet, die zum Theil massiv oder von Backsteinen, zum Theil von Fachwerk gebaut, ein wohlhabendes Völkchen andeuten, das hier von der Viehzucht und vom Wollspinnen lebt. Auf viele Meilen weit sieht man die wogigen Hügel überall mit lebendigen Heerden und hier und dort auch mit hochstämmigen Bäumen geziert; auf Meilen weit liegen, ein paar gute Blickenschüsse von einander, die einzelnen Bauerhöfen. Es ist unmöglich, sich hier etwas anderes, als Einfachheit und Gleichheit der Einwohner zu denken; man irrt in Gedanken von Haus zu Haus und erblickt überall fleißige Spinner, frohe Hirten und reinliche Käsemacher. Die Ufer der Maas begrenzen endlich diese Aussicht, indem sie unweit Maastricht in der Ferne den jähen weißen Abstieg dem Auge darbieten, der mit seinen häufigen Petrefakten den Naturforschern unter dem Namen des Petersberges bekannt ist. Clermont, ein artiges Dörfchen, liegt am Wege, und in dieser Gegend schien uns die limburgische Landschaft vorzüglich reich und schön. Auf den ersten Blick hat es etwas Einladendes, wenn man so die zerstreuten Wohnungen sieht, wo Jeder um seine Hütte her sein Fleckchen Landes besitzt, sein Vieh darauf weiden läßt, oder auch, wie es weiter hin nach Vüttich zu der Fall ist, seinen Weizen sät. Man denkt sich dabei eine natürliche Bestimmung des Menschen, die Erde zu bauen und zu besitzen. Allein diese Vereinzelung kann ihn nicht bilden, und der zehnte Theil aller in ihn gelegten Kräfte wäre für den Hirten hinreichend gewesen. Sollte der Mensch hine werden, was es sei, das sich in ihm regt, so mußte sich in verschiedenen Einzelnen bald diese, bald jene Fähigkeit entwickeln, auf Kosten jener allzueinfachen Bestimmung, welche die Wohlthaten des geselligen Lebens nicht kennt, weil seine Bedürfnisse ihm fremd sind. Ich habe die guten

Limburger nicht in der Nähe beobachten können; allein ihre Vereinzelung gibt mir Ursache, zu vermuthen, daß ihr Ideentreis äußerst eingeschränkt sein müsse.

In den Städten mag es indeß schon anders beschaffen sein. Hier sahen wir zum erstenmal die brabantische Kolarde, dieses furchtbare, nur aber so oft ohne ächten Freiheitsinn nachgeahmte Freiheitszeichen; auch begegneten uns einige brabantische Truppen, deren Anblick indeß keine Ehrfurcht einflößte. Sie schienen völlig undisciplinirt, wußten ihr Gewehr nicht zu regieren und sollen auch von der im Dienste unentbehrlichen Subordination gar keine Begriffe haben. Ihre Kleidung ist ein bloßer Ueberrock, der schlechterdings kein militärisches Ansehen hat. Außer diesem einzigen Stücke, welches ihnen eine gewisse Uniformität gibt, sieht ihr übriger Anzug buntschneidig und oft zerrissen aus. Die meisten, die uns zu Gesicht kamen, waren junge Leute, und einige konnte man beinahe noch Kinder nennen. Ihre Erscheinung in der Provinz mag indeß die Staaten von Limburg über ihre eigene Sicherheit ein wenig beruhigt haben; denn, weil sie sich gewisse Rechte anmaßten, die das Volk ihnen nicht zugestehen will, zogen sie bisher von einem Orte zum andern, von Herve nach Battice, und von da noch näher an Aachen, in das Dorf Henri-chapelle, wo sie in einer elenden Schenke ihre Versammlungen halten.

Der Abstieg von jenen erbärmlichen Rotten des brabantischen Pfaffendespotismus zu diesen rüstigen Vüttichern gehörte mit zu den Dingen, die uns gleich bei dem Eintritt in die Stadt in Erstaunen setzten. Sowohl die eigentlichen besoldeten Stadtkruppen, als die Freiwilligen sind gut und zum Theil recht schön gekleidet. Es ist ein allgemeines Regen und Gähren unter ihnen und im Volke, wegen des bevorstehenden Abmarsches der Preußen. Vielleicht hat auch die Gegenwart und das Beispiel dieser musterhaften Truppen dazu beigetragen, ihnen die Begriffe von Disciplin, Subordination und Taktik näher zu bringen, als sonst geschehen wäre; vielleicht haben sie ihnen das Exercieren abgesehen und sich geschämt, im Weisheit ihrer Meister schlecht zu bestehen; vielleicht kann man endlich auch vermuthen, daß Menschen, deren Gewerbe in der Fabrikation von Gewehren und in den anstrengenden Köhlerarbeiten besteht, eines Theils mit den Waffen selbst vertrauter, andern Theils aber beherzter und gleichgültiger gegen die Gefahr sein müssen, als die brabantischen Bauern und die limburgischen Hirten. Wirklich scheint es, wenn Muth den Mangel an Disciplin ersetzen kann, daß sie nur eines geschickten Anführers bedürfen, um für die Verfassung, die sie sich selbst gegeben haben, mit Nachdruck zu streiten.

Wir wanderten durch die Straßen und suchten uns so viel als möglich mit dem Volk in Unterredung einzulassen, um uns durch eigene Erfahrung von der herrschenden Stimmung zu überzeugen. Es bedurfte keiner Künste, um die Leute zur Sprache zu bringen. Sie waren durchgehends von ihren politischen Verhältnissen bis zum Ueberströmen voll, hingen daran mit unglaublichem Eifer und schienen sich im gegenwärtigen Zeitpunkte, wie alle freie Völker, mit den öffentlichen Angelegenheiten beinahe mehr, als mit ihren Privatbedürfnissen zu beschäftigen. Die Namen des Königs von Preußen, des Grafen von Herzberg, des Generals von Schlieffen und des Herrn von Dohm wurden nicht anders als mit einem Ausdruck der Verehrung und Liebe, mit einer Art von Enthusiasmus genannt. Man hatte uns schon in Aachen erzählt, und hier bestätigte es sich, daß der letztere den Umarmungen der Köhlerweiber, welche hier die pariser Boissarden vorstellen können, mit Noth entgangen sei. Zum Lobe der preussischen Truppen und ihrer vortrefflichen Mannszucht vereinigten sich alle Stimmen. „Sie sind sauft wie Kämmer“ sagten sie, und hinterdrein erscholl die wahre französische Ruhmredigkeit, mit der Bethuerung, daß, wenn sie es nicht wären, on leur seroit voir du pays! (man ihnen zu schaffen machen würde); denn die Zuversicht, womit sie auf ihre eigenen Kräfte trogten, geht in's Hyperbolische und reißt sie zu Aeußerungen hin, die in ihrem Munde nichts bedeuten, aber doch wie Beleidigungen klingen. Bei dem natürlichen Gange der Menschen, das Langgewohnte für etwas Nothwendiges und Gutes zu halten, folglich ihre Vorgesetzten, bloß weil es die ihrigen sind, und man es ihnen so gelehrt hat, zu ehren und zu lieben, muß in der That eine schrecklich empörende Mißhandlung des Volks hier vorhergegangen sein, um dieses Band zu zerreißen und den hohen Grad von Erbitterung, der sich durchgängig äußert, gegen den Bischof zu erwecken. Die Wuth, — man kann es kaum anders nennen, was sie bei dem Nennen seines Namens augenblicklich entflammt, — die Wuth ging so weit, daß sie sich gegen ihn der härtesten Ausdrücke bedienten und ohne alle Zurückhaltung von ihm als von einem verworfenen, des Fürstenthums unwürdigen Menschen sprachen. Eben so küßt und trotzig wütheten sie gegen das weltliche Kammergericht und die deutschen Fürsten, die ihre vermeinte Nothwehr gegen die Tyrannei, wie einen Aufruhr behandeln; diese wurden nicht ohne Verwünschungen genannt, und wir sahen die eifrigen Patrioten auffahren bei dem Gedanken, daß ihnen eine unwillkommene Goadjutorchaft bevorstanden habe. Mit dem Fürstenhass verbindet sich zugleich ein allgemeines Mißfallen an dem ganzen Priesterstande, das beinahe in Verachtung und Indignation gegen diese Klasse und, weil der rohe Haufe weder unterscheidet noch prüft, bei vielen auch gegen

die Religion selbst übergeht. Wie das Volk seine Religionsbegriffe bloß auf Treu' und Glauben, nicht nach vernünftiger und freiwilliger Prüfung angenommen hat, so muß seine Anhänglichkeit an dieselben endlich geschwächt werden, wenn das Vertrauen auf seine Lehrer verschwindet. Der état primaire, worunter das Domkapitel verstanden wird, hat sich, durch den Vorschlag einer Kopfsteuer, welche auf die ärmern Volksklassen zurückfallen würde, statt des von ihm erwarteten Darlehns, bei den Einwohnern nicht zum besten empfohlen.

In den Wirthshäusern und Kaffeehäusern sahen wir fleißige Zeitungsleser, und selbst der gemeine Mann politisirte bei seiner Flasche Bier von den Rechten der Menschheit und allen den neuen Gegenständen des Nachdenkens, die seit einem Zeitabschnitte von ein paar Jahren endlich auch auf dem festen Lande in Umlauf gekommen sind. In den müßigen Zwischenräumen, welche die Sorge für die Befriedigung des physischen Bedürfnisses übrig läßt, fordert der Geist Beschäftigung. Entweder muß er seine Phantasie mit hyperphysischen Träumen wiegen, die er nicht zergliedern und nach dem Geetze des Widerspruchs beurtheilen kann; oder ein Wort — zum Beispiel: Freiheit — das ohne Metaphysik unverständlich ist, muß sich seiner bemächtigen und ihn im Kreise umherwirbeln, das Spiel einer fortwährenden petitionis principii. Indeß, so unfähig die Lütticher auch sind, einen Streit über die Grundsätze des gefälligen Lebens, den die Philosophen selbst noch nicht in's Reine brachten, abzumrtheilen, so genau sind sie doch von den Thatfachen unterrichtet, welche ihre gegenwärtigen Angelegenheiten betreffen, und hier, wie überall, entscheidet das Gefühl augenblicklich, ehe noch die Vernunft, die das Vergangene und das Zukünftige bis an die äußersten Grenzen der Zeit mit in ihre Entscheidungsgründe einschließt, sich aus dem Chaos entgegengesetzter Verhältnisse herauswickeln kann.

Die wichtigen Fragen, worüber wir hier deraisonniren hörten, kann zwar ein Köhler oder ein Schwertfeger nicht entscheiden; allein unter allen Menschen, denen diese Fragen zu Ohren gekommen sind — wie viele gibt es, deren Vernunft für kompetent zur Entscheidung gelten kann? Und werden diese kompetenten Richter unter sich einig sein? Wahrhaftig! wenn Niemand sich unterstehen dürfte, über Dinge zu sprechen, oder vielmehr seine Verstandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe sich entwickeln kann; so gehörte die große Masse der fürstlichen Autokraten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juristischen Tröpfe, der Theologen, die ihre Dogmatik nur auswendig wissen, zu den ersten, denen man Stillschweigen gebieten müßte, indeß nur wahre Weise sprechen und — was mehr ist, regieren dürften. Neben so vielen Rechten, welche die Menschen veräußern und über-

tragen konnten, um den Vortheil der Vereinigung zu einem Staate zu genießen, gibt es auch andere, welche ihrer Natur nach unveräußerlich sind; und unter diesen steht das Recht, ihre Geistesfähigkeiten durch Entwicklung, Übung und Ausbildung zu vervollkommen, oben an. Wenn ein Vertrag die Sklaverei gut heißen und den unumschränkten Willen eines Tyrannen für rechtmäßig erklären könnte, so darf doch selbst das Leibeigenthum, welches Jemand besitzt, ihm nicht zum Vorwande dienen, seine Sklaven an der Erreichung ihrer Bestimmung als Menschen zu verhindern. Oder geht die Annahme der Tyrannei so weit, daß sie ihren Opfern auch diese Bestimmung abspricht? darf sie im Ernste der Natur so schrecklich spotten und ohne Hehl den Sklaven zum Thier herabwürdigen wollen? Darf sie sich das Recht zusprechen, einem Menschen Vernunft und Menschheit auszuziehen? Dann rege sich Alles, was noch Menschheit im Busen fühlt, gegen das Ungeheuer, das seine Größe nur auf Zerstörung baut!

Wenn wir nicht auf Inkonsequenzen verfallen wollen, die alle Bestimmung unmöglichmachen und den Grund aller Verträge und aller Rechte untergraben, so muß selbst die despotische Regierungsform eben den Zweck haben, den die Natur mit einem jeden einzelnen Dasein eines vernünftigen Wesens erreicht wissen wollte, den Zweck, den unsere Vernunft uns unaufhörlich vor Augen hält: den höchstmöglichen Grad sittlicher Vollkommenheit, durch die Entwicklung aller in uns gelegten Anlagen, zu erreichen. Dem Band der Gesellschaft, durch welches diese Entwicklung auf eine vollkommene Art, als im gefesselten Zustande, erreicht werden kann, opfern wir gewisse Mittel zur Ausbildung freiwillig auf; wir leiden gewisse Einschränkungen unserer äußerlichen Freiheit, unserer Handlungen; wir thun Verzicht auf die vollkommene Gleichheit unserer Rechte, um im Staate vereinigt, mit desto größerer Sicherheit auf dem Wege der moralischen Vervollkommenheit ungehindert fortzuschreiten. Die Erbärmlichkeit, womit unzählige Menschen, durch falsche Vorstellungen geleitet, an der bloßen Existenz, als an dem höchsten Gute hängen, mag vielleicht dazu mitgewirkt haben, bei den unumschränkten Herrschern den hohen Grad von Verachtung gegen ihre Unterthanen zu erregen, vermöge dessen sie ihnen unendlich viel Gnade zu erzeigen glauben, wenn sie ihnen nur das Leben und die Mittel zu seiner kümmerlichen Erhaltung schenken. Allein, wie gesagt, hier ist nicht die Rede von den Ferivegen, auf welche der menschliche Geist gerathen kam, wenn er sich selbst als alleinigen Zweck, und alles Andere, die Menschen sogar nicht ausgeschloffen, als um seinetwillen geschaffen wähnt; sondern wir suchen hier den einzig möglichen Grund, auf welchem die schon bestehenden Verträge zwischen den Gliedern der Gesellschaft beruhen, und auf welchen

die Herrscher im Staate vor dem Richterstuhle der Vernunft ihr Recht beziehen können. Ein Vertrag ist nichtig, der die Sittlichkeit verletzt, und eine Staatsverfassung hat keinen Augenblick eine rechtmäßige Existenz, wenn sie sogar ihren Gliedern die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommenung raubt. Diese Vervollkommenung aber setzt den uneingeschränkten Gebrauch der Vernunft und des gesammten Erkenntnißvermögens voraus; sie heißt sogar Freiheit des Willens, worauf nur da Verzicht gethan werden darf, wo gewisse Handlungen der fremden Willkür zum gemeinschaftlichen Besten Aller, das heißt, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit, unterworfen werden müssen. Jede Einschränkung des Willens, die nicht zur Erhaltung des Staats unentbehrlich ist, wird der Sittlichkeit seiner Glieder gefährlich, und die Gefahr einer solchen Verwahrlosung der eigentlichen Herrscherpflicht ist groß genug, um weisen Despoten ihren Weg vorzuzeichnen und sie aufzufordern, ihren Unterthanen die uneingeschränkte Religions-, Gewissens-, Unterredungs- und Pressfreiheit zuzugestehen, ja sogar über die Verhältnisse des Staats, über seine Mängel und die Mittel, ihnen abzuheben, keines Menschen Nachdenken und Bemühung sich und andere zu unterrichten, ein Ziel zu stecken. Friedrich der Einzige war auch in diesem Stücke konsequent und allen künftigen Alleinherrschern ein Muster.

Immerhin mögen die Vertheidiger des Despotismus über die gehoffte Vervollkommenung des Menschengeschlechts lachen! Ich lache gern mit ihnen, wenn von der Realisirung eines Ideals der sittlichen Vollkommenheit die Rede ist. Wie das Ideal des sinnlichen Vollkommenen, kann es nur in der Phantasie des Philosophen existiren, und hat nicht einmal den Grad von Realität, den der Künstler im Bilde dem Idealschönen geben kann. Allein es heißt zu früh gelacht, wenn nicht der höchste denkbare Punkt der Vollkommenheit als wirklich erreichbar angenommen, sondern nur die Freiheit, in der Entwicklung jedes Einzelnen so weit zu kommen, als Organisation, inneres Kraftmaß und natürliche Beziehungen es jedesmal gestatten, von dem Staate und seinen Herrschern gefordert wird. Erfahrung und Geschichte lehren unwidersprechlich, daß die Menschen zu allen Zeiten von den Vorschriften, die sich aus dem Wesen der menschlichen Vernunft ableiten lassen, abgewichen sind, um einem willenlosen Begehrungsvermögen zu gehorchen; überall sehen wir die Vernunft im Streite mit bloß thierischen Kräften, und in unzähligen Fällen bemerken wir den Sieg der gefesselten Sinnlichkeit. Aber im innersten Grunde unseres Wesens liegt der Maßstab, womit wir Alles messen und würdigen können, das eigenthümliche moralische Gefühl, welches keinem einzigen Vernünftigen fehlt, und in welchem die Unterschiede des Guten und Bösen,

wie die Unterschiede des Schönen und Hässlichen im Sinnengefühl, ursprünglich gegründet sind. Auf ein solches, Allen gemeinschaftliches Gefühl, welches den Operationen der Vernunft eine unabänderliche Norm ertheilt, nicht auf einzelne Erscheinungen aus der wirklichen Welt, lassen sich die unbedingten, allgemein bindenden Bestimmungen gründen, ohne welche die physische Gewalt nicht bloß ein untergeordnetes Mittel wäre, rechtmäßige Ansprüche geltend zu machen, sondern selbst zum höchsten Gesetz und zur alleinigen Quelle des Rechts erhoben werden müßte. Wie furchtbar aber wäre dieses Recht des Stärkern allen Staatsverfassungen, die nicht auf eine gleichförmige Vertheilung der Kräfte gegründet sind, sondern in denen wenige, schwache Einzelne, ihr Herrscheramt von der unsicheren Trägheit oder Konvenienz der Menge abhängen lassen, und dem Volke, beim ersten Erwachen des Bewußtseins seiner Uebermacht, weichen müßten?

Es schmälert nichts an der Vollkommenheit und Allgemeinheit der Regel, daß sie unausführlich übertreten wird. Willkürliche Gewalt mischt sich in die meisten Handlungen der Völker und der ungleichartigen Bestandtheile eines Staats gegen einander. Auch kann nichts anders erwartet werden, so lange es keine vollkommen vernünftige Menschen gibt, die aller Vorsicht ohnehin entübrigt sein könnten. Wir haben inzwischen doch den großen Fortschritt gewonnen, von der rohen Thierheit zur Anerkennung der Majestätsrechte der Vernunft. Alles erweist der Vernunft die höchste Ehre; keiner will sich der Gewalt bedienen haben, bloß weil er sich stärker fühlte, sondern weil er besser, richtiger, weiser dachte und es dem anerkannten Rechte schuldig zu sein glaubte, dem blinden Gegner mit derben Faustschlägen die Augen und das Verständniß zu öffnen. Mit diesem feinen Unterschiede ist es aber im Grunde noch nicht weit her; denn weil die allgemein-gültige Vernunft nirgends geltend gemacht ist, so trifft das Kompliment jedesmal nur die eigene Vernunft des einzelnen Menschen; ihr huldigt er, denn sie ist das Höchste, was er hat, so unvollkommen sie auch sein mag. Von den Prämissen, die sie ihm darbietet, muß er ausgehen; denn sie sind ihm in Ermangelung des Bessern unfehlbar, und was er daraus fortschleift, das sind ihm eben so unfehlbare Schlüsse. Wie entscheidet man nun aber zwischen zwei streitenden Parteien, die sich beide auf ihr in Vernunft gegründetes Recht berufen? Wo man nicht überreden kann, braucht man Gewalt; und siehe da! — der Stärkere behält Recht. Ist die Vernunft also wohl mehr als ein bloßer Vorwand? sie nämlich, die sich im einzelnen Menschen, nach dem Maße von Empfindungskräften, welche Natur und Zeit und Umstände ihm verliehen, so leicht von seinen Leidenschaften bestechen oder wenigstens besiegen läßt? Vielleicht dürfte man aber auch eben deswegen mit

gutem Zug behaupten, daß in der natürlichen Ungleichheit der Menschen, in Abicht auf Organisation, physisches Kraftmaß und Seelenvermögen, und in ihrer, von keines Menschen Willen gänzlich abhängigen, Verschiedenheit der Ausbildung, welche ganz verschiedene Grade von Leidenschaft, und alle die unendlich nuancirten Charaktere des wirklichen Lebens hervorbringen, der große Kunstgriff liegt, vermöge dessen die Natur den Menschen einzig und allein vor dem Herabsinken in einen todten Mechanismus von Formeln und Schlüssen bewahren konnte. Ein Jeder soll nur Kräfte zur Vollkommenheit ausbilden; darum wird er mit bloßen Anlagen, ohne alle Entwicklung geboren. Leuchtete Allen schon dieselbe moralische Sonne im Busen; erfüllte und wärmte sie Alles mit ihrer unüberwindlichen Wahrheit: dann glichen wahrscheinlich auch unsere Handlungen dem Sternentanze, der nach „großen, ewigen, ehernen Gesetzen“ abgemessen, nicht die kleinste Spur von Freiheit und eigener Kraft des Willens zeigt, sondern auf ewige Zeiten hin vorausberechnet werden kann. Ach! daß uns ja das edle Vorrecht bleibe, inkonsequent und inkalkulabel zu sein!

Die politische Lage von Lüttich veranlaßte diese Streiferei in das philosophische Gebiet und mag sie nun auch entschuldigen. Du weißt, daß der General von Schlieffen mit sechs tausend Mann Preußen seit ungefähr vier Monaten die Stadt Lüttich und ihre Citadelle besetzt; jetzt muß ich Dir erzählen, warum das geschehen sei, und Du wirst Dich wundern, daß die Sache, von der man so viel Aufhebens macht, so einfach ist. Der im Jahr 1316 zwischen allen Ständen und Klassen des Lütticher Volks abgeschlossene Vertrag oder Friede (paix) von Fexhe enthält die Grundverfassung dieses Hochstifts. Wie zu jenen dunkeln Zeiten ein Vertrag zu Stande gekommen sein mag, dessen Vortreflichkeit man sogar mit der britischen Konstitution zu vergleichen wagt, will ich unerörtert lassen; genug, er ward mit Gewalt errungen und mit vergossenen Bürgerblute besiegelt und war nicht das Werk einer allgemeinen, freien, zwanglosen Ueberzeugung. Ein mächtiger Bischof, der zugleich Kurfürst von Köln und Bischof von Hildesheim war, that im Jahr 1684 einen gewaltsamen Eingriff in diese Verfassung, indem er den dritten Stand gänzlich von sich abhängig machte und in politischer Rücksicht gleichsam vernichtete, das Recht, die Magistratspersonen in den Städten zu ernennen, dem Volk entriß und an sich zog, also zugleich den andern höhern Ständen furchtbar ward. Indes bejaß die Geistlichkeit zwei Dritttheile des Bodens im ganzen Hochstift und war von Abgaben frei; ein Umstand, welcher mit der behaupteten Aehnlichkeit zwischen der hiesigen Verfassung und der englischen lächerlich kontrastirt. Die Geistlichkeit sah also bei ihrem sichern Genuße gleichgültig zu, daß die Lasten des Volks sich täglich

vermehrten. Allein der Zeitpunkt rückte heran, wo zur Erleichterung desselben geschritten werden mußte. Der jetzige Fürstbischof sah sich genöthigt, im vorigen Jahre (1789) eine Versammlung der Stände zusammenzuberufen und zugleich der Geistlichkeit für die Zukunft die Uebernahme ihres Theils an den Abgaben anzumuthen. Wiederholte Aeußerungen der immer mehr um sich greifenden Eigenmacht des Bischofs hatten während der Zeit den Bruch zwischen ihm und den Ständen so sehr erweitert, daß das Beispiel von Frankreich und Brabant kaum nöthig war, um eine von jenen gewaltsamen Krisen zu bewirken, welche allenthalben, wo es dem Despotismus noch nicht gelungen ist, die unterjochten Völker um alle Besonnenheit zu bringen und unter die Thierheit hinab zu stoßen, früher oder später die unausbleibliche Folge des zu weit getriebenen Druckes ist.

Das Domkapitel sah wohl ein, daß dies nicht der Zeitpunkt wäre, wo es sich weigern dürfte, zur Tilgung der auf ungeheure Summen angehäuften Staatsschuld beizutragen, und beschloß auf den ersten Wink des Fürsten, seinen bisherigen Exemptionen zu entsagen. Das Volk von Lüttich aber drang bei dieser Veranlassung der Quelle der Malversationen näher, und um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, forderte es die Abschaffung des Edikts von 1684, zwang den bisherigen Stadtmagistrat, seine Aemter niederzulegen und ernannte, seit mehr als hundert Jahren zum ersten Mal, wieder neue Magistratspersonen.

Eine Veränderung von dieser Wichtigkeit, so heftig auch die Bewegung war, die sie in den Gemüthern voransetzt, konnte dennoch ohne irgend eine, das Gefühl empörende That vollbracht werden, sobald das Volk Einigkeit mit sich selbst hatte, und Niemand es wagte, ihm Widerstand zu leisten. Dies war hier wirklich der glückliche Fall. In der Nacht vom siebzehnten auf den achtzehnten August schrieb der Fürstbischof ein Billet, worin er zu Allem, was man vornehmen möchte, vorläufig seine Einwilligung gab, und noch an dem Tage der neuen Wahl begab er sich, auf die Einladung einer Deputation aus dem Magistrat, von seinem Lustschlosse Seraing nach dem Rathhause, wohin das Volk seinen Wagen zog.

Diese Freude und der Lärm, den sie verursachte, waren jedoch von kurzer Dauer; denn bereits am siebenundzwanzigten August entwich der Bischof heimlich aus seinem Lustschlosse Seraing nach der bei Trier gelegenen Abtei St. Maximin. Hatte er also auch zehn Tage lang die Maßregeln seines Volkes gebilligt, die Wahl der neuen Bürgermeister als rechtmäßig anerkannt, diese an seine Tafel eingeladen, sie in seinem Wagen fahren lassen, mit ihnen Rath gepflogen, und den Ständen schriftlich bezeugt, daß er um seiner Gesundheit willen verreisen müsse, aber im Angesicht der ganzen

Welt alle Klagen, die vielleicht in seinem Namen angebracht werden könnten, für null und nichtig erkläre: so bleibt es doch immer möglich und wahrscheinlich, daß er zu allen diesen Schritten durch Furcht vor unangenehmen Folgen gezwungen zu sein glaubte. Das Reichskammergericht in Wehlar mochte wohl den Vorgang in Lüttich aus diesem Gesichtspunkt angesehen haben, indem es bereits am Tage der Entweichung des Bischofs, aus eigener Bewegung und ohne daß ein Kläger aufgetreten wäre, gegen die Lütticher, als Empörer, Exekution erkannte. Da auch der Bischof nicht säumte, die kreis ausschreibenden Fürsten um die unbedingteste Vollstreckung dieses Urtheils zu ersuchen, so leidet es weiter keinen Zweifel, daß er aufhörte, die Rechtmäßigkeit des Verfahrens seiner Untergebenen anzuerkennen, sobald er sich vor ihrer Abndung sicher glaubte.

Gewalt also, nicht der sanft überredenden Vernunft, sondern der physischen Ueberlegenheit, brachte in diesem kleinen Staate, wie in jedem andern, alle Veränderungen hervor, so weit sie sich hinauswärts in das dunkle Mittelalter verfolgen lassen, und wie sie noch vor unsern Augen entstehen. Gewalt begründete den Frieden von 1316, den Despotismus von 1684 und die wiedererrungene Volkssfreiheit von 1789; Gewalt soll den Richterspruch von Wehlar unterstützen, und sie ist es eben, nicht die Vortrefflichkeit und innere Gerechtigkeit der Sache, die vielleicht den Lüttichern ihre Verfassung zusichern wird. Das ist der Lauf der Weltbegebenheiten, wobei sich nichts so zuträgt, wie es sich nach der a priori entworfenen Vernunftregel zutragen sollte. Gesellschaften und Staaten bildeten sich schon zu der Zeit, da die Vernunft im Menschen noch unentwickelt lag, da sie seinen thierischen Kräften unterworfen war. Kampf ging den Verträgen zuvor. Siegte auch die billigste Partei, so ward dennoch den Annahmungen der Besiegten Zwang angethan. Waren Herrschbegierige die Sieger, so entstanden tyrannische Unterschiede im Volk, und die feudalistische Abhängigkeit verwandelte sich nur langsam in eine hartgemischte Verfassung von mehreren Ständen, die immer nicht in gleichem Maße die Last des gemeinschaftlichen Bundes trugen. Selbst in England, bei einer Verfassung, zu welcher die Völker Europas mit Reid und Begierde hinausehen, wird das Volk nicht vollkommen repräsentirt, und seine beinahe uneingeschränkte bürgerliche Freiheit ist bei den Gebrechen der politischen immer noch in Gefahr. Allerdings hing es nicht von der Willkür des Volkes ab, sich eine vollkommene Verfassung zu geben; Alles entstand nach und nach, unter mehr oder minder günstigen Umständen; da es die Macht in Händen hatte, mangelte es ihm an Einsicht, und als es Einsicht erlangte, war die Gelegenheit ihm entschlüpft.

Wohin führen uns diese Erfahrungssätze? Etwa zur Festsetzung des Begriffes von Recht? Nein; dieser ist bestimmt und uner-

schütterlich auf die uns bewußten Formen der Sittlichkeit gegründet, nach welchen wir Befugniß zu allen Handlungen haben, die zu unserer sittlichen Vollkommenheit unentbehrlich sind, ohne der Verbesserung Anderer im Wege zu stehen. Aber das Können und sollen hier jene aus der Erfahrung entlehnten Thatsachen beweisen, daß der Zwang, wodurch ein Recht behauptet werden muß, von willkürlicher Gewalt nicht unterschieden werden kann, sobald das Recht nicht außer allem Zweifel anerkannt ist. Wenn aber die Parteien, die zusammen einen Vertrag geschlossen haben, über ihre Rechte in Streit gerathen — wer soll dann oberster Schiedsrichter sein? wessen Vernunft sollen beide für weiser und vollkommener als die ihrige erkennen? wessen Ansprüche sollen sie als wahr und der Natur der Dinge gemäß befolgen? Wie, wenn die Eine Partei durch die Gründe des Schiedsrichters nicht zu überzeugen ist, wenn sie ihn für ungerecht, bestochen, oder nicht für aufrichtig und mit sich selbst einig hält? Wird sie, wenn er der andern Partei das Zwangsrecht zugesteht, jedes Bestreben, sie zu zwingen, nicht für unerlaubte Gewaltthätigkeit halten? Wo bleibt alsdann die Entscheidung? Ist es alsdann genug, daß die eine Partei zahlreicher und stärker ist, um alle Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß das Recht auf ihrer Seite sei? Ist es, zum Beispiel, hinreichend, daß in dem Falle von Vütich, die ganze Nation gegen Einen Menschen streitet, um zu beweisen, daß er wirklich Unrecht habe? Oder tritt der Fall nicht mehrmals ein, wo der Philosoph und der Geschichtschreiber mit dem Dichter ausrufen müssen:

„Göttern gefiel der siegende Theil, der besiegte dem Cato!“
(Lucanus.)

Die vom Schicksal begünstigte Partei hatte den Rechtsschaffenen zum Feinde? Gibt es überhaupt ein anderes untrügliches Kennzeichen eines gegründeten Rechts, als die freiwillige Anerkennung desselben, von demjenigen selbst, gegen den man es behauptet? Dies ist der große, himmelweite Unterschied zwischen den unbedingten Sätzen einer theoretischen Wissenschaft und ihrer Anwendung auf das praktische Leben; so schwer, so unmöglich ist es, in bestimmten Fällen apodiktisch über Recht und Unrecht zu entscheiden!

Welcher Mensch, dem ein Unrecht geschehen ist, oder — was hier gleich gilt — der fest überzeugt ist, daß man ihm Unrecht gethan habe, wird warten, bis er seinem Widersacher dieses Unrecht begreiflich machen kann, wird sich auf Ueberredung einschränken, wenn sich ihm andere, kräftigere Mittel darbieten, sein Recht zu behaupten? Ist das Unrecht von der Beschaffenheit, daß es ihm mit Verlust des Lebens, oder mit Verstümmelung, oder mit Verrückung der Zwecke des Lebens, mit der Unmöglichkeit, seine wahre

sittliche Bestimmung zu erreichen, droht, so versteht es sich von selbst, daß er es nicht darauf ankommen läßt, ob die Drohung in Erfüllung gehe, wenn er es anders noch verhindern kann. Es muß also von einem Augenblick zum andern im menschlichen Leben geurtheilt und gerichtet sein, ohne daß man abwarten kann, ob das Gericht und Urtheil von allen Menschen gebilligt und als übereinstimmend mit der allgemeingültigen Vernunft anerkannt werde.

Auf dieser Nothwendigkeit beruhen ja wirklich alle Gesetzgebungen und politische Verträge. Freiwillig, oder aus Noth, zu Vermeidung eines größeren Uebels, erkannte man eine weisere Einsicht, als die eigene, die jeder selbst besaß; man wollte nun nicht länger in der Ungewißheit leben, nicht länger Recht gegen Recht aufstellen und sich in endlosen Zwist verwickeln; Eines Mannes Vernunft sollte nun einmal Allen für untrüglich gelten, oder man schuf sich auf die möglichen Rechtsfälle, die zur Entscheidung vorkommen möchten, eine wörtlich bestimmte Vorschrift und setzte die Verhältnisse aller Glieder im Staate untereinander fest. Man bevollmächtigte sogar denjenigen, dessen Einsicht man sich anvertraute: jedem, der sich etwa weigere, diesem Vertrage gemäß zu handeln und den Gesetzen Folge zu leisten, mit Gewalt dazu zu nöthigen und durch Strafen jede Uebertretung zu ahnden. Wenn indeß ewiges Beharren in einem und demselben Geleise die Absicht dieser Verabredungen war, so beweist nicht nur der Erfolg die Verglebarkeit eines solchen Bemühens, sondern es läßt sich schon aus dem musteten Gründe, worauf wir hier die Verfassungen und Gesetzgebungen ruhen sehen, ihre Vergänglichkeit voraus verkündigen. Nicht einmal eine Verfassung, welche auf vollkommene Sittlichkeit wirklich abzwerte, würde ihrer Dauer sicher sein, sobald sie mächtige Nachbarn hätte, die nicht auf diesen Zweck hinarbeiteten; wie viel weniger kann man solchen Verfassungen Dauer versprechen, die auf die sittliche Vollkommenheit des Menschen nicht ihr vorzüglichstes Augenmerk richten! Je weiter sie sich davon entfernen, desto unsicherer ist ihre Existenz: denn die Zeitfolge entwickelt Begebenheiten, verändert innere und äußere Verhältnisse, bringt Krisen hervor, welche dem unvollkommen organisirten Staate allemal gefährlicher sind und früher auf ihn eine nachtheilige Wirkung äußern, als auf einen solchen, dessen Bürger, da ein gemeinschaftlicher Zweck sie fest verbindet, mit einander im Gleichgewichte stehen.

Was aus Noth oder Ueberdruß am Streite und mit Aufopferung der eigenen Einsicht sowohl, als der eigenen Rechte entsteht, das liegt als unverbrüchliches Gesetz, als heilig zu bewahrende Form, unter dem Siegel des Vertrages und drückt auf diejenige Hälfte der Bürger im Staate, die von ihren Rechten das Meiste fahren ließ. Waren nun unter den Punkten, die sie aus Kürzsichtigkeit ver-

sprachen, auch unveräußerliche Rechte, solche nämlich, deren Aufopferung schlechterdings der Erreichung ihrer sittlichen Bestimmung widerstreitet, so ist die Verfassung schon ihrer Natur nach vor dem Richterstuhl der Vernunft null und nichtig und kann sich nur durch verübte Gewalt, ohne alles Recht, gegen die bessere Einsicht behaupten, die der unterdrückte Bürger schon mit schmerzlicher Erfahrung erkaufen wird. Hier tritt also der Fall ein, wo das buchstäbliche, verabredete, positive Recht dem wahren, in den ursprünglichen Denkformen des Verstandes festgegründeten, natürlichen Rechte widerspricht, wo also der Zwang, der zur Behauptung des ersteren verübt werden darf, die Gestalt der Gewaltthätigkeit annimmt und, insofern ein jeder auf seinem Rechte besteht, nicht von demselben unterschieden werden kann. Viel muß man zwar gutwillig erdulden, um nicht durch voreilige Widerseßlichkeit, indem man dem kleineren Uebel abhelfen will, das größere, den Umsurz des Staats und die gänzliche Auflösung der Bande der Gesellschaft, zu bewirken. Die Erfahrung lehrt auch, daß aus Unwissenheit, aus Liebe zum Frieden, aus Trägheit und Gewohnheit, aus Scheu vor dem Hellen, aus religiösem Vorurtheil, unendlich viel geduldet wird. Die Erfahrung lehrt wohl noch mehr. Durch sie werden wir inne, daß, so lange die Gebrechen des Staats noch nicht zu einer unheilbaren und dem blödesten Auge sichtlichen Krankheit herangewachsen sind, es ungleich leichter ist, den einmal vorhandenen Umschwung der Staatsmaschine zu erhalten, als ihn gänzlich zu hemmen und eine andere Bewegung an seiner Stelle hervorzubringen. Das Geheimniß aller anmaßenden Regenten, auf dessen Untrüglichkeit sie getrost fortsündigen, liegt in dem Erfahrungssatz: daß der Mensch, der einmal ein unveräußerliches Recht aus den Händen gegeben hat, sich unglaublich viel bieten läßt, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte. Er fühlt sich ohnmächtig gegen die herrschende Gewalt; wo er hinblickt, sieht er seine Brüder erniedrigt wie sich selbst, durch Vorurtheil und Sklavenfurcht und Anhänglichkeit an das Leben vielleicht schon außer Stande, zu ihrer Befreiung zu wirken; endlich sinkt er selbst in seiner eigenen Axtung durch die Verleugnung seines Verstandes, oder er zweifelt, daß eigene Empfindung und Einsicht ihn richtig leiten, wenn er einsam dasteht und Niemand auf seinem Wege erblickt, der ihn versteht.

Die strengsten Herrscher hüten sich indeß, wenn sie nur ihr Interesse kennen, daß sie das göttliche Fünkchen Vernunft, welches den Menschen vor allen leblosen Werkzeugen und vor allen Lastthieren den entschiedensten Vorzug gibt, nicht ganz und gar erlöschten. Unter allen Nationen in Europa haben die Polen allein die Unwissenheit und Barbarei so weit getrieben, in ihren Leibeigenen beinahe die letzte Spur der Denkkraft zu vertilgen; dafür aber tragen sie selbst

die härteste Strate, theils indem der viehische Unterthan ihnen kaum den zehnten Theil der Einkünfte liefert, den der freiere, glücklichere, vernünftige Bauer ihnen eintragen würde, theils weil sie selbst ohne alle Unterstützung und Beihilfe von der unterjochten Volksklasse, durch ihre Ohnmacht der Spott und das Spiel aller ihrer Nachbarn geworden sind. Die weitaußehende Verschmitztheit der gewöhnlichen Despoten läuft also darauf hinaus, der Vernunft des Volks gerade nur so viel Spielraum zu lassen, als zur Beförderung ihres selbstsüchtigen Genusses nöthig scheint, übrigens aber sie mit Nebel zu umhüllen, durch furchtbare Drohungen ihr Schranken zu setzen, durch Zeitvertreib sie zu zerstreuen und durch allerlei Gespenster sie in Schrecken zu jagen.

Diese armselige Politik treibt ihr inkonsequentes Spiel, so lange es gehen will; glücklich, wenn sie das Wesentliche von dem Unbedeutenden abzusondern versteht, und das Volk nicht bloß zu amüsiren, sondern auch zu füttern weiß. Im entgegengesetzten Falle wird doch zuletzt der Druck unerträglich: er bringt den Grad von schmerzhafter Empfindung hervor, welcher selbst das Leben wagen lehrt, um nur des Schmerzes los zu werden; und wenn dann alle Gemüther reiß und reizbar sind, so bedarf es nur jenes Menschen, der im Palais Royal zu Paris auf einen Schemel stieg und dem Volke zurief: „Ihr Herren, ich weiß, man hängt mich auf; aber ich wage meinen Hals und sage euch: greift zu den Waffen!“

Büffon erklärte sich die abstoßenden Kräfte in der Physik, indem er voraussetzte, sie würden nur alsdann wirksam, wenn die Theilchen der Materie, die einander anziehen, so lange sie in gewisser Entfernung von einander bleiben, plötzlich allzumahl, innerhalb des Kreises der Anziehung, an einander geriethen: alsdann, meinte er, stießen sie sich mit eben der Gewalt zurück, womit sie sonst zusammenhielten. Dies kann wenigstens als Bild auch für die Erscheinungen der Sittlichkeit gelten. Es gibt einen Kreis, innerhalb dessen die Macht des Herrschers nie muß fühlbar werden, bei Strafe ihren Namen zu verändern und negativ zu heißen, so positiv sie vorher war. Der Funke, der auf einer gleichartigen Substanz erlischt, kann einen Brand erregen, wenn er brennliche Stoffe schon entwickelt findet; und heterogene Materien können sich unter Umständen sogar von selbst entzünden. Ich erinnere mich hierbei einer Stelle im Kardinal Reg, wo er sagt: zur Entstehung einer Revolution sei es oft hinreichend, daß man sie sich als etwas Leichtes denke. In der That, welche Auflösung, welche Gährung setzt diese Stimmung der Gemüther nicht voraus? Ueber wie viele, sonst abschreckende Ideenverbindungen muß ein Volk sich nicht hinausgesetzt haben, ehe es in seiner Verzweiflung diesen Gedanken faßt? Alle jene Uebel, welche vor Alters zur Vereinigung in einem Staat,

zur Unterwerfung unter die Gesetze, vielleicht unter den Willen eines Herrschers, so unaufhaltsam antreiben, werden vergessen; das gegenwärtige Uebel verschlingt diese Erinnerung; jede Partei reklamirt ihre Rechte mit Gewalt, und der Kampf geht wieder von vorn an.

Die Gebrechen einer Staatsverfassung können indeß eben sowohl auch ohne eine heftige Erschütterung gehoben werden, wenn man sich in Zeiten guter Vorbaumittel bedient und unvermerkt dem ganzen Staate die rechte Richtung nach seinem wahren Ziele sittlicher Vervollkommenung gibt. In Despotien haben wir das Beispiel, daß weise Regenten es ihre vorzügliche Sorge sein ließen, die bürgerliche Gesetzgebung zu vervollkommen, und sich dann selbst den neuen Coder zum unverbrüchlichen Gesetze machten, damit auch einst, wenn eingeschränkte Einsichten den Staat regieren sollten, eine Richtschnur vorhanden sein möchte, um ihnen ihren Weg vorzuzeichnen und das Gefühl von Recht und Unrecht bei dem Volke zu schärfen. Allmählig bilden sich in solchen mit Weisheit beherrschten Staaten neue, von der obersten Gewalt immer unabhängige Kräfte; die verschiedenen Volksklassen dürfen die ihnen im Gesetze zugestandenen Vorrechte behaupten; der Wohlstand, der eine Folge milder und zweckmäßiger Politik ist, gibt ihnen Muth und Kräfte, jedem eigenmächtigen Eingriffe Widerstand zu leisten; Stände und Municipalitäten erhalten einen Wirkungskreis, und es geht zwar langsam, aber desto sicherer, eine allgemeine und allen Gliedern des Staats gleich vortheilhafte Veränderung der Verfassung vor sich. Offenbar zwecken viele Einrichtungen, sowohl des verstorbenen Königs als seines Nachfolgers in den preussischen Staaten dahin ab; und dies ist der Grund, weshalb in jenen Staaten auch nicht die entfernteste Besorgniß einer Gährung im Volke vorhanden ist.

Ich habe mir es nicht versagen können, Dir wenigstens etwas von den Ideen mitzutheilen, die mir zufließen, seitdem ich über die jetzige Lage von Vütich nachdenke. Von allen jenen Vordersätzen wage ich es indeß nicht, die Anwendung auf diesen individuellen Fall zu machen und die eine oder die andere Partei zu verdammen. Um das zu können, müßte man in die Geheimnisse der Kabinette eingeweiht und bis zur Epopsie darin gekommen sein; ein Punkt, wo, nach dem Ausspruche der Geweihten, die Entscheidungsgründe, womit wir Laien uns so gern befassen, in tiefes Stillschweigen begraben, die Urtheile hingegen, mit der unschlagbaren Autorität von Orakelsprüchen, der profanen Welt verkündigt werden. Demüthiger als ich bin, will ich mich gleichwohl nicht stellen; Du weißt, ich halte nichts von Tugenden, die sich mit Geperänge anmelden; und, Scherz beiseite, wenn ich Alles erwäge, was ich soeben hingeschrieben habe, kommt es mir mehr als problematisch vor, daß diese Sache so von

der Hand sich aburtheilen lasse, wofür man nicht gewohnt ist, mit Nachsprüchen um sich zu werfen, oder auf morsche Grundlagen zu bauen. Der wüthigste Demokrat und der eigenmächtigste Despot führen heutiges Tages nur Eine Sprache; Beide sprechen von der Erhaltung und Rettung des Staats, von Recht und Gesetz; Beide berufen sich auf heilige, unverletzliche Verträge, Beide glauben eher Alles wagen, Gut und Blut daran setzen zu müssen, ehe sie zugeben, daß ihnen das Geringste von ihren Rechten geschmälert werde. Mich dünkt, etwas Wahres und etwas Falsches liegt auf beiden Seiten zum Grunde; Beide haben Recht und Unrecht zugleich. Ein Staat kann nicht bestehen, wenn Jeder sich Recht schaffen will. Ganz richtig; aber nicht minder richtig ist auch der Gegensatz der demokratischen Partei: ein Staat kann nicht bestehen, wenn kein Geringer Recht bekommt. Gegen den Landesherrn sich auflehnen, ist Empörung; die Herrschermacht mißbrauchen, ist unter allen Verbrechen das schwärzeste, da es in seinen Folgen dem Staate tödtlich und gleichwohl selten ausdrücklich verpönt ist, sondern, weil man auf die sittliche Vortrefflichkeit des Regenten volles Vertrauen setzte, seinem zarten Gefühl von Pflicht anheimgestellt blieb. Jeder unruhige Kopf kann die verletzten Rechte des Bürgers zum Vorwande nehmen, um einen Aufstand zu erregen und seine ehrgeizigen Absichten durchzusetzen; jeder Despot kann aber auch, unter der Larve der Wachsamkeit für die Erhaltung des Staats, die gegründeten Beschwerden des Volks von sich abweisen und dessen gerechtestes Bestreben, seine Vorrechte zu erhalten oder wieder zu erlangen, als einen Hochverrath oder einen Aufruhr ahnden. In erblichen Monarchien kann der Fürst, wenn seine Unterthanen ihm den Gehorsam aufkündigen, vor Gott und Menschen gerechtfertigt, sein Erbrecht behaupten und die Rebellen als Bundbrüchige zur Rückkehr unter seine Botmäßigkeit zwingen; allein die Insurgenten werden ihn erinnern, daß der Erbvertrag die Bedingung voraussetzt: der Herrscher solle der weiseste und beste Mann im Staate sein; wenn es sich nun aber fände, daß der Wechsel der Zeiten und Generationen die Beherrschten weiser und besser gemacht, den Regenten hingegen hätte an Herz und Verstand verarmen lassen; wenn sie sich nicht so schwach an Geiste fühlten, als ihre blödsinnigen Voreltern, so frage es sich: müßte sie da der Vertrag noch binden, oder müßte nicht vielmehr der Fürst mit ihnen seine Rolle vertauschen? — Du siehst, die Politik hat ihre Antinomien wie eine jede menschliche Wissenschaft, und es gibt in der Welt nichts Absolutes, nichts Positives, nichts Unbedingtes, als das für sich Bestehende, welches wir aber nicht kennen. Nur Bedingungen des Wesentlichen können wir wahrnehmen; und auch diese modificiren sich nach Ort und Zeit. Die Philosophie darf daher jene Einfall belächeln, womit Mancher die einseitigsten Beziehungen für un-

abänderliche Normen hält, da ihn doch ein Blick auf Das, was von jeher geschah und täglich noch geschieht, so leicht von dem bloß relativen Werthe der Dinge überzeugen kann.

Kein Mensch versteht den andern, wenn nicht in der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zum Grunde läge, wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Ähnlichkeit bei allen einzelnen Menschen beibehielten, und wenn nicht wenigstens unabhängig von allem objektiven Dasein, die Bezeichnung der Eindrücke, nach welcher wir gut und böse, recht und unrecht, widrig und angenehm, schön und häßlich unterscheiden, in uns selbst als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge. Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen sollen, das hängt von Organisation und zum Theil auch von Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle und folglich der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben oder auf einen Vereinigungspunkt zurückzuführen ist. Aus einem gewissen Standorte betrachtet, kann es allerdings nicht gleichgültig scheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede forteristiren sollen oder nicht; es kann sogar einen Anstrich von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemen, und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Wille herrschen und nur Ein Pulsschlag in der großen sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen, regelmäßig Alles in Untrieb erhalten dürfte.

Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit hatten unstreitig Diejenigen erfunden, die den großen Entwurf einer Universalmonarchie mit dem kräftigen Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers und an sein überirdisches Dasein, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen verschmolzen zu haben wähten. Ein Wille, Eine Weisheit, Eine moralische Größe über Alles, deren Macht zu widerstreben Thorheit, deren Recht zu leugnen Unvernunft, deren Heiligkeit zu bezweifeln Gotteslästerung gewesen wäre, konnten, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf den Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst das Ziel erreichen, welches auch die ausschweifendste, von dem Schicksal auf Einen kleinen Planeten gebannte Herrschgier sich stecken mußte; das Ziel eines, über alle die Tausende von Millionen vernünftiger Wesen, über Alles, was sich regt, was hervorproßt und was ruht auf dieser runden Erde, unumschränkt gebietenden Scepters!

Blankos war diese Macht herangewachsen; ohne tief in die Zukunft zu blicken, hatten die stolzen Halbgötter die Gegenwart gemessen. Zu spät ging endlich das vollendete System hervor; denn die Kraft des Glaubens war von ihm gewichen, dieser zarte flüchtige Hauch, der sich in dem schwachen und immer schwächeren Gefäße der menschlichen Natur nicht länger aufbewahren ließ. Die neue Theokratie scheiterte endlich an der Verfassung von Europa. Ihre Vasallen waren Könige; ein anderes Mittel zu herrschen vergönnten ihr die Zeitläufte nicht; allein die mächtigen Satrapen spotteten zuletzt der geistlichen Zwangsmittel, wodurch sie ehemals allmächtig war.

Seitdem die Unfehlbarkeit, und mit ihr die Möglichkeit einer Universalmonarchie verschwunden ist, bliebe der Versuch noch übrig, ob ein entgegengesetztes System von republikanischen Grundsätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menschengeschlechts zu einem allumfassenden Staatenbunde bewirken könnte, und ob sich endlich alle Menschen bequemen möchten, den allgemeingültigen Grundsätzen, die eine solche Verbindung voraussetzt, ohne Widerrede zu huldigen? Die Folgen dieser, wenn sie möglich wäre, höchst wichtigen Zusammenstimmung hat wohl schwerlich Jemand in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang überdacht. Bei der vollkommenen Gleichförmigkeit in der praktischen Anwendung jener Grundsätze scheint mir diejenige Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe unvermeidlich, welche wir schon jetzt an Menschen wahrnehmen, die unter sich über gewisse Regeln einverstanden oder an eine besondere Lebensweise gebunden sind. Ein politischer Mechanismus, der durch alle Individuen des Menschengeschlechts ginge, würde den Bewegungen Aller eine Bestimmtheit und Regelmäßigkeit vorschreiben, welche sich mit der Art und Weise, wie unsere Kräfte sich entwickeln, nicht wohl zusammen denken läßt. Je auffallendere und mannigfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menschen bemerken, um so viel reicher sind wir an Ideen und ihren Verknüpfungen; ein großer Theil dieses Reichthums aber ginge unwiederbringlich für ein Zeitalter verloren, welches mehr Einkümmiges in unseren Gedankengang brächte. Wie viele Kräfte unseres Geistes fordern nicht zu ihrer Entwicklung außerordentliche Veranlassungen? Dort, wo Alles einen gemesseneren Schritt als bisher halten müßte, dort würden diese Kräfte schlummern oder doch nie zu ihrer Reife gelangen; Geister, wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäsar, eines Friedrich, hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Spontaneität der Handlungen wegfällt, verliert man auch die Uebung der Verstandeskräfte; nur im Streit entgegengesetzter Begierden und Vorstellungsarten offenbart sich die Vernunft in ihrer erhabenen Größe; durch ihn bewährt sich die Vollkommenheit

des sittlichen Gefühls als die rührend-schöne Blüthe der Menschheit. Nehmen wir die Kontraste des menschlichen Charakters hinweg, geben wir allen Einzelnen mehrere Vereinigungspunkte und einerlei Bestimmung, wo bleibt dann die Spur jener Götterweide, die Kaktanz darein setzte, einen großen Mann gegen ein feindseliges Geschick ankämpfen zu sehen? Wo wir aufhören zu unterscheiden, da sind die Grenzen unserer Erkenntniß; wo nichts Hervorstechendes ist, kann die Einbildungskraft keine Kennzeichen sammeln, um ihren Zusammenstellungen Größe, Erhabenheit und Manigfaltigkeit zu geben. Creentrität ist daher eine Bedingung, ohne welche sich der höchste Punkt der Ausbildung gewisser Anlagen nicht erreichen läßt; ein allgemein vertheiltes Gleichgewicht der Kräfte hingegen bleibt überall in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Eine Verfassung des gesammten Menschengeschlechts also, die uns von dem Joche der Leidenschaften und mit demselben von der Willkür des Stärkern auf immer befreite, indem sie allen dasselbe Vernunftgesetz zur höchsten Richtschnur machte, würde wahrscheinlich den Zweck der allgemeinen sittlichen Bervollkommenung dennoch eben so weit verfehlen, wie eine Universalmonarchie. Was hülfte es uns, daß wir Freiheit hätten, unsere Geistesfähigkeiten zu entwickeln, wenn uns plötzlich der Antrieb zu dieser Entwicklung fehlte?

Doch dieser Antrieb wird uns nimmermehr entrisen werden, wenigstens nicht in dieser einzigen, uns denkbaren Welt, wenigstens nicht, so lange sich alle dreißig Jahre das Menschengeschlecht verzüngt und wieder empormächst von den bloß vegetirenden Keimen zu der thierischen Sinnlichkeit und von dieser zu der gemischten physisch-sittlichen Bildung. Buchstaben, Formeln und Schlüsse werden nie im jungen Sprößling den mächtigen, dunkeln Trieb überwiegen, durch eigenes Handeln die Eigenschaften der Dinge zu erforschen und durch Erfahrung zur Weisheit des Lebens hinaufzusteigen. In seinen Adern wird sich, ihm unbewußt, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, dem ihre Gewalt allein Schranken setzen und durch diese das Bewußtsein wechselseitiger Befugniß wecken kann. Die erwachsene Vernunft mag ringen mit diesem Sporn zur Wirksamkeit: Auflösung folgt ihrem Siege, und in jedem neuen Organ fesseln sie des frischen Lebens stärkere Bande. Ewig schwankt daher das Menschengeschlecht zwischen Willkür und Regel; und wenn gleich in wenigen großen Seelen beide vereinigt liegen und aus ihnen beide vereinigt in angeborener, stiller Harmonie hervorgehen, so werden sie dennoch, nur vereinzelt, die Götter der halbempfindlichen Menge. Auch Schwung und Anziehung stellte die Natur einander so entgegen; ewig ringen auch diese Urkräfte des Weltalls.

Darf diese hier, und jene dort der andern etwas abgewinnen; dürfen sie in gleichen Schalen gewogen, die wunderähnliche Harmonie der Sphärenbahnen erzeugen; sind die Phänomene der Auflösung und der in neuen Bildungen sich wieder verzüngenden Natur die Folgen ihres unaufhörlichen Kampfes, so darf ja dieser Kampf nicht enden, wenn nicht das Weltall stoden und erstarren soll!

Schön ist das Schauspiel ringender Kräfte; schön und erhaben selbst in ihrer zerstörendsten Wirkung. Im Ausbruch des Vesuv, im Gewittersturm bewundern wir die göttliche Unabhängigkeit der Natur. Wir können nichts dazu, daß die Gewittermaterie sich in der Atmosphäre häuft, bis die gefüllten Wolkenschläuche der Erde Vernichtung drohen; daß in den Eingeweiden der Berge die elastischen Dämpfe sich entwickeln, die der geschmolzenen Lava den Ausweg bahnen. Das Zusehen haben wir überall; glücklich, daß Zeit und Erfahrung uns doch endlich von dem Wahne heilten, der diese großen Erscheinungen nur für Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit hielt. Wir wissen, daß Kalabrien ruht, indeß der Mongibello wüthet; wir wünschen unsern Pflanzungen Gewitterregen, wenn gleich zuweilen durch den Blitz ein Dorf zum Raub der Flammen wird, ein Menschenleben früher welkt, oder ein Hagel die Saaten niederstreckt.

Mit den Stürmen in der moralischen Welt hat es genau dieselbe Bewandniß, nur daß Vernunft und Leidenschaft noch elastischer sind, als Schießpulver oder elektrische Materie. Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Kriegs haben ihren Nutzen wie die physischen Ungewitter; sie reinigen und kühlen die politische Luft und erquicken das Erdreich. Wenn die Selbstentzündungen der Vernunft in einem ganzen Volke nichts als den erstickenden Dampf zurücklassen, so wäre es zwar allerdings erfreulicher, den Blitz nur zur rechten Zeit als ein unschuldiges Freudenfeuer ausloben oder in schönen Schwärmen steigen zu sehen; doch, wer weiß, was auch in solchen Fällen noch Gutes in dem Caput mortuum übrig bleibt? Auch hier ist es daher verzeihlich, Begebenheiten, an denen man nichts ändern kann, als Schauspiele zu betrachten. Beleidigte etwa diese anscheinende Gleichgültigkeit eine weichgeschaffene Seele? Im Ernst, sie sollte es nicht; denn ob Heraklit über Alles weint, oder der abberitische Weise über Alles lacht, ist im Grunde gleichgültig, weil es nur auf eine gewisse maschinenmäßig angewöhnte Ideenverbindung ankommt. Warum rührt uns die Schilderung eines Unglücks, das irgend ein Dichter seinen Helden erleben ließ, und warum weinen wir nicht, wenn wir lesen, so viele blieben dort in der Schlacht, so viele flogen mit ihrem Schiff in die Luft, so viele hauchten ihr elendes Leben aus in Feldhospitälern, Alles, um den Geier Ehrgeiz zu mästen? Allerdings wird es uns leichter, uns mit Einem, als mit Vielen zu iden-

tificiren. Gewöhnten wir uns aber, die Idee des menschlichen Glends immer gegenwärtig zu haben, so würden uns nicht nur diese Begebenheiten Thränen entlocken, sondern wir würden beinahe Allem, was wir sehen und hören, eine traurige Seite abgewinnen und einen jammervollen Roman aus den alltäglichsten Ereignissen des Lebens machen.

Es ist nun Zeit, noch einen Blick auf Lüttich zu werfen. Am letzten Tage unsers Aufenthalts genossen wir die Aussicht von der Citadelle. Das westliche Ufer springt hier in einem Winkel vor, und zwischen dieser Höhe und dem Flusse liegt die Stadt. Die Esplanen am Wege, wo wir hinauffahren, blühten so dicht und grün, daß man sie für belaubt halten konnte. Der Umfang der Citadelle ist nicht beträchtlich; ihrer Lage hingegen fehlt es nicht an Festigkeit, der man mit trocknen Gräben noch zu Hülfe gekommen ist. Die preussischen Truppen halten jetzt diese Festung, sowie die äußern Barrieren der Stadt, besetzt; in der Stadt selbst aber und an den Thoren stehen die Lütticher Nationaltruppen. Von der Spitze eines Bastions genossen wir den Anblick der kleinen Belt von Wohnungen unter unsern Füßen und der umliegenden Gegend. Die Maas schlängelte sich durch das Thal, wirklich romantischeschön, hier hellgrün, wo die Sonne sich darin spiegelte, und dunkelblau in der Ferne gegen Norden, wo sie sich in vielen Krümmungen verliert und immer wieder zum Vorschein kommt. An ihren Ufern sahen wir, so weit das Auge reichte, die Hopfenstangen in pyramidalische Haufen zusammengestellt. Der Hopfenbau gibt den Lüttichern Anlaß, ihr gutes Bier sehr stark mit dieser Pflanze zu würzen; bekanntlich gehört auch dieses Bier zu den berühmtesten hiesigen Ausfuhrartikeln. Die Weinberge um die Stadt sind zwar auswärtig nicht bekannt; denn wer hätte je den Wein von Lüttich nennen gehört? Allein man kauft den Burgunder und den Champagner hier sehr wohlfeil; und der böse Leumund sagt: nicht die Schifffahrt auf der Maas sei die Ursache dieses billigen Preises, sondern die Lütticher wüßten aus dem Saft ihrer Trauben jene französischen Sorten zu brauen. Dies ist indeß nicht die einzige Art, wie man sich hier die Nähe von Frankreich zu Nuzen macht. Der hiesige Buchhandel wird ebenfalls mit lauter Produkten des französischen Geistes getrieben, den die Nachdruckerpresse viel ächter als die Kelter darzustellen vermag. Die besten Pariser Werke werden hier gleich nach ihrer Erscheinung neu aufgelegt und in Holland, in den österreichischen Niederlanden und zum Theil auch in Deutschland, statt der Originalausgaben, verkauft. Dieser Zweig der hiesigen Betriebsamkeit beschäftigt eine große Anzahl von Handwerkern und einige Künstler, die ihre reichliche Nahrung bei den Verlegern finden. Was er zur Aufklärung sowohl des Lütticher Staats, als seiner Nachbarn gewirkt hat, liegt

am Tage, und war auch wohl vorauszusehen. Doch mit den eigenen Produkten des Geistes, die hier fabricirt werden, dürfte es wohl etwas schlechter stehen, wenigstens wenn man den zum Sprichwort gewordenen hiesigen Almanach zum Maßstab nehmen darf.

Wir mußten endlich wieder hinuntersteigen in die engen schmutzigen Gassen. Unser Weg führte uns bei einem Hause von gutem Aussehen vorbei, welches das Eigenthum einer sehr zahlreichen Lesegesellschaft ist; und man wollte uns zu verstehen geben, daß hier die bedenkliche Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Hochstifts zuerst ventilirt worden sei. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß Privatleidenschaften einzelner Menschen hier so gut, wie bei einer jeden Revolution, im Spiele gewesen sind. Das Wenige, was wir aus der alten Geschichte wissen, läßt uns die kleinen Triebfedern so mancher großen Veränderung in Athen und in Rom noch jetzt erkennen und lehrt uns, zwischen diesen und der allgemeinen Neigung sowohl, als dem allgemeinen Bedürfnisse zu einer Revolution, ohne welche sie nicht wirken können, genau zu unterscheiden. Die äußerst kritische Lage der Lütticher wäre in diesem Augenblicke noch ungleich bedenklicher, wenn ein solches Bedürfnis und ein lebhaftes Gefühl von unerträglichen Lasten sie nicht wirklich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbände, wenn nur Parteigeist und Privathaß das Volk ohne hinreichende Ursache in der Bewegung zu erhalten suchten, die es sich einmal gegeben hat. Das Schicksal von Lüttich hängt zu fest an dem Schicksale Deutschlands, um sich davon absondern zu lassen, und das Interesse der Nachbarn wird es nicht leiden, daß die Lütticher ihre Sache allein ausfechten dürfen. Unser bisheriger Standpunkt war überhaupt für die Politik des Tages viel zu hoch; wir übersehen dort zu viel, unser Horizont hatte sich zu sehr erweitert, und die kleineren, näheren Gegenstände entzogen sich unseren Blicken. Hier unten ist von Allem, was uns dort so klar, so hellglänzend vor Augen schwebte, von den Rechten der Menschheit, der Entwicklung der Geisteskräfte, der sittlichen Vollendung, vor lauter Gewühl der Menschen und ihrer kleinen, eigennützigen Betriebsamkeit wenig oder gar nichts mehr zu sehen. „Wie? erinnert nicht der Anblick fremder Kriegsvölker“ — — — woran? Doch nicht an den Schutz, den die Großmuth des Mächtigen dem Schwachen angebreiten läßt? an die seltsame Freiheitsliebe eines unumschränkten Herrschers, der die gerechte Sache des Volks gegen die Annahmungen des Despotismus vertheidigt? an den Patriotismus eines Reichthums, womit er der Verzweiflung wehrt, daß sie, durch ein strenges Verdammungsurtheil gereizt, sich vom deutschen Staatssystem nicht losreiße, sich der benachbarten Empörung nicht in die Arme werfe? — oder erinnert uns etwa nichts an die Klugheitsregeln einer in die Zukunft schau-

enden und die Zukunft selbst bereitenden Politik? an Verkettungen von Begebenheiten in allen Enden von Europa, die es bald erbeissen können, dem nahen Brabant zu Hilfe zu eilen, seine Unabhängigkeit zu befestigen, sie durch die Vereinigung mit Lüttich zu stärken und dagegen Handelsvortheile und Arrondissements zu ernten? Fast möchte man glauben, diese lektorn Antriebe lägen näher, wären dem gebieterischen Bedürfnisse des Augenblicks angemessener und, wenigstens in der Sprache des Staatsmannes, dem Scharfblicke der Kabinette rühmlicher, als die Schwärmerei für demokratische Freiheit.

Wie aber das individuelle Interesse eines Hofes sich vollkommen mit der Begünstigung der Volkspartei reimen läßt, so zeichnet die Selbsterhaltung andern einen entgegengesetzten Gang der Affairen vor. Mit jedem Eingriff in die Rechte eines geistlichen Fürsten, mit jedem Vortheil, den sich der dritte Stand erringt, mit jedem Schritte, wodurch er sich dem Kapitel und dem Adel an die Seite zu stellen und neben ihnen geltend zu machen sucht, wird die Verfassung geistlicher Wahlstaaten in ihren Grundfesten erschüttert und mit einem nahen Umsturz bedroht. Geseht also, das Volk von Lüttich hätte wirklich nur in der Form gesehlt, indem es aus eigener Macht und Gewalt die Usurpation des Edicts von 1684 aufhob, und nicht durch regelmäßige Wahl, sondern im Enthusiasmus des Augenblicks durch eine allgemeine Afflamation sich selbst neue Magistratspersonen schuf; so wird doch, wo so viel, ja wo Alles von Heiligung der Form abhängt, die Unregelmäßigkeit der Proccedur ihre Aufhebung und Annullirung bewirken müssen. Das preussische Cabinet scheint diese Nothwendigkeit endlich einzusehen; und weil es weder mit dem deutschen Fürstenbunde brechen, noch auch plötzlich gegen die Lütticher, die es bisher beschützte, Zwangsmittel brauchen mag, zieht es endlich seine Truppen in wenigen Tagen zurück und überläßt den andern niederrheinischen Fürsten die Ausführung des Weplarischen Exekutionsdekrets. Die Kosten einer Exekution, die ein so starkes Corps von Truppen erforderte, häufen sich zu sehr beträchtlichen Summen an, deren Abbezahlung das Hochstift mit neuen Schulden belasten wird, wiewohl der König, wie es heißt, die eigentlich so genannten Exekutionsgelder, die sich täglich auf dreizehnhundert Thaler belaufen, und worin der Unterhalt der Truppen nicht mit begriffen ist, dem armen Lande großmüthig erlassen hat.

Bald dürfte man nummehr ernsthafteren Auftritten, als den bisherigen, entgegensehen. Das Gefühl mag tief erseufzen über die bevorstehende Verheerung dieses blühenden Landes und die schrecklichen Ungerechtigkeiten, welche von jedem feindlichen Ueberzug unzertrennlich sind, Uebel, deren Wirkung unendlich schmerzhafter ist, als das Unrecht, dem man steuern will, auf weissen Seite das auch

immer sei; der gesunde Menscheninn mag einsehen, daß, wer auch Recht behält, die Entscheidung auf Alles, was zur wesentlichen Zufriedenheit und Perfectibilität eines jeden Lüttichers vom Bischof bis zum Köhler gehört, keinen sichtbaren Einfluß haben werde; die Philosophie mag betheuern, daß auf ihrer Wage gewogen, ein Menschenleben mehr werth sei, heiliger geachtet zu werden verdiene, als die ganze Rechtsfrage, worüber man streitet: das zarte Gewissen frommer Religionsbekenner mag endlich erbeben vor der schrecklichen Verantwortung über das bei einer so frivolen Veranlassung vergossene Menschenblut; so wird doch die Politik, von den Furien des Ehrgeizes und der Selbstsucht gezeihelt, beide Parteien mit Wuth gegen einander erfüllen und keine zur Nachgiebigkeit stimmen lassen, bis nicht Bürgerblut geflossen ist. Armes Menschengeschlecht! so spottet man deiner, indem man Gefühl und Vernunft, Philosophie und Religion im Munde führt und deine heiligsten Güter, Leben und Endzweck des Lebens, für nichts achtet, sobald es auf elendes Recht haben ankommt!

Das Lütticher Volk sehen wir jetzt sich mit Eifer zur Gegenwehr rüsten. Alles trägt das Freiheitszeichen, eine aus Schwarz, Grün, Weiß und Roth zusammengelegte Kolarde; man spricht einander Muth und Vertrauen ein, indem man sich schmeichelt, der König von Preußen werde mit seinen Truppen dem Volke nicht zugleich auch seine Gunst und seine Fürsprache im Nothfall entziehen. Der Bürgermeister von Fabry, ein siebenzigjähriger Greis, für dessen Rechtschaffenheit und Einsicht das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger spricht, arbeitet bei diesen bedenklichen Umständen mit unermüdeter Thätigkeit, um das Beste seiner Mitbürger zu bewirken. Dies ist keine leichte Sache, wenn man den erhitzten gewaltsamen Zustand der Gemüther und die dunkle Aussicht in die Zukunft erwägt. Die Ausschweifungen des Pöbels lassen sich nicht berechnen, sobald er einmal aufgeregt ist und das mit Zügellosigkeit so leicht von ihm zu verwechselnde Wort: Freiheit! zu seinem Wahlspruch genommen hat. Der Auflauf vom neubenten Oktober, welcher einem jungen Freiwilligen das Leben kostete, und wobei der Pöbel vom Kirchspiel St. Christoph den Magistrat nöthigte, eine milde Stiftung, deren Interessen sonst jährlich vertheilt wurden, auf einmal unter die jetztlebenden Armen auszuspenden, beweist, was man von dem lebendigen Werkzeuge befürchten müsse, dem man das Bewußtsein seiner Kräfte leichter beibringen kann, als den Begriff von gleichmäßigem Betragen.

Außer jenem Todesfalle scheint bis jetzt der härteste Schlag, den das Schicksal hier austheilte, den vortrefflichen Anführer des preussischen Heeres getroffen zu haben. Auf dem Marsch von Lüttich nach Mastricht glitt sein Pferd an einer abschüssigen Stelle, wo unter

dem aufgethauten Schnee noch eine Eistrinde lag, so daß es zweimal überschlug und seinem Reiter das Bein zerschellte. Dieser Vorfall, der nur schmerzhaft und unangenehm wegen der gehemmten Thätigkeit war, hätte dem General leicht tödtlich werden können, da er seine Arbeiten in Maastricht mit unablässigem Eifer betrieb und sich dadurch eine schwere Krankheit zuzog, die indeß über seinen heitern philosophischen Sinn nichts vermochte und endlich seinem guten Naturell weichen mußte. Ich habe ihn hier wieder gesehen. — Unter den Empfindungen, welche Menschengröße weckt und Worte nicht entheiligen dürfen, gibt es eine so zarte, daß sie selbst die Dankbarkeit verstummen heißt.

Fahrt nach Dünkirchen.

Antwerpen.

— Endlich haben wir erfreuliche Sonnenblicke statt des ewigen Nebels und Regens, der uns das Vergnügen unserer Küstenfahrt ein wenig schmälerte. Nur in Dünkirchen lächelte die Sonne einmal zwischen den Wolken hervor, und diesen heitern Zwischenraum ließen wir nicht unbenutzt. In den fünf Tagen, die wir auf der Reise von Lille hierher zugebracht haben, sind uns indeß so viele Gegenstände von mancherlei Art vor dem äußern und innern Sinne vorübergegangen, daß Du Dich auf einen langen Bericht gefaßt halten mußt. Wir ruhen hier aus, ehe wir von neuem unsere Augen und unsern Geist zur Beobachtung dieser großen Stadt anstrengen, die ihren Ruhm überlebt hat. Es gibt vielleicht keine Arbeit, welche so die Kräfte erschöpft, als dieses unaufhörliche, mit aufmerksamer Spannung verbundene Sehen und Hören; allein, wenn es wahr ist, daß die Dauer unseres Daseins nur nach der Zahl der erhaltenen Sensationen berechnet werden muß, so haben wir in diesen wenigen Tagen mehrere Jahre von Leben gewonnen.

Der Weg von Lille nach Dünkirchen führte uns über Armentières, Bailloul, Cassel und Bergen. Es regnete beinahe unablässig den ganzen Tag; allein ob uns gleich die Aussicht dadurch benommen ward, bemerkten wir doch, daß sie im Durchschnitt denen im Hennegau ähnlich bleibt.

In Bailloul hörten wir das Volk auf dem Markte schon wieder flämisch sprechen, und diese Sprache geht bis Dünkirchen fort. Das Französische in dieser Gegend ist ein erbärmliches patois oder Randerwelsch, es ist nicht sowohl ein Provinzialsprache als eine

Sprache des Böbels, der nicht seine eigene Muttersprache, sondern eine erlernte spricht. Die hiesige Menschenrace ist groß und wohlgebildet; vielleicht bezieht sich die französische Redensart, un grand flandrin, auf diese Größe, wiewohl sie auch den Nebenbegriff des Tölpischen oder Ungeschickten mit sich führt. In allen diesen Städtchen tragen die Weiber jene langen Kamelotmäntel, wie im Hennegau; nur daß wir unter vielen grauen auch einige scharlachfarbene sahen.

Wir hielten unsere Mittagsmahlzeit zu Cassel (Mont-Cassel), das wegen seiner romantischen Lage auf einem Berge so berühmt, übrigens aber ein unbedeutender kleiner Ort ist. Im Sommer, an einem hellen Tage, wäre es fast nicht möglich, sich von diesem Anblick loszureißen. Die nächsten Hügel haben malerische Formen und sind ganz mit Wald gekrönt. Die unabsehblichen Gefilde von Flandern, Hennegau und Artois liegen ausgebreitet da und verlaufen sich in die dunkelblaue Ferne, wo nur die hohen Kirchtürme von Bergen, Dünkirchen, Färne, Ipern und anderen Städten wunderbar hinausragen und ein Gefühl von Sicherheit und ruhiger Wohnung in dieser schattigen, mit unendlichem Reichthum abwechselnder Formen geschmückten Gegend einflößen. O dies ist das Land der lieblichen, der kühlen Schatten! Hier begrenzen die hochbewipfelten, schlanken Ulmen, Eichen, Pappeln, Linden, Eichen und Weiden jedes Feld und jeden Weg, jeden Graben und jeden Kanal; hier laufen sie meilenweit fort in majestätischen Alleen, bekleiden die Heerstraßen, oder sammeln sich in Gruppen auf den weiten Ebenen und den Anhöhen, um die zerstreuten Hütten und um die stillen Dörfer. Die Anmuth, die Manigfaltigkeit und Pracht dieser hohen, schön gestalteten Bäume verleiht den hiesigen Landschaften einen eigenthümlichen Charakter. Der Teppich der Wiesen ist in diesen nassen Tagen herrlich grün geworden; die Weizenäcker schimmern mit einer wahrhaften Smaragdgrüne; die Knospen der Bäume wollen trotz dem kalten Hauch der Nordwinde ihren Reichthum nicht länger verschließen; die Kirsch- und Birn- und Nespelbäume in den Gärten, die Pfirsich- und Aprikosenbäume an den Mauern öffnen mitten im Regen ihre Blüten. Bei dieser üppigen Pracht des Frühlings entbehrten wir dennoch den Anblick der Dünen und des Meeres, den uns der Nebel neidisch verhüllte. Jener merkwürdige blaue Horizont, der sich an die Wölbung des azurnen Himmels anschließt, muß der hiesigen Aussicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unserer Erde erreicht werden kann. — Der Hügel, von welchem wir diesen Anblick genossen, scheint ein bloßer Sandhügel zu sein, deren es hier mehrere gibt, die weiter durch das Artois in die Picardie hinein fortsetzen und vermuthlich auf Kalk stehen. Vor Lille und in der dortigen Gegend

findet man sehr weissen Kalkstein, und in der Picardie bekanntlich, wie in England, Kreide.

Die Schönheit der Landschaft war plötzlich, wie durch einen Zauber, verschwunden, sobald wir die kleine Festung Bergen (oder St. Winorbergen) hinter uns gelassen hatten. Wir befanden uns auf einer niedrigen, offenen Fläche, wo, außer einigen Reihen von abgekappten Weiden in allerlei Richtungen, sonst kein Baum und keine Hecke zu sehen war. Die ganze ungeheure Ebene bestand aus Wiesen und Viehtriften und war längs dem Seeufer von nackten weissen Sandhügeln, den sogenannten Dünen, umgeben. An einigen Stellen stach man Lehm zu Ziegeln, die sich gelb brennen lassen; übrigens aber schien uns Alles öde und leer, zumal nach dem Anblick einer solchen Gegend, wie wir eben verlassen hatten. Der Steindamm, auf welchem wir fuhren, war indeß unverbesserlich, und bald erreichten wir das kleine geschäftige Dünkirchen, welches, wie sein Name deutlich zu erkennen gibt, in den Dünen angelegt worden ist. Durch die Länge der Zeit und durch den Anbau ist aber Alles dergestalt weggeebnet und abgetragen worden, daß man keine Erhöhung mehr gewahrt wird und nur in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Stadt die Hügel fortstreichen sieht.

Die unregelmäßige Gestalt dieser Sandhaufen, die sich wie die stürmischen Wellen des Meeres, das sie bildete, dem Auge darstellen, höchstens aber vierzig Fuß in senkrechter Linie über die Wassersfläche hinausragen und mit einigen Pflänzchen spärlich bewachsen sind, gibt der Gegend etwas Befremdliches, Verödetes, Abschreckendes. Ihre Veränderlichkeit verursacht den Einwohnern dieser Küsten manche Besorgniß; die Winde können den Flugsand, woraus die Dünen bestehen, stellenweis ganz verwehen und eine Lücke machen, wo das Meer bei außerordentlichen Fluten leicht durchbricht, sich in die niedrige Fläche ergießt und den lebendigen Geschöpfen sowohl, als dem Lande selbst das Dasein raubt. Wo diese fürchterlichen Katastrophen auch nicht erfolgen, sind wenigstens die angrenzenden Acker und Wiesen dem Verlanden ausgesetzt, welches sie auf ganze Jahrhunderte hinaus unbrauchbar macht. Nicht weit von Dünkirchen, auf der flandrischen Grenze, zeigte man uns ein merkwürdiges Beispiel von der Wirkung der Stürme. Ein Kirchturm stand im Sande vergraben, und nur seine Spitze ragte noch hervor. Das Pfarrhaus war gänzlich verschwunden, und man hatte sich genöthigt gesehen, weiter östlich von den Dünen das ganze Dorf neu anzulegen. Auch die Raminchen, die in diesen Sandhügeln häufig graben und wühlen, tragen zur Schwächung dieser Vormaner gegen die See das Ihrige bei.

Dünkirchen ist nichts weniger als glänzend, ob es gleich dreißig tausend Einwohner zählt, die mehrentheils von der Schifffahrt leben.

Einer von den wichtigsten Handelsartikeln in Dünkirchen ist der Wachholderbrauntwein (genièvre), wovon ansehnliche Quantitäten nach England gehen und, weil noch immer eine sehr schwere Abgabe darauf hastet, mehrentheils auf verbotenem Wege hineingeführt werden. Dort, wie in den Niederlanden, hält man dieses Getränk für eine Panacee in Magenbeschwerden; ein Vorurtheil, das schon manches Leben verkürzt hat.

Nicht minder wichtig für Dünkirchen ist die Raffinerie des Kochsalzes, welche gegen zwanzig Siedereien beschäftigt. Es wird aus französischem Steinsalz bereitet und ist verhältnismäßig sehr wohlfeil. Man leitet das Seewasser unmittelbar in die Behälter, wo jenes Salz aufgelöst wird; allein diese Bequemlichkeit der Lage wird durch das Ungemach, an gutem Trinkwasser Mangel zu leiden, gar zu theuer erkauft. Keiner von den Brunnen ist nur erträglich, und die Einwohner müssen sich kümmerlich genug mit Regenwasser behelfen. Im Sommer ist daher Dünkirchen ein ungesunder Aufenthalt.

Seit zwölf Jahren zum erstenmale begrüßte ich hier wieder das Meer. Ich werde Dir nicht schildern können, was dabei in mir vorging. Dem Eindruck ganz überlassen, den dieser Anblick auf mich machte, sank ich gleichsam unwillkürlich in mich selbst zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubachte, und die mein ganzes Schicksal bestimmten, stand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finsterner und tiefer, als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze, und die Wellen nur vergängliche Phänomene. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbstständigkeit des Manigfaltigen zurück; sie entstehen und thürmen sich, sie schäumen und verschwinden; das Unermeßliche verschlingt sie wieder. Nirgends ist die Natur furchtbarer als hier in der unermeßlichen Strenge ihrer Gesehe; nirgends fühlt man es anschaulicher, daß, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtsein durch einen Punkt des abgeforderten Daseins wieder in das Nichtsein übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt.

Der Hafen von Dünkirchen ist klein, beinahe gänzlich durch Menschenhände gebildet und so leicht, daß er nur kleine Schiffe aufnehmen kann. Innerhalb desselben ist ein vortrefflich eingerichtetes Bassin, wo die Schiffe ausgebessert und neue vom Werft hineinge-

lassen werden. Wir sahen und bewunderten die mechanischen Kräfte, wodurch man eine von diesen großen Holzmassen auf die Seite legte und ihr einen neuen Boden statt des ganz vermoderten gab. Die Sandbänke vor dem Eingang des Hafens, und seine Krümmungen zwischen den Steindämmen (Jetées) zu beiden Seiten, gewähren den Schiffen vollkommene Sicherheit, so sehr sie ihnen auch das Ein- und Auslaufen erschweren. Die Dämme erstrecken sich weit in's Meer hinaus und bestehen aus eingerammten Pfosten, die mit verflochtenem Strauchwerk oder sogenannten Faschinen verbunden sind und zwischen deren Reihen man Alles mit Granit- und schwarzen Faspisblöcken ausgefüllt hat. Auf jeder Seite des Hafens liegt eine kleine Schanze, welche den Eingang bestreicht. Es war jetzt Ebbezeit, und auf dem entblößten Sande lagen Seesterne, Meeresschnecken, Korallinen, Madreporen, Muscheln, Seetang, kleine Krebse, kurz allerlei, was in den Fluten Leben hat, in Menge angeschwemmt. Insbesondere erstaunten wir über die vielen viereckigen, gehörnten, kleinen Ventelchen, von einer glatten, schwarzen, faserigen, lederartigen Substanz, die man Seemäuse nennt, ob sie gleich eigentlich die Hülsen oder Eierschalen der jungen Rochen sind. Wir beschäftigten uns einige Zeit mit der Einsammlung dieser Naturalien. Plötzlich umleuchtete uns die Sonne. Die dunkre graue Farbe des Wassers verwandelte sich in ein durchsichtiges, dunkelbläuliches, auf den Untiefen blässeres Grün; die Brandung an den äußersten Sandbänken schien uns näher gerückt und brauste daher wie eine Schneelawine; große Strecken des Meeres glänzten silberähnlich im zurückgeworfenen Licht, und am fernen Horizonte blinkten Segel, wie weiße Punkte. Eine neue Welt ging uns auf. Wir ahnten in Gedanken das gegenüber liegende Ufer und die entfernten Küsten, die der Ocean dem kühnen Fleiße des Menschen zugänglich macht. Wie heilig ist das Element, das Welttheile verbindet!

Schätze der niederländischen Kunst.

Antwerpen.

Es kostet eben keine große Mühe, in einer Stadt wie Antwerpen, die Raum für zweimal hundert tausend Menschen enthält, zwischen den übrig gebliebenen vierzig tausend Einwohnern sich hindurch zu drängen; das bloße Sehen ist es, was uns am Abend ermüdet auf unser Zimmer zurück treibt, wo ich Dir heute noch erzählen will, welche Schätze der flämischen Kunst in diesen Paar

Tagen vor uns die Schan und Mustering haben aushalten müssen. Was wir gesehen haben, ist nur ein sehr geringer Theil der in Antwerpen noch vorhandenen Gemälde; alle Kirchen, Abteien und Klöster, deren es hier mehr als dreißig gibt, sind über und über mit den Meisterwerken niederländischer Maler behängt; das weitläufige Rathhaus, die Säle der Bürgerkompagnien und die Börse enthalten manches große und von Kennern gepriesene Werk, und außerdem zählt man verschiedene erlesene Privatsammlungen von kleineren Stücken. Wenn die Menge dieser Kunstgebilde mit ihrem Werth in einem direkten Verhältniß stände, so müßten sowohl Maler als Liebhaber der Malerei nach Antwerpen, wie nach Rom, wallfahrten und Jahre lang sich an dem Fleiße, der Geschicklichkeit und der Erfindungskraft der niederländischen Meister weiden; doch daß es wirklich nur zu selten geschieht, daß sich die hiesigen Schulen tiefer unter die italienischen herab, als meine Lobspprüche sie wieder heben können.

Die Malerei umfaßt einen so großen Kreis von Fertigkeiten und Kenntnissen, daß unter Hunderten, die sich ihr widmen, kaum Einer zu irgend einer ausgezeichneten Stufe gelangt, und folglich wahre Künstlergröße auf diesem Wege so schwer zu erringen ist, wie in jener von Homer und Pindar betretenen Laufbahn. Ob ein Marmorblock, oder zerriebene Farben, oder die Elemente der Sprache den rohen Stoff ausmachen, den der Künstler bilden soll: dies kann in so weit gleichgültig sein, als nur die Arbeit den Werth des Kunstwerks bestimmt; und diese Arbeit nun — nach welchem andern Verhältnisse läßt sie sich schätzen, als dem gedoppelten, des innern Werthes und Reichthums der schaffenden Seele, und des Grades der Vollkommenheit, in welchem sie sich mit ihrer Schöpfung identificirt? Oder sollte es hier wirklich nicht auf das erstere, nicht auf die Humanität des Künstlers ankommen? sollte nur die Gabe darzustellen, gleichviel was dargestellt würde, den Meister bezeichnen? Dann freilich gibt es keine größeren Maler als Donau und Mieris und Metssu; dann könnte es sich treffen, daß ein Harlekin der größte Schauspieler genannt zu werden verdiente; dann hieße das Gellings und Gellapper der Sylben, und die, wie Paul Denners Köpfe, bis auf jedes Härchen mühsam, eckelhaft und geschwätzig nach dem Leben kopirten Sittengemälde unserer Jöyllenschmiede das non plus ultra der Dichtkunst.

Unstreitig hat die bloße Nachahmung der Natur schon ihr großes Verdienst; sie ist die unumgängliche Bedingung zu weiteren Fortschritten. Es setzt sogar in allen drei Künsten, die ich eben erwähnte, ein weit getriebenes Studium, einen gewissen Umfang der Kenntnisse, der Erfahrung und Uebung voraus, um nur den Mechanismus, so der Farbenmischung und Farbengebung, wie der metri-

-schen Bewegungen und ihrer Anwendung, oder endlich der Mimit und Deklamation, auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Vielleicht aber liegt es schon in der Natur menschlicher Anlagen, daß gemeinhin bei der Konzentration aller Kräfte auf diese mechanischen Vorübungen, die Fähigkeit zu den höheren Zwecken der Kunst hinaufzusteigen, verloren geht oder wohl gar von Grund aus schon fehlt. In der Mechanik der Kunst konnten die Niederländer selbst einen Raphael übertreffen; allein wer seine Formen sieht, in seinen Gemälden Gedanken liest und Gefühle ahnt, den umfassenden, erschöpfenden wählenden Sinn darin erkennt, womit der hohe Künstler den Menschen und sein Treiben durchschaute — wird ihm der nicht die kleinen Mängel seiner Palette gern erlassen? Ich möchte fast noch weiter gehen, ich möchte mich überreden, daß den größten Meistern so viel von diesem Nachwerk zu Gebote gestanden, als sie gerade zur Vollkommenheit ihrer Darstellung bedurften, daß die üppige, wollüstige Vollendung eines Tizian den Eindruck hätte stören können, den Raphaels erhabener Ernst hervorbringen sollte. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Darstellung der griechischen Gottheiten darum bereits außerhalb der Grenzen der Malerei zu liegen und ein ausschließendes Eigenthum der Bildhauerei zu sein scheint, weil das irdische Kolorit großentheils die Täuschung vernichtet, welche das idealisierte Ebenmaß allein bewirken kann; die vortrefflichsten gemalten Göttinnen und Götter sind weiter nichts und machen keinen andern Eindruck, als schöne Frauen und Männer. Wenn ich diese Bemerkung auf solche Gegenstände anwende, die der Malerei vorzüglich angemessen sind und in deren Bearbeitung sie eigentlich ihre höchste Vollkommenheit erreicht, so dünkt es mich auch hier, daß der heroischen Natur, der idealischen Schönheit, der ästhetischen und sittlichen Größe eine gewisse Täuschung, nicht nur der Formen, sondern auch der Farbengebung, nothwendig zugestanden werden müsse, welche mit dieser Einschränkung noch gedenkbar, und gleichwohl über jede gewöhnliche und bekannte Natur hinwegschwebend, den Charakter des Erhabenen ausdrückt. Würde nicht, zum Beispiel, die Wärme, womit es erlaubt ist, eine Danae, eine Leda oder Kleopatra zu malen, dem Bildniß einer Heiligen übel anstehen? Oder dürfte sich der Maler schmeicheln, wenn er die Himmelfahrt der Jungfrau schildert; die Phantasie des Zuschauers befriedigen und bestechen zu können, wofern er nicht die Vorstellung eines schweren, materiellen Körpers von Fleisch und Blut so viel als möglich durch die Illusion des Kolorits zu entfernen suchte?

Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daß die treue Nachahmung der Natur keineswegs der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daß Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahr-

heit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daß die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich, daß Schönheit ihr vollendetes äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß. Vermittelt dieser Bestimmungen erklärt man sich leicht, warum in echten Kunstwerken die Darstellung zuweilen so tren und wahr sein kann, wie in bloßen Kopien nach der Natur; da hingegen umgekehrt der geniale Fleiß, auch wenn er täuschend genau darstellt, auf den Namen der Kunst, im höheren Verstande, keinen Anspruch machen darf. So würde es ebenfalls die Scheidung des Wesentlichen in der Kunst von dem Zufälligen sehr erleichtern, wenn man erwäge, daß sogar die rohesten Völker, die entweder einen höchst unvollkommenen oder noch gar keinen Trieb zu materiellen Kunstgeboten äußern, bereits wahre Poesien besitzen, welche, verglichen mit den geglätteten und künstlich in einander gefügten dichterischen Produkten der verfeinerten Kultur, diesen oft den Preis der Gedankensfülle, der Stärke und Wahrheit des Gefühls, der Zartheit und Schönheit der Bilder abgewinnen. Man begreift, wie diese Eigenschaften das einfache Hirtenlied, die Klagen und das Frohlocken der Liebe, den wilden Schlachtgesang, das Skolion beim Freudenmahle und den rauschenden Götterhymnus eines Halbwilden bezeichnen können; denn sie gehen aus der schöpferischen Energie des Menschen unmittelbar hervor und sind unabhängig von dem Behülf ihrer Mittheilung, der mehr oder minder gebildeten Sprache. Spröde ist der todt, körperliche Stoff, welchen der bildende Künstler außer sich selbst suchen muß, um seine Einbildungskraft daran zu offenbaren. Statt des konventionellen Zeichens, des leicht vorzubringenden Tones, muß er die Sache selbst, die er sich denkt, den Sinnen so darzustellen suchen, wie sie sich im Raum geberdet, und hiernit werden alle Einschränkungen seiner Kunst offenbar. Die mechanischen Vortheile in der Behandlung des rohen Materials, die aus dem inneren Sinne zur äußern Wirklichkeit zu bringende, richtige Anschauung der Formen, die Erfahrung, welche den Künstler lehren muß, seinen Tiefblick durch die Veränderungen der äußern Gestalt bis in die Modifikationen der Empfindung zu senken und jene sinnlichen Erscheinungen als Zeichen dieser inneren nachzubilden — dies Alles fordert einen ungeheuren Aufwand von Zeit und vorbereitender Anstrengung, wovon der Dichter, der sich selbst Organ ist, nichts zu wissen braucht. Je schwerer also die Darstellung und je längere Zeit sie erfordert, desto strenger bindet sie den Künstler an Einfachheit und Einheit; je einfacher aber irgend eine Geburt des Geistes, desto mächtiger muß sie durch die Erhabenheit

und Größe des Gedankens auf den Schauenden wirken. Daher ist die lebendige Ruhe eines Gottes der erhabenste Gegenstand des Weisels, und ein Augenblick, wo die Regungen der menschlichen Seele schön hervorsichimmern durch ihre körperliche Hülle, ist vor allen des Pinsels großer Meister würdig.

Wenn ich mit diesen Vorbegriffen die Werke der niederländischen Schulen betrachte, so hält es, wie mich dünkt, nicht schwer, das rechte Maß ihres Verdienstes anzugeben. Ich sehe große Anlagen, Riesenkraft, die unter einem glücklichen Himmel, in einem größern Wirkungskreise, bei einer andern Erziehung und anderen bestimmenden Verhältnissen Wunder der Kunst hervorgebracht hätten. Hier verzehren sie sich im Kampfe mit den Schwierigkeiten des Mechanismus, und wenn sie diese ganz besiegt haben, ist der Gedanke, den sie darstellen wollen, des Sieges nicht werth. Als Tropheäen können wir indeß diese Werke nicht nur gelten lassen, sondern auch mit Dank und Bewunderung annehmen, Tropheäen nämlich, wie der Mensch sie auf seinen Zügen bis an die äußerste Grenze seiner Herrschaft über die sinnliche Welt erbeuten kann. Das Gesetz der Mannigfaltigkeit scheint eine Zusammenschmelzung aller Gattungen der Vollkommenheit in einem Menschen so wenig wie in einem Werke zu gestatten; wo Licht und Schatten, Haltung, Effect, wahre Färbung, treue Nachahmung gegeben werden, dort müssen wir nicht allein Verzicht thun auf die hohe ästhetische Begeisterung, die sich bis zur Darstellung der Harmonien zwischen dem sinnlichen und dem sittlichen Schönen emporschwingt, sondern wir müssen uns auch zufrieden geben, wenn das sehr löbliche Bemühen, Effect her auszubringen, zu dem sehr anstößigen Fehler falscher Umrisse verleitet, der gerade dann am unverzeihlichsten ist, wenn er nicht durch Schönheiten einer höhern Ordnung vergütet wird. Die Niederländer haben gezeigt, was sich mit Farben machen läßt, aber freilich nur mit niederländischem Geiste und an niederländischer Natur. Ist es nicht Rechtfertigung genug für sie, daß auch unter den Italienern die Meister in der Farbengebung weder in der Komposition, noch in der Zeichnung, noch in der Erfindung und am wenigsten im Erhabenen Meister waren? Was können sie dazu, daß eine reizende Benefianerin in der cyprischen Rangordnung so hoch über einer handfesten flämischen Dirne zu stehen kommt? — Jetzt dünkt mich, wären wir in der rechten Stimmung, um niederländische Bilderkabinette zu besuchen.

Man führe uns zuerst in die Privatsammlung des Herrn Hubrechts, der uns aber den Genuß seiner vaterländischen Kunst beinahe verleiht hätte, indem er mit einem Correggio prunkte. Zwar er selbst ahnte nichts von der gefährlichen Ueberlegenheit des Italieners; denn er besaß gewiß eben so theure Stücke von nieder-

ländischen Meistern! Zum Glück hatte dieses Gemälde so wenig von der belobten Anmuth des zarten Allegri, die Porcia in seiner Lanne durch ein patronymisches Wort, the Corregioscity of Correggio, so schön individualisirt, daß die Flammänder noch mit heiler Haut davon kamen. Wenn das Stück ein Original ist, wofür ich es doch nicht halte, so hat es sich vortrefflich konservirt. Es stellt eine Mutter vor mit dem schlafenden Kinde. Sie scheint nach der Natur gezeichnet; allein vielleicht eben darum sind die Züge so plump und haben die zurückstoßende Bezeichnung der Dummheit. Auch dem Maler des seelenvollen Reizes ist es also nicht immer gelungen, ihn zu fassen im flüchtigen Augenblick der Beobachtung, oder, daß ich es wahrer sage, ihn einem Körper einzubauchen, den die Natur ihm versagte. Das Kind hingegen ist ein schlafender Amor, so schön und lächelnd im Schlafe, mit der Gesundheit Frische auf den Wangen.

Unter den niederländischen Gemälden in dieser Sammlung haben die Seestücke ein ausgezeichnetes Verdienst. Bakhuisen entwarf die segelnden Fahrzeuge mit vieler Wahrheit, und Bonaventura Pieters war vor andern glücklich, wenn er die durchsichtigen Wellen des aufgeregten Elements in ihrer großen Verbindung, gleichsam als belebte Theile eines unermesslichen Ganzen, schilderte. Die schöne Aussicht der Stadt Briel hatte vorzüglich diese Erhabenheit, welche mit der Idee von Leben und Bewegung in den Fluten verbunden ist. Die Darstellung architektonischer Perspektiven im Innern gothischer Kirchen ist ebenfalls ein besonderes niederländisches Talent, und obwohl die Gebäude selbst, die hier so zahlreich sind, nur treu kopirt werden durften, so erhöht es doch den Werth der Gemälde und gereicht der künstlerischen Phantasie zum Ruhme, daß sie den Gesichtspunkt der Diagonallinie wählte, um die Einförmigkeit der parallel laufenden Pfeiler brechen und malerische Kontraste hineinzaubern zu können. Insbesondere gefiel mir hier ein kleines Stück in dieser Gattung, von Flinck, wegen der vortrefflichen Vertheilung des Lichtes.

Von dem sorgfältigen Gabriel Metsu zeigte man uns eine Violinspielerin, an welcher außer ihrem Atlasroche nichts Bewundernswürdiges war; der Rock hatte freilich die täuschendste Aehnlichkeit mit dem schönsten ächten Atlas. Wie gefährlich hätte der Künstler mit diesem Talent zum Nachahmen seinen berühmtesten Mitbrüdern werden können, wenn er es auf edlere Gegenstände angewendet hätte! Allein das Schicksal, welches ihm diesen beneidenswerthen Pinsel verlieh, fesselte seine Einbildungskraft an einen Kleiderschrank, oder legte den malerischen Bildungstrieb in die Seele eines Schneiders. — Die Kenner sagen, daß die holländische Schule keinen größeren Künstler, als Franz Wierix, den ältern,

hergebracht hat. Ein altes Weib mit einer halb ausgeleerten Weinflasche rühmte hier die Kunstfertigkeit dieses Meisters. Man könnte an diesem Bilde die Transsubstantiation ad oculum demonstrieren und im Gesicht der Alten genau angeben, wohin der fehlende Wein aus der Flasche gekommen sei. Die größte Empfänglichkeit, verbunden mit dem seltensten Beobachtungsgeiste und einer großen Kraft im Darstellen, können folglich ohne alle Feinheit des Geschmacks und der Empfindung bestehen. An diesem ekelhaften Gemälde ist vorzüglich die sichere Nachahmung der Natur zu bewundern, wobei sich Hieris so ganz auf sein richtiges Auffassen und festes Zeichnen verläßt und keinen Effekt, obwohl in einem so kleinen Stücke, durch Manier hat erzwingen wollen. Das Gegenheil bemerke ich hier an einem Bauerngelage von Euylenburg, das zwar in Teniers's Geschmack gemalt ist, aber weder seine Leichtigkeit noch seine Wahrheit hat.

Zu den größeren Stücken in dieser Sammlung gehört eine nackte, weibliche Figur, von schöner Farbengebung, von Peter van der Werff, einem Bruder des Ritters Adrian. Eine Königin von England und ein skizzirtes Porträt des Bildhauers Feuchterbe verdienen als Werke van Dyks genannt zu werden. Auch leuchtete uns hier ein Strahl aus Rembrandts Phantasie, in Gestalt eines prächtigen Sultans, entgegen. Die Tochter des Blumenmalers Seghers und eine Nonne (hospitière) von Rubens hatten seine bekannte Kraft im Porträt. Die Frische der Farben in dem letztem Bildniß war unübertrefflich; man möchte glauben, es käme nur eben von der Staffelei. Daß dieser wichtige Theil der Vorkenntnisse, welche die Malerei voraussetzt, die Wahl dauerhafter Farben, heutiges Tages so sehr vernachlässigt wird, gereicht unsern Künstlern schon jetzt zum Vorwurf und bringt sie einst um den Ruhm, den sie von der Nachwelt ernten könnten.

Das Cabinet des Herrn van Lander enthält einen noch ungleich größeren Schatz von niederländischen Schildereien. Die Landschaften von Both, van Goyen, Euyt, Berghem, Wynants, Noos und anderen, eine reicher, niedlicher, vollendeter als die andere und jede mit dem eigenthümlichen Verdienst ihres Urhebers bezeichnet, bublen hier um den Beifall des Kenners. Die Phantasie des Landschaftsmalers hat ein großes, weites Feld; die allgemeine Lebenskraft des Weltalls, die regen Elemente des Lichtes, des Aethers, des Wassers und der allgebärenden Erde geben ihr das begeisternde Schauspiel jenes größten Wunders, einer immer jungen, aus ihrer Zerstörung stets wieder erstehenden Schöpfung. Das Verhältniß aber zwischen der Landschaftsmalerei und ihrer Älteren Schwester, der Menschenbildnerin, scheint mir am besten dadurch bezeichnet zu werden, daß in der einen Alles schon deutlicher um-

grenzter Gedanke ist, was in der andern noch unbestimmbares, zartes, ergreifendes Gefühl bleiben muß. In der Landschaft wirken allgemeine Harmonie, durchgeführte Einheit des Ganzen, große Kontraste, zarte Verschmelzungen, Alles aber zu einem unmeßbaren Effekt, ohne abgeschnittenen, bleibenden Umriss. Weder Lichtmassen noch Wolken, Luft und Gewässer, noch Felsen, Gebirge und Unebenheiten des Bodens haben beständige, ihnen angeeignete Formen; selbst Bäume und Pflanzen sind in unendlich höherem Grad als die Thiere der Veränderlichkeit des Wachses und der Gestalt unterworfen, und ihre Theile, Blüthen und Laub, verlieren sich mit ihren bestimmteren Formen in der Entfernung, aus welcher sie dem Auge begegnen, und fließen zusammen zu Gruppen und Massen, denen der Künstler kaum auf dem Vordergrunde die Bestimmtheit der Natur mittheilen darf. In dämmernder Ferne hingestellt, kommen die Urbilder schon hieroglyphisch bezeichnet an unsere Sehorgane; um so viel mehr ist die Bezeichnung, womit wir sie nachahmen können, in unserer Willkür, wofern sie nur ihren Zweck, nämlich den täuschenden Effekt jener schönen Verwirrung der Umrisse und jenes lieblichen Licht- und Schattenspiels, hervorbringt. Auch in dieser Gattung von Kunstgebilden kann indeß die Phantasie des Malers ihre Größe und Stärke zeigen; auch sie ist einer edlen, dichterischen Behandlung fähig, wenn nur das wesentliche Ziel der Kunst, die Zusammenstellung des Schönen und die Belebung des gesammelten oder erfundenen Manigfaltigen zur unauslösbaren Einheit, dem Künstler immerfort vor Augen schwebt. Der Mangel unabänderlicher Formen hat zwar die Folge, daß es für die Landschaft kein bestimmtes Ideal geben kann; allein dagegen ist die Freiheit des Künstlers desto unumschränkter; das weite Reich des Natürlichen und Wahrscheinlichen liegt vor ihm, und es hängt von seiner Willkür ab, gefällige Bilder, sanfte Harmonien, erhabene Phänomene, mächtige Bewegungen, erschütternde Wirkungen daraus zu schöpfen. Etwas von diesem unbestimmten Schönen der Natur findet man in den Werken aller vorhin genannten Landschaftsmaler; aber wenn es auf die Feuerprobe der Kritik ankommt, haben wir nur Einen Glanz.

Diese Sammlung enthält auch einen unvergleichlich schönen Bonvermanns, den ich aber nicht mit der ekstatischen Bewunderung ansehen kann, die ihm der Kenner zollen mag. Ist das Getümmel einer Schlacht, das Gewühl der Kämpfenden durch einander, der Anblick entseelter Leichname, sind die unbändigen Kasse, die durch den Dampf des Geschüßes hervorstürzen — sind diese gewaltigen Bilder nicht fähig, die Einbildungskraft zu spannen und ihr den schauervollen Gegenstand, der dem Künstler vorschwebte, zu vergegenwärtigen? Dies Alles gebe ich zu, und dennoch, auf die

Gefahr, der Verwöhnung beschuldigt zu werden, verweile ich mich bei keinem Kunstwerk, das nur Verwirrung schildert. Was soll ich denn in diesem Gedränge? Für wen wird hier gekrritten? Wer ist der Sieger und weisse die fliehende Fahne? Eine Schlacht kann uns interessieren, wenn wir um ihre Veranlassung wissen, wenn wir der einen Partei den Sieg wünschen, oder wenn sich etwas dabei ereignet hat, was mitten in dem unmenschlichsten Geschäft an edlere Empfindungen, an die bessere Seele im Menschen, erinnert. Daher wählen alle großen Meister, wenn sie eine Schlacht vorstellen sollen, eine historische Episode, wodurch sie sich von andern unterscheiden läßt und, was noch wichtiger ist, wodurch sie den Zuschauer in Anspruch nehmen kann. Ohne diese Charakteristik ist die Schilderung des wilden Gemehls so uninteressant wie ein Zeitungsartikel, und ich sehe nicht ein, warum die Künstler mehr als andere Leute gegen die Konventionen der guten Gesellschaft sollen verstoßen dürfen. Dem wahren schöpferischen Geiste genügt es nicht, Alles bilden zu können, was ihm einfällt; er will darstellen, was Andern zu denken gibt und womit sich ihre Phantasie vorzugsweise beschäftigt. Könnte man doch auch unseren Dichterlingen so etwas begreiflich machen!

Herr van Rander besitzt einen sehr schönen Teniers. Wenn die Malerei die magische Kraft hätte, die man ihr wohl eher zugeschrieben hat, nicht bloß ästhetisch, sondern auch moralisch zu wirken, so möchte man jedem Fürsten den täglichen Anblick dieses Gemäldes wünschen; es sollte ihn erinnern an das Bedürfnis des Volkes, nach vollbrachter Arbeit zu genießen und des Lebens froh zu werden, an den Beruf des Herrschers, den Sinn für Freude zu erwecken und rege zu halten, an die große Erfahrung, daß die Menschen mit leichten Ketten spielen, die schweren aber zerbrechen oder unter ihrer Last hinfinken. Außerdem nähmen sich freilich die Belustigungen der zahlreichsten Klasse des Menschengeschlechts im Leben besser an, als auf der Leinwand, wenn der Künstler (wie es hier der Fall ist) nur Karikaturen einer tölpischen Fröhlichkeit schaffen kann. — Ostadens Bauern sind noch plumper, noch grotesker ungeschickt, als die von Teniers; in einem von seinen Gemälden zeigte man uns sogar, als etwas Verdienstliches, eine kleine menschenähnliche Figur im Hintergrunde, die, ihrer Unformlichkeit ungeachtet, den Kennern ihren Urheber verräth.

Das vorhin erwähnte Weib mit der Weinflasche soll nicht den zehnten Theil so viel werth sein, als hier der eingeschlafene Leiermann von demselben Meister. Er schläft so fest, so süß über seinem Instrument, und Alles um ihn und an ihm ist mit ermüdender, ärgerlicher Treue, die nicht des kleinsten Striches vergift, nicht mit englischer, sondern was zum Glück etwas anderes bedeutet, mit

holländischer Geduld vollendet. Wer noch mehr von diesem Bilde wissen wollte, würde mich in Verlegenheit setzen; denn ich habe Dir in der That Alles gesagt: es ist ein schlafender Leiermann. In allen Künsten des Schönen bleibt es das unverkennbare Zeichen von Kleinlichkeit des Geistes, wenn ihr Gebilde so beschaffen ist, daß die Phantasie nichts mehr hinzusetzen, nichts weiter darin suchen und ahnen, ihr lustiges Spiel damit nicht treiben kann. Ich beneide den ehrlichen Franz Xieris nur um seine Zeit.

Was mag man wohl zu loben finden an diesen kleinen nackten Figürchen von Boelenburg, mit ihren eckigen, breiten Schatten, ihren bunten Gewändern und der todten Kälte, womit sie die uninteressantesten Handlungen begeben, sich baden oder nach dem Bade sich ankleiden? Ich habe so wenig mit ihnen zu schaffen, wie mit dieser Magdalene von Paul Veronese, deren Nudigkeit ich nicht untersuchen will, weil sie der Untersuchung nicht werth ist. Lieber betrachte ich daneben das schöne Porträt von van Dyls vortrefflicher Arbeit; Du weißt, welch ein Lob dieser Name einem Porträt geben kann.

Von Rubens ist in dieser Sammlung eine Madonna mit dem Kinde, genau dieselbe, die auch in der Gallerie zu Düsseldorf befindlich ist und die mein Freund Hesse so schön gestochen hat; nur sind im hiesigen Gemälde noch einige Nebenfiguren und die Ausführung ist schlecht gerathen. Es waren noch ein paar andere Stücke von Rubens im Zimmer, nicht ohne das ihm eigenthümliche Verdienst; allein ich hatte nur Augen für seine kleine niedliche Skizze von Mariens Himmelfahrt. Die Stellung der zum christlichen Olymp hinauffahrenden Göttin ist wirklich schön; sie hält die rechte Hand empor und senkt die linke halb, gleichsam bereit, mit Entzücken zu umfassen. Ihr Blick ist Wonne, ohne die Bescheidenheit der Demuth, aber auch ohne die Arroganz der Selbstsucht. Die Gruppe wäre gut gedacht, wenn nur die Engel fliegen könnten. Daß doch immer etwas Unvollkommenes oder Unpassendes die Freude verderben muß, die Rubens geben kann!

Die Ausnahme von dieser Regel fanden wir bei Herrn van Haveren; die drei unvergleichlichen Porträte von Rubens Hand, die er besitzt, gewähren in der That den reifsten Genuß des ganzen Umfangs seiner Kunst. Zwei davon sind die Frauen, das dritte, wenn ich recht verstand, die Geliebte des Künstlers. Unmöglich kann man der Natur mit mehr Gewandtheit ihre geistlichsten Züge ablauschen und wieder geben. Diese drei wohlbeleibten flämischen Schönen ließen sich mit dieser durchschimmernden Sinnlichkeit die Lieblosungen des feurigen Künstlers gefallen, und ihm genügten diese materiellen Reize, wenn er die Spannung vor der Staffelei durch eine andere ablösen wollte. Die täuschende Wahrheit der

Kunst, die ganz etwas anderes ist, als die knechtische Treue eines Denker, eines bloßen Abschreibers der Natur, hat Rubens hier zur höchsten Vollkommenheit gebracht, es sei im Kolorit oder besonders in dem Farbenspiel des Gesichts, oder in der bestimmten Gestalt einzelner Züge und ihrer zarten Verschmelzung. Der wunder-schöne Schatten, den der Strohhut *) auf das schönste von den drei Gesichtern wirft, und die küssenswerthen Hände der beiden anderen Huldinnen des Künstlers haben ihres Gleichen nicht und beweisen unwidersprechlich, daß er sie mit Liebe malte.

Man brachte uns von hier zu Herrn Lambrechts, der nicht bloß Liebhaber, sondern zugleich Künstler sein will, indem er seine Muße damit hinbringt, die alten Stücke seines Kabinet mit einem glänzenden Firniß zu bepinseln, welches oft die schönste Wirkung thut. Er besitzt einige gute Porträts von van Dyk, Rubens, Rembrandt und Jordaens; von dem Letztern insbesondere den Kopf einer alten Frau, mit mehr Ausdruck und feineren Details, als man ihm zugetraut hätte. Auch sahen wir einen italienischen alten Kopf von Spagnoletto, ein Paar große köstliche Vergheims, einige Boelenburgs, Ostaden und Teniers; eine Menge Landschaften von verschiedenen Meistern, eine Aussicht von Antwerpen und der Schelde, das schönste, was ich von Bonaventura Pieters noch gesehen habe, und ich weiß nicht wie viel Herrlichkeiten mehr, die man angafft, um sie gleich wieder zu vergessen. Auf einem großen Gemälde haften unwillkürlich unsere Blicke; es war nicht nur den Stücken dieser Sammlung, sondern überhaupt Allem, was man uns in Antwerpen zeigen konnte, gänzlich fremd. Kein Niederländer konnte den weiblichen Körper so denken, denn keine Niederländerin war je so gebaut; in meinem Leben sah ich nichts Schöneres als diese unbegreifliche Leda, bei einer so gewaltigen Figur; so denke ich mir die Gespielin eines Gottes. Der ungeliche Firniß hätte uns diesmal unwillig machen können; gern hätten wir uns die etwas schwärzeren Schatten gefallen lassen, und der Schnee des Schwans wäre uns weiß genug geblieben, hätte man nur dem elastischen Leben dieses Wunderwerkes seine ursprüngliche Weiche und den reinen Ton der Tizianischen Carnationen gelassen. Eine andere Unvollkommenheit mußte mich über diese ästhetische Sünde trösten: der häßliche Kopf von widriger, zurückstößender Gemeinheit; derselbe, den wir schon in Brüssel an Tizians Danae so abscheulich gefunden hatten. Wie mag es wohl möglich sein, die Vorliebe für ein Modell so weit zu treiben? Wenn

*) Künstlichhaber kennen den chapeau de paille von Rubens; es bedarf aber kaum des Bemerkens, daß auf vergleichende Benennungen hier weiter keine Rücksicht genommen wird.

die Reize des Körpers blind machen können gegen die Mißgestalt des Gesichts, darf man denn nicht wenigstens vom Künstler fordern, daß er den Augenblick seiner Illusion nicht zum Augenblick der Beurtheilung mache? Doch die wahre Ursache dieses Gebrechens liegt wohl darin, das Tizians Phantasie mit seiner Darstellungs-gabe in umgekehrtem Verhältnisse stand.

In der reichen Prämonstratenserabtei St. Michael, wo wir das Thor zum Zeichen des Hohns über den verstorbenen Kaiser, der sie hatte einziehen wollen, mit den drei brabantischen Revolutionsfarben neu angestrichen fanden, zeigte man uns eine Menge Gemälde, die ich Dir nicht alle her erzählen mag. In den Wohnzimmern des Abts hängen die kleineren Stücke; doch hat der Segen Melchisedeks, von Rubens, Figuren in Lebensgröße. Abraham steht seltsam mit einem Stück Teppich über den Kopf verhüllt und gebückt vor dem Priester zu Salem. Könnte das Sujet diesem bunten Stück einen Werth verleihen, so mußte diesmal die Kunst wirklich bei der Religion darum betteln. Van Dyks Taufe Christi hat etwas mehr Anziehendes; Johannes wenigstens ist eine schöne, männliche Figur, und in seine jüdische Physiognomie hat der Künstler etwas Feines und Großes gelegt. Die Stellung ist grazios, und der braune Farbenton trefflich behandelt, um den von der Sonne verbrannten Asceten in der Wüste zu bezeichnen. Für den Maler hat auch das Mechanische der Ausführung in diesem Gemälde, die Arbeit des Pinsels, einen unschätzbaren Werth. Der Christus hingegen ist, wie gewöhnlich, verfehlt. Der Kopf wäre noch schön genug; allein seine Demuth ist geistlos und ohne Würde; die Stellung hat etwas kläglich Zusammengekrüchernes und der ganze Körper ist platt, ohne Haltung und Rundung. Die Nebenfiguren verdienen, wie die Anordnung des Ganzen, keine Erwähnung. Eine Abnahme vom Kreuz, ebenfalls von van Dyk, und die Ehebrecherin von Tintoret wollen wir übergehen, weil sich nichts Gutes von ihnen sagen läßt. Aber ein Paar Blumenstücke muß ich noch bewundern, die in ihrer Art vollkommen sind. Der Meister, der sie verfertigte, Peter Jaes, ist ein jetzt lebender Maler in Antwerpen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er sein Muster, den berühmten van Huisum, vollkommen erreicht, wo nicht gar noch übertrifft.

Das ungeheure Refektorium ist mit fünf ungeheuer großen Schildereien von Erasmus Quellinus dem Jüngern tapeziert. Diese Stücke haben in einer gewissen Ferne erstaunlich viel Effekt; die Figuren springen gleichsam aus der Wand hervor und scheinen zu leben. In jedem Stück ist ein Aufwand von prächtigen Portalen, Hallen, Säulen, Treppen, und in jedem wird geschmaust, vermuthlich um den Mönchen ein gutes Beispiel zu geben. Warum

Quellin den reichen Mann des Evangeliums als Kardinal geschildert hat, wird sich wohl aus irgend einem Privathaf erklären lassen. Mit diesen gemeinen Figuren dürfte indeß wohl nur ein Heißhungeriger sympathisiren, wenn ihm nicht Lazarus die Lust zum Essen benimmt, der hier so ekelhaft erscheint, wie die Parabel ihn beschreibt. In der zur Abtei gehörigen Kirche hängt noch ein Bild von diesem Meister, in demselben Geschmack und von gleichem Verdienst. Es stellt die Heilung des Gichtbrüchigen vor; allein die Figuren verlieren sich in einer prächtigen Masse von Architektur, denn das Stück ist vierzig Fuß hoch und nach Verhältniß breit. Einem Maler, der nach diesem Maßstabe arbeitet, fehlt es wenigstens nicht an Feuer und gutem Muth; von Feinheit und Ausbildung wollen wir schweigen.

Unser Führer ließ uns in der Augustinerkirche drei Stücken huldigen, weil sie von van Dyl, Rubens und Jordaens gemalt worden sind. Das Gemälde des erstern prangt mit schönen Engeln und einem heiligen Augustin, der in seiner Ekstase den Himmel offen sieht; ich glaube indeß, ein so klägliches Christus, wie der über ihm sitzende, hätte den stolzen Bischof von Hippo bei aller seiner politischen Demuth außer Fassung bringen können. Das große Altarblatt von Rubens sagt mit allen seinen Figuren nichts und könnte eine *Olla potrida* von Heiligen heißen. Jordaens, im Märtyrertum der heiligen Apollonia, ist abscheulich, ekelhaft und verworren. Im Vorbeigehen besuchten wir noch die Begräbniskapelle von Rubens in der St. Jakobskirche; sie ist wegen des Gemäldes berühmt, wo er sich selbst und seine Familie als Heilige und Andächtige travestirt hat. Er selbst ist ein heiliger Georg, und seine beiden Frauen stehen ihm zur Seite. Die Erfindung mag ihm nicht viel Kopfbrechens gekostet haben; man kann aber nichts Meisterhafteres von Ausführung sehen.

Ich komme endlich zur Kathedralkirche, deren Schätze, an Zahl und Werth der Gemälde, dießseits der Alpen mit nichts verglichen werden können. Der Kapellen und Altäre in diesem einen Tempel ist eine ungeheure große Anzahl, und alle sind mehr oder weniger mit Schnitzwerk, Bildhauerei und Gemälden ausgeschmückt, an denen man die Geschichte und den Fortgang der Kunst in den Niederlanden studiren kann. Hier sieht man die Werke der älteren Maler, eines Franz de Brindt oder Floris und des in de Brindts Tochter verliebten Grobschmiedes Quintin Matsys, den diese Liebe zum Maler schuf, des ältern und des jüngern Franck, des Martin de Vos, des Quellinus, des Otto van Beene (Venius), der Rubens Lehrmeister war, und einer großen Menge anderer aus späteren Zeiten. Das Verdienst der älteren Stücke ist mehrentheils ihr Alterthum; denn an Komposition,

Gruppierung, Haltung, Perspektive, Licht und Schatten, Stellung, Leben, Schönheit der Formen und Umrisse, Wahl der Gegenstände etc. ist nicht zu denken. Bei Martin de Vos fängt indeß schon eine gute Periode an; er wußte von allem diesem etwas in seine Gemälde zu bringen, ob mir gleich seine wichtige Erfindung, sich selbst als den Maler und Evangelisten Lucas vorzustellen, wie er die vor ihm sitzende Madonna mit dem Kinde malt, indeß sein Oefte hinter der Staffelei wiederklänet, eben nicht gefallen wollte. Goeborgers Sebastian hat schon mehr Interesse; er wird eben erst angebunden, und seine Figur ist nicht übel gerathen, so fehlerhaft auch das Ganze ist.

Von Rubens Arbeit sieht man hier die schönsten Stücke sorgfältig hinter Vorhängen oder auch hinter übermalten Flügelthüren verwahrt. Wir drängten uns während der Messe vor den Hochaltar und knieten mit dem Haufen andächtiger Antwerper hin, um das große Altarblatt, welches die Himmelfahrt der Jungfrau vorstellt, mit Ruhe anzusehen, ohne Aergerniß zu geben. Ich rathe indeß Jedem, der seinen Glauben lieb hat, diesen Vorwitz nicht nachzuahmen und vielmehr nach dem Beispiele der frommen Gemeine, die uns umgab, sich an die Brust zu schlagen und den Blick auf die Erde zu heften, als den Gegenstand seiner Andacht verwegen in's Auge zu fassen. So lange man nicht weiß, was man anbetet, kann man sich seine Gottheit so göttlich träumen wie man will; ein Blick in dieses Empyrium, und es ist um alle Täuschung geschehen. Die dicke Lady Rubens sitzt zum Skandal der Christenheit leibhaftig in den Wolken, so gemächlich und so fest wie in ihrem Lehnstuhl. Ob sie sich nicht schämen sollte, eine Göttin vorzustellen — und eine Jungfrau dazu? Es scheint in der That nicht, als ob etwas Vermögend wäre, sie aus ihrer gleichgültigen, phlegmatischen Ruhe zu bringen und in Entzücken oder wenigstens in Erstaunen zu versetzen; eine Himmelfahrt oder eine Fahrt auf der Treckschuit, Alles ist ihr gleich. Was könnte denn auch Lady Rubens auf einer solchen Lustreise Merkwürdiges sehen? Nichts als das blaue Firmament und einige Wolken, deren nähere Bekanntschaft sie nicht interessiren kann; sodann eine Menge runder Kinderköpfe mit Flügeln und eine große Schaar von kleinen fliegenden Jungen in allerlei Posen, die am liebsten eine ungeheure, nicht allzu präsentable Partie zum Besten geben, womit die Dame wohl eher in der Kinderstube bekannt wurde, die aber leider zum Fliegen gar nicht gemacht ist. In Italien, sagt man, hätten die Weiber Augen zu mehr als einem Gebrauch: dort sind es die schönsten Fenster der Natur, hinter denen man die Seele lieblich oder göttlich hervortraffen sieht; aber in Antwerpen! hier ist das Auge ja nur ein Oel de boont am Gewölbe des Schädels, um ein wenig Licht hineinzulassen!

Unter dieser lieben Frau, die allen Gesehen der Physik spottet, steht eine Gruppe von härtigen, ernsthaften Männern, die mit der äußersten Anstrengung ihrer Augen auf ein weißes Tuch sehen, das vor ihnen liegt. Von dem, was über ihnen, in den Lüften vorgeht, scheinen sie gar keine Ahnung zu haben; sonst hätte doch wohl einer hinaufgesehen und noch größere Augen gemacht. Kein Mensch begreift, was sie wollen; hätte man nur die Legende darunter geschrieben, so wäre nichts in der Welt so leicht zu verstehen gewesen. War es etwa ein politischer Kunstgriff des Malers, die Geschichte nur Denen zu verrathen, die das Geheimniß schon wissen?

Dieses prunkende Gemälde wird von allen Kennern bewundert, von allen Künstlern mit tiefer Ehrfurcht angestaunt, von allen Reisenden begafft und auf das Wort ihres Miethsalakaten gepriesen. Ich setze noch hinzu: sie haben alle Recht. Nicht nur die Ausführung eines Kunstwerkes von solchen Dimensionen ist etwas werth, sondern man erkennt auch an diesem Meisterwerke nicht den Geniuss des Künstlers. Alles, was hier vorgestellt wird, findet man einzeln in der Natur: solche Menschen, solche Kinder, solche Gestalten und solche Farben. Die Wahrheit, Leichtigkeit und Zuverlässigkeit, womit Rubens sie, aus der Natur aufgefaßt, durch seine Hand verewigen konnte, bilden eine künstlerische Größe, worin er keinen Nebenbuhler hat. Auf diesem ungeheuren Altarblatte umschweben nicht etwa nur ein halbes Duzend Engel, wie in Guido's Gemälde, die Jungfrau; sie bleiben nicht halb im Schatten, nicht halb hinter ihr verbergen, um die einfache Größe des Eindruckes nicht zu stören; hier ist sie von einem ganzen himmlischen Hofstaat umringt; unzählige Kinderfiguren, immer in anderen Stellungen und Gruppen, Köpfe mit und ohne Körper, flattern auf allen Seiten um sie her und verlieren sich in einem Meer von Glorie. In der zweiten, irdischen Gruppe sieht man wieder eine Menge Figuren in Lebensgröße zu einem schönen Ganzen verbunden; und welche Varietät der Stellungen, welche Harmonie der Farbenschattirungen, vor Allem, welche Wahrheit und welcher Ausdruck herrschen auch hier in allen Köpfen! Doch die größte Ueberlegenheit des Künstlers besteht darin, daß er zur Verrfertigung dieses großen Gemäldes nur sechs- zehn Tage bedurfte. Erwägt man den Grad der Thätigkeit und des Feuers, der zu dieser erstaunlichen Schöpfung gehört, so fühlt man sich geneigt, ihr alle ihre Gebrechen und Mängel zu verzeihen.

In der Kapelle der Schilzengilde wird die berühmte Abnehmung vom Kreuz aufbewahrt, die so allgemein für das höchste Kunstwerk von Rubens anerkannt und um zwölf Jahre älter als die Himmelfahrt ist. Ich kann mich auf keine detaillirte Beschreibung dieses so oft beschriebenen, ohne Einschränkung und mit so großem Rechte gepriesenen Gemäldes einlassen; doch Du kennst es

schon aus dem schönen Kupferstich. In Absicht auf lebendige Darstellung bleibt es Wunder; Alles, was ich je gesehen habe, weicht zurück, um diesem Ausdruck Ehre zu geben. Die Zeichnung ist korrekter, als Rubens gewöhnlich zu zeichnen pflegte; die Komposition einfach und groß; die Gruppe schön, so schön, daß man darüber das Kreuz vergißt, dessen unbezwingbare Steifigkeit sonst aller malerischen Grazie so nachtheilig zu sein pflegt. Die Stellungen, die Gewänder, die Falten, das Licht, der Farbenton und die Karnationen — Alles ist bis auf Kleinigkeiten meisterhaft erfunden und ausgeführt. Die Mutter und der Johannes sind wahrhafte italienische Studien oder Reminiscenzen; bei dieser edleren Natur wird man den Uebelstand kaum gewahr, daß Petrus zu oberst auf dem Kreuze, im Eifer seiner Geschäftigkeit, den Gipfel des Luches, worin der Leichnam ruht, in seinen Zähnen hält. Vielleicht ist die kalte Bewunderung, die der Publika dieses Bildes mir abnötigte, ein größeres Lob für den Künstler, als der Enthusiasmus, der darüber bei andern durch Nebenideen entstehen kann. Der Begriff des Erbaulichen darf schlechterdings bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes von keinem Gewichte sein. Vergißt man aber einen Augenblick die Beziehung des vorgestellten Gegenstandes auf die Religion, so wird man mir zugeben müssen, daß die Wahl nicht übler hätte getroffen werden können. Die Hauptfigur ist ein todter Leichnam, und die Verzerrung seiner Glieder, die keiner willkürlichen Bewegung mehr fähig sind, sondern der Behandlung der Umstehenden gehorchen, ist mit dem ersten Augenmerk des Malers, der Darstellung des Schönen, schlechterdings nicht zu reimen. Doppelt ungünstig ist der Augenblick, wenn der Leichnam einen gekreuzigten Christus vorstellen soll; denn es ist eben derselbe, wo alles Göttliche von ihm gewichen sein und der entseelte Ueberrest der menschlichen Natur in seiner ganzen Dürftigkeit erscheinen muß. Es gibt Momente in der Mythologie des Christenthums, die dem Maler freie Hände lassen: Scenen, die eines großen, erhabenen Stils, ohne Verletzung des Schönheitsfinnes, fähig sind und zu der zartesten Empfänglichkeit unseres Herzens reden; allein wessen mag die Schuld sein, daß die flämischen Künstler sie nicht wählten? Liegt sie an ihnen selbst, oder an den Aufbewahrern dieser Mysierien? Haben jene den feinen Sinn nicht mitgebracht, der zu einer solchen Behandlung nöthig ist? oder haben diese den Gegenständen eine so plumpe Einkleidung gegeben, daß jedes Bemühen der Kunst daran scheitern muß? Bloss in dieser einen Kathedralkirche habe ich zweimal die Visitation der Jungfrau durch einen unverschämten Fingerzeig der alten Elisabeth bezeichnet gesehen, und eins von diesen sauberen Stücken war übrigens ein gutes Bild von Rubens. O der niederländischen Feinheit!

Hier breche ich ab. Es gibt noch unzählige Gemälde, sowohl in Kirchen als in Privatsammlungen, wovon ich nichts gesagt habe. Allein von dieser Probe läßt sich ein allgemeines Urtheil über den Geist und Geschmack der flämischen Schule abstrahiren.

Rubens' Porträt.

Ich weile bei dem eigenen Bildnisse des Malers und seiner ersten Gattin. Es ist eine überströmende Geistesfülle in seinem Kopf, und sein ganzes Wesen, sein Anstand, seine Kleidung verrathen die höchste Eleganz. Wenn Rubens so ausgesehen hat — und dieses Bild trägt alle Kennzeichen an sich, daß es treu dem Leben nachgebildet worden ist, — so war der Mensch an ihm bei weitem das Edelste, Größte und Beste; keines seiner Werke gibt einen halb so erhabenen Begriff von ihm, als diese Nachahmung seiner eigenen Züge. Der schöne, kraftvolle Mann sitzt da in der Blüthe des männlichen Alters. Die tiefliegenden Augen sprühen Feuer hervor unter dem Schatten der dunklen Augenbrauen; auf seiner Stirne liest man den Reichtum, und ich möchte fast sagen, auch das Angezähnte seiner Phantasie. Seine Seele ist auf einer Bilderjagd außer dem Bezirke des Gemäldes begriffen. Das hübsche Weib ruht zu seinen Füßen, ihre Rechte in seiner Rechten, und diese Hände sind von vorzüglicher Schönheit. Wahr und treu ist auch ihr Kopf; allein die ungebildete Frau konnte den größeren Menschen nicht fassen, der zugleich Künstler und Staatsmann war, bald an Philipps des Dritten Hofe, bald als sein Abgeordneter bei Karl dem Ersten von England seine Rollen spielte; der Mann, der nach den Mithras seines Zeitalters vortrefflich erzogen war, die Feder beinahe so gut wie den Pinsel führte, um dessen Freundschaft Fürsten warben, und den Wolfgang Wilhelm, Herzog von Neuburg, in seinem eigenen Wagen rettete, als man ihn in Madrid nach dem Leben stand.

Was mag er wohl ersinnen in dieser traulichen Verschränkung, auf dem ländlichen Sitz am Gemäuer, wo sich das üppige Geizblatt mit duftenden Blüten emporschlängelt und über seinem Haupte leichte Schatten weht? Etwa jenes liebeliche Gedicht, wo sieben Amoretten sich hineinfecten in einen Kranz von Blumen und Früchten? Mit welcher Fülle, mit welcher Kraft sind diese Formen aus der Anschauung gegriffen! Welches Leben regt sich in ihren Gliedern! Wie ganken die gesunden Nerven so froh in vollem Treiben ihrer neuerprobten Muskelkraft! Des schönsten Genusses Kin-

der, als Zeit und Sinne schwanden; Dasein ihre ganze Bestimmung, Zweck und Mittel zugleich; und auch ihnen gelten Zeit und Zukunft noch nicht! Hierher den Blick, ihr Weisen, und sagt uns, ob es andere Bäume gebe, als das schöne Leben zu sehen und zu fühlen: es ist!

Leyden.

— An einem schönen Abend machten wir endlich nach unserer Gewohnheit einen Spaziergang rund um die Stadt. Die Sergejalt, womit der breite Weg, bloß für Fußgänger, wie eine Gartenallee unterhalten wird; die überall willkommene, nirgends ängstlich erkünstelte Reinlichkeit; die heiligen Schatten ehrwürdiger Linden und Almen, unter denen wir wandelten; die Pracht der Blüten in den Obstgärten rund umher; die balsamische, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft, in welcher kein Blättchen sich bewegte und kaum die Nachtigallen zu flöten wagten; die gut und einfach gekleideten Bürger, die uns einzeln oder paarweis begegneten und uns zuletzt in der Dämmerung ganz allein ließen; der unverhoffte Anblick des Rheins, der hier ein stiller, kaum merklich fließender Kanal von unansehnlicher Breite geworden ist; das Heer der Gedanken, das sich bei diesem Genuß in uns regte; die Heiterkeit des traulichen einsamen Gesprächs, der kühne Flügelschlag der Phantasie, von dieser zauberischen Gegenwart hinüber in die Gefilde der Erinnerung, und nun, heilige, beglückende Schauer der sanftesten Schwermuth — wer vermag das Bewußtsein zu beschreiben, das so ergriffen wird?

Um sechs Uhr Morgens verließen wir Leyden. Von allen Seiten um uns her ertönte ununterbrochener Gesang der erwachenden Vögel. Die Sonne vergoldete die Thürme hinter uns. Unsere Barken umflatterten die Röhre, die Brachvögel, die Schnepfen, die Meeresschwalben, und Alles jauchzte und jubelte in der Lust und auf den Wiesen. Das bunte Vieh, in hundert kleinen, zerstreuten Heerden, bedeckte die unermeßliche Ebene, die mit frischem smaragdgrünem Grün dem reinen blauen Himmel entgegen lagte; ein leichtes Lüftchen lieblosete die spiegelglatte Fläche des Kanals, worauf wir hinglitten, und ein Spiegel in der Kapüte malte uns immer wieder zum zweitenmal die Ansichten, die in entgegengesetzter Richtung vor unserm Auge vorüberflogen. Sogar die wortkargen Schiffer fühlten den Einfluß des belebenden Frühlings und glückwünschten einander naiv und energisch zum köstlichen Wetter.

Diese Schiffer auf den Kanälen, die ich sorgfältig von den Schiffsenden zur See unterscheiden, dürften leicht die langsamsten,

phlegmatischsten unter allen Einwohnern von Holland sein, und weil die meisten Reisenden sie beständig vor Augen, vielleicht auch von ihrer Indolenz am meisten zu dulden haben, ist vermuthlich auch von ihnen der so allgemein bekannte Nationalcharakter abstrahirt, der keinesweges so genau auf die übrigen Volksklassen paßt. Ihnen begegnet nie etwas Ungewöhnliches auf ihren Fahrten; ruhig sitzen sie da, lassen sich und ihren Rachen vom Pferde ziehen und fühlen kaum, daß sich das Fahrzeug unter ihnen bewegt. Alle Gegenstände sind ihnen unterwegs bekannt, alle kehren zur gesetzten Minute wieder vor ihr Auge zurück; sie sehen auf dem Hin- und Herwege von einer Stadt zur andern nichts Neues, die Passagiere ausgenommen, die ihnen so gleichgültig sind, wie die Bäume am Rande der Kanäle. Ihr ganzes Geschäft heischt nicht die mindeste Anstrengung; der eine führt das Ruder, der andere vorn gibt Acht auf das Seil, löset es ab, wenn die Bark unter einer Brücke hinzieht, und greift es, sobald sie hindurch ist, auf der andern Seite wieder auf. Einige Augenblicke vor der Ankunft sammelt der Steuermann die Bezahlung von den Passagieren ein. So treibt er es den ganzen Tag, und am folgenden Morgen geht es wieder so fort. Hieraus entspringt jene Gemessenheit und Langsamkeit in allen Bewegungen, die einen lebhaften Menschen oft in Verzweiflung bringen möchte. Alles geschieht zu seiner Minute, aber gewiß auch keine Sekunde früher. Kein Muskel verzieht sich in dem festen, dicken, ruhigen, rothen Gesicht, wenn auch auf der Wange des Fremden die Farbe zehnmal geht und kommt. Eine bei uns ganz ungewöhnliche Höflichkeit, ohne die mindeste Affektation oder Hierei, kann man indeß diesen Menschen so wenig, wie ihren Landsleuten überhaupt, absprechen. Sie grüßen die Vorübergehenden sehr herzlich und freundlich, ziehen vor dem Geringsten den Hut ab, antworten mit Gefälligkeit und Bereitwilligkeit auf alle Fragen, weisen einen gern zurecht und äußern also in ihrem Betragen, wie in ihrer Kleidung und in allen anderen Verhältnissen, die Art von Rechtlichkeit, die nur wohlhabenden Nationen eigen ist. Die Politik ist ihr liebstes Gespräch, ihre einzige Lektüre die Zeitungen, ihr Zeitvertreib die Tabakspfeife, und ihr Labfal ein Glas Wachholderbranntwein. Auf ihre Ehrlichkeit kann man sich vollkommen verlassen; mit der größten Aufmerksamkeit sorgen sie, daß man Alles aus dem Schiffe mitnimmt und nichts vergißt. —

Aus Amsterdam 1790.

1.

In einer Nacht hat sich unser Schauplatz so sehr verändert, daß nichts gegenwärtig Vorhandenes eine Spur des Gestrigen in unserm Gedächtniß weckt. Wir leben in einer andern Welt, mit Menschen einer andern Art. Wir haben zwei Schauspiele gesehen, die ich Dir zu schildern wünschte, um Deiner Einbildungskraft den Stoff zu einigen Vorstellungen von Amsterdam zu liefern. So spät es ist, will ich es noch diesen Abend versuchen; die Gespenster des Gesehenen sind noch wach in meinem Kopf und gönnen mir keine Ruhe.

Wir standen auf dem Werft der Admiralität; uns zur Seite stand das prächtige Arsenal, ein Quadrat von mehr als zweihundert Fuß, auf achtzehntausend Pfählen ruhend, und ganz mit Wasser umflossen. Schon waren wir durch seine drei Stockwerke gestiegen und hatten die aufgespeicherten Vorräthe für ganze Flotten gesehen. In bewundernswürdiger Ordnung lagen hier, mit den Zeichen jedes besondern Kriegsschiffs, in vielen Kammern die Untertaue und kleineren Seile, die Schiffsblöcke und Segel, das grobe Geschütz mit seinen Munitionen, die Flinten, Pistolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompassse, Flaggen, mit Einem Worte Alles, bis auf die geringsten Bedürfnisse der Ausrüstung. Vor uns breitete sich die unermessliche Wasserfläche des Hafens aus, und in dämmernder Ferne blickte der Sand des flachen, jenseitigen Ufers. Weit hinabwärts zur Linken hob sich der Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer; die Sonnenstrahlen spielten auf ihrem glänzenden Firniß. Am Ufer und nah und fern auf der Rhede lagen theils abgetakelt und ohne Masten, theils im stolzesten Aufpuß mit der Flagge, die im Winde flatterte, und dem langen, schmalen Wimpel am obersten Gipfel der Stengen, die größeren und kleineren Schiffe der holländischen Seemacht. Wir ehrten das Bewußtsein, womit uns der Hafenmeister die schwimmenden Schlösser zeigte und mit Namen nannte, deren Donner noch zuletzt so rühmlich für Holland auf Doggersbank erscholl. Mit ihm bestiegen wir den Wirth von vier und siebenzig Kanonen, ein neues Schiff, das schon im Wasser lag, und stammend durchsuchten wir alle Räume, wandelten umher auf den Verdecken und betrachteten den Wunderbau dieser ungeheuren Maschine. Zur Rechten lagen die Schiffe der ostindischen Kompagnie bis nach der Insel Osterburg, wo ihre Werfte sind. Die ankommenden und auslaufenden Fahrzeuge, sammt den kleinen

rudernden Booten belebten die Scene. Um uns her auf dem geräumigen Berste feierten die Tausende von Rattenburgern von ihrer Arbeit; in mehreren großen und kleinen Gruppen ging und stand die zehntausendköpfige Menge von Zuschauern; ein buntes Gewühl von See- und Landoffizieren in ihren Uniformen, von Zimmerleuten in ihrem schmutzigen Schifferkostüm, von müßigen, umhertobenden Knaben, von ehrsamem amsterdamer Bürgern und Frauen, von Fremden endlich, die aus allen Ländern hier zusammentreffen und einander oft so sehr überraschen, wie uns hier eben jetzt die Erscheinung unseres R. aus Göttingen.

Endlich naht der entscheidende Augenblick heran. Man stellt uns vorn an den Kiel der neuen Fregatte, so nah daran, daß der getheerte Rauch über unseren Köpfen schwebt. Völlig sicher stehen wir da und bewundern die Kunst der Menschen, die jeden Gedanken von Gefahr entfernt. Könnte das Schiff umwerfen, statt abzulaufen, so lägen hier Hunderte von uns zerschellt. Jetzt werden die Blöcke weggeschlagen, worauf es noch ruht; jetzt treibt man hinten einen Keil unter, um es dort höher zu heben; man kappt das Tau, woran es noch befestigt war — und nun, als fühlte der ungeheure Körper ein eignes Leben, nun fängt er an, erst langsam und unmerklich, bald aber schneller sich zu bewegen, schon krachen unter ihm die kleinen untergelegten Bretter, und sieh! jetzt gleitet er mit immer zunehmender Geschwindigkeit in's Meer! Tief taucht sich der Schnabel ein, bis das Wasser die ganze Masse trägt, eben so tief versinkt jetzt wieder das Hintertheil; die Fluten laufen hoch am Ufer hinauf, und die umliegenden Schiffe schwanen hin und her. Es janchzt und frohlockt die Menge der Waghälse, die auf dem neuen Triton über unseren Köpfen wegfahren; sie schwenken ihre Hüte, und ein lauterer Jubelgeschrei vom Lande übertönt ihre Stimmen. So hebt sich himmelan das Herz von stolzer Freude über das Wollen und Vollbringen des menschlichen Geistes!

Ich weile noch einen Augenblick auf diesem Schauplatz der umfassendsten Geschäftigkeit; denn sie ist es, der die Stadt und selbst die Republik ihr Dasein und ihre Größe verdanken, und in der Betrachtung dieses Phänomens werden zugleich die Hauptzüge des Nationalcharakters offenbar. Welches andere Volk in Europa hätte den ausdauernden Muth gehabt, mit Philipp dem Tyrannen, dem mächtigen Beherrscher beider Indien, und seinen Nachfolgern den achtzigjährigen Krieg zu führen? Welches Volk hätte nicht in dem unglücklichen Jahr 1672, als Ludwig der Vierzehnte schon bis Muiden vorgedrungen war, sich ergeben, sondern zu zahlen aufgefordert? Nur mit ihren durch den Handel erworbenen und concentrirten Kräften, mit ihren vorsichtig aufgeschauften Materialien zum Schiffbau und zur Ausrüstung ihrer ungeheuren

Flotten, konnten die Niederländer so lange der vereinigten Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten; allein ohne die freiwillige Einschränkung auf die ersten Bedürfnisse des Lebens, diese hohe Republikanertugend, die hier wenigstens in eben dem Maße raisonnirt als klimatisch und körperlich war, hätten sie zu einem solchen langwierigen Wettstreit weder physische Kräfte noch Stärke der Seele gehabt. Wahrlich, die Besonnenheit, die mit unermüdetem Fleiße, mit dem redlichen Bestreben nach einem Vermögen, welches der Erwerb ihrer eigenen Hände sei, mit Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten und Talent zu ihrer Vervollkommenung, mit Kühnheit auf dem Meere, mit Tapferkeit im Kampfe, mit Standhaftigkeit in Gefahr, mit Beharren in Widerwärtigkeit, mit Enthaltbarkeit im Ueberfluß, und was über dieses Alles geht, mit unaussprechlicher Freiheits- und Vaterlandsliebe verbunden ist — die darf man wohl etwas mehr als bloßes Phlegma nennen!

Also nicht dem Auge allein, sondern auch dem Verstand erscheint Amsterdam von der Wasserseite in seinem höchsten Glanze.

Ich stelle mich in Gedanken in die Mitte des Hafens und betrachte links und rechts die Gruppen von vielen hundert Schiffen aus allen Gegenden von Europa; ich folge mit einem flüchtigen Blick den Küsten, die sich nach Alkmaar und Enkhuysen erstrecken und auf der andern Seite hin den Busen des Texels bilden. Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleißigen Vienenschwarms längs dem unabsehblichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Südersee und der rastlose Umschwing der Tausende von Windmühlen um mich her — welch ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzlosigkeit in diesem Anblick! Handel und Schifffahrt umfassen und benutzen zu ihren Zwecken so manche Wissenschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommenung. Der Eifer der Gewinnssucht schuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man sich um ihre Ausbildung gab; sie knüpfte ferne Welttheile an einander, führte Nationen zusammen, häufte die Produkte aller verschiedenen Zonen — und immerfort vermehrte sich dabei ihr Reichthum von Begriffen; immer schneller ward ihr Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten Länder; dort verwebte man es in die Masse der bereits vorhandenen und angewandten Kenntnisse, und früher oder später kommt das neue Fabrikat der Vernunft an das Ufer der Umstel zurück. — Dies ist mir der Totaleindruck aller dieser unendlich mannigfaltigen, zu einem Ganzen vereinigten Gegen-

stände, die vereinzelt und zergliedert so klein und unbedeutend erscheinen. Das Ganze freilich bildet und wirkt sich in's Dasein aus, ohne daß die Weisesten und Geschäftigsten es sich träumen ließen; sie sind nur kleine Triebfedern in der Maschine, und nur Stückwerk ist ihre Arbeit. Das Ganze ist nur da für die Phantasie, die es aus einer gewissen Entfernung unbefangener beobachtet und die größeren Resultate mit künstlerischer Einheit begabt; die allzu große Nähe des besonderen Gegenstandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, sich konzentriert, verbirgt ihr auch des Ganzen Zusammenhang und Gestalt. —

Nachmittags machten wir nach unserer Gewohnheit einen Spaziergang durch die Stadt. Die Aussicht von der Amstelbrücke hält den Vergleich mit der Maas bei Rotterdam nicht aus: dagegen sind die Hauptstraßen an den großen Kanälen (Herengracht, Prinsengracht, Keizersgracht etc.) weit länger und breiter, als selbst der schöne Boompas, und ihre Häuser sind größtentheils Paläste. In einer kleinen Stadt fällt das Gewühl mehr auf, als hier, wo man Raum hat, einander auszuweichen; allein es gibt auch in Amsterdam Gegenden, wo man sich nur mit Mühe durch das Gewimmel in den engen Gassen durchdrängen kann. Den ganzen Tag herrscht überall ein unaufhörliches Getöse; die unzähligen Equipagen der Bürgermeister und Rathsherren, Staatsbeamten, Direktoren der ostindischen Kompagnie, Aerzte und üppig gewordenen Reichen, der ununterbrochene Waarentransport und die deshalb so oft aufgezogenen Zugbrücken sperren den Weg und verursachen ein beständiges Rufen und Gerassel; vom frühen Morgen an schreien Männer und Weiber auf allen Straßen mancherlei Sachen zu verkaufen aus; die Kirchthürme haben Glockenspiele, und des Abends wandern Leiermänner und singende Weiber umher.

Im Rathhause, diesem großen, prächtigen, mit architektonischen Zierrathen und Fehlern überhäuften Gebäude, welches gleichwohl einige sehr schöne Säle und Zimmer enthält, sahen wir unter vielen Gemälden eins von Rembrandt und eins von van Dyk, die als Porträtjammungen einen hohen Rang behaupten. Es ist auffallend, wie die besten Stücke von Valler, Flinck, van der Helst, Sandraert und andern guten Malern weggelassen, wenn man den van Dyk gesehen hat. Komposition ist indeß in keinem, denn es sind lauter an einander gedrängte Bildnisse von bekannten Männern, manchmal vierzig, fünfzig und noch mehr auf Einem Gemälde. Die allegorischen Schildereien und Bildsäulen, sowohl im Gerichtssaal als im großen Bürgeraal und in der Bürgermeisterkammer, sind leider! keine Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die der modernen Allegorie eben nicht zum Ruhm gereicht.

Es hält schwer, die charakteristischen Umriffe bestimmt anzugeben, worin das Unterscheidende der holländischen Nationalgestalt liegt. Der ganze Körper ist gewöhnlich sehr robust, und man wird selten eine Figur von feinen, eleganten Proportionen und zartem Knochenbau gewahr. Das Uebersättigte aber, das Schlasse, Abgespannte, wodurch die Brabanter uns so zuwider wurden, habe ich hier nur als seltene Ausnahme bemerkt; gewöhnlich ist hier Alles feste Faser und derbes Fleisch. Der blonde Teint hat die starke Röschenröthe der blutreichsten Gesundheit, wobei die Haut nur selten so zart zu sein pflegt, wie unsere Weichlinge sie verlangen und unsere Mädchen, diesem Geschmache zu gefallen, sie sich wünschen und durch tausend fruchtlose Künste zu schaffen suchen. Das blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen einen festen kalten Blick. Lange Nasen und gerade Profile sind nicht ungewöhnlich, und die Mundwinkel laufen selten scharf zu, sondern bleiben gutmüthig breit, womit zuweilen ein Ausdruck von Beschränktheit verbunden ist. Wie verschieden aber auch der Schnitt der Lippen sei (denn es gibt deren, die allerdings sonderbar geschnitten sind und, zumal unter dem Pöbel, etwas Redes, oft auch etwas Hartes verrathen), so scheint mir doch um den Mund und an dem Halbe das allgemeine physiognomische Wahrzeichen, welches die Holländer kenntlich machen kann, am deutlichsten ausgeprägt. Ohne Scherz, ich glaube, daß die Theile, welche die Sprache bilden, wieder von ihr und für sie gebildet werden, und die hiesige ganz eigene vokalenreiche Mundart mit ihren vielen breiten Doppellauten, ihren Gurgeltönen und ihrem weichen Geziß ertheilt der Kehle, der Zunge, den Mundmuskeln, Halsmuskeln und Wangen die eigenthümliche Bewegung, die mit der Zeit auf die Gestalt dieser Theile wirkt. Man hat, wenn ich mich recht erinnere, die Bemerkung schon eher gemacht, daß die republikanische Verfassung den Sitten und zugleich dem Ausdruck der Gesichtszüge etwas Einförmiges gibt; ich finde hier das Phänomen bestätigt, was es auch für ein Bewandniß mit der Ursache haben mag. Indes herrscht doch in den hiesigen Physiognomien ein bestimmter Charakter, der mit der Erziehung und Lebensweise, mit der Denkungsart und der Ausbildung im engsten Verhältnisse steht. Man sage nicht, weil überall nur eine kleine Anzahl von Begriffen unter den geringeren Volksklassen in Umlauf kommt, daß es gleichviel sei, worin diese bestehen und von welcher Art sie sein mögen. Die überwiegende Stärke, womit hier gewisse moralische Grundsätze auf die Handlungen des großen Haufens einfließen, die ebenfalls in Gefühl übergegangenen Ideen von Freiheit, die davon unzertrennliche Selbstachtung und die gefürchtete Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung oder der allgemeinen Stimme des Publikums wirken, nebst vielen anderen Ursachen, um diese Men-

schen auf eine Stufe der Humanität zu heben, welche vielleicht von andern Völkern mit glänzenderen Eigenschaften nicht immer erreicht wird und über den Standpunkt der faden Nacen unendlich erhaben ist, die, gegen den Sporn der Ehre und der Schande unempfindlich, ihre Leere und moralische Nullität nur mit dem Hirn der Nachahmung und eines aberwitzigen Leichtsinnes übertünchen. Es ist wahr, man vermist hier ziemlich allgemein jene leichte, spielende Flamme des Geistes, die aus dem Sterne der Augen leuchtet, im Aufschlag der Wimper protensähnlich sich verändert, in dem feinen Fältchen der Stirne lauscht und des Mundes gedankenreiche Stille umgankelt; jenen leisen Lebensathem, der Alles durchhaucht, jene Empfindung, die nur empfunden werden kann, jenen Blick, der in einem Augenblick zehn entfernte Ideen zündet und in die Fenerkette des Gedankens knüpft! Hier ist der Geist in der Masse gebunden und mit ihr verkörpert; roh, schwerfällig und einseitig ist der Volkssinn, aber nicht ohne Originalität und Energie. Das Vertrauen in eigene Kräfte, die selbstzufriedene Bebaglichkeit, gewinnt oft das Ansehen von kalter Unempfindlichkeit; die langsame bedächtige Gleichmüthigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienfähigkeit ansarten; das entschiedene Wollen geht über in Starrsinn, und die nüchterne Sparsamkeit in Habsucht und Geiz. Solche Karikaturen drängen sich durch ihre eckigen Züge dem Gedächtniß am leichtesten auf, und darüber vergißt nicht selten der Beobachter die Tugenden anzumerken, aus denen sie entspringen.

Ich habe über diese Erinnerungen an die mannigfaltigen Auftritte, die wir heute mit angesehen, nicht daran gedacht, Dir zu erzählen, wie wir hergekommen sind; du wirst es nicht mehr so wunderbar finden, daß ich hier schon in die dritte Stunde schreibe, wenn Du erfährst, daß wir die vorige Nacht ganz ruhig geschlafen haben, während der Genius dieses wasserreichen Landes, in Gestalt eines wackeren Schiffers, uns sanft vom Haag nach Harlem führte. Der Graf V. von N. hatte uns die prächtige Nacht verschafft, die den Bürgermeistern von Haag gehört. Wir fanden beim Einsteigen zwei saubere Betten, mit Allem versehen, was die verwöhntesten Sinne von Eleganz und Bequemlichkeit verlangen können. Kaum hatten wir uns ausgekleidet (es war gleich nach Mitternacht), so ertönte überall in den Gebüschen längs dem Kanal das Lied der Nachtigallen und sang uns in den Schlaf. Am folgenden Morgen erwachten wir eben, indem die Barke bei Hartekamp vorbeifuhr, jenem Garten des reichen Cliford, wo der große Linné sich so manche botanische Kenntnisse erwarb. Es kostete einen Wink, so ließ unser Palinurus die Betten verschwinden. Wir blickten auf die umliegende Gegend durch zehn Fenster, deren jedes in einer überaus großen Scheibe von prächtigem geschliffenen Spiegelglase bestand,

und fast schien sie uns dadurch einen besonderen Grad von Anmuth zu erhalten. Der Morgen hatte Thränen im Auge, doch kamen auch Sonnenblicke und beleuchteten die Wiesen und Tristen, die Dünen, die Meierhöfe und die Lustgärten, zwischen denen wir mit unmerklicher Bewegung hinschlüpfen. An den Ufern bald auf dieser, bald auf jener Seite lagen ruhig wiederkäuend die schönen Rüge. Schon zeigten sich die Thürme von Harlem, als der Kapitän auf einem zierlichen Bord von Mahagoni das silberne Theegeschirr der Herren Bürgermeister hereinbrachte; nie hat man schöner auf weich gepolsterten Sitzen im Angesicht einer lachenden Landschaft gefrühstückt. Vor den Thoren von Harlem stand, unserer harrend, ein schönes Kabriolet, mit ein paar unvergleichlichen Harttrabern bespannt; denn V. wollte nichts zur Hälfte gethan haben. Wir verließen also unsern lieblichen Käfig und fuhren oder flogen zwei Stunden lang auf einem vortrefflichen Wege. Von Zeit zu Zeit sahen wir Leute mit Schaufeln stehen, womit sie die fast unmerklichen Fahrgleise zuwarfen; andere schöpften Wasser aus dem Kanal und bespritzten den Weg, damit der wenige Staub sich legte. So eilten wir längs dem Harlemer Meere bis an den Punkt, wo nichts als der Straßendamm es von dem größern Y scheidet. Auf dieser Stelle hat die Aussicht eine erhabene Größe; beide Gewässer sind von so weitem Umfange, daß man ihre entfernten Grenzen am Horizont nicht erkennen kann; man glaubt auf einem kleinen Eiland im unermesslichen Meere zu stehen. Indes näherten wir uns dem geschäftigen voll- und geldreichen Amsterdam; eine Menge Windmühlen zeichneten uns am Horizont seinen Umfang vor; in einer katholischen Stadt von dieser Größe hätten hundert Kirchen mit ihren stolzen Thürmen den Aublick aus der Ferne verschönert. — Aus der Ferne! —

2.

In dem entwerdenden Klima von Indien gewöhnen sich die europäischen Eroberer nur gar zu leicht an asiatische, weiche Leichtigkeit und Pracht. Treibt sie hernach das unruhige Gefühl, womit sie dort vergebens Glück und Zufriedenheit suchten, mit ihrem Golde nach Europa zurück, so verpflanzen sie die orientalischen Sitten in ihr Vaterland. Man sträubt sich zwar in Republiken eine Zeitlang gegen die Einführung des Luxus; allein der übermäßige Reichtum bringt ihn unfehlbar in seinem Gefolge. Wenn gleich nüchterne Enthaltbarkeit mehrere Generationen hindurch die Ersparnisse des Fleißes vervielfältigte, so kommt doch zuletzt das aufgehäuften Kapital

an einen lachenden Erben, der über die Besorgniß hinaus, es nur vermindern zu können, die Forderungen der Gewinnucht mit der Befriedigung seiner Sinne reimen lernt. Unglücklicherweise pflegt dieser Aufwand selten anders als barbarisch und geschmacklos zu sein, da der Sinn des Schönen, wodurch der Kurns allein erträglich wird, eine frühzeitige Bildung voraussetzt, die dem Sohn eines kargen Reichthums nicht zu Theil werden kann. Von dieser Seite hat die Emsigkeit, wovon man hier so viele Beispiele sieht, der das Sammeln, statt bloßes Mittel zu bleiben, alleiniger engherziger Zweck geworden ist, etwas Empörendes; man erkennt an ihr zu deutlich den Uebergang einer vereinzelt tugendhaften Gewohnheit durch ihr Extrem in das verwandte Laster, die Metamorphose der schönen edlen Sparsamkeit in niedrigen verächtlichen Geiz. In dieser traurigen Abgestorbenheit, die alle Verhältnisse des Menschen, bis auf das Eine mit seinem Mamm, gänzlich vernichtet, geht nicht nur die Möglichkeit der individuellen Ausbildung verloren, sondern auch die Erziehung des künftigen Besitzers wird so sehr vernachlässigt oder verschoben, daß, wenn Temperament und Beispiel ihn in der Folge zum Brasser machen, sein Mißbrauch der ererbten Schätze genau so mineralisch bleibt, wie es des Vaters Nichtgebrauch derselben war.

Ich mache diese Betrachtung, indem ich erwäge, welche unzählige Verbindungen von nie vorherzusehenden Ursachen zur Entstehung eines Volkscharakters mitwirken können, und wie sehr man Unrecht hat, den späten Enkeln eine Schuld beizumessen oder auch ein Lob zu erteilen, wovon der Grund vor Jahrhunderten in einer nothwendigen Vertretung der Umstände gelegt worden ist. Die Widerwärtigkeiten, womit die Holländer in früheren Zeiten zu kämpfen hatten, stärkten in ihnen den hartnäckigen Geist der Unabhängigkeit. Ihre Freiheitsliebe führte sie zu großen Aufopferungen; ihre Enthaltbarkeit ward ihnen zur andern Natur. Indes alle Nationen Europas bereits einer Ueppigkeit fröhnten, die, gleich einer ansteckenden Seuche, weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand verschonte, blieben sie allein unangefochten von ihrem verführerischen Reiz, in rauher, unzierlicher, republikanischer Einsamkeit. Aber ihr Muth, der ihnen das reiche Batavia schenkte, ihr Handelsfleiß, dem alles Gold von Asien und Europa in der Hand zurückblieb, ihre Sparsamkeit selbst, die ihnen wehrte, die gesammelten Schätze wieder zu zerstreuen, bereiteten die jetzige Anwendung derselben vor. Jetzt befinden sich die Holländer in der Lage aller spät reisenden Völker; indem sie aus jenem vegetirenden Leben erwachen, sehen sie ihre Vorgänger in der Laufbahn des Genusses als Muster an, denen sie mit verdoppelten Schritten, oder vielmehr mit einem Sprunge,

nachzueilen wollen, und diese unglückliche Nachahmung stört sie in dem ruhigen Gange der ihnen angeeigneten Entwicklung.

Dem physischen und klimatischen Naturell der Holländer, wie ihrem besonnenen Gemüthscharakter, ziemte die äußere Simplicität; ihre Kultur durfte sich nie von dieser Grundlage entfernen; sie mußte lediglich darauf gerichtet sein, dem Einfachen Glanz und Größe beizugesellen. Der bunte, kleinliche Kurns der Mode, der glatte Firniß herzloser Sitten, die wortreiche Leere der Ideen des Tages, stehen ihnen wie erborgte Kleider. Wit, Laune und Geist können unsere Aufmerksamkeit von diesen Mißverhältnissen des Welttons abziehen; ihr munteres Spiel kann wenigstens auf einige Augenblicke ergößen, wenn schon nicht entschädigen für den Mangel an Schönheit und Harmonie; französische Leichtigkeit endlich scheint zu diesen Fitterstaate zu passen, wie Schmetterlingsflügel zum Schmelz der brennendsten Farbenkontraste. Bei andern Nationen können zwar diese flüchtigen Blüthen des französischen Charakters als einzelne Erscheinungen hervorsprossen; sie gehören aber nie zu dem specifischen Gepräge, womit die Natur und das Schicksal sie von einander ausgezeichnet haben. Allen deutschen und nordischen Völkern (sagt möchte ich auch die Engländer mit einschließen) macht daher ihre Organisation und ihre ganze Geistesanlage einen edleren Ernst und eine überlegte Einheit des Betragens zur natürlichen Pflicht; jede Abweichung von dieser Norm bestraft sich selbst durch die davon unzertrennliche Lächerlichkeit, die Niemanden so komisch auffällt, wie dem leichtsinnigen Volke, dessen Tracht und Manieren man ungeschickt nachahmen will. Selten wird ein Franzose sich die Zeit nehmen, den eigenthümlichen Werth des deutschen, holländischen und englischen Nationalcharakters auszuforschen und anzuerkennen; kein Wunder also, wenn ihm auf den ersten Blick die meisten fremden Gesellschaften eine Aehnlichkeit mit einem abderitischem Maskenball zu verrathen scheinen, wo Niemand Talent und Versatilität genug besitzt, um dem gewählten Charakter gemäß seine Rolle zu spielen, sondern jeder treuherzig den ganzen Scherz darin sucht, hinter einer bedeutenden Larve ein Schafsgesicht zu verdecken.

Es ist nicht etwa eine neue Kezerei, die ich da predige; von allen unserm Beginnen gilt die Regel, daß eigene Empfindung sich damit gleichsam identificiren muß, um es mit einer gewissen Würde zu stemeln. Die Religion selbst ist eben darum so tief herabgesunken, weil sie bei den meisten Menschen als ein bloß überkommenes Erbsäckel im Gedächtniß haftet und nicht bis in's Herz und aus dem Herzen wieder, als eine schöne Blume der individuellen Menschheit, an das Licht gedrungen ist. Die Wissenschaften werden verächtlich im Munde des Lehrers, der sie mechanisch erlernte, um sie mechanisch herzulehren. Die Formeln des gestifteten Umganges

ekeln uns an, wenn kein Gefühl des Schicklichen, keine wahre Achtung für die eigene und die fremde Moralität sie länger wirkt, ob sie gleich ursprünglich daraus entstanden. Der nachgeahmte Luxus, der nicht mit originellem Kunstsinne bezeichnet ist, kann eben so wenig einen angenehmen Eindruck machen, wie jene Papageien- und Pudelkünste; er erschien nie an seiner rechten Stelle und blieb dort immer fremd, wo man ihn nicht ersand. Ich trete nur an den Putz des Frauenzimmers, um mir noch einen Beleg zu dieser Wahrheit zu holen. Unsere Kleidermoden entlehnen wir von Frankreich; allein wer dieses Land je betreten hat, wird mir bekennen müssen, daß ihre Extravaganz und Unnatürlichkeit dort lange nicht so unerträglich scheinen, wie außerhalb seiner Grenzen. Wie wenig Sinn für das Rechte, Einfachschöne der Natur man immer den Französinnen zugestehen mag — einen Sinn für das Passende und Gefällige des Anzuges wird man ihnen schwerlich abstreiten können. Sie sind gleichsam Eins mit ihrem Putz, und die Erfindung des Tages erhält unter ihren Händen das richtige Verhältnis zu ihren persönlichen Reizen. Wenn hingegen eine fremde Tracht zu ihren Nachbarinnen herüberkommt, bringt sie fast immer das empörende Schauspiel einer unbedingten Nachahmung zuwege; im Theater, in den Assemlen, in den Konzert- und Tanzsälen sieht man nur lebendige Puppen, die ohne die mindeste Rücksicht auf ihren verschiedenen Körperbau und ihre Gesichtszüge, mit völlig gleichförmigem Putz behangen sind.

Dieser Kontrast zwischen der erborgten Kleidung und der Gestalt so wie dem Charakter des Frauenzimmers scheint mir hier noch auffallender als bei uns zu sein und zuweilen an Karrikatur zu grenzen. Wir haben die schöne Welt von Amsterdam im französischen Theater versammelt gesehen, welches hier auf Subskription von einigen der vornehmsten Häuser unterhalten wird, und wo Niemand Zutritt haben kann, der nicht von den Theilnehmern Billets bekommt. Der Unterschied der Sitten zwischen diesem Publikum und jenem in dem holländischen Schauspielhause zeigte schon, daß hier die erlesenste Gesellschaft versammelt war. Alle Mannspersonen waren sauber gekleidet, zum Theil reich gepuht, und Niemand ließ es sich einfallen, den Hut aufzusetzen. Unter den Damen zeigte sich manches hübsche Gesicht, dem nur etwas von jener allgemeinen Belebung fehlte, die eine zarte, rege Empfänglichkeit verräth. In Amsterdam mag wohl nicht der Geist auf den Wassern schweben; er schwebte nicht einmal in dem Walde von Strauß- und Dahnensefern, nicht in den Bändern, nicht in den Halstüchern, worin sich diese schönen Niren, wie in Wolken, hüllten. Ihre Schuld ist es indeß auch nicht, wenn sich überall der Triou findet, der die Wolke für Juno selbst ansieht.

Zum Ablich laß Dir eine Erscheinung einer andern Art beschreiben: ein Mädchen, jung und schön, mit einem Teint von Lilien und Rosen, Lippen von Korall, gesunden schönen Zähnen und feinen, regelmäßigen Zügen des kleinen mediceischen Kopfes; kurz, ein Geschöpf, als hätt' es Prometheus geschaffen — und seinen gestohlenen Feuerfunken mocht' es auch schon empfinden. Ihr Haar verbarg sie unter einer dicht anliegenden Kappe von feiner Gaze. Drei längliche, gebogene, goldene Spangen von getriebener Arbeit, die sich durch ihre Elasticität fest angeschlossen, schienen diese Kappe am Gesicht fest zu halten; die eine ging über die Stirn hin und drückte sich nicht weit vom linken Schlaf ein; die beiden anderen lagen über den Ohren und knippen die vollen Wangen. In den Ohrläppchen hingen kleine viereckige Zierrathen von Metall, wie kleine Vorhängeschlösser, und über beiden Schlafen, an den Augen hinab, spielten feine, spiralförmig gewundene Schlangelchen von Silberdraht. Um den Hals ging eine dicke Schnur von rothen Korallen, vorn mit einem goldenen Schlosse. Eine unformliche Zuppe von Rattun mit langen abstehenden Schößen und an den Ärmeln einem kleinen zusammen genähten Flügel; sodann die häßlichen, bauschigen Unterböcke und ein paar Pantoffeln ohne Hackenstücke dazu, vollendeten den ganzen Anzug. Nicht wahr? man muß außerordentlich schön sein, um es in diesem Wildenschnuck noch zu bleiben? Wäre diese Dirne einem Reisenden in Ost- oder Westindien begegnet, so hätte er ihren barbarischen Kopfschmuck einer Abbildung werth geachtet und über das Ungeheure und Abenteuerliche im Geschmack der ungebildeten Völker lang und breit dissertirt; denn wir bedenken nie, wie ähnlich wir den Wilden sind, und geben diesen Namen sehr un- eigentlich Allen, was in einem andern Welttheile nicht parissch gekleidet ist. In Alkmaar und Enkhuysen, und überhaupt in Nordholland, ist die Tracht dieses Mädchens allgemein üblich. Wir sahen sie in dem durch Peter den Großen so berühmten gewordenen Saardam, wo sonst die Weiber über die gewöhnliche holländische Kleidung mit schwarz seidenen Nonnenkappen erscheinen, die hinten und vorn den Hals und die Schultern bedecken und wunderhäßlich aussehn.

Saardam oder Saandam, wie es sonst eigentlich heißt, verdient so wenig wie der Haag ein Dorf genannt zu werden; es ist ein großer Flecken, der allmählig zur Größe einer Stadt herangewachsen ist und seine eigene Regierung hat. Die Einwohner sind auch nichts weniger als Bauern, wofür man sie gewöhnlich anzugeben pflegt, sondern reiche Kapitalisten, Schiffbaumeister, Handwerker aller Art und Arbeiter in den unzähligen Fabriken, Werften und Mühlen. Der Ort ist überaus niedlich und reinlich; fast ein jedes Haus mit seinem Gärtchen ist eine Insel und wird von einem

Kanal umflossen. Da indeß das Wasser in diesen Kanälen jederzeit mehr oder weniger stekt, so halte ich die Luft hier keinesweges für gesund. Die Straßen sind äußerst sauber und regelmäßig mit kleinen Backsteinen gepflastert; es ist aber dessen ungeachtet von der übertriebenen Keintlichkeit keine Spur, worin, wie man uns versichert hatte, Saardam mit dem schönen Dorfe Broek übereinkommen soll. Broek wird von reichen Kaufleuten aus Amsterdam bewohnt, die dort der ländlichen Ruhe genießen und nur — noch täglich auf der Börse erscheinen. So ein holländischer Alfinus hat also, wie Du siehst, noch über den römischen zu raffiniren gewußt und verbindet das Landleben mit dem Aktienhandel, da Horaz dem seinigen nur die Wahl läßt:

Jamjam futurus rusticus,
Omnem relegit Idibus pecuniam;
Quaerit Calendis ponere.

Dort soll man wirklich die Schuße ausziehen müssen, ehe man durch die Hinterthür in den Tempel der holländischen Keintlichkeit eingelassen wird; dort sind die Häuser und die Bäume mit bunten Farben bemalt; die Eigenthümer selbst genießen die altmodigen Herrlichkeiten nicht, die sie dort angehäuft haben, und — sonderbar genug! — sie wissen nicht einmal von jenem Genuße der Ostentation, die so gern mit ihren Schätzen prunkt; das Bewußtsein, sich einen solchen Maritakentasten erbaut zu haben, genügt ihnen so vollkommen, daß ein Fremder selten Erlaubniß erhalten kann, seine Neugier darin zu befriedigen. Um sie her herrscht eine Todtenstille; kein lebendiges Geschöpf darf sich dem Dorfe nähern, aus Furcht, es zu verunreinigen; alle Thüren sind verschlossen, die kostbaren Vorhänge tief herab gesenkt, und nichts regt sich außer dem Wucherer, der im verborgenen Kämmerchen in seinem Golde scharrt.

Wir nehmen diese Beschreibung auf Treu' und Glauben; denn es bleibt uns keine Zeit übrig, uns durch eigene Erfahrung von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. In Saardam, wie gesagt, geht es mit Menschen und Thieren so natürlich zu, wie in der übrigen Welt. Die Häuser sind nach Maßgabe der Bewohner sehr verschieden; ich habe sehr ärmliche, hölzerne Hütten und große steinerne Häuser gesehen; breite Straßen und enge Gäßchen; einfache und mit Farben angestrichene Bäume und einen Wald, oder, mit dem Ritter von la Mancha zu reden, eine Armee von beinahe zweitausend Windmühlen, worin Alles, was nur durch diese Vorrichtung bereitet werden kann, bis zur Uebersättigung der Wüßbegierde fabricirt wird. Der Schiffbau ist noch jetzt ein wichtiger Zweig der hiesigen Betriebsamkeit, wiewohl er seit einiger Zeit sehr abgenommen hat. Die Einwohner, oder eigentlich der Pöbel von Saardam,

besteht großentheils aus sogenannten Patrioten, die sich während der letzten Unruhen geweigert haben, für die Prinzlichgesinnten zu arbeiten und jetzt, zur Strafe, von diesen keine Arbeit bekommen. Das Häuschen, wo der Schöpfer der russischen Despotie gewohnt hat, ist winzig klein und mit einem ärmlichen Hausrath versehen. Seine Schlafstelle ist in der Wand angebracht, und ich glaube nicht, daß seine lange Figur darin hat ausgestreckt liegen können. Man zeigt den Fremden sein *elogie historique*, französisch gedruckt, sein Bildniß in Kupferstich, das Jemand aus Paris hieher geschenkt hat, und eine kleine goldene Denkmünze, etwa funfzehn Dukaten schwer, ein Geschenk der jetzigen russischen Kaiserin. Es ist merkwürdig genug, daß dieser außerordentliche Mann gerade Das aus seinem Staate gemacht hat, was er hat machen können und wollen. Eine andere Frage ist wohl, ob es nicht zu wünschen wäre, er hätte etwas Anderes gewollt und gekonnt? Rußland hat nun eine Marine — aber hat es auch Sitten? Damals war vielleicht so etwas zu versuchen; jetzt dürfte selbst Peters große Nachfolgerin die Aufgabe nicht mehr ausführbar finden; denn die seine Verderbniß der neuesten Kultur auf den rohen Stamm der Barbarei geimpft, ist nur ein Hinderniß mehr. —

Wenn auf der einen Seite die Verminderung des holländischen Handels, die Stockung des Geldumlaufes, die Einführung des Luxus und die Erschlaffung der vaterländischen Sitten ein trauriges Bild der Vergänglichkeit menschlicher Einrichtungen und des unausbleiblichen Verfalls der Reiche im Gemüth des Beobachters zurücklassen, so gibt es doch auch Gegenstände in Amsterdam, die zu erfreulichen Betrachtungen Anlaß geben und den Zeitpunkt der gänzlichen Auflösung so weit in die dunkle Zukunft hinauszurücken scheinen, daß die Einbildungskraft wieder Feld gewinnt, sich noch ein blühendes Zeitalter der Republik, wenn auch nicht in politischer Hinsicht, so doch mit Beziehung auf die Privatglückseligkeit der Einwohner, als Resultat einer höheren Kultur und eines geläuterten Geschmacks, mit frischen Farben auszumalen. An Mitteln zur Erreichung dieses Endzweckes wird es nicht fehlen, wenn auch der Handel noch ungleich größere Einschränkungen leiden sollte; die Zinsen der bereits angelegten Kapitalien sind fast allein hinreichend, die Einwohner zu ernähren. Im Jahr 1781 hatten sie nicht weniger als achtunddert Millionen Gulden in Europa ausgeliehen. Die ungleich größeren Summen, die im Waarenhandel oder in den kostbaren Anlagen unzähliger Fabriken sich verintereßiren, die Fonds, womit die Wallfisch- und Heringsfischereien betrieben werden, die der ost- und westindischen Kompagnien, die eigenen Staatsschulden der vereinigten Niederlande, endlich der Ertrag des Erdreiches, wovon ich nur beispielsweise anführen will, daß Nordholland allein auf den

drei Märkten von Alkmaar, Hoorn und Burenend, in einem Durchschnitt von sieben Jahren, jährlich an Käse vierzehn Millionen Pfunde verkauft hat, — machen zusammen eine Masse von Reichthum aus, wobei es den Niederländern, und sollte sich ihre Anzahl auch auf drittehalb Millionen belaufen, um ihre Existenz nicht bange werden kann.

Es fällt aber auch in die Augen, daß seit einigen Jahren die Wissenschaften und Künste in Holland und insbesondere in Amsterdam merkliche Fortschritte gemacht und von den reichen Kaufleuten außerordentliche Unterstützung genossen haben. Die öffentliche Lehranstalt, das sogenannte Athenäum, welches seit anderthalb Jahrhunderten mit verdienstvollen Männern besetzt gewesen ist und dem Staate manchen vortrefflichen Kopf gezogen hat, zeichnet sich noch gegenwärtig sowohl durch seine nützlichen Institute, als durch geschickte Lehrer in allen Fächern aus. Das schöne anatomische Cabinet, welches Hovius sammelte, steht jetzt unter der Aufsicht des gelehrten Professors Bonn. Der botanische Garten, wo ehemals Commelin die Wissenschaft so sehr bereicherte, ist gegenwärtig dem nicht minder berühmten Burmann anvertraut, der sein thätiges Leben gänzlich der Erhaltung seiner Mitbürger weibt und vom frühen Morgen an bis in die Nacht, die einzige Stunde des Mittagseffens ausgenommen, seine Kranken besucht. Dies ist das Loos aller hiesigen Ärzte von einigem Ruf und insbesondere des als Physiker so allgemein geschätzten Dr. Deiman, dem man die neuerlichen pneumatisch-elektrischen Experimente verdankt. Die ungesunde Lage von Amsterdam und die starke Bevölkerung kommen zusammen, um die Zahl der Kranken, zumal in den Sommermonaten, hier so stark heranwachsen zu lassen, daß ein Arzt, der sehr en vogue ist, mehrmal im Tage Pferde wechseln muß. Unter den Gelehrten, die wir hier kennen lernten, nenne ich mit wahrer Achtung einen Wytenbach, dessen philologische Verdienste man auch bei uns und in England zu schätzen weiß, einen Menzies, dessen Beschcheidenheit noch größer ist, als das auszeichnende Genie, womit er sich selbst zum Mathematiker und Sternkundigen gebildet hat, endlich den würdigen Grass, der mit der Jurisprudenz eine so ausgebreitete als gründliche Befähigung in vielen anderen Zweigen der Literatur, eine allgemeine humane Theilnahme an Allem, was unserer Gattung frommen kann, mit dem gebildetsten Ton, und wahre Gastfreundschaft mit dem Wohlstand, der sie möglich macht, ohne Annäherung verbindet. Ich könnte Dir noch den wackern Hieronymus de Vos rühmen, dem die ernsthaften Beschäftigungen eines Geheimschreibers (Clerk) der sechs und dreißig Rathsherren den feinen Sinn für römische Dichtkunst nicht benommen haben; ich könnte lange bei dem wunderschönen Cabinet des Schatz-

meisters der ostindischen Compagnie, Herrn Teminck, verweilen und Dir die unnachahmliche, anderwärts noch nie erreichte Vollkommenheit in der Kunst, die Vögel auszustopfen, anschaulich zu machen suchen; ich könnte Dir die Menge und Schönheit der neuen Gattungen von Vögeln rühmen, womit der edle Sonderling, le Baillant, diese Sammlung seines ersten Wohltäters und Beschützers bereichert hat; allein es ist Zeit, daß ich noch mit einigen Zeilen eines Instituts erwähne, welches vielleicht nur in Amsterdam so schnell entstehen und zur Reife gedeihen konnte, — ich meine das prachtvolle Felix meritis *).

Vor ein paar Jahren hatten einige der reichsten Einwohner von Amsterdam den Gedanken, für die wissenschaftliche Bildung und die Erweckung des Kunstsinnes unter ihren Mitbürgern zu sorgen. Jene Leere, welche dem Kaufmann nach vollbrachter Arbeit in seinen Nebenstunden bleibt, sollte nun ausgefüllt und sein Kopf mit Ideen bereichert werden, die zum Glück des Lebens so viel mehr als todte Schätze beitragen können und um deren Erwerb die vorige Generation sich gleichwohl so wenig bekümmert hatte, daß auch die jetzige ihren Mangel noch nicht hinlänglich fühlte. Die Beschaffenheit des Unterrichtes sollte zu gleicher Zeit für das Bedürfnis des schönen Geschlechtes berechnet sein, und indem man dieser empfänglicheren Hälfte unserer Gattung die Quellen der Erkenntnis eröffnete, glaubte man mit Recht auf eine dreifache Art für die Männer zu sorgen, theils durch Erweckung eines edlen Wettstreits zwischen beiden Geschlechtern, theils weil man ihrem häuslichen Glück durch die Bervollkommnung ihrer Gattinnen und Töchter zu vernünftigen und wohlunterrichteten Gesellschafterinnen einen wesentlichen Zuwachs verschaffte, theils aber auch, indem man die ersten Erzieherinnen der künftigen Generation mit zweckmäßigen Kenntnissen ausrüstete und ihre Urtheilskraft schärfte und übte. Man umfaßte die ganze Masse der Belehrung, deren man zu bedürfen glaubte, in den fünf Klassen der Philosophie, der Mathematik, der schönen Wissenschaften, der Tonkunst und der Zeichenkunst. Zur Philosophie rechnete man Naturkunde, Physik und Chemie, so wie zur Mathematik noch die Sternkunde. Die Ausführung dieses Planes war dem Umfange und der Bestimmung desselben, so wie der Stadt und des Publikums würdig. Eine Million Gulden — ich sage noch einmal: eine Million Gulden! — wurden zusammengelesen, und an der Herrengraaf, der vornehmsten Straße in der Stadt, erhob sich ein prächtiger Bau, durchaus zu diesem Endzweck

*) Der Spruch, der die Interessenten dieses Unternehmens vereinigte und womit sie auf das Glück antrieten, welches wissenschaftliche Verdienste gewähren, ist zugleich der Name des Institute geworden.

eingerrichtet, an dessen Fronten der Sinnspruch der Gesellschaft: *Felix meritis*, in großen goldenen Buchstaben prangt. Jede Klasse hat hier ihre eigenen Säle und Zimmer, ihre Instrumente und anderweitigen Erfordernisse. Der Koncertsaal ist eine schöne Rotunde, die beinahe neuhundert Menschen enthalten kann und wo das Orchester nebst den Fesern und Luftzügen dem Baumeister vorzüglich Ehre macht. Der Saal, wo man nach lebendigen Modellen zeichnet, hat ebenfalls eine zweckmäßige Einrichtung und Beleuchtung. Das physikalische Kabinet und die Sternwarte im obersten Stock waren noch nicht fertig; überall aber herrschte Vollständigkeit, Eleganz und reiner Geschmack. Die gelehrten Mitglieder bezeigen ihren Eifer durch die Vorlesungen, die sie zur Belehrung der anderen halten. Einen schöneren Bund der Menschen kann man sich nicht denken, wo Jeder in die gemeinschaftliche Masse bringt, was er auf seinem Wege fand, es sei nun Gold oder Wissenschaft.

Wie ungeduldig oder wie spöttisch würde man bei dieser Erzählung in vielen Gesellschaften fragen, ob denn dieses Institut gar keine Mängel habe? Es ist so leicht, indem man tadelt, einige Kenntnisse geltend zu machen, daß man gewöhnlich zuerst an allen Dingen das Fehlerhafte hervorhebt und darüber oft ihre wesentlichen Vorzüge vergißt; recensiren und tadeln sind daher im Wörterbuche manches jungen Gelehrten vollkommene Synonymen. Ich gebe zu, daß eine strenge Prüfung auch hier verschiedene Gebrechen entdecken würde; allein ich kann mir jetzt den Genuß nicht schmälern lassen, den ein so lebhafter Enthusiasmus für das Gute gewährt. Man nannte uns einige demokratisch gesinnte Kaufleute als die Hauptstützen dieses Unternehmens. Die heitere Aussicht in die Zukunft, welche diese Anwendung ihrer Kapitalien ihnen eröffnet, sollte ihnen das traurige Andenken an ihre mißlungenen politischen Pläne aus dem Sinne schlagen helfen. Es kann nun gleich gelten, welche Partei das Recht auf ihrer Seite hatte: das erste Bedürfnis des Staates ist Aufhellung der Begriffe und Läuterung des Geschmacks; denn nur auf diesem Wege wird ein richtiges Urtheil über das wahre Interesse des Bürgers möglich. Unwissenheit ist der größte allgemeine Unterdrücker aller gesellschaftlichen Fortschritte, und diesen zu kürzen durch sanfte, wohlthätige Verbreitung des Lichtes der Vernunft ist fürwahr die edelste Sache.

Keine Vaterlandsliebe kann überall nur das Eigenthum einer geringen Anzahl von Ausgewählten sein und in unseren Zeiten, wo auf der einen Seite blinde Anhänglichkeit an altes Herkommen, auf der andern tiefes Sittenverderbniß und vermessene Neuerungssucht herrschen, wäre es kein Wunder, wenn diese erhabene Tugend beinahe gänzlich ausgestorben schiene. Der Kampf des unvernünfti-

gen Vorurtheils mit aufgeblasenem Halbwissen bringt überall der wahren Bildung der Nationen mehr Schaden als Gewinn und hält die Menschheit vom Ziele ihrer Vervollkommenung entfernt. Ohne die zarteste Reizbarkeit des moralischen Gefühls kann die Entwicklung der übrigen Geisteskräfte genau so gefährlich werden, als ihre Vernachlässigung es bis dahin gewesen ist; die Erstödtung aber jenes Gefühls, diese unverzeihliche Sünde des religiösen und politischen Despotismus, der die Menschheit in den Ketten der mechanischen Gewöhnung gefangen hält, bereitet jene furchtbaren Zerrüttungen vor, die von der jetzigen Art der Fortschritte im Denken unzertrennlich sind. In Holland hält die Orthodorie gebunden, was die freiere Staatsverfassung vor weltlicher Uebermacht beschützt. Natürlicherweise ging daher das Bestreben der wenigen redlich gesinnten Patrioten auf die Befreiung des Volkes vom schweren Joch der Meinungen; sie wünschten den Einfluß der orthodoxen Geistlichkeit zu vermindern und den Zeloten unter ihnen Schranken zu setzen. Allein diesen uneigennütigen Charakter konnte die Partei nicht beibehalten, sobald sie das Süße der Herrscherrolle gekostet hatte; um die Oberhand, um das Ruder im Staate, galt der Kampf, und eine Aristokratie wollte die andere vertreiben. Im Taumel des Sieges hätte man die Stimme der Mäßigung nicht gehört und manchen willkürlichen Schritt gethan, die Herrschaft der Vernunft zu erweitern, die gleichwohl nur über freiwillige Untergebene gebieten kann. Der Hof kannte die Macht der Geistlichkeit über die Majorität der Gemüther; er wußte sich diese Stütze zu sichern und gab dadurch einen Beweis von Regentenklugheit, den man nur deshalb weniger achtet, weil er nicht ungewöhnlich ist. Thörichter kann in der That kaum eine Forderung sein, als diese, die man jetzt so oft machen hört, daß in einem Zeitpunkt, wo Eigennuß und Privatinteresse mehr als jemals die Götter des Erdenrundes geworden sind, gerade die Fürsten der Lieblingsneigung des menschlichen Herzens, der Herrschsucht, und den Mitteln, wodurch sie ihrer Befriedigung sicher bleiben, freiwillig entsagen sollen.

Die Vernunft der Wenigen, die ein Herz sie zu wärmen hatten, ist auch hier zu der edlen Weise gediehen, die sich selbst genügt, still und ruhig wirkt, auf Hoffnung sät und mit Vertrauen harvt. In schwächeren Köpfen gährt und braust der Reichthum neuer und heller Begriffe mit den ungezähmten Leidenschaften und gebiert riesenhafte Entwürfe, wilde Schwärmerei, ungeduligen Eifer. Das Volk ist nirgends, mithin auch hier nicht, reif zu einer dauerhaften Revolution, weder der kirchlichen noch der politischen Verfassung; überall fehlt das Organ, wodurch der Geist der Gährung in dasselbe übergehen, sich mit ihm verbinden und eine gemeinschaftliche, vorbereitende Stimmung bewirken soll; überall scheitern die Versuche,

sowohl der namenlosen Ehrgeizigen, als der größten Menschen, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. In Holland herrscht noch die intolerante Synode von Dortrecht und ein Hoffede darf ungestraft verfolgen, vernurtheilen und verfluchen. Selbst in England wagt es die gesetzgebende Macht nicht mehr, seit Gordon's Aufruhr zu Gunsten der bedrückten Religionsparteien etwas zu unternehmen. Was Friedrich der Große und Joseph der Zweite in ihren Staaten der Vernunft einräumen wollten, wird entweder von ihren Nachfolgern vorsichtig zurückgenommen oder von ihren Unterthanen ungestüm vernichtet. Hier müssen allmählig Religionsedikte und Katechismenvorschriften erscheinen; dort (in Brabant) wiegelt der Klerus das Volk zur Empörung auf und usurpirt die Rechte des Regenten. In Italien versinkt die Synode von Pistoja in ihr voriges Nichts; am Rhein wird an Joseph's Sterbetage die emser Pfortenstadt zerrissen. Spanien und Portugal schlafen noch den Todeschlaf der betäubten Vernunft; und ob in Frankreich die Heiligkeit der Hierarchie versinken wird vor der größeren Heiligkeit des Staatskredits, liegt noch vom Schleier der Zukunft tief verhüllt. Diese allgemeine Uebereinstimmung ist nicht das Werk des Zufalls; eine allgemeine Ursache bringt sie hervor; und warum wollten wir der Politik den Sinn absprechen, die Zeichen der Zeit zu erkennen? Warum wollten wir von der Weisheit der Kabinette verlangen, daß sie eher das unmündige Menschengeschlecht sich selbst überlassen sollte, als jene unverkennbare Majestät der Wahrheit hervorleuchtet, gegen welche die Willkür ohnmächtig und ihr Widerstand eitel ist?

Eine ganz andere Frage ist es aber, ob die herrschende Partei in allen Ländern und von allen Sekten weise handelt, ihre Uebermacht noch jetzt in ihrem äußersten Umfange geltend zu machen, oder ob es nicht rathlicher wäre, zu einer Zeit, wo sie noch mit guter Art Koncessionen machen kann, dem Genius der Vernunft ein Opfer zu bringen? Es sei die Bewegung, die einmal entstanden ist, auch noch so schwach, so ist sie doch durch keine Macht mehr vertilgbar. Vom Druck erhalten Parteien und Sekten ihre Spannkraft; der Widerstand erhöht ihren Sinn, die Absonderung gibt ihnen Einseitigkeit und Strenge; Mißhandlung macht sie ehrwürdig; ihre Standhaftigkeit im Leiden stößt Enthusiasmus für sie ein; ihre Kräfte, ertensiver Wirksamkeit beraubt, wirken in ihnen selbst subjektive, romantische Tugend. Alsdann bricht plötzlich ihr Feuer manichäisch hervor und verzehrt Alles, was sich ihm widersetzt. Die Revolutionen, welche gewaltthätiger Druck veranlaßt, sind heftige, schnelle, von Grund aus umwälzende Krämpfe, wie in der äußern Natur, so im Menschen. Es ist unmöglich, dem Zeitpunkt einer solchen Veränderung zu entgehen; allein ihn weit hinaus zu rücken, bleibt

das Werk menschlicher Klugheit, welche die Gemüther durch Nachgiebigkeit besänftigt und, wo sie nicht überreden kann, wenigstens den Zwist vermeidet, der die unausbleibliche Folge einer unbilligen Behandlung der Andersgesinnten ist.

Joseph II.

Die Macht Oesterreichs war einst der Schrecken von Europa. Der Stolz der Fürsten dieses Hauses erweckte ihnen Haß und Feinde; aber die noch gehässigeren Anmaßungen Ludwigs XIV. und seine Siege erregten noch ungleich größere Beforgnisse. Eine lange Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich benahm den übrigen europäischen Mächten alle Furcht; das Gleichgewicht ward durch die Erschöpfung beider so sehr gesichert, daß ihre staatskluge Ausöhnung und enge Verbindung selbst es nicht wieder stören konnte.

Joseph der Zweite schien den österreichischen Erbländern gegeben, um ihren Glanz wieder herzustellen, und die Macht, die eine noch immer ansehnliche Masse von Besitzungen ihm gab, gehörig geltend zu machen. Eine Reihe theils schwacher und beschränkter, theils abergläubiger und ungebildeter Vorgänger hatte den Staat unzähligen Mißbräuchen Preis gegeben, seine Schulden gehäuft, seine Mittel verkannt, seine Kräfte stocken lassen und die Verantwortlichkeit der Beamten beinahe vernichtet. Strenge, Sparsamkeit, Ordnung, unermüdliche Sorge konnten indeß allen diesen Uebeln noch abhelfen und den Ehrgeiz eines Monarchen mit dem Namen eines Wiederherstellers seiner Familiengröße befriedigen. Joseph fühlte Kräfte in sich, die noch einer andern Befriedigung bedurften; er wollte seine Völker glücklich machen und urtheilte richtig, daß es kein Glück ohne Freiheit und keine politische ohne sittliche Freiheit geben kann. Verglichen mit Frankreich, England, Holland und dem Norden von Deutschland, sah er seine Staaten auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur: in Ungarn und Böhmen war die Masse des Volks zur härtesten Sklaverei herabgewürdigt; in Oesterreich und Belgien schleppte sie das schwere Joch des Aberglaubens und der Sinnlichkeit. Joseph erkannte im Menschen die Fähigkeit zur sittlichen Vervollkommenung und die unbegreifliche Würde der Vernunft, gegen welche gerechnet, da sie Allen gegeben ist, die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft ihn unbedeutend dünkten. Er hob die Leibeigenschaft auf; er sicherte die Rechte des Geringeren gegen die Willkür und Unterdrückung des Reichen und Großen; er schloß mit unerbittlicher Strenge das Eigenthum des Staats und des Privatmanns; er beschenkte seine Länder mit Freiheit des Glau-

bens und der Meinungen; er verfolgte die Unwissenheit und den Aberglauben bis an ihre Quellen; er hob die Klöster auf und ließ die Priester selbst erziehen, damit ihr Einfluß auf die Gemüther in dem Maße heilsam würde, wie er ihnen die Macht zu schaden benahm.

Dem Haupt einer großen Monarchie gereicht es kaum zum Vorwurf, daß es auf ihre Vergrößerung dachte. Man müßte die Politik wenig kennen, wenn man bezweifeln wollte, wie unvermerkt sie die Herzen der Herrscher bestrickt und ihre Leidenschaften entzündet. Joseph sah fruchtbare, volkreiche Provinzen, die das Kriegsglück seiner Mutter entrisSEN hatte, in den Händen eines Gegners, dessen Geistesgröße er selbst mit großem Geist, und darum williger, huldigte. Er wollte seinem Staate die Festigkeit geben, die ihn künftig unantastbar machte, und kannte hierzu das bewährteste Mittel, Ründung vielmehr als Erweiterung seiner Grenzen. Er sah die Nothwendigkeit, dem Handel, dem Kunstfleiß und der Betribsamkeit seiner Völker überhaupt einen neuen kräftigen Sporn zu geben; denn er wußte, daß im Reichthum des Einwohners die wahre Stärke des Staates liegt. Alle diese Beweggründe wirkten auf ihn, als er den Krieg um die bayerische Erbfolge unternahm, als er den durch das Bündniß mit Frankreich ihm unnütz gewordenen Barrientraktat aufhob, als er gegen Holland die Rechte der Menschheit und der Nationen behaupten und seinen Antwerpenern die Schelde öffnen wollte, als er den Ländertausch mit Bayern betrieb, und noch zuletzt, als er mit seiner nordischen Freundin sich zur Vertreibung der Türken von der Donau, oder vielleicht aus Europa, verband.

Seine Staatskunst, seine Gerechtigkeit und seine Dekonomie brachten die privilegierten Stände wider ihn auf; seine Wahrheitsliebe beleidigte die päpstliche Hierarchie; seine Vergrößerungspläne gaben dem alten Mißtrauen gegen das Haus Oesterreich neue Nahrung. Preußen widersehte sich seinen Forderungen an den Nachlaß des Kurfürsten Maximilian von Bayern und erlangte seinen Zweck bei der damals noch lebenden Mutter des Kaisers; Preußen vereitelte auch jenes Tauschprojekt und hielt die Lage der Sachen für wichtig genug, um mit den mächtigsten deutschen Fürsten ein enges Bündniß zu schließen, welches die Reichsversammlung unverletzt erhalten und der heranwachsenden Macht des Kaisers von dieser Seite einen Damm entgegenzusetzen sollte; Preußen endlich schlug sich in's Mittel, als Josephs und Katharinens siegreiche Waffen die Pforte gedemüthigt und mit unermesslichen Kosten nun wirklich der Erreichung ihres Endzwecks sich genähert hatten. Die österreichischen Niederlande empörten sich; die Ungarn drohten mit naheem Aufstand, und in diesem kritischen Zeitpunkte nahm der Kaiser, der

das Opfer seiner Thätigkeit und seiner Grundsätze ward, alle seine Entwürfe mit sich in's Grab.

Längere Lebensdauer war das Einzige, was ihm zur Ausführung seiner Pläne das Schicksal versagte; denn was es sonst so selten auch den besten Herrschern verleiht: die Fähigkeit, ihr Unrecht einzusehen und falsche Maßregeln zu ändern — das hatte Joseph mit seinem brennenden Verlangen, Recht zu thun, und seiner grenzenlosen Thätigkeit, von ihm erhalten. Vor dem überlegenen Geiste eines solchen Königs zitterten die Ungarn; nie hätten sie, wäre nicht das Gift ihrer Sümpfe ihm tödtlich geworden, es gewagt, ihm die Spitze zu bieten; der gemäßigteste Bürger und Bauer hatten ihn zum Freunde und warteten nur auf seinen Wink, um ihre Freiheit zu erkämpfen. Joseph hätte in Böhmen und Schlesien um seine Niederlande und um Belgrad gekochten, und Frankreich hätte müssen ruhig werden ohne fremde Dazwischenkunft. Viel hängt von dem Zeitpunkt ab, in welchem man lebt; Fürsten von geringer persönlicher Bedeutung haben oft glücklich regiert, weil sie keinen größern Nebenbuhler hatten. Unter seinen Zeitgenossen behauptete Joseph eine ausgezeichnete Stelle; er hat Friedrich von Preußen überlebt, den Helden, vor dessen Genius allein der seinige sich beugte.

Das Maß der Kräfte und ihre erste Ausbildung durch die Hand der Erzieher, zwei Punkte, von denen die ganze künftige Laufbahn des Menschen abhängt, hat das Schicksal sich vorbehalten. In der Anlage begrenzt, in ihrer Uebung gemipfeitet, wird es oft des Mannes Hauptgeschäft, die falsche Richtung seiner Jugend umzuändern, die Schranken seiner individuellen Natur kennen zu lernen und sich darnach zu bequemen; glücklich, wenn ihm dann noch Muth übrig bleibt, seinen Wirkungskreis auszufüllen und durch Anstrengungen und Aufopferungen jeder Art um eine Tugend und eine Harmonie in seinem Innern zu kämpfen, die Andern unentgeltlich zugetheilt ward! Was Joseph aus der Hand der Natur mit auf die Welt brachte, war ein feuriger, rascher Geist, ein reges Gefühl, eine vielseitige Empfänglichkeit, ein gesunder Körper. Er ward erzogen wie ein Prinz; dieses Wort sagt hier Alles. Der Adel seiner Seele überlebte diesen Zeitraum; allein er behielt die Narben des harten Kampfes bis an sein Ende. Seine Klügigkeit, sein Wiß, sein Scharfsinn spielten mit seinen Erziehern; sie wußten ihm nur maschinenmäßig vorzusprechen, was sie gelernt hatten; den künftigen Regenten zu bilden, ihren Unterricht in ein zusammenhängendes, beziehungsvolles Ganze zu vereinigen, große, richtige, umfassende Gesichtspunkte anzugeben: das Alles verstanden sie nicht. Als er seine Regierung antrat, besaß er hinreichende Kenntniß und Beurtheilungskraft, um die Mängel der Menschen um ihn her gleichsam mit Einem Blicke zu entdecken; aber er konnte sich auch

nie seine Werkzeuge aus ihnen ziehen. In seinen weiten Reichen fand er keine Seele, die ihm Genüge leisten konnte, keine, deren Größe und Reinheit ihm völliges Vertrauen abgewonnen hätte. Alles durch sich selbst thun zu müssen, war das Resultat aller seiner Menschenprüfung, und eine der Hauptursachen, weshalb ihm so vieles mißlang. Unaufhörlich getäuscht in der Hoffnung, Menschen nach seinem Herzen zu finden, ließ er sie in seiner Hand nur Maschinen sein; und auch in dieser Rücksicht wurden sie desto unbrauchbarer, je deutlicher sein Benehmen diese Meinung gegen sie selbst verrieth. Die gemißbrauchte Güte seiner Witter stößte ihm überdies ein unverfügbares Mißtrauen gegen alle Höflinge ein, und stärkte durch Mitleiden die väterlichen Gesinnungen, womit er das Volk, die zahlreiche ehrwürdige Klasse seiner armen, arbeitenden Unterthanen, in seinem Herzen trug. Der strenge Begriff von seiner Regentenpflicht führte ihn natürlich dahin, wo man seiner Hilfe und seines Schutzes am meisten bedurfte; aus Vorforge für das Volk floß seine bis in's Kleinste und zuweilen unwichtigste Detail gehende Theilnahme; aus der festen Ueberzeugung, ihm sei das Glück vieler Millionen Menschen anvertraut, der Unterthan sei nicht um seinetwillen da, erklärt sich so mancher Zug von Härte und Unbilligkeit, so manche despotische Verordnung, womit er seinen Staatsbeamten Furcht, oder auch gar Abneigung gegen sich, einflößte. Die unbeschreibliche Hestigkeit, womit er die Ausführung einer jeden Einrichtung betrieb, von deren Nutzen für den Staat und den Unterthan er überzeugt zu sein glaubte, verleitete ihn oft zu Uebereilungen, die er nicht immer nach erlangter besserer Einsicht gut machen konnte. Zu schnell im Gebrauche seiner Verstandeskraft, und in mancher Rücksicht nicht gehörig mit Vorkenntnissen ausgerüstet, sagte er Alles sehr scharf, aber auch oft zu einseitig und schief; mit einer Aufmerksamkeit, die sich unter unzählige Geschäfte zersplitterte, weilte er selten bei einem Gegenstande so lange als dieser es bedurfte; nur sein Scharfblick und in der Folge Erfahrung und Uebung machten diesen Mangel weniger bemerklich. Seine unbedingte Unterwerfung unter die Aussprüche der Vernunft warf zuweilen ein nachtheiliges Licht auf sein Herz; er konnte grausam scheinen wollen, wenn er glaubte, richtig geschlossen zu haben.

Joseph hatte wenige, leicht zu befriedigende Begierden und heftige, aber nicht herrschende Leidenschaften. Alles in seinem ganzen Wesen war dem großen Begriffe von Pflicht und allenfalls dem verzeihlichen Ehrgeiz, vereint in der Reihe großer und guter Regenten zu glänzen, untergeordnet. Er besaß die Annehmlichkeit des Geistes, welche die Seele des geselligen Unganges ist; eine Züchtigkeit des Herzens, die er aus Grundsatz unterdrückte, die aber bei Ueberraschungen dennoch zum Vorschein kam; und eine überlegte

Freigebigkeit, wozu ihn die ansehnlichen Ersparnisse seiner einfachen Lebensweise in Stand gesetzt hatten. Dem Staate schenkte er bei seiner Thronbesteigung achtzehn Millionen Schuldscheine, die er von seinem Vater geerbt hatte. Im Menschen schätzte er jederzeit nur den Menschen, das ist: Vernunft, Sittlichkeit, persönlichen Werth. Er hatte Feldherrentugenden, ohne Feldherrentalente zu besitzen; die Kriegskunst war indessen seine Lieblingsneigung, obwohl sein Gefühl ihm dabei im Wege stand. Die sorgfältigste Verpflegung gewann ihm die Liebe seines Heeres. Seiner eigenen Urtheilungskraft gewiß, kannte er den Gewinn der Reisen und den höhern Werth der aus unmittelbarem Anschauen geschöpften Kenntnisse; er hatte alle seine Staaten genau bereist und fast alle angrenzenden Länder mit eigenen Forscherblicken durchspäht. Er forderte viel von seinen Staatsbeamten, aber noch mehr von sich selbst. Er war unglücklich am Ziele seiner Laufbahn; allein in der rührenden Sanftmuth, worein sein Leiden ihn versetzte, zeigte sich die schöne Grundanlage seines Wesens.

Aus der Fadel seines Genies ist ein Funke in Oesterreich gefallen, der nicht wieder erlischt. Sein Wirken ist nicht verloren, seine Wohlthat nicht vergessen, seine Regententugend nicht verkannt. Mit dem Augenblicke, der ihn der österreichischen Monarchie entriß, verschwanden alle seine Fehler, und bald fühlten seine Völker ihren ganzen Verlust.

Benjamin Franklin.

„Muthig entriß er dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter.“

Wer sich unter dem Manne, „der dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entwendete,“ einen Titansohn, einen hundertarmigen Riesen oder einen von Menschenblut triefenden Eroberer vorgestellt hätte, der würde kaum glauben und begreifen können, daß die Züge des hier beigelegten Bildnisses jenen Wunderthäter darstellen. So räthselhaft es aber klingen mag, so gibt es doch wirklich ein Mittel, womit man den Donnerer und seine irdischen Stellvertreter entwaffnen kann, ohne sich an die Spitze einer halben Million disciplinirter, folgamer Myrmidonen zu stellen und einen unerschöpflichen Schatz zu besitzen; ja, was noch mehr ist, wenn man einen Menschen findet, der so ausieht, wie dieser Benjamin Franklin, so darf man sich ziemlich sicher darauf verlassen, daß jenes Mittel ihm beschieden sei. Wir wollen uns zuvörderst

die Züge dieses merkwürdigen Mannes von einem Dichter deuten lassen:

„Sein offner Blick ist aller Wesen Freund;
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbraun,
Und wie ein Fels, zu dem sich Wolken nie erheben,
Scheint über'n Erdbestand die reine Stirn zu schweben.
Der Rost der Welt, der Leidenschaften Spur,
Hat längst der Fluß der Zeit von ihr hinweg gewaschen.
Fiel eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaschen,
Er streckte nicht die Hand. Verschllossen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur und rein gestimmt zu ihr.“

Wieland.

Benjamin Franklin — so lange das Menschengeschlecht der Macht des Beispiels bedarf, wird dieser Name leben und wirken. Benjamin Franklin steht hoch unter der kleinen Anzahl von Menschen, in denen die Würde der menschlichen Natur in vollem Glanz erschienen ist. Darf der Name des Weisen einem Sterblichen beigelegt werden, so gebührt er dem Manne, der in unserm Zeitalter sich selbst einen so großen Wirkungskreis schuf, ohne sich die geringste Beeinträchtigung eines Andern zu erlauben; der sein langes Leben der Belehrung seiner Landsleute widmete; ohne alle Anmaßung; der Alles entbehren gelernt hatte, und dennoch mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete; der mit unbestechlicher Vernunft bis an sein Ende Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Brudertreue, Liebe und gegenseitige Töddung predigte und in jeder dieser Tugenden mit großem Beispiele vorging.

Amerika ist glücklich, daß es so bald nach der Gründung seiner gesitteten Staaten aus ihrem Schooß den Weisen hervor- gehen sah, dessen innere Harmonie ihm gleichsam die Natur unterwarf, ihn zur Entdeckung des Wahren in allen ihren Verhältnissen führte und ihn zum Lehrer seiner Brüder bestimmte. Die Unabhängigkeit vom britischen Parlamente hätten die Amerikaner auch ohne ihn errungen; die moralische Freiheit, die heilige Achtung für die Vernunft in jedem einzelnen Menschen und die innige Anerkennung der Pflicht, eines Jeden Ueberzeugung und Glauben zu ehren: dies Alles, nebst so manchen Anleitungen zur praktischen Lebensweisheit, und so manchen einfachen, häuslichen Einrichtungen, die in jenen angehenden Niederlassungen zur Bequemlichkeit gereichen, verdanken sie ihm. Das Licht, welches er verbreitete, blieb nicht in Einem Welttheil verschlossen; seine Blicke in den innern Zusammen-

hang der Natur kamen auch unserer Schwachheit zu Hülfe, und indem er bewies, daß die Materie der Gewitter mit der zarten Flüssigkeit, die wir im Harz, im Bernstein, im Glase kannten und bereits durch Metall zu leiten wußten, ganz von einerlei Beschaffenheit sei, lehrte er zugleich das Mittel, uns und unsere Gebäude vor dem zündenden Blitzstrahle zu sichern. Was er aber für die Rechte vernünftiger Wesen, für die höchste Gerichtsbarkeit selbst der Vernunft, für die Freiheit des Menschengeschlechts gesprochen, und mit unvorderlegbaren Gründen für seine Mitbürger insbesondere sonnenklar bewiesen hat, das steht auch diesseits des Oceans fest, als ein ewiger Damm gegen die Tyrannei der willkürlichen Gewalt.

Amerika, das ihn gebor, hatte die nächsten Ansprüche auf ihn, und diese wurden von ihm selbst in ihrem weitesten Umfange anerkannt; seine Vaterlandsiebe war seine erste Tugend. Der Pflicht, seinen Mitbürgern zu dienen, setzte er seine Privatmeinungen nach. Im Jahr 1777 sagte er mir selbst zu Passy: „Wir kämpfen dreißig Jahre zu früh.“ Seine Abneigung gegen Alles, was Blut kostet, lag dieser Ueberzeugung zum Grunde; denn es war in seinem Verstande klar entwickelt, daß Vernunft und Tugend allein, auch ohne Blut, dereinst die Unabhängigkeit errungen hätten. Die Besorgniß, den Krieg zu verlängern, hielt ihn daher von dreifeln Aeußerungen gegen das Kabinet von Versailles zurück, die sein Mitbotschafter Silas Deane mit glücklichem Erfolge bei der Unterzeichnung des Friedens wagte. — Ihr Unglückseligen, an deren Gewissen ein Tropfen Menschenblut um Rache ruft, wie gern erkaufet ihr mit euren beiden Indien das Bewußtsein eines Weisen, der alle seine Mitgeschöpfe mit Liebe umfaßte und schuldlos blieb am Tode eines einzigen vernünftigen Wesens! Ihr Götter dieser Erde, die ihr euch nicht scheut, der Vernunft eure Gewalt entgegen zu stellen, wenn ihr je zur Besonnenheit zurückkehrt, wie werdet ihr euch selbst verachten müssen, wenn ihr zu dem Manne hinausschaut, der nie seiner eigenen Meinung physischen Nachdruck geben mochte und gleichwohl unumschränktes Zutrauen, treue Folgsamkeit und feste Anhänglichkeit unter Brüdern und ihm an Rechten völlig gleichen Menschen fand! Ihr armen Beherrscher der halben Welt, die ihr vergebens noch die andere Hälfte wünscht, wie beneidenswerth, mit euch verglichen, ist nicht dieser Amerikaner, der ewig größer, reicher und glücklicher als ihr gepriesen wird, weil er sie ganz zu entbehren wußte und mit seinem Geiste über ihr und über euch schwebte!

Von der Lehre des sanftmüthigsten und weisesten Bewohners jener Halbkugel durchdrungen, von ihm durch sechzigjährigen Unterricht gewöhnt, sich selbst im edelsten Theile ihres Wesens zu ehren, ihre Vernunft höher zu achten, als ihre Muskelkraft, ruhig und ihrer Leidenschaften Meister, Alles zu prüfen, das Beste zu wählen und

im unbedingten Gehorsam gegen die Aussprüche der Vernunft ihre wahre Freiheit zu finden, erreichten seine Mitbürger den höchsten Gipfel des Ruhms, den Menschen sich erwerben können — sie schufen sich im Jahr 1788 eine neue Verfassung, die keinen Tropfen Blut gekostet hat; ein unbeflecktes Opfer, würdiger, der Gottheit dargebracht zu werden, als Alles, was Köstliches oder Schreckliches je auf ihren Altären rauchte.

Vernunft — und nur durch Vernunft mögliche Tugend, also wieder nur Vernunft und nichts als Vernunft — ist der Zauber, womit Benjamin Franklin den Himmel und die Erde bezwang; Vernunft ist die Tyrannenbändigerin, der einst die runde Erde das ewige Triumphlied zujauchzen wird; Vernunft ist das Element, worin das Menschengeschlecht allein seine Bestimmung erreichen kann. Unzertrennlich sind Vernunft, Tugend und Freiheit, und keine ist je vollkommen ohne die anderen; darum hassen die Tyrannen Vernunft; denn sie hassen Tugend und Freiheit. Längst hätten sie die Vernunft von der Erde vertilgt, wenn sie sich begnügen könnten mit der Dienstbarkeit der Unvernunft; aber zu ihrer Qual bedürfen sie halbvernünftiger Knechte, und aus dem kleinsten übrig gebliebenen Keime vermag die Vernunft zur vollkommenen Entwicklung zu gelangen.

Benjamin Franklin! Ehrwürdiger Schatten! Lehre du selbst die Völker durch dein großes, unvergessliches Beispiel. Mir ist es, als hörte ich deine Stimme; ich vernehme noch deine Worte:

„Ihr Kinder Europas! Ehret den Gottesfunken Vernunft in euch und vervollkommet euch durch ihren Gebrauch. Die Freiheit ist nur der Tugend erreichbar; Tugend nur möglich durch Vernunft. Wuth und Haß können nur Blut vergießen; mit Blut allein erkaufte ihr die Freiheit nicht. Nein, ihr erkaufet euch Schande, Reue, Qual, ihr tödtet eure Freunde und euren Frieden; darum ist, was Blut kostet, kein Blut werth. Der vernünftige Geist in euch werde frei, so wird die äußere Freiheit folgen. Tragt das Bewußtsein eures Werthes im Busen; nehmt eure Begierden und Leidenschaften gefangen unter den Gehorsam der Vernunft. Kinder! ich sage euch, dann werdet ihr nicht umsonst geglaubt, gehofft, geduldet haben; denn Gott — ehrt und liebt ihn — Gott ist gerecht! Seid einig, wie es Brüdern ziemt, liebt und helfet euch unter einander; seid ruhig und ernst im Glücke, bescheiden im Genuße, standhaft und heiter im Unglück; seid fleißig, mäßig, enthaltsam, weise: — dann erreicht ihr das der Menschheit vorgestekte Ziel; die Willkür und die Gewalt verschwinden, ihr werdet glücklich, ihr seid frei!“

Honoré Gabriel Mirabeau.

„Theurer Sokrates!“ sprach Diotima, die Scherin, „die Sonne, die Alles erleuchtet, war einst nicht so glänzend und schön. Bei ihrem Entstehen umgab sie eine schwarze, undurchsichtige Rinde; aber ihr inwohnendes Feuer durchbrach diesen Kerker; die freie Sonne ward sichtbar, und der Sonne das Weltall. Dies, mein Freund, ist das vollkommenste Symbol der Seele; ihr edelstes Geschäft, der Sonne nachzuahmen, um sich zu scheiden von ihren verhüllenden Schläfen. Die freie Seele ist ganz Organ; den Abstand vom Sichtbaren zum Tönenden füllen andere Empfindungen aus; alle schmelzen aber in Eins zusammen, und wir fassen das All, wenn nicht wie die Gottheit, gleichwohl nach Götterart“ (Hemsterhuis).

Käme der Reichtum einer Organisation bei der Bestimmung ihres Werthes nicht mit in Rechnung, dann thäten wir wohl, der ersten besten Auster oder jedem formlosen Schleim die Oberstelle in der Reihe der Wesen einzuräumen; ja, ich wüßte nicht, was uns abhalten könnte, noch einige Schritte weiter zu gehen und uns an die unpässlichen Elemente der Dinge zu halten, so oft es uns einfiele, von Vortrefflichkeit und Vollkommenheit zu lallen. So lange man aber die Leute nicht loben wird, daß sie eine Eigenschaft nicht mißbrauchten, die sie nicht besaßen, wollen wir glauben, daß zur richtigen Beurtheilung eines Menschen, beide, die Ausstattung, die er von der Natur empfangen, und der Wucher, den er damit getrieben hat, erwogen werden müssen.

Die Vereinigung vieler großen Anlagen ist an sich schon eine seltene Erscheinung; ihre vollkommene Harmonie bei wahrer Größe wäre das Wunder der Natur. Gibt es göttliche Menschen, in einem strengen Wortverstande, so dürfte man bei ihnen diesen großen Zusammenklang voraussetzen; allein hüten wir uns vor allzustrenger Prüfung, wenn irgend ein Charakter, den die Geschichte uns aufbewahrt hat, diese Benennung verdienen soll, damit uns nicht die Erfahrung schmerze, daß jederzeit entweder ein Mißverhältniß zwischen den verschiedenen Anlagen, die Vollkommenheit des Ganzen störte, oder alle nur in unwirksamer Mittelmäßigkeit harmonirten.

Ein blutreicher, gesunder Körper, voll unerschöpflicher Lebenskraft, ein feuriges Temperament, eine rastlose, nie ermüdende Thätigkeit, die zarteste unbegrenzteste Empfänglichkeit für Eindrücke der verschiedensten Art, eine Begierde, Alles aufzufassen, Alles sich anzueignen, ein starkes, umfassendes, reiches Gedächtniß, eine schnell

verbindende, vergleichende, umwandelnde Einbildungskraft, ein richtiges, scharfes, ordnendes Beurtheilungsvermögen, und mit diesem Allen, entschiedener Wille, fester Sinn, hoher Geistesmuth — waren noch nie in Einem Menschen so vereinigt, daß nicht mehr oder weniger Ungleichheit in ihren Wirkungen sich hätte offenbaren müssen. Wer zweifelt, daß in einer so reichen Zusammenfügung die Heftigkeit der Leidenschaften auf mancherlei Extreme führen müsse? sie stehen ja schon in voller Blüthe, während die Vernunft und ihre Rückwirkung auf den Sinn, die Sittlichkeit, eben erst anfangen, sich zu entwickeln. Allein es ist auch ausgemacht, daß die Natur solche seltene Menschen, die sie zu herkulischen Arbeiten, zu mächtigem Wirken, zu großen Thaten bestimmte, mit jener verzehrenden Glut der Leidenschaft erfüllen mußte, welche, wenn die Epoche ihrer ersten Gährung überstanden ist, vom umwohnenden Geiste geführt, unübersteiglich geglaubte Schwierigkeiten besiegt und die Bewunderung, so der Zeitgenossen, wie der Nachwelt erregt. Fehler, Verirrungen, selbst Verbrechen sind hier gedenkbar; hingegen bleiben Laster gänzlich ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß die moralischen Kräfte eines solchen Charakters sich vermöge der unendlichen Aneignungskraft seiner Empfindung stärken und zu der ihnen gebührenden Herrschaft reifen.

Mirabeau vereinigte viele Eigenschaften in sich, die sonst in dem Grade nur selten beisammen angetroffen werden, und deren reiche Zusammenfügung eine unwillkürliche Anerkennung von Größe bewirkt. Die Natur hatte ihn mit einem beinahe unzerstörbaren Körper ausgerüstet, den weder seine Ausschweifungen, noch die durch viele Tage und Nächte fortgesetzte Anstrengung, womit er seine ernsthaften Geschäfte betrieb, zu Grunde richten konnten. Von der Allgewalt, der Zartheit und Züchtigkeit des Gefühls, womit er den Gegenstand einer leidenschaftlichen Liebe umfaßte, bleiben seine Briefe an Sophie ein unauslöschliches Denkmal. Was auch die hohlklingende Definition von „hochheiliger Leidenschaft“ in manchem Köpfchen dawider einwenden mag, so ist das Gold darum nicht minder Gold, weil man es selten oder nie ganz unvermischt gefunden hat. Fremdes Feuer auf den lautern Altar gebracht zu haben, ist freilich eine Sünde, womit der jugendliche Rausch sich selbst bestraft, wenn er ausplaudert, was nur empfunden werden darf; allein weder Mann noch Weib mußte man sein, um sie anders, als Profanation, zu nennen.

Ein Feuergeist, der bis in's vierzehnte Jahr die Thorheiten und Ungereimtheiten um ihn her nur mit heißendem Spotte verfolgte, der aber, durch Lode's Versuch über den Verstand, plötzlich zum ernststen Nachdenken über die erhabene Bestimmung des Menschen hingerissen, sich mit diesem bewundernswürdigen Buche gleichsam

erfüllte und amalgamirte, ließ bereits in jenem frühen Alter ahnen, zu welcher Genauigkeit im Entwickeln er gelangen, zu welcher Klarheit der Begriffe er hinaufsteigen würde. In Frankreich brach dieser Geist hervor, in Frankreich, wo der Despotismus seit Jahrhunderten theils absichtlich, theils unwillkürlich, der Sittlichkeit einen schaudervollen Untergang bereitete; in Versailles, in Paris und andern Tummelplätzen der ungezügeltsten Begierden, der schamlosesten Laster, der verworfensten Entartung, wohin die Menschheit gelangen kann, wenn unumschränkte Macht und ungeheure Mittel die Hirten eines Volkes in rasende Wüthriche verwandeln und ein nichtswürdiger, sogar der Schande abgestorbener Hölisingsschwarm in der Benennung (ronés), die seine Verworfenheit und Strafbarkeit bezeichnet, die letzte Zuflucht seines Selbstgeföhls findet! — Es ist hier nicht der Ort, die Flecken zu entschuldigen, die Mirabeau's Charakter oder sein Ruf, oder beide zugleich, vom Durchgange durch diesen Psuhl davon tragen mochten, und es liegt auch nichts daran, ob Jemand es mühsam erweisen könnte, daß er es nur Verkettungen des Schicksals, unabhängig von ihm selbst, verdanken müsse, wenn er nicht, wie Hunderttausende seiner Zeitgenossen, gänzlich dach versunken sei. Wohl wissen wir, daß die Allmacht des Schicksals den ärmsten Tropf auf Mirabeau's Platz hätte heben können; aber was hätte denn der Tropf da gethan? Tyrannenhaß mag leicht die Regung gewesen sein, womit die meisten Schlachtopfer der willkürlichen Gewalt in den Kerker Frankreichs saßen; aber Mirabeau war der Einzige, der in seiner Schrift (sur leslettres de cachet) die Art an den Baum legte und im Herzen aller seiner Mitbürger den gerechten Unwillen hervorrief, der die abgelassene Frist einer allzulangmüthigen Geduld verkündigte. Freigebit und Ungerechtigkeit sind unzertrennlich; man fand die Bastille beinahe leer, als die Freiheitsmuth der Pariser sie stürmte.

Die Last jugendlicher Unbesonnenheit lag schwer auf Mirabeau; die Verschwendung seines Vermögens büßte er desto härter, je unbiegsamer sein stolzer Geist den einzigen Weg verschmähte, der an einem verderbten Hofe zu Würden und Reichthümern führt. Irrend durch Europa, oft gezwungen, von seiner Feder nothdürftigen Unterhalt zu entlehnen, war Freiheit sein Thema und Bürgersglück der Endzweck aller seiner Schriften. Sein Vaterland befehlt jedermann seine eifrigsten Wünsche, und bei Allem, was er that, verlor er es nie aus dem Auge; allein auch in andern Staaten predigte er laut, was er dachte, was er empfand, was er für das allgemeine Wohl für unentbehrlich oder zuträglich hielt. Mit prüfendem Blicke suchte er überall die Menschen um sich her; es war ihm gegeben, tief in ihr Herz zu schauen und ihren Verstand auf die Feuerprobe des Feinsinns zu bringen; sein Urtheil traf sicher und scharf.

Mit der Gabe, das Ganze zu umfassen und zu durchdringen, verband er, was nur dem Genie möglich ist: jenes Ausbahren, das die kleinsten Bestandtheile einer Wissenschaft oder eines Zweiges vom menschlichen Wissen erschöpft. So gelang es ihm, mit gründlichen und weit umhergreifenden Vorkenntnissen, in der Bahn des Staatsmannes Kenntnisse vom gegenwärtigen Zustande unsers Welttheils zu sammeln, die vor ihm Niemand so vollständig zusammengetragen und so fruchtbar für die Politik geordnet hatte. Deutschen Fleiß und französischen Geist sah man nirgends in schönerem Bunde, als in seiner und seines Freundes „Preussischen Monarchie“. Seine Schriften über das Bankgeschäft, über den Aktienwucher, über Neckers Administration; seine Reden über die Assignaten, über den Staatsbankerott, über die Anleihen, über unzählige Gegenstände der Administration, der Finanzen, der Politik, der Rechtspflege tragen eben dieses Siegel der tiefen Einsicht, des reifen Urtheils und der mannigfaltigsten, durchdachtesten Kenntniß.

In seinen drei letzten Lebensjahren trat endlich Mirabeau, als Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung, im vollen Glanze seiner Talente, seiner Grundsätze und seiner Tugenden hervor. Eine Nation, in deren Mitte die Aufklärung des Kopfes den höchsten Gipfel der Verfeinerung erstiegen hatte, indeß das Herz unter dem Druck ihrer Fesseln verschrumpfte, stand in ihrem armen Wortreichtume nackt und ohnmächtig einem Manne gegenüber, dessen Patriotismus, dessen Freiheitsliebe, dessen Beredsamkeit so tief empfunden als gedacht waren. Seines Geistes Blitze trafen von Herz zu Herz, und der Donner seiner Rede war nur ihre erschütternde Begleitung. Im drückenden Gefühle seiner Ueberlegenheit rächte sich zuweilen die Nationalversammlung an ihm durch ein Mißtrauen, das für Ostracismus gelten konnte; aber öfter huldigte sie einstimmig der unwiderstehlichen Wahrheit und Evidenz seiner Göttersprüche; ähnlich dem Volke von Athen, das seinen Alcibiades „liebte und haßte und immer wieder verlangte.“

Als unweise Rätthe des Königs die gewaltsame Auflösung der Nationalversammlung beschlossen hatten, ward Mirabeau ihr rettender Schutzgeist; ihm allein verdankte sie ihre Fortdauer, ihm die Erhaltung ihres Ansehens und ihrer Würde. So lange er lebte, verschüttete er allein den Bürgerkrieg, er allein überschaute den ganzen ungeheuren Kreis der Revolution; er kannte die Kraft ihrer Triebfedern, und sein fester Plan war auf die richtige, weise Theilung und Abmessung ihrer Grenzen gebaut. Er hatte Muth und Stärke, die Dämme unverletzt zu erhalten, die das Volk nicht ungestraft durchbricht. Er war der gute Genius der französischen Freiheit, und was er für sie that, war eben, was er unvermeidlich fand, damit, indem man es weigerte, nicht ungleich mehr erzwingen

würde. Die Weisheit seines Herzens wollte und konnte vermitteln. Mit schrecklicher Klarheit hat die Erfahrung nach seinem Tode gelehrt, wie man Alles verlieren mußte, weil man etwas zurücknehmen gewollt.

Mit demselben Scharfblicke, der ihn die Gährung seines Vaterlandes als allgemein und entscheidend erkennen ließ, hatte er auch dießseits des Rheins die Gemüther erforscht und das entgegengesetzte Resultat den Deutschen selbst an's Herz gelegt. „Ihr könnt mehr wissen als wir,“ ruft er uns zu; „aber ihr seid noch nicht so reif als wir, wenn es auch mit unserer Reife wenig sagen will. Ihr seid es nicht, sage ich; denn vom Kopfe muß bei euch die Bewegung ausgehen, und sie muß später hervorberechnen, als bei dem Volke, wo Alles vom Augenblick und von dramatischen Impulsionen und Wirkungen abhängt, wo dieselbe Viertelstunde den Heldenmuth der Freiheit und den Gögendienst der Knechtschaft gebären kann.“

Mirabeau stand allein, während Alles um ihn her sich in Parteien und Faktionen vertheilte; man zählte ihn bald hierher, bald dorthin, weil das Recht nicht auf einer Seite blieb und ihn beständig zum Vertheidiger behielt. Er kannte die Gefahr dieser großen Rolle, und er beharrte darin bis an's Ende, von Allen gefürchtet, von Allen geehrt. „Eitelkeit statt ächter Ruhmbegierde, das,“ rief er, „ist der Nationalcharakter, den die Erziehung erst umschmelzen muß, ehe wir bei unsrer neuen Verfassung glücklich sein und die Früchte der Freiheit genießen werden. Nach fünfzehn Jahren wird man sehen, was diese großen Triebfedern vermochten, an einer neuen Generation, welcher Sittlichkeit und Tugend heilig sein müssen. Noch kann die Revolution“ — hört seinen prophetischen Geist! — „in wilde Anarchie ausarten; doch nimmermehr mißt sie in Frankreich ihren Weg zurück zum Vortheile der Alleingewalt. Nein, Alles kann zertrümmert, die Auflösung des großen Problems noch weit hinausgerückt werden; Alles aber, Alles wird seine Nichtigkeit nur sonnenklarer beweisen. Schon sehe ich die Ungebundenheit zur Sitte werden; ich hoffe nicht länger auf eine unblutige Vollenbung; die Krise des Bürgerkrieges scheint ein unvermeidliches, vielleicht ein nothwendiges Uebel. Allein, komme, was kommen mag; wenn ich sterbe, stirbt ein guter — und vielleicht ein großer Bürger.“

Der Bankerott des Staats, der erste Umsturz in grenzenloser Anarchie, der Frankreich drohte, ward auf Mirabeau's überzeugende Vorstellung verhütet. Alle seine Anträge in der Nationalversammlung bezielten das wahre Wohl des Vaterlandes zum Augenmerk. Er forderte das Opfer des vierten Theils von allem Eigenthum; und als der Eigennuth der Begüterten seinem Enthusiasmus nicht entsprach, rettete er den Nationalcredit durch die Güter der Geistlichkeit und das Siegel der Revolution, die Assignaten. Er sicherte

der ausübenden Gewalt das Veto und das Recht des Krieges und Friedens; er erneuerte mit Spanien den Familienvertrag und rüstete den konstitutionellen König mit einem Grade von Macht, die, mit weiser Kühnheit ausgeübt, die innere Ruhe hätte sichern können. „Ich widersehe mich den Aufrührern, auf welcher Partei, auf welcher Seite sie sich zeigen mögen.“ Dies waren seine letzten, öffentlich ausgesprochenen Worte. Rom und Athen in einem ähnlichen Augenblick haben nichts Größeres gehört.

Ganz Frankreich betrauerte seinen unersehblichen Verlust; sechs und zwanzig Millionen Menschen hatten über seine transcendente Größe nur Eine Stimme; vom Könige bis zum Bettler fühlte jeder den erschütternden Schlag, der ihm Frankreichs Palinurus in diesem Sturm entriß. Die Nationalversammlung beschloß einmüthig, daß Mirabeau's Asche im Tempel der Schutzgötter Frankreichs ruhen sollte. Er war der erste „große Mann, dem das dankbare Vaterland“ diese Huldigung zuerkannte. — Welch eine ganz andere Folge und Ineinanderfügung der Begebenheiten öffnet sich der Phantasie, wenn man den einzigen Mirabeau als fortlebend und darin fortwirkend denkt! In solchen nicht zu berechnenden Ereignissen, wodurch die Hauptperson plötzlich aus der Mitte des Kreises gerissen wird, dessen Vereinigungspunkt sie war, äußert das Schicksal, oder, menschlicher gedacht, die Vorsehung, ihre unsichtbare mächtige Mitwirkung zum Glück und Unglück der Nationen. Bald wird es sich zeigen, warum Mirabeau das Ende der Revolution nicht erlebte.

In Deutschland allein hat es hier und dort eine Stimme gewagt, dem allgemeinen Sinne zu widersprechen und Mirabeau's Verdienste zu schmälern. Es wäre vielleicht hinreichend, mit Lessing zu ihrer Entschuldigung zu sagen:

„nur das Gemeine
verkennt man selten“ —

und Mirabeau's Freunden den Nachsatz:

„und das Seltene
vergibt man schwerlich“ —

zu überlassen; wenn der Gedanke, daß es noch jetzt möglich sein sollte, über einen solchen Charakter zwei entgegengesetzte Meinungen zu hegen, nicht gar zu schmerzhaft an das Loos der Menschheit erinnerte, ewig ein Raub der Täuschung zu werden. Gern wollen wir einräumen, daß Inkonsequenz auch bei den edelsten Menschen das Ideal der Vollkommenheit vernichtet, welches wir uns in Augenblicken der abstrakten Spekulation entwarfen; nur möchten wir darum nicht die Möglichkeit einer Regel zur Beurtheilung der Annäherungsgrade zu diesem Ideal im wirklichen Leben bezweifeln,

wir möchten nicht gern uns die Begeisterung, für Alles, was groß, erhaben, gut und edel ist, durch die Betrachtung, daß es nicht in gottähnlicher Lauterkeit existiren könne, wegvernünfteln und aufrühen lassen. So gewiß nun dasselbe Ding nicht heiß und kalt, oder naß und trocken zugleich sein kann, so unmöglich bleibt es, daß Temperamente von verschiedener Art, Anlagen von verschiedener Mischung und Kräfte von verschiedener Intensität in ihren Aeußerungen sich ähnlich sehen können. Die Beschuldigung des Dichters gegen Bacon, daß er zugleich der klügste, glänzendste und niederträchtigste der Menschen gewesen, mag gegründet sein oder nicht; so ist sie wenigstens möglich und gedenkbar, sobald man bei ihm jene ungeheure Uebung der spekulirenden Vernunft, mit Vernachlässigung ihrer praktischen Anwendung, aus Mangel eines starken sinnlichen Antriebes, voraussetzt. Unsere Sittlichkeit wird im Handeln gebildet, und ohne heftige, starke Empfindung fehlt die erste Veranlassung zum Handeln; mithin entsteht jenes bald lächerliche, bald beweinenwürdige Mißverhältniß zwischen Kopf und Herz, wodurch sogar der tief sinnige Bacon verächtlich scheinen konnte. Wenn hingegen ein edler, feuriger Geist, von der Heftigkeit seines Gefühls hingerissen, auf Abwege geräth, so können wir vielleicht einen Augenblick schaudern, verabscheuen, hassen; aber verachten können wir nicht.

Mit einem heftigen Temperamente, erhitzt durch Parteigeist und unter dem Einfluß eines täuschenden Vorurtheils, wäre es indeß möglich, sich selbst zu überreden, daß der Haß und Groll gegen Mirabeau nur kalte Geringschätzung sei; Männer von diesem Charakter fassen ihn nicht, weil sie ihn nicht fassen wollen. Verachtung heucheln, wo man das Gegentheil zürnend und neidisch empfindet, ist leider ein Kunstgriff, dessen mancher kleine Vertheidiger einer schlechten Sache sich schuldig zu machen weiß. Nichts ist kleinen Seelen so drückend, als wahre Größe; lieber preisen sie, wo nichts zu preisen ist, und stellen einen Strohwick als einen Halbgott hin, ehe sie sich den Genuß versagen, einen Mirabeau durch Lästung und Wegwerfung zu sich herabzuziehen. Allein das edle Selbstgefühl, der Stolz eines guten und großen Bewußtseins, läßt sich nicht so leicht hinzu heucheln. Wen ein tugendhafter, großer Mann verachtet, nur der bleibt verachtungswürdig, so lange die Geschichte lebt, indeß der leere Verleumder nur seine eigene Schwäche verräth. Es gibt noch einen dritten Fall. Dem Wilden, der das Goldstück verachtet und dafür den eisernen Nagel ergreift, dem mangelt der Begriff von relativem Werthe beider Metalle. Wenn Mirabeau wirklich irgendwo der Gegenstand einer ernstlich gemeinten Geringschätzung sein könnte, so würde dieses Phänomen sich nicht anders, als durch eine solche Radikalnuität des Herzens, eine so vollkom-

mene Erstorbenheit jedes männlichen Sinnes erklären, wobei man unfähig sein mußte, einen Mann zu begreifen. Wer mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte dieser Liebe nicht, der wäre wahrlich nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle (1. Korinth. 13, 1.). — Edler, größer, fester und patriotischer als Alcibiades, dennoch hatte Mirabeau manche Aehnlichkeit mit ihm. Dahin gehört besonders dieser Zug, daß er Bewunderung, Achtung und Liebe fand, wohin sein Schicksal ihn führte; „er brachte es dahin,“ sagt Nepos, „daß er überall, wo er nur gewesen, oben an gestellt wurde und ungemein beliebt war.“ Ich könnte unter Mirabeau's eifrigen Freunden in England und in Deutschland Namen nennen, die über jeden Tadel erhaben sind, und mit deren Beifall und Liebe gewaffnet, ich dem Haffe, dem Neide, der Verleumdung troken, und es ruhig ertragen würde, wenn die ganze übrige Welt mich verkannte. Wenn es den Menschen frommt, zu erkennen und zu empfinden, was gut und groß genannt zu werden verdiene, so ist es die Pflicht des rechtschaffenen Schriftstellers, der Größe und den Verdiensten Zeugniß zu geben.

— „Wahnsinniger Menschen Bethörung kämpft
entgegen dem Preis;
wider Recht erhebt sie
die Stimme, will mit Schande die
Feier der Edeln verhüllen.
Aber den Sand am Gestad' fliehet die messende Zahl;
und wie viel Samen ER des zukünft'gen
Segens streute, wer vermag es zu sagen?“

Vindar.

Aus der

„Reise um die Welt.“

Der Brodbaum.

Der Brodbaum gehört unter die geringe Zahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unserer Erde verbreitet haben. Von Surate an bis zu den Marquesasinseln im stillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150 Graden der Länge oder mehr als 2000 geographischen Meilen, trifft man ihn fast auf jeder Küste und Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirk überall uranfänglich von selbst und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keineswegs behaupten. Schön ist die Form des durch Anbau veränderten Brodbaums, und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja, was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich an Ebenmaß des Wuchses und an Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Krokastanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes, breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe vierzig pariser Fuß: ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brodbaum den Inselanern im stillen Weltmeer wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Tahaitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wann die Sonne im Begriff ist, aus der nördlichen Halbkugel in die übrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und Früchte anzusehen beginnt, die im Oktober anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brodfrucht; es

kommen theils an einem und demselben Baum, theils an mehreren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Julius und August. Von diesem Monat an bis zum Anfange des November ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dessen Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uri (die Brodfruchtzeit) genannt.

Cooks zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kam hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Reise zweimal nach O-Tahiti und den umliegenden Inseln. Das erste Mal, in der Mitte des Augustmonats, war sowohl die Brodfrucht als alle andern Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten und um das Kostbarste, was eine tahaitische Phantasie zu reizen vermochte, gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahreszeit, die ungeachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte und an hervorbringender Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die junge Brodfrucht an der Zweige äußersten Spitzen in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwicklung vollendet hat, saß noch an den Bäumen, und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum zweiten Male nach einem Zwischenraum von acht Monaten erreichten wir die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhafte grüne Schattirung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweis aufschüttete und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, worin sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden weg, füllte mit der fleischigen Pulpa eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen und ließ den ganzen Vorrath in die saure Gährung übergehen. Der Teig (Wabe), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgefäuert und schmeckt wie das schwarze westphälische Brod (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel, als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und bädt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die O-Tahaitier versehen. Uebrigens ist aber dieses saure Brod bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe genießen, und während der drei bis vier Monate, wo die frische Brodfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegohene

Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu erleiden.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brodfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdenn noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von loderem, mehlichem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet oder gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der träge Südländer doch gern derselben überhoben sein; daher träumt er sich auch in seinem Paradiese eine Brodfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baume weggeessen werden kann.

Die geröstete Brodfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrodes, die mit gekochten mehlichten Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas Süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch wenn sie nach dem Baden verlegen oder alt geworden war. Die schmackhafteste war laut der Uebereinkunft aller Mitreisenden jene Frucht, welche wir auf den Marquesasinseln eintauchten; doch meines Erachtens gibt ihr die tahaitische nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah ich sie ebenfalls auf den Marquesasinseln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie unstreitig eins der gesündesten und zugleich nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brodfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein.

Nachdem der Brodfruchtbaum während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge: er fängt an abzustorben, und allerlei Gebrechen bedeuten seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also nichts übrig, als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden und entweder einen Kahn daraus zu höhlen, oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichtesten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthschaft, wie kleine Schemel, Schüsseln, Tröge zc. daraus geschnitten; allein des Vorzuges ungeachtet, welchen der tahaitische Brodbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger veredelten auf den Gewürzinseln voraus hat, nimmt doch das weiche gelbe Holz gar keine Glät-

tung an. Die Amboineser und, wo ich nicht irre, auch die Tahaitier, pflügen Trommeln daraus zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brodbaum kann man schlechterdings zu nichts Andern als zur Feuerung gebrauchen. Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende Splint, ist am Brodbaum so beschaffen, daß die Einwohner von Tahaiti ihre Kleider daraus verfertigen können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäume dicht neben einander in lockern Boden und suchen sie so grade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im andern oder dritten Jahre werden sie abgeschnitten, und der Splint wird auf die nämliche Art davon abgefondert, vorbereitet und zu muslinähnlichen Tüchern verarbeitet, wie es mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich ist. Winder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, sobald sie abgefallen und verwest sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung reichen, bricht man sie auch häufig vom Baume und bedient sich ihrer, Speisen darin zu wickeln oder auch darin zu baden. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal darin, daß eine große Menge dieser Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden gestreut werden, unmittelbar auf diese legt man die Speisen ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches anderthalb Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will, eine frische zu nehmen. Auf Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brodbaums rings um ihre Lagerstätte an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verschreckt.

Die männliche Blüthe des Brodbaums besteht in einem spannenlangen braungelben Kolben, welcher ganz mit kleinen Blüthen bedeckt ist und dadurch mit den Schilfkenden, die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Köpfe abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Rindschwammes, und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art wie Linten zur längern Aufbewahrung des Feuers.

Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Theilen des Baums ein weißer klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokusmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen.

Coof rühmt von diesem Baume mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. Hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brodbäume gepflanzt, so hat er (dies sind des großen Weltumseglers Worte) seine Pflicht gegen sein eignes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsres rauhen Himmelsstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brod versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat.

O = T a h a i t i .

Ein Morgen war's — schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben — an welchem wir die Insel O-Tahaiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kränzelte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigeren, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brodfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene emporragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf, kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Kanots unterscheiden, die auf den sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Unterplaz. Nunmehr fing die Sonne an die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Kanots in's Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Oeffnung des Riffs, und eins kam uns so nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Schärpe um die Hüften saßen drin. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft

und kamen mit einem oft wiederholten lauten Taya! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschaftsgruß ansetzen konnten. Das Kanot ruderte dicht unter das Hintertheil des Schiffes, und wir ließen ihnen sogleich ein Geschenk von Glaskorallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hingegen wiederum reichten uns einen grünen Pifangschoß zu, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten solchen dergestalt an's Schiff zu befestigen, daß er einem Jeden in die Augen fiel. Demzufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmastes fest gemacht, worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sah man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguickten, indessen andere voll Zutrauens auf das geschlossene Friedensbündniß ihre Kanots in's Wasser stießen und sie mit ihren Landesprodukten beluden. In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem sich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns ging so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erschallte das willkommenie Taya, und wir erwiderten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine so günstige Veränderung unserer Umstände. Sie brachten uns Kokosnüsse und Pifangs im Ueberfluß nebst Brodfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glaskorallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zench, Fischangeln, steinerne Aerte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgedboten und leicht angebracht. Die Menge von Kanots, welche zwischen uns und der Küste ab- und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an durch die Kajütenfenster um Naturalien zu handeln, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Mörge anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ungefähr von unserer Größe, blaß mahagonibraun, hatten schöne schwarze Augen und Haare und trugen ein Stück Zench von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei malerischen Farben als einen Turban um den Kopf gewickelt. Die Kleidung der Frauen bestand in einem Stück Zench, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzusteden, und hinten und vorne bis auf die Knie herabhing. Hierüber trugen sie ein anderes Stück Zench, das so fein als Messeltuch und auf mannigfaltige, jedoch zierliche Weise

etwas unterhalb der Brust als eine Tunica um den Leib geschlagen war, so daß ein Theil davon, zuweilen mit vieler Grazie, über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön als jene an den griechischen Statuen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen sonderbaren schwarzen Flecken geziert oder vielmehr entstellt, die aus dem Punktfiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen.

Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres Nationalcharakters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Gebärden und Handlungen hervor und gab einem Jeden, der das menschliche Herz studirte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedener Art. Einige ergriffen unsere Hände, andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden herholten, so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harten und zischenden Konsonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlauter. Was dazu erfordert ward, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modifikationen der Selbstlauter zu unterscheiden, welche natürlicher Weise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitteln eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das D und G, womit sich die meisten Nennwörter und Namen in Herrn Coeks erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor deren Nennwörtern herzugehn pflegen.

Auf der Insel Tanna.

(Neu-Hebriden.)

Wer es je selbst erfahren hat, welch einen ganz eigenthümlichen Eindruck die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der, nur der allein kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unennbare Empfindungen uns beglücken kann. Vergleichen Augenblicke sind es, wo die bloße Ansicht eines frisch umpflügten Ackers uns entzückt, wo wir uns über das sanfte Grün der Wiesen, über die verschiedenen Schattirungen des Laubes, die unsägliche Menge der Blätter und über ihre Manigfaltigkeit an Größe und Form so herzlich, so innig erfreuen können. Diese manigfaltige Schönheit der Natur lag in ihrem ganzen Reichthum vor mir ausgebreitet. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab der Landschaft das herrlichste Kolorit. Hier glänzte das Laub des Waldes im goldnen Strahl der Sonne, indeß dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die fausten Freuden des häuslichen Lebens; der Anblick großer Fisingwälder, deren goldne, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und Ueberflusses waren, erfüllte mich natürlicher Weise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Volksglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Ackermannes, welches in diesem Augenblicke ertönte, vollendete dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich. Gegen Westen zeigte sich die Landschaft nicht minder schön. Die fruchtbare Ebene war daselbst von einer Menge reicher Hügel begrenzt, wo Waldungen und Obstgärten mit einander abwechselten. Ueber diese ragte eine Reihe von Bergen hervor, die den Gebirgen auf den Societätsinseln gleich zu kommen, jedoch nicht so jäh und rauh zu sein schienen. Selbst das einsame Bläthchen, aus welchem ich diese Gegend betrachtete, hatte die Natur nicht ungeschmückt gelassen. Es war eine Gruppe der schönsten Bäume, an deren Stämmen sich mancherlei wohlriechende, blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden hinauf-ranken. Das Gedeich war außerordentlich fett und dem Wachsthum der Pflanzen so günstig, daß verschiedene Palmen, die vom Winde umgeworfen worden, ihre Gipfel fast durchgehends von der Erde wieder in die Höhe gerichtet und neue, grüne Zweige getrieben hatten. Vögel von allerhand buntem Gefieder belebten diesen

schattenreichen Aufenthalt und ergößten das Ohr oft unerwartet mit harmonischen Liedern.

Ueber mir der Himmel heiter, das Säuseln des kühlen Seewinds um mich her, stand ich da und genoß in Ruhe des Herzens all das Glück, welches ein solcher Zusammenfluß von angenehmen Bildern nur gewähren kann. Unermerkt verlor ich mich in eine Reihe von Betrachtungen über den Nutzen, den unser hiesiger Aufenthalt unter den Insulanern gestiftet haben könnte, und welch einen Zuwachs von Vergnügen verschaffte mir nicht der beruhigende, damals noch ganz ahnungsfreie Gedanke, daß wir uns hier zur Ehre der Menschheit in einem sehr vortheilhaften Lichte gezeigt hätten! Wir hatten nun vierzehn Tage unter einem Volke zugebracht, das sich anfänglich äußerst mißtrauisch und ganz entschlossen bewies, auch die geringste Feindseligkeit nicht ungeahndet zu lassen. Diesen Argwohn, dieses eingewurzelte Mißtrauen hatten wir durch kühles, überlegtes Verhalten, durch Mäßigung und durch das Gleichförmige aller unserer Handlungen zu besiegen, zu vertreiben gewußt. Sie, die in ihrem Leben noch nie mit so harmlosen, friedfertigen und gleichwohl nicht feigen oder verächtlichen Leuten umgegangen, sie, die bisher in jedem Fremden einen heimtückischen, verrätherischen Feind zu sehen gewohnt waren, hatten jetzt von uns und durch unser Beispiel gelernt, ihre Nebenmenschen höher zu schätzen! Sobald wir es einmal dahin gebracht hatten, jenen heftigen, aufbrausenden Naturtrieb, der allein die Wilden so argwöhnisch, scheu und feindselig macht (Selbsterhaltung), zu befähigen, sobald sah man auch schon in ihren rohen Seelen jenen zweiten, nicht minder starken Naturtrieb — Geselligkeit — aufkeimen und sich entwickeln. Kaum fanden sie, daß die Fremden die Früchte ihres Landes nicht als eine Beute mit Gewalt wegnehmen wollten, so theilten sie ihnen solche freiwillig mit. Schon gestatteten sie uns, ihre schattenreichen Wohnungen zu besuchen, und ließen uns, so einträchtig, als es den Mitgliedern einer und derselben Familie geziemt, mitten unter sich sitzen. Nach wenig Tagen begannen sie sogar an unsrer Gesellschaft Vergnügen zu finden, und nun öffnete sich ihr Herz einem neuen uneigennütigen Gefühl von überirdischer Art, der Freundschaft! Welch ein unschätzbares Bewußtsein, rief ich aus, auf solche Art das Glück eines Volkes befördert und vermehrt zu haben!

Auszüge aus Forsters Briefen.

Forster an seine Frau in Neusschatel.

Paris, den 31. März 1793.

Ich bin vorgestern Abend hier angekommen, liebe Frau. Gestern bin ich im Nationalkonvent gewesen, habe geredet, die Adresse des mainzer Konvents (ebenfalls von meiner eignen Arbeit) unter vielfältigem Beifallklatschen abgelesen und dadurch bewirkt, daß die Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Franzosenrepublik auf der Stelle par acclamation decretirt worden ist. Botocki und Lur sind meine Mitdeputirte. Wir bleiben nun noch etliche Tage hier, bis wir wieder abgefertigt sind.

Von Paris kann ich Dir noch wenig sagen. Alles ist jetzt ruhig. — Mein Schicksal kann ich für's erste von Mainz nicht trennen; was weiterhin geschieht, muß ich abwarten. Meine Partie ist einmal entschieden genommen, ich muß dabei leben und sterben. — Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden, ob sie gleich ganz etwas Andres ist, als die meisten Menschen darunter denken. Lebe wohl.

Paris, den 5. April 1793.

Meine liebe Frau, suche Ruhe in Dir selbst zu gewinnen, und vor allen Dingen mache Dich unabhängig von Allem, was nicht absolutes Bedürfnis ist. Wir leben in einer unruhigen und gefährlichen Zeit und Niemand kann wissen, wie es in Kurzem um sein bißchen Habe stehen wird. — Ich hoffe, hier durch Lebrun in eine andere Laufbahn zu treten, obschon der Augenblick höchst ungünstig ist; denn er steht auf dem Punkt, Kriegsminister zu werden, und ich weiß nicht, wer die auswärtigen Angelegenheiten dann bekommt. Alles gährt jetzt, aber es wird gewiß noch ein anderes Ende nehmen, als es die Aristokraten hofften. Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin

so wenig vom Charakter der Franzosen erbaut, als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben, und sehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zusammen machen die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen. So ungefähr wie die Deutschen zu Luthers Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem sie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten. —

Wer sich hier jedem Wind überlassen wollte, müßte längst vor Angst gestorben sein. Ich weiß nicht, wie man in einem Kreise so sein kann. Man hat nun einmal Partei ergriffen, man hat Alles, Gut und Blut, auf's Spiel gesetzt, nun spielt man das Spiel, gewinnt oder verliert. Soll man denn nur mit dem Munde für Grundsätze sterben und nicht auch mit der That?

Paris, den 8. April 1793.

Ich warte keine neuen Briefe von Dir ab, meine Gute, um Dir zu schreiben. Wüßte ich nur, daß Du beruhigt wärest. Ich bin bei Allem, was mir widerfahren kann, vollkommen ruhig und gefaßt. Erstlich ist, weil Mainz blokt ist, darum noch nicht Alles verloren; allein wenn ich auch nie mehr ein Blatt Papier wiedersehen sollte von Allem, was ich dort habe, so soll mich's nicht anfechten. Der erste schmerzliche Eindruck dieses Verlustes ist vorbei, ich denke nicht mehr daran, nachdem ich durch Cistine Maßregeln getroffen habe, um wo möglich zu retten, was zu retten ist. Bleibe ich nur mir selbst, so will ich schon für Euch so arbeiten, daß bald Alles nachgeholt sein soll. Ich bin hier auf dem Fleck der Erde, wo man mit etwas gutem Willen zur Arbeit und etwas Fähigkeit um Brod nicht bange sein darf. Meine zwei Mitdeputirte sind schon tübler daran; indessen bekommen wir doch Diätengelder, bis auf andere Art für uns gesorgt ist. Längst schon suche ich mir anzuewöhnen an jour la journée zu leben, und nicht mehr mit sanguinischen Hoffnungen schwanger zu gehen: ich finde das philosophisch wahr und ich mache Progressen darin. Ich glaube auch, wenn man dabei nichts verläumt, was zu unserm Fortkommen und zur Sicherstellung unserer Lage gehört, so ist es das Einzige, was uns immer gut gelaunt und unabhängig erhalten kann.

Aus der Ferne sieht Alles anders aus, als man's in der nähern Beschäftigung findet. Dieser Gemeinpruch drängt sich mir hier sehr auf. Ich hänge noch fest an meinen Grundsätzen, allein ich finde

die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wuth, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsicht und Talente, ohne Wuth und ohne Kraft; auf der andern eine physische Energie, die, von Unwissenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Oft sollte man ihn aber lösen und zerhaut ihn doch. Es steht jetzt Alles auf der Spitze. Freilich glaube ich nicht, daß die Feinde reussiren werden; aber die Nation wird endlich auch müde werden, immer ganz aufstehen zu müssen. Es kommt also darauf an, wer am längsten aushält. Die Idee, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt seine Absicht nicht durchsetzt, empört mich immer so sehr, daß ich sie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgefordert denken kann, und lieber an diesen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereiteln sehen möchte. Der ruhigen Köpfe hier sind wenige, oder sie verstecken sich; die Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem Allen richtet sie große Dinge aus, denn gerade dieses kalte Fieber gibt ihnen (den Franzosen) ewige Unruhe und den Schein von allen edeln Anregungen, wo doch nur Enthusiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden ist. — Vielleicht bleibe ich noch eine Zeit lang hier, vielleicht setzt man mich auf einem Bureau in Arbeit, vielleicht verschiebt man mich; ich bin auf Alles gefaßt, zu Allem bereit. Das ist der Vortheil meiner Lage, wo man an nichts mehr gebunden ist und auf nichts mehr in der Welt als seine sechs Hemden Acht zu geben hat. Mir bleibt nur die einzige Unannehmlichkeit, daß ich auf das Schicksal muß Alles ankommen lassen, und das thue ich gern, denn im Grunde steht man sich bei diesem Vertrauen doch nicht übel. Ich sehe wieder das erste Grün der Bäume mit Vergnügen; es ist mir weit rührender und erquickender als das Weiß der Blüten.

Paris, den 13. April 1793

Es neigt sich hier Alles zur Entscheidung des großen politischen Problems. Die auswärtigen und einheimischen Feinde der Republik haben endlich, wie es scheint, vermittlest Bestechung jenen verzweifelten Zustand zuwege gebracht, welcher die Nation noch einmal in den heftigsten Revolutionskampf versetzen wird. Gebe nur der Himmel, daß es der letzte sei, und daß er seinen Endzweck erreichen möge. Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue ein-

geweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier Alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Uebling meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. Es ist also wahr, daß heut zu Tage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappen sind, bloße nichts sagende Töne, bloß gebeuchelte Empfindungen im Munde derer, die jetzt das Schicksal der Nationen lenken? Es ist also wahr, daß der Egoismus ganz allein sein Spiel treibt, wo man keine Aufopferung zu finden hoffte? wahr, daß zwischen Betrügnern und Betrogenen kein Drittes zu finden ist, woran man sich halten, sich anschließen könnte? Gewiß, es gehört Wuth dazu, diese so fürchterlich sich aufdringende Betrugung zu ertragen, und dann, im eigenen Bewußtsein verhüllt, an Menschheit und Wahrheit noch zu glauben. So finster diese Bilder sind, so unbezweifelt scheint mir der Ausgang der Sache.

Paris, den 16. April 1793.

Du wünschst, daß ich die Geschichte dieser grenelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! — O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, eckelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die schmutzigen unterirdischen Kammern nachzugraben, in welchen diese Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt, immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?

Freiheit und Gleichheit? mein ganzes Leben ist mir selbst der Beweis, das Bewußtsein meines ganzen Lebens sagt mir, daß diese Grundsätze mit mir, mit meiner Empfindung verbunden sind und es von jeher waren. Ich kann und werde sie nie verleugnen. Es gibt wohl eine Oligarchie der Vernunft und der Empfindung, die ich nicht leugne, die aber nur so weit geht, als sie freiwillig von Vernunft und Empfindung Anderer anerkannt wird, und auch diese ist

mir Folge der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter. Ein glückliches Loos wollte, daß gerade Dieser oder Jener in die Lage geworfen ward, wo er, anstatt sein Handwerkszeug zu schleifen, seine Vernunft und Empfindung, diese edleren, besseren, moralischen Instrumente, schärfen konnte. Ist er nicht schon glücklich genug, daß ihm dieser Vorzug blieb, muß er ihn auch noch anwenden, um herrschen zu wollen? Dann ist er erst Despot, und zwar ein ärgerer als der, dessen ganzes Recht physische Kraft ist. Allein diese Enthaltbarkeit, diese Achtung für die Rechte des Andern, welche dem Philosophen so natürlich ist, findet in der wirklichen Welt noch nicht statt, sie ist noch nicht reif dazu — und die Herrschaft, oder besser, die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eiserne von allen, steht der Welt noch bevor. Wenn die Menschen erst die ganze Wirksamkeit dieses Instruments kennen werden, welche Hölle um sich her werden sie dann schaffen! Je edler das Ding und je vortrefflicher, desto teuflischer der Mißbrauch. Brand und Ueberschwemmung, die schädlichen Wirkungen von Feuer und Wasser, sind nichts gegen das Unheil, das die Vernunft stiften wird. — Wohl zu merken: die Vernunft ohne Gefühl, wie sie nach den Merkmalen dieser Zeit uns bevorsteht, bis endlich einmal, wenn die Welt nicht wirklich das Werk des Ungefühls, oder das Spiel eines Teufels ist, eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen diesen Revolutionen hervorkommt, und ein Reich der Liebe beginnt, wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten. Diese Hoffnung ist vielleicht läppisch, vielleicht einer kranken Einbildung ähnlich, aber wenn meine Ansicht von der jetzigen Lage der Sachen nicht grundfalsch ist, so bleibt sie der einzige haltbare Grund, auf welchem das Gefühl eines unbefangenen, weise und gut wollenden Menschen ruhen kann; der Punkt in einem dunkeln Chaos, der sich brüten läßt und künftig Gestalt verspricht. —

Mein Loos ist für's erste, zu arbeiten, aus der Hand in den Mund. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich in vierzehn Tagen wieder Schriftsteller werden muß, wenn sich nichts für mich findet, was mich anders beschäftigt und mir eine zuverlässige Aussicht gewährt. Arbeit, dachte ich, wird mir nicht fehlen, wenn es gerade auch nicht die Geschichte dieser Zeit ist, was ich schreibe. Aber es thut mir gut, eine Zeit lang brach zu liegen, umher zu schauen, Eindrücke zu empfangen, und mich passiv gegen Alles zu verhalten, ohne es jedoch weiter, als ich will, an mich kommen zu lassen. —

Paris, den 26. Juni 1793.

Weisheit und Glück sind unverträgliche Dinge, wenn die Weisheit nicht ihr eignes Glück in sich hätte, wobei man sich allenfalls noch in die Schicksale der Welt finden kann. Laß uns nur sorgen, die Einfachheit und Reinheit unsrer Gefühle zu erhalten, damit wir unsere Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigsten Tagen eine unschätzbare Summe froher Augenblicke des schönsten Naturgenusses. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unsers Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erdburchmesser von einander trennte, wären wir mit solchen Grundsätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unsers Gleichen weit und breit nicht antreffen können. Ich lebe mit guten, gefühlvollen, feinen, gebildeten, klugen, vernünftigen Menschen, aber ich finde uns nirgends — und lasse es gut sein, wenn ihre Art zu sehen, zu empfinden, zu schließen, in dem Augenblick, wo sie glauben, dich an mir zu stehen, sie himmelweit von mir wegrückt. Ich kam nicht in ihren Gesichtspunkt, in ihren Ideenkreis versetzen; sie sich nicht in den meinigen. Der Punkt, in dem der Privatmann Staatsglied wird, scheidet uns auch oft. Ich verzeihe Verbrechen und sie bestrafen Irrthümer; oder umgekehrt. Ich finde an gewissen Fehlern entscheidende Merkmale der Verworfenheit, und sie können Laster übersehen, wenn ihre Partei dabei keine Gefahr leidet. — Weil ich nun eben auf Politik gekommen bin, will ich Dir doch noch sagen, daß dem Beobachter jetzt hier ein großes Feld offen ist. Erinnerst Du Dich aus den ersten Bänden des Gibbon der Schilderung des römischen Reichs, als es ein Raub der prätorianischen Garden war? so wie damals in Rom, sieht es jetzt hier aus. Wie hatte die Tyrannei so viel Unverschämtheit, so viel Ausgelassenheit, nie wurden alle Grundsätze so mit Füßen getreten, nie herrschte Verleumdung mit so zügelloser Gewalt. Diese Periode muß überstanden werden, und die Nation wird sie überleben; aber der Kampf ist vielleicht noch schwerer, als man sich's vorstellt. —

Ueber den Verlust des Bürgerrechts, den Du so tief fühlst, kann ich eben deshalb wenig sagen; wo das Gefühl spricht, muß alles Andere schweigen. Aber wärst Du hier, wärst Du irgendwo in Frankreich, so würdest Du anders empfinden, denn die Menschen sind es nicht werth, daß man ihren eigennützigen Einrichtungen mit solchem Enthusiasmus huldigt. Laß uns auch — und das ist das Wichtigste — die Mittel mit dem Zweck nicht verwechseln. Wir sind, wir waren schon lange, wir werden noch immer mehr,

was Andere durch die politische Freiheit werden sollen: nämlich moralisch freie Wesen. Es wäre Thorheit, den Menschen Freiheit zu geben, oder nur zu wünschen, wenn sie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moralischer Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden sollten. Dies allein ist der Zweck, weswegen die politische Freiheit so wünschenswerth ist; denn ich glaube, es ist unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann. Allein was unser Individuum anbetrifft, uns haben die Verhältnisse, unter welchen wir in der Welt erschienen und fortleben, zu einer Gattung von privilegierten Wesen gemacht, die nach jenem Zweck streben, ohne die Hülfe einer freien Verfassung, oder vielmehr durch die Hülfe einer nicht freien. Wir sind auch in Ketten und Kerker frei, folglich haben wir weniger als uns unähnliche Menschen die Abwesenheit der politischen Freiheit zu beklagen. Das einzige Verhältniß, warum sie uns schätzenswerth bleibt, ist das Wohl unserer Mitmenschen und Mitbürger. Aus Ueberzeugung, daß die politische Freiheit ihr höchstes Bedürfnis sei, schmerzt es uns, wenn sie dieselbe nicht erwerben können, wenn Bösewichter sie ihnen rauben, wenn sie selbst nicht Kraft genug haben, sie zu behaupten. Aber dieses Bedauern ist unfruchtbar, und unser unmittelbares Wirken vermag ebenfalls so gut als nichts dazu zu thun. Mittelbar, durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse, durch Beförderung des eigenen Denkens und Erwärmens des Gefühls, können wir wirken — und dies ist wohl die sicherste Weise für Deutschland. Hier ist sie nicht mehr anwendbar, weil das ganze Volk schon zur That geschritten ist; es muß sich nun durcharbeiten wie es kann, und wird es, so schauerhaft der Anblick des Leidens und der Verwüstung jetzt ist, durch welchen der Weg zur Ruhe und zur Ordnung führt. Es ist sonderbar, meine arme Freundin, daß unsere eigensten Verhältnisse so mit den größten Angelegenheiten der Menschheit zusammenhängen! Wenn ich bloß erwäge, wie wenig Alles, was ich seit dem November gethan habe, jetzt zweckmäßig erscheint, so möchte ich manchmal wünschen, ich wäre ruhig aus Mainz weggezogen und hätte mich in Hamburg oder Altona niedergelassen, ohne etwas mit den Händeln der Völker zu thun zu haben. Wenn ich dagegen bedenke, daß nur auf diese Art unser Schicksal die Richtung nehmen konnte, die in unserer Lage nun einmal die einzige war, daß nur so die Gewissheit in mir entstehen konnte, meinen politischen Grundsätzen Genüge geleistet zu haben, und jene zweite, daß der rechtschaffene Mann nur so lange fortarbeitet, als er es ohne Verletzung seiner Selbstachtung thun kann, daß endlich nur auf diese Weise eine gewisse Entwicklung meiner selbst möglich war, die zwar unendlich schmerzlich, aber zugleich eine Quelle von sonderbarer Beschauung in mir geworden ist, und daß

ich bei dem Allen das Bewußtsein in mir trage, nach der jedesmaligen Ueberzeugung, die ich hatte, nicht aus Leidenschaft gehandelt zu haben — dann bin ich zufrieden mit Allem, was geschehen ist. — — —

Also hundert Dukaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht besser weiß, was so ein Kopf werth ist. Ich gebe keine sechs Kreuzer für den seinigen. Es ist nicht aller Tage Abend und vielleicht sprechen sich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen. Wenn ich Zeit und Lust hätte, wollte ich wohl über mein Thun in Mainz schreiben; es ahnt mir, ich hätte mancherlei darüber im Kopf, aber meine Zeit geht hin mit Geschäften, die eigentlich nichts sagen, und Lust hatte ich noch nicht oft; denn in einer so traurigen vereinzelt Lage ekelt mich Alles an.

Paris, den 19. Juli 1793.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 15ten; schon in meinem vorigen habe ich Dir geschrieben, wie sehr ich Alles billige, was Du mit H. bisher verabredet hast und so billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machst. Das Erste ist immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns selbst. Darnach sei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn sie gerecht genug sind, uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwanglosen Genuß unserer natürlichen Freiheit, nur müssen sie nicht fordern, daß wir um der konventionellen Formen willen, womit sie sich so jämmerlich belastet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches so selten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbegehung der kalten Gewohnheitsverhältnisse nicht zu theuer erkaufen; es ist kein erfreuliches Bild der Menschheit, welches sie in dieser Abhängigkeit von selbstgemachten und den frohen reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen schildert; wer kann ihr helfen, wenn sie sich selbst bestiehlt, um reicher zu sein! Kinder! sucht glücklich zu sein, so daß ihr es immer bleibt, das ist, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufsicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit Eurer Gefühle prüfe. Natur des Menschen ist Euch ja Euer Ganzes, Euer so reich organisirtes, mit so vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüstetes Ganze! Laßt es immer in sich selbst harmonisch bleiben, und bleibt Euch selbst immer übrig; dann könnt Ihr wohl Andere, die sich selbst verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl so groß ist, aber sicher sein, den Zweck Eures Daseins vollkommen zu erreichen. — —

Ich habe in diesen Tagen gleichwohl an der Menschheit große Freude. Der Heldenmuth der Mainzer hat Antheil daran. Ein

anderes Beispiel hier, vor Aller Augen, wird einst die Geschichte des Kampfs veredeln, wenn längst die Privatansichten verschwunden sind, die jetzt die Urtheile der Menschen entzweien, und nur der reine Ertrag übrig bleibt von der Größe, die ausführen kann, was sie unternahm. Die fanatische Ueberzeugung der Mörderin Marats thut hier nichts zur Sache, sie mag Irrthum oder Wahrheit zum Grunde haben, wohl aber die Reinheit ihrer Seele, die von ihrem Zweck so ganz erfüllt war und mit so schöner Heldenstärke alle Folgen der That hinnahm. Sie war blühend von Gesundheit, reizend schön, am meisten durch den Reiz der Unverdorbenheit, der sie umschwebte. Ihr schwarzbraunes, kurz abgeschnittenes Haar machte einen antiken Kopf auf der schönsten Büste. Ihre Heiterkeit blieb bis zum letzten Augenblick auf dem Blutgerüste, wo ich sie hinrichten sah. Ihr Tod that mir wohl für sie. Du hast schnell ausgelitten, dachte ich. Man fragte sie, ob sie einen Priester wolle? „Nein.“ Vielleicht weil Du keinen unbedeuten bekommen kannst? „Ich verachte sie alle Beide.“ Der Maler David (ein heftiger Jakobiner und Mitglied des Nationalkonvents) ging hin, sie im Gefängniß zu malen. „Man wird künftig gern mein Bild sehen wollen,“ sagte sie. Er erstaunte über die Heiterkeit ihres Gesichts und meinte, es sei Anspannung des Augenblicks, um sich vorthellhaft zu zeigen. Werden Sie aber immer diese Miene behalten? fragte er: „Sorgen Sie nicht,“ antwortete sie mit Lächeln und sanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt sehen.“ Die That war ganz ihr eigner Anschlag, mit keiner Seele ging sie darüber zu Rathe. Sie führte das Messer sicher, ohne je eine Vorübung gemacht zu haben. Sie liebte die Republik und die Freiheit mit Enthusiasmus und fühlte tief ihre innere Zerrüttung. Ihr Andenken lebt bei Hunderttausenden, die noch Sinn für einfache Größe haben, selbst unter denen, die Marats Rechtschaffenheit behaupten. In ihrem Briefe an Barbarour nach der That herrscht dieselbe große Ruhe.

Paris, den 21. August 1793.

Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendet ist. Dieselbe Redlichkeit und Ehrliche, womit ich bisher meinen Grundsätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß, so sehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigstens glauben konnte, Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftstellers heraustret und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geschäfte begab, ich jetzt eben so sehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was unmöglich scheint, die ganze Richtung, die man dem Rade

der Staatsmaschine gegeben hat, in Kurzem eine wesentliche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freund der Freiheit und der Republik, ich wünsche das Heil des Menschengeschlechts, trotz dem besten Schwärmer, und ich würde nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich Hoffnung hätte, daß eine rauhe, selbstverleugnende Tugend der allgemeine Sinn werden könnte; keine Maßregel sollte mir zu streng scheinen, die man gegen innere und äußere Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflüssigen und unnöthigen sogar gut heißen, wenn sie den Freiheitsgeist einflösten, bestärkten und zur höchsten Höhe spannten. — O, meine Freunde! verlaßt Euch auf meinen ruhigen und durch so viele Erfahrung geschärften Blick; das Alles sind süße Träume, die der unsittliche Zustand des Menschengeschlechts ganz vernichtet. Hätte ich vor 10 Monaten, vor 8 Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen, und nicht in den Klubb. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staat nützen könne. Du wirst sagen, ich habe es noch nicht versucht. Sehr wahr, allein ich kann, ohne mir zu vergeben, ohne meiner Gewissenhaftigkeit zu nahe zu treten, nicht einmal in den Fall kommen, es zu versuchen; und gesetzt, ich gelangte mit meiner ganzen Unbefangenheit dahin, so kann ich, wie Jedem, der mit offenen Augen die Zeitungen liest, bekannt sein muß, den Versuch nicht machen, ohne eine Gefahr zu laufen, die gegen die Möglichkeit, zu nützen, wie 100 zu 1 ist. Meinungen sind nicht frei, haben keine Impunität und können sie in dem gewaltigen Zustand der Dinge nicht haben; hiemit spreche ich mir also selbst das Urtheil, sobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts, das Schicksal ist Alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen? Ohne dasselbe ist ewiges Mißtrauen, Verleumdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmöglichkeit, Gutes zu wirken; mit demselben, so gern ich zugebe, ja sogar behaupte, daß man nichts Gutes wirken könne, wenn man nicht in Verbindung mit Andern wirkt, denen man oft auch in Dingen, die man nicht billigt, nachgeben muß, — mit demselben, sage ich, kann, wenn Leidenschaft und Immoralität im Spiel sind, eine moralische Verantwortlichkeit über uns kommen, deren sich kein vernünftiger Mann unterziehen kann, so lange er noch an Tugend glaubt.

Forster an Huber in Neufchatel.

Pontarlier, den 15. November 1793.

Eben erhalte ich Ihren letzten Brief. Haben Sie Dank für alles Mitgetheilte. Was mich am meisten beschäftigt, sind, wie Sie leicht denken können, unsere eigenen Angelegenheiten. Ich bleibe dabei, daß Sie sich die Möglichkeit, nach Frankreich zu kommen, nicht abschneiden müssen. Könnte ich nur Mittel ersinnen, die uns Alle auf einige Jahre hier leben zu können sicherten, so wäre mir vor der Zukunft nicht bange. Uebrigens scheint mich, und ich weiß nicht, ob nicht uns Alle, das Schicksal lehren zu wollen, auf nichts als eigene Kräfte und Ereignisse des Augenblicks zu rechnen, und so wäre dann, was Sie zurücklassen müßten, in der Wagschale so viel als nichts. Doch lassen Sie uns Alles sehr ruhig und kaltblütig überlegen. Was mich hierher zieht, ist das Interesse des Herzens, welches uns Einer in des Andern Nähe froher macht, sodann das Interesse der Vernunft, die an Allem, was hier vorgeht, einen so lebhaften Antheil nimmt. Ueber den ersten Punkt glaube ich nach Allem, was ich von mir kenne, sicher zu sein, daß uns der Schritt, der uns einander näher brächte, nie gereuen würde. Sobald er das nicht thut, ist sein Gewinn ungewisshast und der Vernunft gemäß. Was aber die Ansicht der öffentlichen Angelegenheiten betrifft, so wäre darüber noch sehr ernsthaft zu Rathe zu gehen. Können wir dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald sichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menschheit Gutes gewirkt wird, unser individuelles und specielles Gefühl in alle Wege unterwerfen? Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bunde, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegschwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unserer Fassung und Beruhigung fest zu halten? Es gibt so viel Schauderhaftes, das, wenn es in Paris dem Auge näher rückte, doch anders aussehen und anders wirken müßte, als in einer Zeitungsnachricht. Sie begreifen wohl, daß ich hier von dem weiblichen Gefühl rede. Männer können und müssen sich immer orientiren, und das um so viel leichter, je länger sie Zeit gehabt haben, sich auf den Geist dieser Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantasie, wird sie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorstehen können? Ich sehe,

daß ein heftiger Krampf in der Staatsmaschine uns noch bevorsteht, daß Freiheit so wie sie schon jetzt während der Revolutionsregierung nicht möglich ist, bei einem Protektorat wenigstens auf eine Zeitlang verschwinden könnte, und nur in den Herzen der Menschen ihre Freistätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unsers Welttheils, aber doch zum Verdruß und Leiden der Zeitlebenden. Ferner kann so viel Willkür verübt werden, die Herrschaft der Leidenschaften kann auf einen noch nicht vorhergesehenen Punkt steigen, das Maß der Ungerechtigkeit und Grausamkeit überfließen. Auf alles das müssen wir gefaßt sein, und ich kann Sie nicht tadeln, wenn Ihnen das Wagniß für ein Weib unverantwortlich scheint. Endlich — die Zeit bringt es mit sich, daß wir jedem Genuß, der nicht in uns selbst liegt, gänzlich entsagen müssen. Hiermit fällt nun aber auch, in manchen Fällen, die feinere Nahrung des Geistes weg, die so innig mit den zarten Complicationen des gesellschaftlichen Lebens und dem Genuß des Seltenern, des Auserlesenern, des Köstlichern verwebt ist. Es wird ein weit einfacheres, also auch einförmigeres Leben. Ich lege freilich wenig Gewicht auf diesen Einwurf, denn die Art, wie wir ein complicirteres Leben benutzt haben (denn dafür konnte unser Leben in Mainz, besonders in literarischer und intellektueller Rücksicht gelten), bürgt mir dafür, daß wir Ideenreichtum genug haben, um von unserm Vorrath zu zehren und den Genuß, der ihn mehren könnte, ohne großes Bedauern zu entbehren. Im Grunde kommt's doch immer nur darauf an, wozu man eigentlich den Zweck des Lebens setzt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wirken nur der geringste Theil desselben ist, die Hauptsache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen besteht, oder, mit andern Worten, im intellektuellen Genuß, indem wir die Welt, die außer uns ist, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abstraktion in uns bringen. Das Wesentlichste unsers Wirkens ist immer nur die Freude, die wir an einander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Das Wirken im größern Umfang muß seine Stelle finden, allein es ist in seinen Folgen und seinem Ertrag von Genuß weit milder. Doch genug von meiner geistigen Hausapotheke.

Die Größe der Zeit ist Riesengröße, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert sie die ungewöhnlichsten Opfer. Ich glaube endlich, daß ich Alles opfern kann, was sie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln selbst schälen und kochen? — Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will? Nur zur Milderung dieser spartanischen rauhen Schale gehört die Labung des Geistes in den süßen Gefühlen der Mittheilung. Sehen Sie nicht, daß die Ohnehofenschaft wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden muß. Die Verachtung des Geldes, des Reich-

thums, der Habe ist nicht mehr Reich, nicht mehr Heuchelei, der Reiche selbst ist davon angesteckt, der Reichthum, den er nicht mehr genießen kann, ist fast wie gar keiner, sein Werth ist hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, sie entehren ihn. „Nun denn, wenn es so ist, zum Teufel mit dem Gelde!“ muß jeder Reiche sagen, der noch ein bißchen vernünftig ist. Ich muß essen, wohnen, mich kleiden wie ein Sausculotte, was darüber ist, ist todt und unbrauchbar. Meinetwegen mögen sie es hinnehmen, ja, ich will es hin geben; so habe ich guten Namen davon, und das ist ein Schild in dieser Zeit, der mehr werth ist, als die todtten Baken.

In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, ist jetzt ihres Erfolgs ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair sein wird, und alsdenn realisiert sich, freilich anders als man gewöhnlich versteht, aber doch bis auf die Modifikation der Art und Weise, immer noch im eigentlichen Verstande, die lacedämonische Republik und Familienshaft in einem Haufen von vierzig Millionen. — Alles Grelle dieser Erscheinung wird durch den unverstehbaren Lichtstrom der Vernunft, der sich überall mit Verdruchdrängt, gemildert; überall wird für sie gesorgt, und für die Phantasie. — Dies Alles ist so viel größer, nach einem so viel umfassendern Plan, nach einer so viel richtigeren Erforschung des Menschen, als es in Lukurs Anlagen stattfand, und damals stattfinden konnte. Sein Gutes kommt verändert wieder, und das Mönchmäßige, Absondernde kann nicht Platz finden.

Wir stehen da und wählen! Und wir mögen wollen oder nicht, wir müssen Gutes und Schlimmes mit einander hinnehmen, wie auch die Wahl ausfalle. — In Frankreich oder in Deutschland — es hat überall sein Mißliches; und manchmal kommt mir es vor, als wenn das Mißliche eben gar nicht in die Schale gelegt werden könnte. Nicht weil es an sich auf beiden Seiten gleich, sondern weil es hier und dort gar nicht zu berechnen ist. Aber freilich ist das ganze Leben immer nur eine Probabilitätenrechnung, die dabei so trüglisch wie bei dem Lottospiel, und gleichwohl die einzige ist, wenn man nun einmal rechnen zu müssen glaubt. Das Andere: bloß seinem Herzen folgen, ohne zu rechnen, ist eben so abschreckend wegen der Größe des Wagsstücks. Wie schwer ist der fatale Nachgedanke: „hätten wir es damals anders gemacht!“ — So bleibt denn nichts anders übrig, als nach bestem Ermessen das Wahrscheinlichste, wenn es gleich in Revolutionszeiten oft heißen mag: das Unwahrscheinlichste ist das Wahrscheinlichste, zu wählen. Das heißt am Rande des Unsinn's tanzen — nicht wahr? Und dennoch ist der Mensch frei! — meinen Sie?

Nun leben Sie wohl! Ich trohe dem Wetter und bin in meiner Klause zufrieden, einen Berg Papiere und Zeitungen um mich her. Jene drei Tage unseres Beisammenseins fallen mir wohl von Stunde zu Stunde ein, — doch davon haben Sie ja meinen ganzen Brief zum Beweis. Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüstern zu hören: „Wir werden uns wiedersehn!“

Forster an seine Frau in Neuchâtel.

Paris, den 19. December 1793.

Es fängt an, lieben Kinder, etwas besser zu werden. Die Schmerzgeflänge- und Krummzapfenmusik in meiner Brust hat aufgehört, es ist nur noch etwas dumpfer Schmerz vorhanden. Ich darf essen und trinken, was ich will, ich will aber wenig. Die Tage her hab' ich dem freilich in meiner unfruchtbaren Einsamkeit allerlei betrübte Glossen gemacht, arbeiten konnt' ich nicht, meine Gedanken ließen sich bei der gänzlichen Erschlaffung der ganzen Maschine nicht sammeln, und Anstrengung, wäre sie auch nicht verboten gewesen, bestrafte sich selbst. Inzwischen habe ich seit meinem letzten Briefe hier die Umrisse Nr. 6 und 7 vollendet und auch Einiges an einem politischen Aufsatze gearbeitet, den ich, denkt einmal, wohl an den Ausschuß des öffentlichen Wohls gedenke gelangen zu lassen! Die traurigen, einsamen, langen Abende, wo man vom Tag her erschöpft ist, weder schreiben noch lesen kann, und doch aufbleiben muß, um nicht noch traurigere lange Nächte schlaflos im Bett zuzubringen! Wenn es nicht die so dunkle und nun so oft getäuschte Hoffnung wäre, Euch noch etwas nützen zu können, und weiß es der Himmel, wenn man sich so jeden Arm und jede Stütze abgehauen fühlt, vergeht einem wohl oft das Hoffen, — so hält' ich doch nun nichts mehr hier zu suchen und wäre wohl berechtigt, meinen Abschied zu fordern. Für mich selbst, sehe ich wohl, kann weiter nichts noch sein als Arbeit und Mühe — um was? um elende Selbsterhaltung von einem Tag zum andern, in einem geiz- und freudeleeren Dasein. Hundertmal hab' ich nun schon erfahren, daß es größer ist zu leben, als zu sterben. Jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel, oder wer ist der schadensfrohe, zähnefleischende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt? wenn der mit einem höllischen Spötteln fragt: was ist dir nun die — Größe? Bist du nicht ein eitlem Narr, dich für besser als alle Andre zu halten, damit du dich über wirklichen Uebel, über unverbesserliche Ungerechtigkeiten der Natur täuschen kannst? — Was hat man diesem Adramelech zu antworten? O mein Gott! da verfinst' ich in meinen

Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: du mußt, bis du nicht mehr kannst, dann hat's von selbst ein Ende. — So geht's am Tage in meinem Kopf um, die Nächte sind elend. Schlaf ohne Erquickung, gespannt, ängstlich beklemmt, lauter Träume und kalte Schweiß. Indessen Geduld, Geduld! das ist das große Heilmittel.

Paris, den 22. Dec. 1793.

Ich fühle ganz, wie mein voriger Brief geschmerzt habe. Allein der Mensch ist ein gar armes Thier, wenn er krank ist. Unmöglich kann er hindern, daß gerade dann alle Leiden des Gemüths, gegen die der gesunde Körper sonst ankämpft, mit unwiderstehlichem Gewicht auf ihn andringen, zumal wenn er einsam bleiben muß. Ich habe mich in diesen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe wie ein Kind, so tief war ich abgespannt, und so wahrhaft unleidlich ist es, hier außer dem Kreise derer, die man liebt, krank zu liegen. —

Ich suche und summe, ob ich unser gemeinschaftliches Beste befördern kann; das ist mein Ein und Alles. Die Art wie? hängt freilich sehr von den Umständen ab. Könnt' ich durch einen Schlag mit einer Zauberruthe Euch alle augenblicklich an mein Bett versetzen, dann thäte ich es vielleicht, weil die Ueberkunft am Ende die größte Schwierigkeit ist. Aber es sollen ja dergleichen Riesen in der Welt sein, damit wir guten Ritter nicht müßig gehen! Ich will mich mit dem meinigen balgen, so lang ich zusammenhalte. Darnach malen sie mir's auf den Schild, wie sauer ich mir's habe werden lassen, und mit diesen *preuves de civisme* laß ich mir denn vom Comité révolutionnaires in der andern Welt eine gute Stelle geben. —

Wir haben überall ganz löwenmäßig gesiegt. —

Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl. Hütet Euch vor Krankheit. Küßt meine Herzblättchen.



Pestalozzi

Johann Heinrich Pestalozzi.

Johann Heinrich Pestalozzi.

(Geb. 12. Jan. 1746. Gest. 17. Febr. 1827.)

Pestalozzi ist mehr durch seine großartigen und des Dankes der spätesten Nachwelt würdigen Bestrebungen auf dem Felde der Pädagogik, als durch seine Schriften berühmt geworden; indessen nimmt er doch auch in der Geschichte der deutschen Literatur eine nicht unbedeutende Stelle ein, und zwar vorzugsweise durch seine Prosadichtungen, die in mehrfacher Hinsicht einflussreich geworden sind.

Er wurde zu Zürich am 12. Januar 1746 geboren. Sein Vater, ein geschickter Augenarzt, starb früh und der zarte und schwächliche, aber dabei feurige und leicht erregte Knabe blieb einzig der Pflege der Mutter überlassen, die, ein Weib voll edler aufopfernder Liebe für die Ihrigen, ihren Heinrich zu der Gemüthlichkeit und Religiosität erzog, die so charakteristisch an ihm hervortritt. Von dem Studium der Theologie ging er, nach einem fehlgeschlagenen Versuche zu predigen, zur Jurisprudenz über, schrieb zu gleicher Zeit Mehreres über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung und übersezte einige Reden des Demosthenes. In Folge der Lektüre von Rousseau's Emile, die ihm den Gelehrtenstand verleidete, verließ er, nach einer überstandenen schweren Krankheit, auch diese Bahn und griff zur Oekonomie. Während er seit 1768 mit seiner Frau, Anna, einer schönen und wohlhabenden Zürcherin, gebornen Schultheß, sein Gütlein Neuhof bei Lenzburg verwaltete, lernte er die Verwahrlosung der niedern Volksklassen kennen und

begann, edel und menschenfreundlich, seine pädagogische Wirksamkeit 1775 mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder in sein Haus, die er unterrichtete und zweckmäßig beschäftigte. Mehr als 100 derselben hat er vom Verderben gerettet.

Betrachtete man ihn anfangs als einen Sonderling, der bei seinen Plänen ohne alle Unterstützung blieb, so ward er später von den zahlreichen Gegnern seiner Erziehungsmethode, welche der hohe Ton in den Ankündigungen seiner Lehrbücher und seine, wohl scharfe, aber nur gerechte Kritisirung früherer Unterrichtsmethoden reizte, beunruhigt und schonungslos angefeindet. Zugleich aber brachte er sich selbst, durch seinen Mangel an Weltklugheit und gewöhnlicher Geschäftskunde, in fortwährende Verlegenheiten, und so war es leider das Loos dieses für Menschenwohl unermüdet thätigen und ausgezeichneten Mannes, ein Unternehmen nach dem andern aufgeben zu müssen. Schon 1798 verließ Pestalozzi Neu-
hof und gründete ein Erziehungshaus für arme Kinder zu Stanz, fing das Jahr darauf in Burgdorf von Neuem an, gründete 1804 eine neue Anstalt zu München-Buchsee, die er dann nach Yverdun verlegte, wo sie bald zur höchsten Blüthe gedieh und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Allein auch diese Anstalt sah er sich in Folge seines Mangels an praktischem Sinn nach 25 Jahren genöthigt wieder aufzulösen. Noch 1819 sollte eine neue Ausgabe seiner Werke den Fond einer Armenschule bilden, die er ein Jahr zuvor gestiftet. — Pestalozzi's Alter war stürmisch und ruhelos, wie seine Jugend. Angriffe seiner Gegner, Mißverständnisse und Streitigkeiten mit und unter seinen Gehülfsen, begleiteten ihn bis an sein Grab. Er starb den 17. Februar 1827 zu Brugg im Argau.

Pestalozzi war eine in unsern Zeiten seltene, ja wunderbare Erscheinung: voll tiefster, jeder äußern Rücksicht fremder Menschenliebe, voll Hingebung an das Werk der Erziehung und Veredelung der Armen und Unterdrückten, voll Aufopferung, voll Seelengröße, reinen Sinnes und kindlichen Vertrauens auf Gott, auch

im tiefsten Glauben. Und aus dieser trefflichen Gesinnung, die ihn befeelte, sind auch seine Schriften sämmtlich hervorgegangen, so sein „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk“ (1781); „Christoph und Elise“ (1782); „Nachforschungen über den Gang der Natur in den Entwicklungen des Menschengeschlechts“ (1797); „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (1801); „Das Buch für Mütter“ (1803), und seine „Selbstbiographie“ (1826).

In ihnen allen lebt die Idee der christlichen Liebe, die Pestalozzi durch's Leben leitete. „Am klarsten jedoch hat er seinen liebevollen und reichen Geist in dem Roman *Lienhard und Gertrud* (Basel 1781—89) entfaltet, den wir im Auszug mittheilen. Es ist dieses Buch schon deshalb für die Geschichte der Literatur wichtig, weil es die Reihe der Romane eröffnet, welche das Leben des Volks schildern und besonders in der neuern Zeit einen so großen Umfang gewonnen haben. Diese spätern Werke sind dem ihres Vorgängers allerdings an Kraft der Durchführung überlegen, sie übertreffen es besonders in der Darstellung, die bei Pestalozzi an vielen Stellen zwar durch ihre hohe Einfachheit und Innigkeit die schönste Wirkung thut, oft aber auch unbeholfen, wie auch seine Sprache nichts weniger als rein, ist. Dagegen stehen die neuern Schriften dieser Gattung dem „Lienhard und Gertrud“ an Wahrheit und Innigkeit der Auffassung weit nach, noch mehr aber an der großartigen Bildungskraft, in der sein wesentlichstes Verdienst besteht. Es ist ein reines Naturgemälde des wahren Bauernlebens, einfach und kunstlos, aber treu und wahr. Während uns Jeremias Gotthelf in seinen Romanen mit Vorliebe die rohe Ausartung des Landvolks zeigt, öffnet uns Pestalozzi die reinen Tiefen seines edlen, unverdorbenen, thatkräftigen Gemüths, ohne uns die verderblichen Wirkungen zu verbergen, welche vor Allem Bedrückung, die Einflüsse des Stadtlebens, Mangel an angemessener geistiger und religiöser Leitung und andere Umstände auf die Dorfbewohner ausüben können und müssen. „Es war“, sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage, „mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im

Land. Es war mein erstes Wort an das Herz Derer, die für die Armen und Verlassenen im Lande an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann.“ — Durch diesen Roman, der ein Volksbuch im wahrsten Sinne des Wortes ist, wollte er eine bessere Volksbildung anbahnen, indem er dabei von der wahren Lage des Volks und von dessen natürlichen Verhältnissen ausging. Die Gertrud (bemerkt sein Biograph Blochmann), ihre Haushaltung, die Art, wie sie ihre Kinder unterrichtet und erzieht, ihre fromme, verständige, thatkräftige Liebe mitten im Verderben ihrer Bauerngemeinde ist das Ideal Pestalozzi's.“ — Sein zweites Volksbuch „Christoph und Elise“, ist der Versuch eines Lehrbuchs für die Wohnstube, indessen ist hier der Volkston lange nicht so gut getroffen wie in dem ersten.

Seine Werke erschienen gesammelt in 15 Bänden, Stuttgart. 1819—26.

Lienhard und Gertrud.

(Im Auszuge.)

Es wohnt in Bonnal ein Mäurer*). Er heißt Lienhard — und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und guten Verdienst. — Aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirthshaus oft verführen läßt. Wenn er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger; — und es sind in unserm Dorf schlaue, abgefeimte Burche, die darauf losgehen und daraus leben, daß sie den Ehrlichen und Einfältigern auslauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienhard am Morgen — und es ging ihm an's Herz, wenn er Gertrud und seinen Kindern Brod mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorf — aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft, in's äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte. Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte; ach! bei Allem, bei Allem ängstigte sie immer der Gedanke — daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre halbe Hütte ihnen bald würden entrissen werden, und wenn ihre Kinder um sie her stunden und sich an ihren Schooß drängten, so war ihre Wehmuth immer noch größer; allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern — da ihr

*) Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird.

Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. „Ach Mutter!“ riefen sie alle aus einem Munde, „du weinst,“ und drängten sich enger an ihren Schooß. Angst und Sorge zeigten sich an jeder Geberde. — Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umrangen die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verrieth ein bisher ihr fremdes Schmerzgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, — sein starres Auge, das zum ersten Mal ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte — alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautes Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre eröffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette; hörte das Öffnen der Thür nicht und sah nicht den kommenden Vater. — Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr. — Sie sahen nur die jammernde Mutter — und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden — und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen! Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, — daß seine Glieder bebten. Todesblässe stieg in sein Antlitz — und schnell und gebrochen kommt er kaum sagen — „Herr Jesus! was ist das?“ Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahen ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich — „O Mutter! der Vater ist da!“ riefen die Kinder aus einem Munde; und selbst der Säugling weinte nicht mehr.

So wie wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt — so verliert sich auch das wilde Entsetzen — und wird stille, bedächtige Sorge. — Gertrud liebte den Lienhard — und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung — und auch Lienhard verließ jetzt das erste bange Entsetzen. — „Was ist, Gertrud!“ sagte er zu ihr, „dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?“ — „O mein Lieber!“ erwiderte Gertrud — „finstre Sorgen umhüllen mein Herz — und wenn du weg bist, so nagt mich der Kummer noch tiefer.“ — „Gertrud,“ erwiderte Lienhard, „ich weiß, was du weinst — ich Elender!“

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schooß und konnte nicht reden! — Auch Gertrud schwieg eine Weile — und lehnte sich in stiller Wehmuth an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schooße. Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke und sagte

Muth, nun in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussehe.

Gertrud war fromm — und glaubte an Gott — und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz war sichtbarlich heiterer; da sagte sie: „Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse doch Muth — ganz recht zu thun.“ — „O Gertrud, Gertrud!“ — sagte Lienhard und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen. — „O mein Lieber! fasse Muth,“ sagte Gertrud, „und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird Alles wieder besser gehen. Es geht mir an's Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! — ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen, — du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brod, und die stille Mitternachtsstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitsstunde — für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber! wenn ich dir meine Sorgen verhehle — daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte — so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern — und an dir wär' ich nicht treu.“ — „O Theurer! Noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns — aber, mein Lienhard! wenn wir nicht Eltern bleiben — so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich Alles baue, nothwendig verloren gehen müssen — und dann denke, o Lieber! denk' auch, wie dir sein müßte, wenn dein Niklas einst keine Hütte mehr hätte! und Knecht sein müßte — Er, der jetzt schon gern von Freiheit und eigenem Herde red't — Lienhard — wenn er und alle die Lieben — durch unsere Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten — sondern weinten ob uns ihren Eltern — könntest du leben, Lienhard! und sehen, und wie dein Niklas, dein Jonas, wie dein Liseli (Lise) und dein Ameli (Enne)*, o Gott, verschmüß, an fremden Tischen Brod suchen müßten — ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte!“ — so sagte Gertrud — und Thränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. — „Was soll ich thun? ich Unglücklicher! was kann ich machen? — ich bin noch elender, als du weißt — O Gertrud! Gertrud!“ — Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen.

„O Lieber! verzage nicht an Gottes Erbarmen — o Theurer! was es auch sein mag — rede — daß wir uns helfen und rasen.“ —

* Diese Geschichte ist schweizerisch. Die Scene davon ist in der Schweiz, und ihre Helden sind Schweizer. Man hat deshalb die schweizerischen Namen beibehalten, und sogar schweizerische Provinzialworte, wie z. B. verschmüßten, welches den Fall bedeutet, da ein Mensch von einem Orte zum andern mit einer Axt von Brücke und von Verachtung verstoßen wird.

„O Gertrud, Gertrud! es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen — und deine Sorgen zu vergrößern — und doch muß ich es thun. Ich bin Hummel, dem Bogt^{*)}, noch dreißig Gulden schuldig — und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. — Ach! daß ich ihn in meinem Leben nie gesehn hätte. — Wenn ich nicht bei ihm einlehre, so droht er mir mit den Rechten — und wenn ich einlehre, so ist der Lohn meines Schweiges und meiner Arbeit in seinen Klauen. — Das, Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends.“

„O Lieber!“ sagte hierauf Gertrud, „darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Wittwen und Waisen sich seiner rühmen — O Lieber, ich denke, er würde dir Rath und Schutz gewähren gegen diesen Mann.“ — „O Gertrud!“ erwiderte Lienhard — „ich kann nicht — ich darf nicht — was wollte ich gegen den Bogt sagen? — der tausenderlei anbringt, klüß und schlaun ist, und hundert Helfersbelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschleiern, daß man ihn nicht anhört.“

Gertrud. O Lieber! ich habe noch mit keiner Obrigkeit gered't — Aber wenn Noth und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen Jedermann sagen können. — O Theuer! fürchte dich nicht — denke an mich und deine Kinder und gehe.

„O Gertrud!“ sagte Lienhard — „ich kann nicht — ich darf nicht — ich bin nicht unschuldig — Der Bogt wird sich kalblütig auf's ganze Dorf berufen — daß ich ein lieberlicher Tropf bin — O Gertrud! ich bin nicht unschuldig — was will ich sagen? Niemand wird ihn für den Kopf stoßen — und aussagen, daß er mich zu Allem verleitet hat. — O Gertrud! könnt' ich's! dürft' ich's! wie gerne wollt' ich's! Aber thät' ich's und mißläng's; denke, wie würd' er sich rächen.“

Gertrud. Aber auch wenn du schweigst, richtet er dich unabweichlich zu Grunde. Lienhard, denk' an deine Kinder und gehe — diese Unruhe unsers Herzens muß enden — gehe, oder ich gehe.

Lienhard. O Gertrud! ich darf nicht! Darfst du's, ach Gott! Gertrud! ach Gott! darfst du's, so gehe schnell hin zu Arner — und sag' ihm Alles. —

„Ja, ich will gehen,“ sagte Gertrud — und schlief keine Stunde in der Nacht — aber sie betete in der schlaflosen Nacht — und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn

*) Bogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulze im Dorfe ist.

des Orts. — Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blühte, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers.

Arner saß eben bei seiner Linde, vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahte. — Er sah sie — er sah den Säugling auf ihrem Arme — und Behmuth und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitze. — „Was willst du, meine Tochter? wer bist du?“ sagte er so liebevoll, daß sie Muth faßte, zu reden. — „Ich bin Gertrud,“ sagte sie — „das Weib des Mäurer Lienhards von Bonnal.“ — „Du bist ein braves Weib,“ sagte Arner. — „Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorf ausgezeichnet — Sie sind sittsamer und bescheidener als alle übrigen Kinder, und sie scheinen besser genährt — und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. — Was willst du, meine Tochter?“

„O, gnädiger Herr! mein Mann ist längst dem Bogt Hummel dreißig Gulden schuldig — und das ist ein harter Mann — Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung — Und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirthshaus nicht meiden; wenn er schon fast alle Tage sein Verdienst und das Brod seiner Kinder darin zurück lassen muß. Gnädiger Herr! es sind sieben unerzogene Kinder. Und ohne Hülff und ohne Rath gegen den Bogt ist's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelstab gerathen. Und ich weiß, daß Sie sich der Wittwen und Waisen erbarmen, und darum dürfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehen, und Ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bei mir — in der Absicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfe, Verfügungen zu treffen, daß der Bogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe.“ —

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. — Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage und die Weisheit der Bitte. — Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stand, und sagte: „Du bist nüchtern, Gertrud? Trink' diesen Thee und gib deinem schönen Kinde von dieser Milch.“

Erröthend stand Gertrud da — diese Vatergüte ging ihr an's Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte.

Und Arner ließ sich jetzt die Thaten des Bogts und seiner Mitgesellen und die Noth und die Sorgen vieler Jahre erzählen; hörte aufmerksam zu, und einmal fragte er sie: „Wie hast du, Gertrud! das Spargeld deiner Kinder retten können, in aller dieser Noth?“ Da antwortete Gertrud: „Das war wohl schwer, gnädiger Herr! aber es mußte mir sein, als ob das Geld nicht mein wäre, als ob es ein Sterbender mir auf seinem Todbett gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so, sah ich es an — Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Noth den Kindern Brod

daraus laufen mußte, so ruhte ich nicht, bis ich mit der Nachtarbeit wieder so viel nebenhin erspart und den Kindern wieder erstattet hätte."

"War das allemal wieder möglich — Gertrud?" fragte Arner — "O gnädiger Herr! wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt — so ist ihm mehr möglich, als man glaubt — und Gott hilft im äußersten Elend — wenn man redlich für Noth und Brod arbeitet — Gnädiger Herr! mehr, als Sie es in Ihrer Herrlichkeit glauben und begreifen können."

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt — fragte aber immer noch mehr — und sagte: "Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?"

Da legte Gertrud sieben reinliche Päckchen auf Arners Tisch — und bei jedem Päckchen lag ein Zettel, von wem Alles wäre — und wenn Gertrud etwas davon genommen hatte — so stand es aufgeschrieben — und wie sie es wieder zugelegt hätte.

Arner las diese Zettel aufmerksam durch. — Gertrud sah's und erröthete. "Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr!" Arner lächelte — und las fort — aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich klopfte ihr Herz ob diesen Zetteln; — denn sie war bescheiden — und demüthig — und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie die Zettel nicht beiseits gelegt hatte, und fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt da steht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, — und beschloß dem Weib mehr, als es bat und hoffte, Gnade zu erweisen; denn er fühlte ihren Werth — und daß unter tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päckchen etwas bei, und sagte: "Bring' deinen Kindern ihr Spargeld wieder, Gertrud! — und ich lege aus meiner Börse dreißig Gulden beiseits für den Vogt — bis er bezahlt ist. — Gehe nun heim, Gertrud — morgen werde ich ohnedies in dein Dorf kommen; und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Himmel."

Gertrud konnte vor Freunden nicht reden — Rann brachte sie stammelnd ein gebrochenes schluchzendes "Gott lohn' es Ihnen, gnädiger Herr!" hervor; und nun ging sie mit ihrem Sängling und mit ihrem Trost in ihres Mannes Arme. — Sie eilte — betete — und dankte Gott auf dem langen Wege — und weinte Thränen des Danks und der Hoffnung, bis sie in ihrer Hütte war.

Lienhard sah sie kommen — und sah den Trost ihres Herzens — in ihren Augen — "Bist du schon wieder da?" rief er ihr entgegen — "es ist dir wohl gegangen bei Arner."

"Wie weißt du's schon?" sagte Gertrud. — "Ich sehe dir's an, du Gute, du kannst dich nicht verstellen."

"Das kann ich nicht," sagte Gertrud, "und ich möcht' es nicht — wenn ich's auch könnte, dir die gute Botschaft einen Augenblick vorzuenthalten, Lienhard! Da erzählte sie ihm die Güte des Vater Arners, wie er ihren Worten glaube — und wie er ihr Hilfe versprach. — Dann gab sie den Kindern des Arners Geschenke und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es schon lange nicht geschehen war, und sagte ihnen: "Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder — wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe! Arner sorgt, daß es Allen im Lande wohl gehe, er sorgt, daß es euch wohl gehe — und wann ihr brav, verständig und arbeitsam sein werdet — so werdet ihr ihm lieb sein, wie ihr mir und dem Vater lieb seid."

Von dieser Zeit an beteten die Kinder des Mäurers, wenn sie am Morgen und am Abend für ihren Vater und Mutter beteten, auch für Arner, den Vater des Landes. —

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entschlüsse für die Ordnung ihres Hauses und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten — und dieser Tag war ihnen ein festiger Festtag. — Lienhards Muth stärkte sich wieder, und am Abend machte Gertrud ihm ein Essen, das er liebte — und sie freuten sich beide des kommenden Morgens, der Hilfe Arners — und der Güte ihres Vaters. —

Auch Arner sehnte sich nach dem kommenden Morgen — eine That zu thun — wie er tausende that, um seinem Dasein einen Werth zu geben. Und da am gleichen Abend sein Vogt zu ihm kam, nach seinen Befehlen zu fragen, sagte er ihm: "Ich werde morgen selbst nach Bonnal kommen: ich will einmal den Bau der Kirche in Ordnung haben." — Der Untervogt aber antwortete: "Gnädiger Herr! Hat Euer Gnaden Schloßmüller jetzt Zeit?" "Nein," erwiderte Arner; "aber es ist in deinem Dorf ein Mäurer Lienhard, dem ich diesen Verdienst gern gönne. Warum hast du mir ihn noch nie zu einer Arbeit empfohlen?"

Der Vogt bückte sich tief und sagte: "Ich hätte den armen Mäurer nicht empfehlen dürfen zu Euer Herrlichkeit Gebäuden."

Arner. Ist er ein braver Mann, Vogt? daß ich auf ihn gehn kann. —

Vogt. Ja, Ihre Gnaden können sich auf ihn verlassen, er ist mir gar zu treuherzig.

Arner. Man sagt, er habe ein braves Weib! ist sie keine Schwägerin? fragte hierauf Arner mit Nachdruck.

"Nein," sagte der Vogt: "sie ist wahrlich eine arbeitsame stille Frau."

"Gut," sagte Arner! "sei morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof — Ich werde dich daseibst antreffen."

Da ging der Vogt fort, ganz erfreut über diese Rede; denn er dachte bei sich selber, das ist eine Milchkuh in meinen Stall, und kaum schon auf Ränke, dem Mäurer das Geld, das er bei diesem Bau verdienen möchte, abzulocken; und schnell eilte er heim und nach des Mäurers kleiner Hütte.

Es war schon dunkel, als er mit Ungestüm anpochte.

Lienhard und Gertrud saßen noch beim Tische. Noch stand der Rest ihres Essens vor ihnen. Lienhard aber erkannte die Stimme des neidischen Vogts. Er erschrak und schob das Essen in einen Winkel. Gertrud ermunterte ihn zwar, daß er sich nicht fürchten, und daß er auf Arner vertrauen sollte. Dennoch ward' er todtblaß, als er dem Vogt die Thür öffnete. Dieser roch schnell wie ein gieriger Hund das verborgene Nachtessen; that aber doch freundlich und sagte — nur lächelnd: „Ihr laßt euch recht wohl sein, ihr Leute; so endlich ist's leicht, ohne das Wirthshaus zu sein; nicht wahr, Lienhard?“

Dieser schlug die Augen nieder und schwieg; aber Gertrud war kühner — und sagte: „Was befiehlt denn der Herr Vogt? — Es ist ganz sonderbar, daß er einem so schlechten Haus näher, als an's Fenster kommt.“ —

Hummel verbarg seinen Zorn, lächelte und sagte: „Es ist wahr, ich hätte eine so gute Küche hier nicht erwartet, sonst hätte ich vielleicht mehr zugesprochen.“ Das erbitterte Gertrud. „Vogt!“ antwortete sie ihm, „du riechst unser Nachtessen und mißgönst es uns; du solltest dich schämen, einem armen Mann ein Nachtessen, das er liebt und vielleicht im Jahr nicht dreimal hat, zu verbittern.“ — „Es ist nicht so böß gemeint,“ antwortete der Vogt, immer noch lächelnd. Eine Weile darauf aber setzte er etwas ernster hinzu: „Du bist gar zu treuig, Gertrud; das steht armen Leuten nicht wohl an. Du solltest wohl denken, ihr ginget mich vielleicht auch etwas an; — doch ich will jetzt nicht hievon anfangen. Ich bin deinem Mann immer gut; und wenn ich ihm dienen kann, so thue ich's: davon kann ich Proben geben.“

Gertrud. Mein Mann wird alle Tage in deinem Wirthshaus zum Spiel und zum Trunke verführt — und dann muß ich daheim mit meinen Kindern alles mögliche Elend erdulden; das ist der Dienst, den wir von dir zu rühmen haben.

Hummel. Du thust mir Unrecht, Gertrud! Es ist wahr, dein Mann ist etwas lüderlich; ich habe es ihm auch schon gesagt, aber in meinem Wirthshause muß ich in Gottes Namen einem Jeden, der's will, Essen und Trinken geben; — das thut ja Jedermann. —

Gertrud. Ja — aber nicht Jedermann drohet einem unglücklichen armen Mann mit den Nechten, wenn er nicht alle Jahre seine Schuld wieder doppelt groß macht.

Nun konnte sich der Vogt nicht mehr halten; mit Wuth fuhr er den Lienhard an: „Bist du so ein Gesell, Lienhard, daß du solches von mir redest? — Muß ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich armen Mann um Ehr' und guten Namen bringen wollt? — Hab' ich nicht jeweilen vor Vorgesetzten mit dir gerechnet? gut, daß deine Zettel fein alle noch bei mir und in meinen Händen sind — Willst du mir etwa gar meine Ansehung leugnen, Lienhard?“

„Es ist ganz nicht die Rede hievon“ — sagte Lienhard: „Gertrud sucht nur, daß ich ferner nicht neue Schulden mache.“ —

Der Vogt besann sich schon wieder, milderte den Ton und sagte: „Das ist endlich nicht so gar übel, doch bist du der Mann — sie wird dich nicht wollen in ein Bockshorn hineinschieben.“ —

Gertrud. Nichts weniger, Vogt! ich möchte ihn gern aus dem Bockshorn, darin er steckt, herausbringen — und das ist dein Buch, Vogt, und seine schönen Zettel. —

Hummel. Er hat mich nur zu bezahlen; so ist er augenblicklich aus diesem Bockshorn, wie du's heißest. —

Gertrud. Das wird er wohl thun können — wenn er nichts Neues mehr macht. —

Hummel. Du bist stolz, Gertrud — es wird sich zeigen. — Gelt, Gertrud, du willst lieber mit deinem Mann daheim allein bröseln *), als ihm ein Glas Wein bei mir gönnen.

Gertrud. Du bist niederträchtig, Vogt! aber deine Rede thut mir nicht weh.

Hummel konnte diese Sprache nicht länger aushalten. Er empfand, daß etwas vorgefallen sein mußte, das dieses Weib so kühn machte. Darum durst' er nicht seinen Muth fühlen und nahm Abschied.

„Hast du sonst etwas zu befehlen,“ sagte Gertrud.

„Nichts, wenn's so gemeint ist,“ antwortete Hummel.

„Wie gemeint?“ erwiderte Gertrud lächelnd — und sah ihm steif in's Gesicht. Das verwirrte den Vogt noch mehr, daß er sich nicht zu gebenken wußte. Er ging jetzt — und brummte bei sich selbst die Treppe hinunter, was doch das sein möchte. Dem Lienhard war zwar nicht wohl bei der Sache; aber dem Vogt noch viel weniger.

Es war jetzt fast Mitternacht, und doch war er kaum heim, so fandte er noch zu zweien von Lienhards Nachbarn, daß sie des Augenblicks zu ihm kämen. Sie waren schon im Bette, als er nach ihnen schickte; aber doch säumeten sie sich nicht. Sie standen auf und gingen in der finstern Nacht zu ihm hin. Und er frug über Alles,

*) Guch etwas zu gut thun.

was Lienhard und Gertrud seit einigen Tagen gethan hätten. Da sie ihm aber nicht gleich etwas sagen konnten, das ihm Licht gab, stieß er seine Wuth gegen sie aus:

„Ihr Hunde! was man von euch will, ist immer nichts mit euch ausgerichtet. Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt und ganze Fuder raubet — so muß ich nichts wissen — wenn ihr in den Schloßtristen weidet — und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen. Du Buller! mehr als ein Dritteltheil von deiner Waissenrechnung war falsch — und — ich schwieg — meinst du, das Bißchen verschimmeltes Heu stelle mich zufrieden? — es ist noch nicht verjährt. — Und du, Krüel! deine halbe Matte gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb! — was habe ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlasse, dem du gehörst?“

Dieses Gerede machte den Nachbarn bang. „Was können wir thun? was können wir machen — Herr Untervogt — weder Tag noch Nacht ist uns zu viel — zu thun, was du uns heigest.“

„Ihr Hunde! ihr könnt nichts, ihr wißt nichts. Ich bin außer mir vor Wuth. Ich muß wissen, was des Mürrers Gesindel diese Woche gehabt hat — was hinter diesem Bochen steckt!“ — so wüthete er.

Indessen besann sich Krüel. „Halt, Vogt — ich glaub', ich könne dienen, erst fällt mir's ein — Gertrud war heute bis Mittag über Feld — und am Abend hat ihr Eisel beim Brunn den Schloßherrn sehr gerühmt — gewiß war sie im Schloß — am Abend vorher war ein Geheul in ihrer Stube — aber Niemand weiß warum. Heute sind sie alle ganz besonders fröhlich.“

Der Vogt war nun überzeugt, daß Gertrud im Schloß gewesen sei. Zorn und Unruhe wütheten nun noch gewaltiger in seiner Seele. Er stieß greuliche Flüche aus, schimpfte mit abscheulichen Worten auf Arner, der alles Bettelgesinde anhörte, und Lienhard und Gertrud schwur er Rache ernstlich empfinden zu machen. „Doch müßt ihr schweigen, Nachbarn — ich will mit dem Gesindel freundlich thun, bis es reißt. Forschet fleißig nach, was sie thun, und bringt mir Nachricht. Ich will euer Mann sein, wo es nöthig sein wird.“

Da nahm er noch Buller beiseits und sagte: „Weißt du nichts von den gestohlenen Blumengeschürren? Man sah dich vorgestern über den Grenzen, mit einem geladenen Esel; was hattest du zu führen?“ Buller erschrak — „ich — ich hatte“ — „Nu! nu!“ sprach der Vogt — „sei mir tren! ich bin der Mann, wo es die Noth erheischt.“

Da gingen die Nachbarn fort. Der Morgen aber war schon nahe. — Und Hummel wälzte sich noch eine Stunde auf seinem Lager, staunte, sann auf Rache, knirschte oft im wilden Schlummer

mit den Zähnen und stampfte mit seinen Füßen — bis der helle Tag ihn aus dem Bette trieb. Er beschloß jetzt noch einmal Lienhard zu sehen, sich zu überwinden und ihm zu sagen, daß er ihn Arnern zum Kirchenbau empfohlen hätte. Er raffte alle seine Kräfte zum Heucheln zusammen und ging zu ihm hin.

Gertrud und Lienhard hatten diese Nacht sanfter geruht, als es ihnen seit Langem nicht geschehen war. Und sie beteten am heiteren Morgen um den Segen dieses Tages. Sie hofften auf die nahe Hülfe vom Vater Arner. Diese Hoffnung breitete Seelenruhe und ungewohnte wonnenvolle Heiterkeit über sie aus. So fand sie Hummel. Er sah's — und es ging dem Satan an's Herz, daß sein Zorn noch mehr entbrannte; aber er war seiner selbst mächtig, wünschte ihnen freundlich einen guten Morgen und sagte: „Lienhard! wir waren gestern unfreundlich gegen einander; das muß nicht so sein. Ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Ich komm' eben vom gnädigen Herrn; er redete vom Kirchenbau und frug auch nach dir. Ich sagte, daß du den Bau wohl machen könntest; und ich denke, er wird ihn dir geben. Sieh, so kann man einander dienen, — man muß sich nie so leicht aufbringen lassen.“

Lienhard. Er soll ja den Bau dem Schloßmürrer verdingen haben, das hast du längst an der Gemeind' gesagt.

Hummel. Ich hab's geglaubt, aber es ist nicht; der Schloßmürrer hat nur ein Kostenverzeichnis gemacht, und du kannst leicht denken, er habe sich selber nicht vergessen. Wenn du ihn nach diesem Ueberschlag erhältst, so verdienst du Geld wie Laub. — Dienert, da siehst du jetzt, ob ich's gut mit dir meine.“

Der Mürrer war von der Hoffnung des Baues übernommen und dankte ihm herzlich. Aber Gertrud sah, wie der Vogt vom erstickten Zorn blaß war — und wie hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen lag; und sie frenete sich gar nicht. Indessen ging der Vogt weg, und im Gehen sagte er noch: „Innert einer Stunde wird Arner kommen,“ und Lienhard's Lise, die an der Seite des Vaters stand, sagte zum Vogt: „Wir wissen's schon seit gestern.“ Hummel erschrak zwar ob diesem Wort, aber er that doch nicht, als ob er's hörte. — Und Gertrud, die wohl sah, daß der Vogt dem Geld, so beim Kirchenbau zu verdienen wäre, auflauerte, war hierüber sehr unruhig.

Indessen kam Arner auf den Kirchhof; und viel Volk aus dem Dorfe sammelte sich um ihn her — den guten Herrn zu sehen. „Seid ihr so müßig, oder ist's Feiertag, daß ihr Alle so Zeit habt, hier herumzuschwärmen?“ sagte der Vogt zu Einigen, die ihm zu nahe stunden; denn er verhielt immer, daß Niemand vernehme, was er für Befehle erhielt. —

Aber Arner bemerkte es und sagte laut: „Vogt! Ich habe es gern, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben und selbst hören, wie ich es mit dem Bau haben will; warum jagst du sie fort?“ Tief bis an die Erde krümmte sich Hummel und rief den Nachbarn alsobald laut: „Kommt doch wieder zurück, Ihr Gnaden mag euch wohl duden.“ —

Arner. Hast du die Schatzung vom Kirchbau gesehen?

Vogt. Ja, gnädiger Herr.

Arner. Glaubst du, Lienhard könne den Bau um diesen Preis gut und dauerhaft machen?

„Ja, gnädiger Herr!“ antwortete der Vogt laut, und sehr leise setzte er hinzu: „Ich denke, da er im Dorfe wohnt — könnte er es vielleicht noch etwas Weniges wohlfeiler übernehmen.“

Arner aber antwortete ganz laut: „So viel ich dem Schloßmüller hätte geben müssen, so viel gebe ich auch diesem. Laß ihn rufen und Sorge, daß Alles, was aus dem Wald und aus den Magazinen dem Schloßmüller zukommen sollte, auch diesem ausgeliefert werde.“

Lienhard war eben wenige Minuten, ehe Arner ihn rufen ließ, in's obere Dorf gegangen, und Gertrud entschloß sich alsobald, mit dem Boten selbst auf den Kirchhof zu gehen und Arnern ihre Sorgen zu entdecken. Als aber der Vogt Gertrud und nicht Lienhard mit dem Boten zurückkommen sah, wurde er todtblaß. — Arner bemerkte es und frug ihn: „Wo fehlt's, Herr Untervogt?“ —

Vogt. Nichts, gnädiger Herr! gar nichts, doch ich habe diese Nacht nicht wohl geschlafen.

„Man sah dir fast so was an,“ sagte Arner und sah ihm steif in die rothen Augen, kehrte sich dann zu Gertrud, grüßte sie freundlich und sagte: „Ist dein Mann nicht da? doch es ist gleich viel, du mußt ihm nur sagen, daß er zu mir komme. Ich will ihm diesen Kirchenbau anvertrauen.“ —

Gertrud stand eine Weile sprachlos da und durfte vor so viel Volk fast nicht reden.

Arner. Warum redest du nicht, Gertrud? Ich will deinem Mann den Bau so geben, wie ihn der Schloßmüller würde übernommen haben. Das sollte dich freuen, Gertrud.“ —

Gertrud hatte sich wieder erholt — und sagte jetzt: „Gnädiger Herr! die Kirche ist so nahe am Wirthshaus.“ —

Alles Volk fing an zu lachen, und da die Meisten ihr Lachen vor dem Vogt verbergen wollten, kehrten sie sich von ihm weg, gerade gegen Arner. Der Vogt aber, der wohl sah, daß dieser Alles bemerkt hätte, stand jetzt entrüstet auf, stellte sich gegen Gertrud und sprach: „Was hast du gegen mein Wirthshaus?“

Schnell aber unterbrach Arner den Vogt und sagte: „Geht diese Niede dich an, Untervogt, daß du darein redest?“ Dann wandte er sich wieder zu Gertrud und sagte: „Was ist das? warum steht dir die Kirche zu nahe am Wirthshaus?“

Gertrud. Gnädiger Herr! Mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirthshaus arbeiten muß, ach Gott! ach Gott! ich fürchte, er halte die Versuchungen nicht aus.

Arner. Kann er denn das Wirthshaus nicht meiden, wenn's ihm so gefährlich ist?

Gertrud. Gnädiger Herr! Bei der heißen Arbeit dürstet man oft, und wenn denn immer Saufgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundschaft und mit Spotten, mit Weinkäufen und mit Wetten ihn zuloeken wird; ach Gott! ach Gott! wie wird er's aushalten können. Und wenn er denn nur ein wenig wieder Neues schuldig wird, so ist er wieder angebunden. Gnädiger Herr! wenn Sie doch wüßten, wie ein solcher Abend in solchen Häusern arme Leute in's Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder heraus zu wickeln.

Arner. Ich weiß es, Gertrud, und ich bin entrüstet über das, was du mir gestern sagtest; da vor deinen Augen und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß ich arme Leute nicht will drücken.

Sogleich wandte er sich gegen den Vogt und sagte ihm mit einer Stimme voll Ernst und mit einem Blicke, der durch Mark und Beine drang: „Vogt! ist's wahr, daß die armen Leute in deinem Hause gedrängt, verführt und verwortheilt werden?“

Betäubt und blaß, wie der Tod, antwortete der Vogt: „In meinem Leben, gnädiger Herr, ist mir nie so etwas begegnet, und so lang' ich lebe und Vogt bin,“ sagt er, wischt den Schweiß von der Stirne — hustet — räuspert — fängt wieder an: „Es ist erschrecklich.“ —

Arner. Du bist unruhig, Vogt! Die Frage ist einfältig. Ist's wahr, daß du arme Leute drängest, in Verwirrung bringest und ihnen in deinem Wirthshause Fallstricke legest, die ihre Haushaltungen unglücklich machen?

Vogt. Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr! Das ist der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient; ich hätte es vorher denken sollen. Man hat allemal einen solchen Dank, anstatt der Bezahlung.

Arner. Mache dir für die Bezahlung keine Sorge; es ist nur die Frage, ob dieses Weib lüge.

Vogt. Ja gewiß, gnädiger Herr! ich will es tausendfach beweisen.

Arner. Es ist genug am einfachen, Vogt! Aber nimm dich in Acht. Du sagtest gestern, Gertrud sei eine brave, stille, arbeitssame Frau und gar keine Schwägerin.

„Ich weiß nicht — ich — ich — besinne — Sie haben mich — ich habe sie — ich habe sie — dafür angesehen,“ sagte der leuchtende Vogt.

Arner. Du bist auf eine Art unruhig, Vogt, daß man jetzt nicht mit dir reden kann; es ist am besten, ich erkundige mich gerade da bei diesen da stehenden Nachbarn. Und sogleich wandte er sich zu zwei alten Männern, die still und aufmerksam und ernsthaft da stunden, und sagte ihnen: Ist's wahr, liebe Nachbarn, werden die Leute in eurem Wirthshaus so zum Bösen verführt und gedrückt? Die Männer sahen einer den andern an, und durften nicht reden.

Aber Arner ermunterte sie liebevoll. „Fürchtet euch nicht! Sagt mir geradezu die reine Wahrheit.“

„Es ist mehr als zu wahr, gnädiger Herr! aber was wollen wir armen Leute gegen den Vogt klagen?“ sagte endlich der Ältere, doch so leise, daß es nur Arner verstehen konnte.

„Es ist genug, alter Mann!“ sagte Arner und wandte sich dann wieder zum Vogt: „Ich bin eigentlich jetzt nicht da, um diese Klage zu untersuchen; aber gewiß ist es, daß ich meine Armen vor aller Bedrückung will sicher haben, und schon längst dachte ich, daß kein Vogt Wirth sein sollte. Ich will aber das bis Montag verschieben — Gertrud! sage deinem Manne, daß er zu mir komme, und sei du wegen der Wirthshausgefahren seinet halben jetzt nur ruhig.“

Da nahm Arner noch einige Geschäfte vor, und als er sie vollendet hatte, ging er noch in den nahen Wald — und es war spät, da er heim fuhr. — Auch der Vogt, der ihm in den Wald folgen mußte, kam erst des Nachts wieder heim in sein Dorf.

Als dieser jetzt seinem Hause nahe war und nun kein Licht in seiner Stube sah, auch keine Menschenstimme hörte, ahnte ihm Böses; denn sonst war alle Abende das Haus voll, und alle Fenster von den Lichtern, die auf allen Tischen standen, erheitert, und das Gelärm der Tausenden tönte in der Stille der Nacht immer, daß man's zu unterst an der Gasse noch hörte, obgleich die Gasse lang ist und des Vogts Haus zu oberst daran steht. Ueber diese ungewöhnliche Stille war der Vogt sehr erschrocken. Er öffnete mit wildem Ungestüm die Thüre und sagte: „Was ist das? was ist das, daß kein Mensch hier ist?“

Sein Weib heulte in einem Winkel. „O Mann, bist du wieder da! Mein Gott, was ist für ein Unglück begegnet! Es ist ein Jubiläum im Dorfe von deinen Feinden, und kein Mensch wagt mehr auch nur ein Glas Wein bei uns zu trinken. Alles sagt, du seiest aus dem Walde nach Arnburg geführt worden.“

Wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubet, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wuth grunzt: so wüthete jetzt Hummel, stampfte und tobte, saum auf Rache gegen Arner und rasete über den Erlen. Dann red'te er mit sich selbst: „So kommt das Land um seine Rechte. Er will mir das Wirthsrecht rauben und den Schild in der Herrschaft allein aushängen. Bei Mannsgeboten haben alle Vögte gewirthet. Alle Händel gingen durch unsere Hände. Dieser läuft jetzt allenthalben selbst nach und frärgelt jeden Floh aus, wie ein Dorfschulmeister. Daber troket jetzt jeder Bube einem Gerichtsmann und sagt, daß er selbst mit Arner reden könne. So kommt das Gericht um alles Ansehen, und wir sitzen und schweigen, wie andere Schurken, da er so an uns alle alte Landesrechte kränkt und beugt.“ — So verdrehte der alte Schelm die guten und weisen Thaten des edlen Herrn bei sich selbst, schnaubte und saum auf Rache, bis er entschlief.

Am Morgen aber war er früh auf und sang und pfliff unter dem Fenster, daß man glaube, er sei wegen dem gestern Vorgefallenen ganz unbesorgt. Aber Fritz, sein Nachbar, rief ihm über die Gasse: „Hast du schon so frühe Gäste, daß es so lustig geht?“ und lächelte bei sich selbst.

„Sie werden schon kommen, Fritz! — Hopsa und Heisassa, Zwelfchen sind nicht Feigen,“ sagt der Vogt, streckt das Brennglas zum Fenster hinaus und ruft: „Willst eins Bescheid thun, Fritz?“

„Es ist mir noch zu früh,“ antwortete Fritz, „ich will warten, bis mehr Gesellschaft da ist.“ „Du bist immer der alte Schalk,“ sagte der Vogt, „aber glaub's, der gestrige Spaß wird nicht so übel ausfallen. Es fliegt kein Vögelein so hoch, es läßt sich wieder nieder.“ „Ich weiß nicht,“ antwortete Fritz, „der Vogel, den ich meine, hat sich lange nicht heruntergelassen. Aber wir reden vielleicht nicht vom gleichen Vogel. Willst's mithalten, Vogt! man ruft zur Morgensuppe.“ und hiemit schob Fritz das Fenster zu.

„Das ist kurz abgehandelt,“ murzte der Vogt bei sich selbst und schüttelte den Kopf, daß Haar und Backen zitterten. „Ich werde, denk ich, des Teufels Arbeit haben, bis das gestrige Denkerszeng den Leuten allen wieder aus dem Kopfe sein wird,“ so sagt er sich selber, schenkt sich ein — trinkt — sagt dann wieder: „Muth gefaßt! Kommt Zeit, kommt Rath! Heute ist's Samstag, die Kälber lassen sich scheeren, ich gehe in's Barthaus, da gibt sich um ein Glas Wein eins nach dem andern. Die Bauern glauben mir immer eher zehn, als dem Pfarrer ein halbes.“

So sagte der Vogt zu sich selber und dann zur Frau: „Füll' mir die Saublatter mit Tabak; aber nicht von meinem, nur vom Stinker, er ist gut für die Vursche. Und wenn des Scheerers Bub' Wein holt,

so gib ihm vom dreimal geschwefelten und thue in jede Maß ein halb Glas Brenntz."

Er ging fort. Aber auf der Gasse, noch nahe beim Hause, besann er sich wieder, lehrte zurück und sagte der Frau: "Es könnten Schelmen mit faulen. Ich muß mich in Acht nehmen. Schick' mir vom gelbgefotenen Wasser, wenn ich La Cote*) fordern lasse, und bring' das selber." Drauf ging er wieder fort. Aber ehe er noch im Barthause war, unter der Linde beim Schulhaus, trifft er Nickel Spitz und Jöglj Rubel an. "Wo hinaus so im Sonnabend-Habit, Herr Untervogt?" fragte Nickel Spitz --

Vogt. Ich muß den Bart herunter haben --

Nickel. Das ist sonderbar, daß du am Samstag Morgen schon Zeit hast.

Vogt. Es ist wahr, es ist nicht so das Jahr durch --

Nickel. Nein. Einmal seit Langem kamst du immer Sonntags früh zwischen der Morgenpredigt zum Scheerer. Ist's nicht so, Herr Untervogt?

Vogt. Ja, ein paar Mal.

Nickel. Ja -- ein paar Mal, die letzten. Da der Pfarrer dir deinen Hund aus der Kirche jagen ließ, seitdem kamst du ihm nicht viel mehr in's Gehäge.

Vogt. Du bist ein Narr, Nickel, daß du so was reden magst. Man muß essen und vergessen. Die Hundsjagd ist mir längst aus dem Kopf.

Nickel. Ich möchte mich nicht drauf verlassen, wenn ich Pfarrer wäre.

Vogt. Du bist nicht klug, Nickel. Warum das nicht? Aber kommt in die Stube, es gibt wohl etwa einen Weinkauf oder sonst kurze Zeit.

Nickel. Du würdest dem Scheerer aufwarten, wenn er in seinem Hause einen Weinkauf trinken ließe.**)

Vogt. Ich bin nicht halb so eigennützig. Man will mir ja das Wirtschaftsrecht ganz nehmen. Aber Nickel! wir sind noch nicht da; der, den ich meine, hat noch auf's Wenigste sechs Wochen und drei Tage Arbeit, eh' er's bekommt --

Nickel. Ich glaub' es selbst. Doch ist's immer nicht die beste Ordnung für dich, daß der junge Herr seines Großvaters Glauben hangirt hat.

Vogt. Ja, er hat einmal nicht völlig des Großvaters Glauben.

*) Weiss-Werner-Wein.

**) Der Vogt, als Wirth, duldet nicht, daß in einem Hause, als dem seinen, bei keinem Anlaß Wein ausgeschenkt wurde.

Nickel. Ich traue fast, er sei in keinem Punkte und in keinem Artikel von allen zwölfen mit dem Alten des gleichen Glaubens.

Vogt. Es kann sein. Aber der Alte war mir in seinem Glauben ein anderer Mann.

Nickel. Ich denk's wohl. Der erste Artikel seines Glaubens hieß: Ich glaube an dich, meinen Vogt --

Vogt. Das ist lustig. Aber wie hieß denn der andere?

Nickel. Was weiß ich grad jetzt. Ich denk', er hieß: Ich glaub außer dir, meinem Vogt, keinem Menschen kein Wort.

Vogt. Du solltest Pfarrer werden, Nickel, du würdest den Katechismus nicht bloß erklären; du würdest noch einen aufsetzen.

Nickel. Das würde man mir wohl nicht zulassen. Thät' ich's, ich würde denselben so deutsch und so klar machen, daß ihn die Kinder ohne den Pfarrer verstünden; und denn würde er ja natürlich nichts nütze sein.

Vogt. Wir wollen beim Alten bleiben, Nickel! Es ist mir mit dem Katechismus wie mit etwas Anderm. Es kommt nie nichts Bessers nach.

Nickel. Das ist so ein Sprichwort, das manchmal wahr ist und manchmal nicht. Für dich, scheint's, trifft's diesmal ein mit dem neuen Junker --

Vogt. Es wird erst für Andere nachkommen; wenn ihr ordentlich wartet. Und für mich fürchte ich mich nicht so übel vor diesem neuen Herrn. Es findet jeder seinen Meister.

Nickel. Das ist wahr. Doch ist deine alte Zeit mit dem vorigen Sommer*) unter dem Boden --

Vogt. Nickel! ich habe sie doch einmal gehabt; suche sie ein Anderer jetzt auch.

Nickel. Das ist wahr, du hast sie gehabt, und sie war recht gut. Aber wie hätt's können fehlen; der Schreiber, der Weibel und der Vikari waren dir schuldig.

Vogt. Man redet mir das nach; aber es war drum nicht wahr.

Nickel. Du magst jetzt auch das sagen; du hattest ja mit ein Paaren öffentlich Handel, daß das Geld nicht wieder zurück kommen wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch gar noch Alles!

Nickel. Noch viel mehr als das weiß ich noch. Ich weiß noch, wie du mit des Rudy's Vater gedröht -- und wie ich dich da neben dem Hundstall unter Strohwellen auf dem Bauch liegend vor des Rudy's Fenstern antraf. Sein Anwalt war eben bei ihm, bis um zwei Uhr am Morgen horchtest du auf deinem Bauche, was in der

*) Man begrub im vorigen Sommer Arnolds Großvater -- Sein Vater war viele Jahre vorher in einem Treffen in preussischen Diensten gestorben. --

Stube gered't wurde. Ich hatte eben die Nachtwache — und eine ganze Woche war mir der Wein frei bei dir, daß ich schwiege.

Vogt. Du bist ein Reker, daß du das sagst; es ist kein Wort wahr, und du würdest schön stehen, wenn du's beweisen müßtest.

Nickel. Vom Beweisen ist jetzt nicht die Rede, aber ob's wahr sei, weißt du wohl.

Vogt. Es ist gut, daß du's einsteckst. —

Nickel. Der Teufel gab dir das in Sinn, unter dem Stroh in tiefer Nacht zu horchen; du hörtest alle Worte und hattest da gut mit dem Schreiber deine eigne Aussage zu verdrehen.

Vogt. Was du auch redest!

Nickel. Was ich auch rede? Hätte der Schreiber nicht vor der Audienz deine Aussage verändert, so hätte der Rüd' seine Matze noch, und der Wüß und der Raibacker hätten den schönen Eid nicht thun müssen.

Vogt. Ja — du verstehst den Handel, wie der Schulmeister Hebräisch.

Nickel. Wenn ich ihn nicht verstehe, ich hätte ihn von dir gelernt. Mehr als zwanzigmal lachtest du mir ob deinem gehorsamen Diener, dem Herrn Schreiber.

Vogt. Ja! das wohl; aber das, was du sagst, that er doch nicht. Sonst ist's wahr: er war ein schlauer Teufel. Tröst Gott seine Seele — es wird nun zehn Jahr' auf Michaelis, seitdem er unter dem Boden ist.

Nickel. Seitdem er hinabgefahren ist zur Hölle — wolltest du sagen.

Vogt. Das ist nicht recht. Von den Todten unter dem Boden muß man nichts Böses sagen.

Nickel. Du hast Recht — sonst würde ich erzählen, wie er bei Rüpp's Kindern geschrieben hat.

Vogt. Er wird dir auf dem Todtbett gebeichtet haben! daß du Alles so wohl weißt.

Nickel. Einmal weiß ich's.

Vogt. Das Beste ist, daß ich den Handel gewonnen habe; wenn du wüßtest, daß ich den Handel verloren hätte, denn wär's mir leid.

Nickel. Nein! ich weiß wohl, daß du den Handel gewonnen hast; aber auch wie!

Vogt. Vielleicht, vielleicht nicht.

Nickel. Behüte Gott alle Menschen, die arm sind, vor der Feder.

Vogt. Du hast Recht. Es sollten nur Ehrenleute und wohlhabende Männer schreiben dürfen vor Audienz. Das wär' gewiß

gut; aber es wäre noch mehr gut, Nickel! Was machen? man muß eben mit Allem zufrieden sein, wie es ist.

Nickel. Vogt! dein weiser Spruch da mahnt mich an eine Fabel, die ich von einem Pilgrim hörte. Es war einer aus dem Elsaß. Er erzählte vor einem ganzen Tisch Leute: Es habe ein Einsiedler in einem Fabelbuch die ganze Welt abgemalt, und er könne das Buch fast auswendig. Da baten wir ihn, er solle uns auch eine von diesen Fabeln erzählen, und da erzählte er uns eben die, an die du mich mahnst.

Vogt. Nun, was ist sie denn, du Pläuderer? —

Nickel. Sie heißt — ich kann sie zum Glück noch. —

„Es klagte und jammerte das Schaf, daß der Wolf, der Fuchs, der Hund und der Wehger es so schrecklich quälten. — Ein Fuchs, der eben vor dem Stalle stand, hörte die Klage — und sagte zum Schaf: Man muß immer zufrieden sein mit der weisen Ordnung, die in der Welt ist — wenn es anders wäre — so würde es gewiß noch schlimmer sein.“

„Das läßt sich hören,“ antwortete das Schaf, „wenn der Stall zu ist — aber wenn er offen wäre — so würde es denn doch auch keine Wahrheit für mich sein.“

„Es ist freilich gut, daß Wölfe, Füchse und Raubthiere da seien — aber es ist auch gut, daß man die Schafställe ordentlich zumache — und daß die guten schwachen Thiere gute Hirten und Schutzhunde haben, gegen die Raubthiere.“

„Behüte mir Gott meine Hütte,“ setzte der Pilger hinzu. „Es gibt eben allenthalben viel Raubthiere und wenig gute Hirten. — Heiliger Gott! du weißt, warum es so ist; wir müssen schweigen.“ Seine Kameraden setzten hinzu: „Ja, wir müssen wohl schweigen — und denn — Heilige Mutter Gottes! bitte für uns jetzt und in der Stunde unsers Absterbens, Amen.“

Es rührte uns Alle, wie die Pilger so herzlich redeten, und wir konnten einmal jetzt nicht den Narr'n treiben, wie sonst ob ihrem Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns.

Vogt. Ja, das Heilige Mutter Gottes gehört auch zu einer so herzlichen Schafsheinung, nach welcher aber Wölfe und Füchse und alle Thiere von der Art Hunger freipiren müßten. —

Nickel. Es wäre eben auch kein Schade. —

Vogt. Weißt du das so gewiß? —

Nickel. Nein. Ich bin ein Narr — sie müßten nicht Hungers freipiren; sie würden noch immer Nase und Geruch finden, und das gehört ihnen und nicht zahmes Vieh — das mit Mühe und Kosten erzogen und gehütet werden muß.

Vogt. So liebest du sie doch auch nicht ganz Hungers krepiren, das ist noch viel für einen Freund der zahmen Thiere. Aber es friert mich; komm in die Stube.

Nickel. Ich kann nicht; ich muß weiter.

Vogt. Nun, so behüt' euch Gott, Nachbarn! Auf Wiedersehen. —

(Er geht ab.)

Rubel und Nickel stehen noch eine Weile, und Rubel sagt zum Nickel: „Du hast ihm Gesalzenes aufgestellt.“

Nickel. Ich wollte, es wäre noch dazu gepfeffert gewesen, daß es ihn bis morgens auf der Zunge brennte.

Rubel. Du würdest vor acht Tagen nicht so mit ihm gered't haben.

Nickel. Und er würde vor acht Tagen nicht also geantwortet haben. —

Rubel. Das ist auch wahr. Er ist zahm geworden wie mein Hund, als er das erste Mal das Nasband trug.

Nickel. Wenn die Maß voll ist, so überläuft sie — das war noch immer bei einem Jeden wahr, und wird es auch beim Vogt werden. —

Rubel. Behüte Gott einen vor Aemtern; ich möchte nicht Vogt sein mit seinen zwei Höfen. —

Nickel. Aber wenn dir Jemand einen halben anböte und den Bogtsdienst dazu, was würdest du machen?

Rubel. Du Narr! —

Nickel. Du Gescheidter! was würdest du machen? Gelt, du würdest dem, der dir ihn anböte, geschwind einschlagen, das Tuch mit den zwei Farben um dich wickeln und denn Vogt sein. —

Rubel. Weinst du's so? —

Nickel. Ja, ich mein's so. —

Rubel. Wir schwächen die Zeit weg — B'hüte Gott, Nickel. —

Nickel. B'hüte Gott, Rubel. —

Da der Vogt jetzt in die Scheerstube kam — grüßte er den Scheerer und die Frau und die Nachbarn — ohne Husten und ehe er sich setzte. Sonst hustete und räusperte er sich allemal vorher und warf sein Gott grüß' euch erst dar, wenn er ausgespicien und sich gesetzt hatte.

Die Bauern antworteten mit Lächeln und setzten ihre Kappen viel schneller wieder auf den Kopf, als sie sonst thaten, wenn der Herr Untervogt sie gegrüßt hatte. Er aber fing alsobald das Gespräch an. „Zimmer gute Loosung, Meister Scheerer!“ sagt er: „und so viel Arbeit, daß mich wundert, wie ihr das Alles nur so mit zwei Händen machen könnt.“ — Der Scheerer war sonst ein stiller Mann, der auf solche Worte nicht gern antwortete. Aber der Vogt hatte ihn jetzt etliche Monate hinter einander und das allemal am

Sonntag am Morgen zwischen der Predigt mit solchen Stichelreden verdrießlich gemacht; und wie's denn geht, er wollte einmal jetzt auch antworten und sagte: „Herr Untervogt! Es sollte euch nicht wundern, wie man mit zwei Händen viel arbeiten und doch wenig verdienen könne. Aber wie man mit beiden Händen nichts thun, und dabei viel Geld verdienen könne: das sollte euch wundern.“

Vogt. Ja, das ist wahr, Scheerer! du solltest es auch probiren. Die Kunst ist — Man legt die Hände auf eine Art und Gattung zusammen, wie's recht ist — Denn regnet es Geld zum Dache hinein. —

Der Scheerer wagte noch eins und sagte: „Nein, Vogt, man wickelt sie wohl unter den zweifarbigem Mantel und sagt die drei Worte: Es ist so, bei meinem Eid, es ist so — und bei gutem Anlaß streckt man kräftig drei Finger hinauf, zweien hinab — a b r a k a b r a — und die Säcke strotzen von Geld.“ —

Das machte den Vogt toll, und er antwortete: „Du könntest zaubern, Scheerer! Aber das ist nicht anders. Leute von deinem Handwerk müssen nothwendig auch Zauber- und Henterskünste verstehen.“

Das war jetzt freilich dem guten Scheerer zu rund, und es hat ihn übel gereuet, daß er sich mit dem Vogt eingelassen. Er schwieg auch, ließ den Andern reden und seifte mausstill den Mann ein, der ihm saß. Der Vogt aber fuhr tüchtig fort und sagte: „Der Scheerer ist ein ausgemachter Herr! er darf unser einem wohl nicht antworten. Er trägt ja Spizhosen — Stadtschuhe — und am Sonntag Manschetten. Er hat Hände so zart, wie ein Junker — und Waden, — wie ein Stadtschreiber.“

Die Bauern liebten den Scheerer, hatten das auch schon gehört — und lachten nicht über des Bogts Wis. Nur der junge Gall, der eben saß, mußte über die Stadtschreiberwaden lachen; denn er kam eben aus der Kanzlei, wo der Späß mit den Waden just eintraf. Aber der Scheerer, dem er sich unter dem Messer bewegte, schnitt ihn in die obere Lippe.

Das machte die Bauern unwillig, daß alle die Köpfe schüttelten. Und der alte Uj nahm die Tabakspfeife aus dem Munde und sagte: „Vogt! es ist gar nicht Recht, daß du da dem Scheerer Molest machest.“ — Und da die Andern sahen, daß der alte Uj sich nicht schente und das laut sagte, murreten sie auch lauter, und sagten: „Der Gall blutet, ja wir können so dem Scheerer nicht ansitzen.“

„Es ist mir leid,“ sagte der Vogt, „ich will den Schaden wieder gut machen. Bull! hol drei Flaschen Wein vom guten, der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht.“ — Sobald der Vogt vom Wein redete, verlor sich das ernste Murren der Bauern. Einige trauten zwar nicht, daß es Ernst gelte.

Aber Lenk, der in einer Ecke saß, löste ihnen das Räthsel auf und sagte: „Des Vogts Wein hat gestern auf dem Kirchhof so abgeklagen.“

Der Vogt aber nahm jetzt seinen Sessel voll Tabak und legte ihn auf den Tisch. Und Christen, der Ständlängler, forderte ihm zuerst eine Pfeife voll ab. Er gab sie. Da stunden immer Mehrere herbei; und die Stube ward bald voll Rauch vom Stinktobak. Der Vogt aber rauchte vom bessern.

Indessen waren der Scheerer und die Nachbarn immer noch still und machten gar nicht viel Wesens. Das schien dem Meister Uriaß nicht gut. Er ging die Stube hinauf und hinunter und drehte den Zeigfinger über die Nase, wie er es immer macht, wenn ihm sein Krummes nicht grad gehen will. „Es ist verteuelt kalt in der Stube, so in der Kälte richt' ich nichts aus,“ sagt er zu sich selber, geht aus der Stube, gibt der Magd einen Kreuzer, daß sie stärker einheizt; und es ward bald warm in der Stube. —

Indessen kommt der geschwefelte Wein. „Gläser, Gläser her, Meister Scheerer,“ ruft der Vogt. Und Frau und Junge bringen bald Gläser genug. Die Nachbarn nähern sich sämmtlich den Weintrügen, und der Vogt schenkt ihnen ein. Jetzt sind der alte Uj und alle Nachbarn wieder zufrieden.

Und des jungen Gallj Wunde ist ja nicht der Rede werth. Wäre der Narr nur still geessen, so würd' ihn der Scheerer nicht geschnitten haben. — Nach und nach geht jetzt einem Jeden das Maul auf, und lautes Saufgewühl erhebt sich. Alles lobt wieder den Vogt, und der Mäurer Lienhard ist jetzt am vordern Tisch ein Schlingel und am andern ein Bettler.

Da erzählte der Eine, wie er sich alle Tage voll soff, und jetzt den Heiligen mache, und der Andere, wie er wohl merkte, warum die schöne Gertrud, und nicht der Mäurer, zum jungen Herrn in's Schloß gegangen sei; und wieder ein Anderer, wie ihm diese Nacht von der Nase geträumt habe, die der Vogt dem Mäurer nach Verdienen bald drehen werde.

Wie ein garstiger Vogel den Schnabel in Sumpf steckt und sich vom fäulenden Koth nährt, so labete Hummel bei dem Gerede der Nachbarn sein arges Herz. Doch mischt' er sich sehr bedachtsam und ernsthaft in das verworrene Gewühl dieser Säuser und Schwäger. „Nachbar Richter!“ sagt er und reicht ihm das Glas dar, das er annimmt, „ihr waret ja selber bei der letzten Rechnung, und noch ein beeidigter Mann. Ihr wisset, daß mir damals der Mäurer dreißig Gulden schuldig geblieben ist. Nun ist's schon ein halbes Jahr; und er hat mir noch keinen Heller bezahlt. — Ich hab' ihm auch das Geld nicht einmal gefordert, und ihm kein böses Wort

gegeben, und doch kann es leicht kommen, ich verliere die Schuld bis auf den letzten Heller.“

„Das versteht sich“, schwuren die Bauern. „Du wirst keinen Heller mehr von deinem Geld sehen“, und schenkten sich ein. Der Vogt aber nahm aus seinem Sackkalender die Handschrift des Mäurers, legte sie auf den Tisch und sagte: „Da könnet ihr sehen, ob's wahr ist.“ Die Bauern beguckten die Handschrift, als ob sie lesen könnten, und sprachen: „Das ist ein Schurke, der Mäurer.“ Und Christen, der Ständlängler, der bis jetzt viel und stillschweigend herunter geschluckt hatte, wischt mit dem Rockärmel das Maul ab, steht auf, hebt sein Glas in die Höhe und ruft: „Es lebe der Herr Untervogt! und alle Kalsacker müssen verreden“, so ruft er, trinkt aus, hebt das Glas wieder dem dar, der einschenkt, trinkt wieder aus und singt:

„Der, der dem Andern Gruben gräbt,
Der, der dem Andern Stricke legt,
Und wär' er wie der Teufel fein;
Und wär' er noch so hoch am Bret,
Er fällt, wie man zu sagen pflegt —
Am Ende selbst in Dr... hinein —
In Dr... hinein —

„Ruhe,

Mäurer!

„Ruhe!“ —

„Nicht so lärmend, Christen!“ sagte der Vogt: „das nützt nicht. Es wäre mir leid, wenn dem Mäurer ein Unglück begegnete. Ich verzeih' es ihm gern, er hat's aus Armuth gethan. Aber das ist schlimm, daß keine Rechte mehr im Lande sicher sind.“

Die Nachbarn horchten steif, als er von den Rechten im Land red'te. Etliche stellten sogar die Gläser beiseits, da sie von den Rechten im Land hörten, und horchten.

„Ich bin ein alter Mann, Nachbarn! und mir kann nicht viel d'ran liegen. Ich habe keine Kinder und mit mir ist's aus. Aber ihr habt Jungens — Nachbarn! Euch muß an euern Rechten viel gelegen sein.“

„Ja. Unsere Rechte,“ riefen die Bauern. „Ihr seid unser Vogt. Vergebt kein Haar von unsern Rechten.“

Vogt. Ja, Nachbarn! Es ist mit dem Wirthsrecht eine Gemeind'sache, und ein theures Recht um das Wirthsrecht; wir müssen uns wehren.

Etliche wenige Bauern schüttelten die Köpfe und sagten einander leise in's Ohr: „Er hat der Gemeind' nie nichts nachgefragt. Jetzt will er die Gemeind' in den Koth hineinziehen, in dem er

steckt.“ Aber die Mehrern lärmten immer stärker, stürmten und schwouren und fluchten, daß ihnen grad übermorgen Gemeind' sein müsse. Die Verständigern schwiegen und sagten nur ganz still untereinander: „Wir wollen denn sehen, wenn ihnen der Wein aus dem Kopf sein wird.“

Indessen trank der Vogt bedächtig immer von seinem gesottenen Wasser und fuhr fort, die erhiteten Nachbarn wegen ihren Landes-rechten in Sorge zu setzen. „Ihr wißt Alle“, sagte er zu ihnen, „wie unser Altvater Klüppel vor zweihundert Jahren mit dem grausamen Ahnherrn dieses Junkers zu kämpfen hatte. — Dieser alte Klüppel (mein Großvater hat es mir tausendmal erzählt) hatte zu seinem liebsten Sprüchwort: — Wenn die Junker den Bettlern im Dorf bößfelen [gute Worte geben], so helf' Gott den Bauern. Sie thun das nur, damit sie die Bauern entzweien und denn allein Meister sein. Nachbarn, wir müssen immer nur die Narr'n im Spiel sein.

Bauern. Nichts ist gewisser. Wir müssen immer nur die Narr'n im Spiel sein.

Vogt. Ja, Nachbarn! Wenn eure Gerichtsmänner nichts mehr zu bedeuten haben, dann habt ihr's gerade wie die Soldaten, denen der Hinterhut abgeschnitten ist. Der neue Junker ist fein und listig wie der Teufel. Es sah's ihm kein Mensch an, und gewiß gibt er ohne gute Gründe keinem Menschen kein gutes Wort. Wenn ihr nur das Halbe wüßtet, was ich, ich würde denn nicht nöthig haben zu reden. Aber ihr seid doch auch nicht Stodnarr'n. Ihr werdet wohl etwas merken und auf eurer Hut sein.

Aebj, mit dem es der Vogt abgered't, und dem er ein Zeichen gegeben hatte, antwortete ihm: „Weinst du, Vogt! wir merken den Griff nicht? Er will das Wirthshausrecht in's Schloß ziehen.“

Vogt. Merkt ihr etwas?

Bauern. Ja, bei Gott. Aber wir leiden es nicht. Unsere Kinder sollen ein Wirthshaus haben, das frei ist, wie wir's jetzt haben.

Aebj. Er könnt' uns im Schloß die Maß Wein für einen Dukaten verkaufen. Und wir würden Schelme an unsern Kindern sein.

Vogt. Das ist auch zu viel gered't, Aebj! Auf einen Dukaten kann er die Maß Wein doch nicht bringen.

Aebj. Ja, ja. Schmied und Wagner schlagen auf, daß es ein Grausen ist, und selber das Holz ist zehnmal theurer als vor fünfzig Jahren. Was kannst du sagen, Vogt, so wie Alles im Zwang ist, muß Alles steigen. Was kannst du sagen, wie hoch die Maß Wein noch kommen könnte, wenn das Schloß allein ausschütten dürfte. Er ist jetzt schon teufelstheuer wegen dem Ungeld.

Vogt. Es ist so; es ist in Allem immer mehr Zwang und Hinderniß, und das vertheuert Alles.

„Ja, ja, wenn wir's leiden“, sagten die Bauern, lärmten, sofften und drohten. Das Gespräch wurd' endlich wildes Gewühl eines tobenden Gefindels, das ich nicht weiter beschreiben kann.

Die meisten waren schon tüchtig besoffen. Christen, der Ständelänger, der neben dem Vogt saß, am stärksten. Dieser schrie einmals: „Laßt mich hervor.“ Der Vogt und die Nachbarn stunden auf und machten ihm Platz. Aber er schaukelte über den Tisch und stieß des Vogts Wasserkrug um. Erschrocken wischte dieser, so geschwind er kann, das verschüttete Wasser vom Tisch ab, damit Niemand das Verschüttete auffasse und den Betrug merke. Aber des Scheerers Hund unterm Tische war durstig, lappete das verschüttete vom Boden, und unglücklicher Weise sah ein Nachbar, der nehmützig nach dem guten Wein unter den Tisch guckte, daß Hektor ihn aufleckte. Er rief dem Vogt: „Wunder und Zeichen, Vogt! seit wenn saufen die Hunde Wein?“

„Du Narr! seit Langem“, antwortete der Vogt und winkt ihm mit der Hand und mit dem Kopfe, und stößt ihn mit den Füßen unterm Tisch, daß er doch schweige. Auch dem Hunde gibt er einen Stoß, daß er anderswo hingehe; aber der verstund den Befehl nicht, denn er gehörte dem Scheerer; er gab Laut, murrte und leckte denn ferner das verschüttete Wasser vom Boden. Der Herr Untervogt aber erblaste über diesem Saufen des Hundes; denn es guckten immer mehrere Nachbarn unter den Tisch. Man stieß bald in allen Ecken die Köpfe zusammen und zeigte auf den Hund. Des Scheerers Frau nahm jetzt sogar die Scherben des zerbrochenen Kruges vom Boden auf an die Nase; und da sie nach Wasser rochen, schüttelte sie mächtig den Kopf und sagte laut: „Das ist nicht schön!“

Nach und nach murmelten die Bauern an allen Ecken. Dahinter steckt was. Und der Scheerer sagte dem Vogt unter die Nase: „Vogt! Dein schöner Wein ist gesottenes Wasser.“ — „Ist das wahr?“ riefen die Bauern. „Was Teufels ist das, Vogt? warum saufest du Wasser?“ — Betroffen antwortete der Vogt: „Es ist mir nicht recht wohl; ich muß mich schonen.“ Aber die Bauern glaubten der Antwort nicht — und links und rechts murmelte je länger je mehr Alles: „Es geht hier nicht recht zu.“ Ueber das klagten jetzt noch Einige, es schwinde ihnen vom Wein, den sie getrunken hätten, und dies sollte von so wenigem nicht sein.

Die zweien Vornehmsten aber, die da waren, stunden auf, gaben dem Scheerer den Lohn, sprachen: „B'küte Gott, Nachbarn“, und gingen gegen die Stubenthüre.

„So einmals, ihr Herren, warum so einmals aus der Gesellschaft?“ rief ihnen der Vogt. „Wir haben sonst zu thun“, antwor-

teten die Männer und gingen fort. Der Scheerer begleitete sie außer die Stube und sagte zu ihnen: „Ich wollte lieber, der Vogt wäre gegangen. Das ist kein Stücklein, bei dem er's gut meint, weder mit dem Wein, noch mit dem Wasser.“

„Wir glauben's auch nicht; sonst würden wir noch da sitzen“, antworteten die Männer.

Scheerer. Und dieses Saufgewühl kann ich nicht leiden. —

Die Männer. Du hast auch keine Ursache. — Und du könntest noch in Ungelegenheit kommen. Wenn ich du wäre, setzte der Aeltere hinzu, ich brähe selber ab.

„Ich darf nicht wohl“, antwortete der Scheerer.

„Es ist nicht mehr die alte Zeit, und du bist doch in deiner Stube etwa noch Meister“, sagten die Männer.

„Ich will euch folgen“, sagte der Scheerer und ging wieder in die Stube.

„Wo fehlt's diesen Herren, Scheerer, daß sie so plötzlich aufbrechen?“ fragte der Vogt.

Und der Scheerer antwortete: „Es ist mir eben wie ihnen; so ein Gewühl ist nicht artig, und mein Haus ist gar nicht dafür.“

Vogt. Alja — ist das die Meinung?

Scheerer. Ja wahrlich, Herr Untervogt, ich habe gern eine ruhige Stube.

Dieser Streit aber gefiel den Ehrengästen nicht wohl. „Wir wollen stiller sein“, sagte der Eine. „Wir wollen recht thun“, sagte der Andere. „Immer gut Freund sein ist Meister“, ein Dritter. „Vogt! noch einen Krug“ — sagte Christen —

„Ha, Nachbarn! ich hab' auch eine Stube; wir können den Herrn Scheerer gar wohl in Ruhe lassen“, sagte der Vogt. „Das wird mir lieb sein“, antwortete der Scheerer. Aber die Gemeindsache ist vergessen, und das theure Wirthsrecht, Nachbarn!“ sagte, noch durstig, Aebj der Aeltere.

„Mir nach, wer nicht falsch ist“, rief drohend der Vogt, murrete Donner und Wetter, blickte wild umher, sagte zu Niemand behüte Gott, und warf die Thüre hinter sich zu, daß die Stube zitterte —

„Das ist unverschäm“, sagte der Scheerer.

„Ja, es ist unverschäm“, sagten viele Bauern.

„Das ist nicht richtig“, sagte der jüngere Meyer, „ich einmal gehe nicht in's Vogts Haus —

„Ich auch nicht“, antwortete Lämpj —

„Nein, der Teufel, ich auch nicht, ich denke an gestern Morgen“, sagte der Menold. „Ich stund zunächst bei ihm und bei Arner, und ich sah wohl, wie es gemeint war.“

Die Nachbarn sahn sich einer den andern an, was sie thun wollten; aber die meisten setzten sich wieder und blieben. Nur

Aebj und Christen und noch ein paar Lumpen nahmen des Vogts leere Flaschen vom Tische unter den Arm und gingen ihm nach. Dieser aber sah jetzt aus seinem Fenster nach der Gasse, die in des Scheerers Haus führte, und als ihm lange Niemand nachkam, ward er über sich selber zornig: „Daß ich ein Dohs bin, ein lahmer Dohs. Es ist bald Mittag, und ich habe nichts ausgerichtet. Der Wein ist geflossen, und jetzt lachen sie mich noch aus. Ich habe mit ihnen geplapert, wie ein Kind, das noch säugt, und mich herabgelassen wie einer ihres Gleichen. Ja, wenn ich's mit diesen Hundekerts im Ernst gut meinte; wenn das, was der Gemeinde nützlich ist, auch mir lieb und recht wäre, oder wenn ich mich zuletzt nur äußerlich mehr gestellt hätte, als ob ich's gut mit ihr meine, dann wäre es angegangen. So eine Gemeinde tanzt im Augenblick nach eines Gescheidten Pfeifen, wenn sie denkt, daß man es gut meine. Aber die Zeiten waren gar zu gut für mich. Unter dem Alten fragte ich der Gemeinde oder einem Geißbocke ungefähr gleich viel nach. So lang' ich Vogt bin, war's meine Lust und meine Freude, sie immer nur zu narren, zu beschimpfen und zu meistern, und eigentlich hab' ich gut im Sinn, es noch ferner zu thun. Aber darum muß und soll ich sie auch tüchtig drei Schritt vom Leibe halten; das Händedrücken, das Herablassen, das mit Jedermann Rath halten und freundlich thun, wie ein aller Leute Schwager, geht nicht mehr an, wenn man einen zu wohl kennt. Unser einer muß still und allein für sich handeln, nur die Leute brauchen, die er kennt, und die Gemeinde sein lassen. Ein Hirt berathet sich nicht mit den Ochsen; und doch war ich hent Narrs genug und wollte es thun.“

Indessen kamen die Männer mit den leeren Flaschen.

„Seid ihr allein — wollten die Hunde nicht mit?“ frug der Vogt —

„Nein, kein Mensch“, antwortete Aebj.

Vogt. Daran liegt viel.

Christen. Ja, recht viel, ich denk's auch.

Vogt. Doch möcht' ich gern wissen, was sie jetzt mit einander schwätzen und rathen. Christen, geh' und suche noch mehr Flaschen.

Christen. Es sind keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das ist gleich viel. Geh' nur und suche. Wenn du nichts find'st, so laß dich scheeren oder laß zu Alder, und wart' und horch auf Alles, was sie erzählen: Ueberbringst du mir Vieles, so laß' ich mit dir bis an den Morgen. Und du, Aebj, du mußt zu des Mäurers älterm Gesellen — dem Joseph, gehen; aber sieh, daß dich Niemand merkt. Du mußt ihm sagen, daß er zu mir komme, in der Mittagsstunde.

„Noch ein Glas Wein auf den Weg. Mich durstet“ — sagt Aebj — „ich will dann laufen wie ein Jagdhund, und im Blut wieder da sein.“ „Gut“, sagte der Vogt und gab ihnen noch eins auf den Weg.

Da gingen diese, und die Böttin stellte den zweien Andern auch Wein dar zum Trinken. Der Bogt aber ging stauend in seine Nebenstube und rathschlagte mit sich selber, wenn Joseph kommen werde, wie er's anstellen wolle. Falsch ist er, darauf kann ich zählen, und schlau wie der Teufel. Es stehen viele Thaler, die er versoffen, auf seines Meisters Rechnung — aber mein Begehren ist rund. Er wird sich fürchten und mir nicht trauen. — Es läutet schon Mittag. Ich will ihm bis zehn Thaler bieten, innert drei Wochen fällt der ganze Bestich*) vom Thurm herunter, wenn er thut, was ich will. Zehn Thaler sollen mich nicht reuen, sagte der Bogt — und da er so mit sich selber redet, kommt Bliß und hinter ihm Joseph — sie kamen nicht mit einander, damit man desto weniger Verdacht schöpfe. „Gott grüß' dich, Joseph; weiß dein Meister nicht, daß du hier bist?“ Joseph antwortete: „Er ist noch im Schloß, aber er wird auf den Mittag wieder kommen, wenn ich nur um ein Uhr wieder auf der Arbeit bin, so wird er nichts merken.“

„Gut — Ich habe mit dir zu reden, Joseph! Wir müssen allein sein,“ sagte der Bogt, führt' ihn in die hintere Stube, schloß die Thüre zu und stieß den einen Kiegel.

Es stand Schweinefleisch, Würste, Wein und Brod auf dem Tische. Der Bogt nahm zwei Stühle, stellt' sie zum Tisch und sagte zu Joseph: „Du versäumest dein Mittagessen, halt's mit uns und setze dich.“

„Das läßt sich thun,“ antwortete Joseph, setzte sich hin und fragte den Bogt: „Herr Bogt! sag' er, was will er, ich bin zu seinen Diensten?“ — Der Bogt antwortete: „Auf dein gut Wohlsein, Joseph! trink eins; und denn wiederum: versuch' diese Würste, sie sollen gut sein. Warum greiffst du nicht zu? Du hast ja sonst theure Zeit genug bei deinem Meister.“

Joseph. Das wohl — Aber es wird doch jezt besser kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Bogt. Du bist ein Narr, Joseph! Du solltest dir wohl einbilden, wie lange das gehen möchte. Ich wollt's ihm gerne gönnen, aber er ist nicht der Mann zu so etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gehabt; aber er verläßt sich auf dich, Joseph.

Joseph. Das kann sein — Es ist so was.

Bogt. Ich hab' es mir wohl eingebildet und darum mit dir reden wollen. Du könntest mir einen großen Gefallen thun.

Joseph. Du bin zur Aufwart', Herr Untervogt! Auf sein gut Wohlsein. (Er trinkt.)

*) Das äußere Pflaster der Mauer.

„Es soll dir gelten, Mäurer!“ sagt der Bogt, und legt ihm wie der Würste vor, und fährt fort: „Es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendibruch gesetzt würde.“

Joseph. Bog Bliß, Herr Bogt! das geht nicht an; er versteht das gehinder nicht. Dieser Stein ist hierzu nicht gut, und zum Fundament taugt er gar nicht.

Bogt. O, der Stein ist nicht so schlimm; ich habe ihn schon gar zu viel brauchen gesehen. Er ist, bei Gott! gut, Joseph! Und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Steingrube wieder eröffnet würde.

Joseph. Bogt! es geht nicht an.

Bogt. Ich will dankbar sein für den Dienst, Joseph!

Joseph. Die Mauer ist innert 6 Jahren faul, wenn sie aus diesem Stein gemacht wird.

Bogt. Ach, ich mag von diesem nichts hören, das sind Murrenheiten.

Joseph. Bei Gott, es ist wahr. Es sind am Fundamente zwei Miststätte und ein ewiger Ablauf von Ställen. Der Stein wird abfaulen wie ein tannenes Bret.

Bogt. Und denn zuletzt, was fragst du darnach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist. Du wirst fürchten, der Schloßherr vermöge alsdann keine neue mehr. Thust du, was ich sage, so hast du ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das ist wohl gut; aber wenn der Junker es selber merkte, daß der Stein nichts nütze ist?

Bogt. Wie sollte er das verstehen? davon ist keine Rede.

Joseph. Er weiß in gewissen Sachen viel mehr, als man glauben sollte; du kennst ihn aber besser, als ich.

Bogt. Ach! das versteht er nicht.

Joseph. Ich glaub's zuletzt selbst nicht. Der Stein ist dem Ansehen nach sehr schön und zu anderer Arbeit vortrefflich gut.

Bogt. Gib mir deine Hand darauf, daß der Meister die Steine aus diesem Bruche nehmen muß. Thut er's, so kriegst du fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel, wenn ich's nur schon hätte.

Bogt. Es ist mir, bei Gott! Ernst. Ich zahle ihm fünf Thaler, wenn er's thut.

Joseph. Nun, da hat er mein Wort, Herr Bogt. (Er steckt ihm die Hand dar, und verspricht's ihm in die Hand.) Es soll so sein, Herr Bogt! Wie geredt'; was scheer' ich mich um den Herrn im Schloß.

Bogt. Noch ein Wort, Joseph. Ich habe ein Säckchen voll Zeugs von einem Herrn aus der Apotheke. Es soll gut sein, daß der Bestich an den Mauern halte, wie Eisen, wenn man's unter den

Kalk mischt. Aber wie es ist mit diesen Spighöckerkünstlern. *) Man darf ihnen eben nicht ganz trauen. Ich möchte es lieber an einem fremden Bau als an meinem eigenen versuchen.

Joseph. Das kann ich schon. Ich will's an eines Nachbarn Ecke probiren.

Vogt. Das an einem Ecken probiren, so im Kleinen, ist nie nichts nütze. Man irret sich dabei, wenn's geräth, und wenn's fehlt. Man darf nie trauen, und ist nie sicher, wie's denn im Großen kömmt. Ich möchte es am ganzen Kirchthurme probiren, Joseph! ist das nicht möglich?

Joseph. Braucht's viel solcher Waare unter den Kalk?

Vogt. Ich glaub', auf ein Häßlein nur ein paar Pfunde.

Joseph. Dann ist's gar leicht.

Vogt. Willst du mir's thun?

Joseph. Ja freilich.

Vogt. Und schweigen, wenn's fehlt?

Joseph. Es kann nicht übel fehlen, und natürlich schweigt man.

Vogt. Du holst die Waare allemal bei mir ab, wenn du sie brauchst, und ein Glas Wein dazu.

Joseph. Ich werde nicht ermangeln, Herr Untervogt! Aber ich muß fort. Es hat Ein Uhr geschlagen. (Er nimmt das Glas.) Zur schuldigen Dankbarkeit, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast nichts zu danken. Wenn du Wort hältst, so kriegst du fünf Thaler.

„Es soll nicht fehlen, Herr Untervogt!“ sagt Joseph, steht auf, stellt seinen Stuhl in eine Ecke und sagt dann: „Es muß sein, Herr Untervogt! schuldigen Dank!“ und trinkt jetzt das letzte.

Vogt. Nun, wenn es sein muß, so behüt' Gott, Joseph! Es bleibt bei der Abrede.

Da ging Joseph und sagte im Gehen zu sich selber: Das ist ein sonderbares Begehren mit den Steinen, und noch sonderbarer mit der Waare im Kalk. Man probirt so etwas nicht am ganzen Kirchthurn. Aber einmal das Trinkgeld soll mir jetzt nicht entweichen. Das, mein' ich, sei richtig, ich mag's denn thun oder nicht.

Das ist gut gegangen, recht gut, sagte der Vogt zu sich selber; besser, als ich geglaubt habe, und noch um den halben Preis. Ich hätte ihm zehn Thaler versprochen wie fünf, wenn er den Handel verstanden hätte. Wie's mich freut, daß der Handel in Ordnung ist! Nein, nein! man muß den Muth nie fallen lassen. Wär' nur auch die Mauer schon außer dem Boden! Geduld! am Montag brechen

*) Spighöcker sagen die Schweizerbauern den Herren, weil sie nicht große weite Hüften tragen wie sie.

sie schon Steine dazu. — O du guter Mäurer! Deine Frau hat dir ein böses Freßsen gekocht, und du meinst, du sitzt oben auf dem Thron.

Der Mäurer Lienhard, der am Morgen früh in's Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau. Diese hatte geeilt, ihre Samstagsarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurück käme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereinigt, und während der Arbeit ihren Lieben ein Lied gelehrt —

Das müßt ihr dem lieben Vater singen, sagt sie den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme. Mitten in ihrer Arbeit, ohne Müß, ohne Versäumniß, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es konnten. Und da der Vater jetzt heim kam, grüßt' ihn die Mutter, und sang dann, und alle Kinder sangen mit ihr:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach! ich bin des Untriebs müde,
Bangen Schmerzens, wilder Lust!
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust.

Eine Thräne schoß Lienhard in's Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegen sangen.

„Daß euch Gott segne, ihr Lieben! daß dich Gott segne, du Liebe!“ sagt' er mit inniger Bewegung zu ihnen. — „Lieber!“ antwortete Gertrud, „die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht thut und wenig wünscht.“

Lienhard. Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen werde, so hast du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich rettetest, und diese Kinder werden's dir danken, wenn du einst gestorben sein wirst. O Kinder! thut doch immer recht und folget eurer Mutter, so wird's euch wohl gehen.

Gertrud. Du bist doch gar zärtlich heute.

Lienhard. Es ist mir auch gut gegangen bei Arner.

Gertrud. Ach, Gott Lob, mein Lieber!

Lienhard. Das ist doch auch ein Mann, der seines Gleichen nicht hat, Frau! daß ich doch so ein Kind war, und nicht zu ihm gehen durfte.

Gertrud. Daß wir immer auch so hintennach Ang werden, mein Lieber! Aber erzähle du mir auch, wie es dir bei ihm gegan-

gen ist. (Sie setzt sich neben ihn hin, nimmt einen Strumpf zum Stricken in die Hand, und er sagt hierauf zu ihr:)

„Wenn du dich so sehest, wie am Sonntag Abends zu deiner Bibel, so werde ich dir wohl viel erzählen müssen.“

Gertrud. Alles, Alles, du Lieber! mußt du mir erzählen.

Lienhard. Ja, ich werde jetzt noch Alles so wissen; aber aha, mein Drutscheli, es ist Samstag, du hast nicht so gar lang Zeit.

Gertrud lacht. „Thu' deine Augen auf.“

Lienhard sieht sich um. „Aha! Bist du schon fertig?“

Lise (zwischen ein). Sie hat recht geist, Vater! Ich und Enne, wir helfen ihr aufräumen. Ist das nicht recht?

„Wohl? Es ist mehr als recht,“ antwortete der Vater.

„Aber fang' jetzt einmal an, zu erzählen,“ sagte Gertrud.

Und Lienhard: „Arner frug mich sogar meines Vaters Namen und die Gasse, wo ich wohne, und das Numero meines Hauses.“

Gertrud. O, du erzählst nicht recht, Lienhard! ich weiß, er hat nicht so angefangen.

Lienhard. Warum das nicht, du Schnabel? wie denn anders?

Gertrud. Du hast ihn zuerst gegrüßt, und er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht?

Lienhard. Du Herlj, du hast doch Recht; ich habe nicht von vornen angefangen.

Gertrud. Gelt, Lienj!

Lienhard. Nun, er frug mich, sobald er mich sah, ob ich ihn nicht mehr fürchtete? Ich blühte mich so tief und so gut ich konnte, und sagte: Verzeih' Er mir, gnädiger Herr! Er lachte und ließ mir gleich einen Krug Wein vorsetzen.

Gertrud. Nun, das ist doch wirklich ein ganz anderer Anfang. Warst du fein bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel.

Lienhard. Nein, Frau. Ich that so züchtig, wie eine Braut, und ich wollt' ihn nicht anrühren; aber er verstund's anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennst, schenst' dir nur ein, sagt' er. Ich that lachte, und trank eins auf sein Wohlsein; aber er sah mich so steif an, daß mir das Glas am Mund gitterte.

Gertrud. Das gute Gewissen, Lienj! das kam dir eben jetzt in die Finger; aber du hast dich doch wieder vom Schrecken erholt?

Lienhard. Ja, und das recht bald. Er war gar liebevoll, und sagte: Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der stark arbeitet, gerne ein Glas Wein trinkt. Es ist ihm auch wohl zu gönnen; aber das ist ein Unglück, wenn einer, anstatt sich mit einem Glas Wein zu erquicken, beim Wein ein Narr wird, und nicht mehr an Weib

und Kind denkt, und an seine alten Tage: Das ist ein Unglück, Lienhard!

Frau! Es ging mir ein Stich in's Herz, als er das sagte. Doch sagt' ich mich und antwortete: Ich wäre in so unglückliche Umstände verwickelt gewesen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte, und ich hätte, weiß Gott, in der Zeit kein Glas Wein mit einem freundigen Herzen getrunken.

Gertrud. Hast du doch das herausbringen können?

Lienhard. Wenn er nicht so liebevoll gewesen wäre, ich hätt' es gewiß nicht gekonnt.

Gertrud. Was sagte er noch weiter?

Lienhard. Es sei ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Noth mit Leuten anbinden, die sie fliehen sollten, wie die Pest. Ich mußte einmal jetzt seufzen; ich glaube, er merkte es, denn er fuhr wie mitleidig fort: Wenn man es den guten Leuten nur auch beibringen könnte, ehe sie es mit ihrem Schaden lernen. Der Arme ist schon halb errettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Klauen fällt. Bald hernach fing er wieder an und sagte: Es geht mir an's Herz, wenn ich denke, wie viel Arme sich oft im abscheulichsten Glend aufzehren, und nicht den Verstand und das Herz haben, ihre Umstände an einem Ort zu entdecken, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn man auch nur recht wüßte, wie sich die Sachen verhalten. Es ist vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt hast herumschleppen lassen, und wie du Weib und Kind so in Unruhe und Gefahr setzen konntest, ohne auch nur ein einzig Mal mich um Rath und Hilfe zu bitten. Mäurer! denke nur auch, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verstand gehabt hätte, als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinaus gelaufen wäre.

Gertrud. Das Alles hat er gesagt, ehe er dem Hausnumero nachgefragt hat?

Lienhard. Du hörst es ja wohl.

Gertrud. Du hast mir's mit Fleiß nicht sagen wollen; du!

Lienhard. Es wäre, denk' ich, wohl das Geheidieste gewesen. Du wirst mir sonst noch gar zu stolz, daß du so viel Herz gehabt hast.

Gertrud. Meinst du's, Hausmeister? Ja, ja, einmal auf diesen Streich werd' ich mir etwas einbilden, so lange ich leben werde, und so lang er uns wohl thun wird. Aber was sagte Arner noch weiter?

Lienhard. Er nahm mich wegen dem Bau in's Examen. Es war gut, daß ich noch nicht Alles vergessen hatte. Ich mußte

ihm Alles beim Kaster ausrechnen — und die Fuhren von Kalk und Sand und Steinen auf's Pünktchen ausspizen.

Gertrud. Bist du um keine Mille verirrt im Rechnen?

Lienhard. Nein, das Mal nicht, du Liebe.

Gertrud. Gott Lob!

Lienhard. Ja wohl, Gott Lob.

Gertrud. Ist jetzt Alles in der Ordnung?

Lienhard. Ja, recht schön ist's in der Ordnung. — Rathe, wie viel hat er mir vorgeschossen? (Er klingelt mit den Thälern im Saal und sagt:) Gelt, es ist lang', daß ich nicht so geklingelt hab'?

Gertrud. (seufzt).

Lienhard. Seufze du jetzt nicht, du Liebe! wir wollen haufen und sparen, und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Noth kommen.

Gertrud. Ja! Gott im Himmel hat uns geholfen.

Lienhard. Und noch mehr Leuten im Dorf mit uns. Denk! er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle sehr in der Noth waren, zu Tagelöhnern bei diesem Bau angenommen, und er gibt jedem des Tages 25 Kreuzer. — Du Liebe! du hättest sehen sollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O, sag' mir doch das recht!

Lienhard. Ja, wenn ich's jetzt noch so wüßte.

Gertrud. Bestimme dich ein wenig.

Lienhard. Nun denn: Er fragte allen armen Hausväter nach; wie viel Kinder sie hätten, wie groß sie wären; was für Verdienst und Hilfe sie hätten. Dann suchte er die Verdienstlosesten und Die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, daraus, und sagte zweimal zu mir: Wenn du Jemand kennst, der, wie du, im Drucke ist, so sag' es mir. Ich nannte vor Allen aus den Hübler Rudi, und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienst.

Gertrud. Es ist brav, daß du dem Rudi deine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen nichts nachtragen, Frau! und diese Haushaltung ist erschrecklich elend. Ich habe den Rudi erst vor ein paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen; und ich that, als ob ich ihn nicht sehe. Es ging mir an's Herz, er sieht aus wie Theurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu essen.

Gertrud. Das ist wohl gut, du Lieber! aber Stehlen hilft nicht im Elend; und der Arme, der's thut, kommt dadurch nur gedoppelt in die Noth.

Lienhard. Freilich! aber beim nagenden Hunger Eßwaaren vor sich sehen und wissen, wie viel davon in den Gruben verfaulen muß, und wie selber alles Vieh davon genug hat, und sie dann doch

liegen lassen und sie nicht anrühren: o Liebe! wie viel braucht's dazu!

Gertrud. Es ist gewiß schwer; aber gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich.

Lienhard. O Liebe! wer würde in seinem Fall es thun? Wer will's von ihm fordern?

Gertrud. Gott! der's vom Armen fordert, gibt ihm Kraft, es zu thun, und bildet ihn durch die vielen Leiden seiner Umstände zu der großen Ueberwindung, zu der er aufgefördert ist. Glaube mir, Lienert! Gott hilft dem Armen so im Verborgenen, und gibt ihm Stärke und Verstand zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was fast unglaublich scheint. Wenn's denn durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert! denn ist ihm himmelwohl; viel besser als Allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud! an dir weiß ich's. Ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größten Noth auf Gott trauest und zufrieden warst: aber wenig Menschen sind im Elend wie du, und viele sind, wie ich, bei dem Drang der Noth und des Elends sehr schwach; darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brod zu verschaffen. Ich glaube, sie würden denn alle auch besser sein, als sie in der Verwirrung ihrer Noth und ihres vielen Jammers jezo sind.

Gertrud. O Lieber! Das ist bei Weitem nicht so; wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen: so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so; bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen. Und zu diesem Zweck kommen die weit mehreren Menschen eher durch Noth und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden; Gott würde uns sonst wohl gerne lauter Freude gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Ueberwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar nothwendig, daß viel Elend und Noth in der Welt sein muß; denn ohne das kommt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zur innern Ruhe. Und wo das mangelt, so ist's gleich viel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht; er mag Ueberfluß haben oder nicht. Der reiche alte Meyer hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirthshause. Dabei aber ist er nicht glücklicher, als der arme Wächter, der's nicht hat; und ob er gleich auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet. Lienhard seufzte und Gertrud schwieg auch eine Weile, dann sagte sie: „Hast du auch nachgesehen, ob die Geiellen arbeiten? Ich muß dir sagen, der Joseph ist heute wieder in's Wirthshaus geschlichen.“

Lienhard. Das ist verdrücklich! Gewiß hat ihn der Bogt kommen lassen. Er hat sich eben gar sonderbarlich aufgeführt. Ich bin, ehe ich heim kam, bei ihnen auf der Arbeit gewesen, und wenn er eben aus dem Wirthshaus gekommen ist, so macht mir das, was er gesagt hat, Unruhe; es ist denn nicht aus seinem Hagen.

Gertrud. Was ist's denn?

Lienhard. Er sagte: der Stein aus dem Schwendibrunn wäre so vortrefflich zur Kirchmauer, und da ich ihm antwortete, die großen Feldkiesel, die in Menge nahe da herum liegen, wären viel besser, sagte er: ich wolle immer ein Narr bleiben und meine Sachen nie recht anstellen. Die Mauer werde von den Schwendisteinen viel schöner und ansehnlicher werden. Ich dachte eben, er sage das aus guter Meinung. Doch hat er so plötzlich von dem Stein angefangen, daß es mich schon da sonderbar dünkte: und wenn er beim Bogt gewesen ist, so steckt gewiß etwas dahinter. Der Schwendistein ist mürb und sandig und zu dieser Arbeit gar nichts nütze. Wenn das eine Fuchsfalle wäre?

Gertrud. Joseph ist nicht durch und durch gut. Nimm dich in Acht.

Lienhard. Da fangen sie mich nicht. Der Junker will keine Sandsteine an der Mauer haben.

Gertrud. Warum das?

Lienhard. Er sagte, weil unten an der Mauer Miststellen und Abläufe von Ställen wären, so würde der Sandstein faulen und vom Salpeter angefressen werden.

Gertrud. Ist das wahr?

Lienhard. Ja; ich habe selbst einmal in der Fremde an einem Gebäude gearbeitet, da man ein ganzes Fundament von Sandsteinen wieder hat wegnehmen müssen.

Gertrud. Daß er das so versteht?

Lienhard. Es verwundert mich selber, aber er versteht's vollkommen. Er fragte mich auch, wo der beste Sand sei. Ich sagte: im Schachen bei der untern Mühle.

„Das ist sehr weit zu führen und Berg an,“ antwortete er, „man muß Leute und Vieh schonen. Weißt du keinen, der näher wäre?“ Ich sagte, es sei gerade oben an der Kirche sehr reiner Sand im Mattenbühl; aber es sei eigenthümliches Land, man müßte die Grube zahlen, und könnte nicht anders als durch Matten fahren, wo man einen Abtrag würde thun müssen. „Das schadet nichts,“ antwortete er, „es ist besser, als Sand aus dem Schachen herauf holen.“ Ja, ich muß dir noch etwas erzählen. Eben da er vom Sand redete, meldete der Knecht den Junker von Oberhofen. Ich glaubte, ich müßte jetzt sagen, ich wollte ihn nicht aufhalten und ein andermal kommen. Er lachte und sagte: „Nein, Mäurer! ich

mach' gern eine Arbeit aus, und erst wenn ich fertig bin, sehe ich dann, wer weiters etwas mit mir wolle. Du kommst mir eben recht mit deinem Abschiednehmen. Es gehört zu deiner alten Ordnung, die aufhören muß, so liebedürftig bei jedem Anlaß Geschäfte und Arbeit liegen zu lassen.“

Ich fragte hinter den Ohren, Frau! hätte ich nur auch mit meinem ein andermal kommen geschwiegen.

„Es hat dir auch etwas gehört,“ sagte Gertrud, und eben rief Jemand vor der Thür: „Holaho! Ist Niemand daheim?“

Der Mäurer machte die Thür auf, und die Schneberggritte, die Siegristen Sohn's Frau und des Bogts Bruders sel. Tochter, kamen in die Stube. Nachdem sie den Mäurer und die Frau gegrüßt, dabei aber den Mund nur ein klein wenig aufgethan hatte, sagte sie zu ihm: „Du wirst wohl jetzt nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen, Lienhard?“

Lienhard. Warum denn nicht, Frau Nachbarin? fehlt etwas daran?

Gritte. Nein, jetzt gar nicht; ich wollte nur in der Zeit fragen, damit ich in der Noth wisse, woran ich sei.

Lienhard. Du bist so sorgfältig, Gritte! es hätte aber übel fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Leute auch.

Lienhard. Das ist wohl wahr, aber Leute zum Ofenbestreichen findet man doch immer.

Gritte. Das ist eben der Vortheil.

Gertrud, die bis jetzt so geschwiegen hatte, nimmt das Brodmesser von der Wand und schneidet von einem altgebackenen Brod ein zur Nachtsuppe.

„Das ist schwarz Brod,“ sagte Gritte. „Es gibt aber jetzt bald besser's, da dein Mann Herr Schlossmäurer geworden ist.“

„Du bist närrisch, Gritte! Ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug solches habe,“ sagte Gertrud. Und Gritte: „Weiß Brod ist doch besser, und wie sollt's fehlen? Du wirst noch Frau Untervogtin, und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt; aber es würde uns dabei übel gehen.“

Lienhard. Was willst du mit dem Stacheln? Ich habe das nicht gern; gerade heraus ist Meister, wenn man was hat, das man jagen darf.

Gritte. Ha, Mäurer, das darf ich, wenn's sein muß. Mein Mann ist doch auch des Siegristen Tochtermann, und es ist, so lange die Kirche steht, nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Siegristen Leute nicht den Vorzug gehabt hätten.

Lienhard. Und jetzt was weiters?

Gritte. Ja, und jetzt, eben jetzt hat der Herr Untervogt einen Zettel im Haus, darin mehr als ein Duzend der größten Lumpen aus dem Dorf als Arbeiter beim Kirchbau aufgezeichnet sind, und von des Siegristen Leuten steht kein Wort darin.

Lienhard. Aber, Frau Nachbarin, was geht das mich an? Hab' ich den Zettel geschrieben?

Gritte. Nein, geschrieben hast du ihn nicht; aber, ich denk' wohl, angegeben.

Lienhard. Das wär' wohl viel, wenn ich dem Junker seine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, einmal weiß man, daß du alle Tage im Schloß steckst, und gerade heut' wieder dort warst. Und wenn du auch berichtet hättest, wie es vor diesem gewesen ist, so wär' es beim Alten geblieben.

Lienhard. Du gehst an den Wänden, Gritte, wenn du das glaubst. Arner ist nicht der Mann, der beim Alten bleibt, wenn er glaubt, er kömt's mit dem Neuen besser machen.

Gritte. Man sieht's. —

Lienhard. Und zudem wollt' er mit dem Verdienst den Armen und Nothleidenden aufhelfen.

Gritte. Ja, eben will er nur Lumpen- und Bettelgesindel aufhelfen.

Lienhard. Es sind nicht alle Arme Gesindel, Gritte; man muß nie so reden. Es weiß Keiner, wie's ihm gehen kann, bis er unter den Boden kommt.

Gritte. Eben das ist's. Es muß Jeder für sein Stück Brod sorgen; und darum thut's uns auch weh, daß man unser so gar vergessen hat.

Lienhard. Ach Gritte! das ist jetzt was Anders. Du hast schöne Güter, und issest bei deinem Vater, und dieser hat den besten Verdienst im Dorf, und du mußt nicht, wie unsere Armen, für das tägliche Brod sorgen.

Gritte. Du magst sagen, was du willst. Es thut einem Jeden weh, wenn er glaubt, es gehö'r ihm etwas, und wenn es ihm dann ein anderer Hund vor dem Maul wegfrisst.

Lienhard. Spare die Hunde, Grittlj, wenn du von Menschen redest, sonst findest du einst einen, der dich beißt. Und wenn du glaubst, das Verdienst gehöre dir, so bist du jung und stark und hast gute Füße und ein gutes Mundstück; du kannst also deine Sache selbst an Ort und Stelle hintragen und anbringen, wo man dir zu deinem Recht verhelfen kann.

Gritte. Großen Dank, Herr Mäurer! für den schönen Rath.

Lienhard. Ich kann keinen bessern geben.

Gritte. Es gibt etwan auch wieder Gelegenheit, den Dienst zu erwidern — Leb' wohl, Lienert! —

Lienhard. Leb' auch wohl, Gritte! Ich kann dir nicht besser helfen.

Gritte geht fort und Lienhard zu seinen Gefellen.

Lienhard war heute Morgen nicht so bald aus dem Schlosse weg, so sandte Arner den Zettel, auf dem er die Tagelöhner aufgeschrieben hatte, durch den Harschirer Flink dem Vogt, mit dem Befehl, es ihnen anzuzeigen. Der Harschirer brachte den Befehl dem Vogt noch Vormittag; aber bisher waren sonst alle Briefe, die aus dem Schlosse an ihn kamen, überschrieben: „An den ehrsamten und bescheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal,“ und auf diesem stand nur: „An den Vogt Hummel in Bonnal.“

„Was denkt der verdammte Spricker, der Schlossschreiber, daß er mir den Titel nicht gibt, wie er mir gehört,“ sagte der Vogt, sobald er den Brief in die Hände nahm, zu Flink, der ihn überbrachte. — Der Harschirer aber antwortete: „Besinn' dich, Vogt! was du redest. Der Junker hat den Brief selbst überschrieben.“

Vogt. Das ist nicht wahr. Ich kenne die Hand des geduldeten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist herzhast. Ich sah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überschrieb; ich stand neben ihm in der Stube, als er's that.“

„So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink! Das Wort ist mir so entfahren. — Vergiß es und komm, trink' ein Glas Wein mit mir in der Stube.“

„Nimm dich ein ander Mal in Acht, Vogt! Ich mache nicht gern Ungelegenheit, sonst könnte das geben,“ sagt Flink — geht mit dem Vogt in die Stube, stellt das kurze Gewehr ab in eine Ecke, läßt sich eins belieben, und geht dann wieder fort.

Da machte der Vogt den Brief auf, las ihn und sagte: „Das sind ja Alles lauter Lumpen und Bettler, vom ersten bis zum letzten. Donner! wie das denn auch geht. Von meinen Leuten kein einziger, als der Schabenmichel! Nicht einmal einen Tagelöhner kann ich ihm mehr auffalzen. Und jetzt soll ich es ihnen heute noch ansagen; das ist schwere Arbeit für mich. Aber ich will's thun. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich's ansagen, und ihnen ratthen, am Montag in's Schloß zu gehen, dem Junker zu danken. Er kennt von den Burtschen nicht einen. Es fehlt nicht, der Mäurer hat sie ihm alle angerathen. Wenn sie denn am Montag in's Schloß kommen, und so alle miteinander zerrissen wie Hergeloffene — der eine ohne Schuße, der andere ohne Hut, vor dem Erbherrn da stehen; es nimmt mich Wunder, ob es

dann nichts geben wird, das mir in Kram dient.“ So rathschlägt er mit sich selber, kleidet sich an und nimmt dann den Zettel zur Hand, um zu sehen, wie Einer dem Andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweimal gehen müsse.

Der Hübelrudj war zwar nicht der nächste; aber er ging, seitdem er seinem Vater die Brunnennmatte abgerechzt hatte, nicht mehr gern in sein Haus; denn es stiegen ihm allemal allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darin sah. „Ich will zuerst geschwind zu dem Bacc“, sagt' er, und ging alsobald hin vor das Fenster. Der Hübelrudj saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudj: „Suche mir doch Nachmittags etwas Laub in meine Decke, ich friere.“ „O Mutter! sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.“

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudj? Ich denke wohl nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudj! ach, ich bin dir zur Last. —

Rudj. O Mutter, Mutter! sag' doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nöthig hast, geben. — Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir an's Herz, Mutter!

Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudj! Meine Schmerzen sind, Gott Lob! nicht groß; und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudj. O Mutter! noch nie that mir meine Armuth so weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott! so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel. —

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudj; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudj (in Thränen). Meinst du denn, Mutter! du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudj! Gewiß nicht.

Rudj. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudj! Ich geh' in's bessere Leben.

Rudj (stöhnend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudj! Du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werd' ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk' an mich, Rudj. Alles Leid und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind,

machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig Alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbst reifet und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert; dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk' an mich, Rudj! Es wird dir wohl gehen bei all' deinem Leiden.“

Rudj. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudj.

Rudj. Was? Mutter.

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudj. Was ist's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudelj hinter meinem Bette versteckte und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstopfen. Rudj! Diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Zunge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es ging mir allemal an's Herz, wenn er mit Etwas in Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Ich auch, Großmutter! O Rudj! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte. O Rudj! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring' mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudj. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter an's Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letzten Mal auf, lehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben.

Der Kleine weint laut — „Großmutter! Was willst du?“ Du stirbst doch nicht — ach, stirb doch nicht, Großmutter!“

Sie antwortete gebrochen: „Ja, ich werde gewiß bald sterben.“

„Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter,“ sagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Athem und muß sich niederlegen. —

Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen —

Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: „Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.“ Und der Rudelj: „Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?“

Die Mutter. Thu' doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern, und werde denn auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudelj, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudelj. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudelj! du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden, und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudelj, du willst ihm folgen und brav werden und recht thun. Versprich mir's, du Lieber!

Rudelj. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudelj! Der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört Alles, was wir thun und was wir versprechen. Gelt Rudelj, du weißt das? und du glaubst es?

Rudelj. Ja, Großmutter, ich weiß es und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstoßen Erdäpfel gegessen?

Rudelj. Verzeih mir's doch, Großmutter! ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudelj (schluckend). Ja, ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudelj. Dem Mäu — Mäu — Mäurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudelj, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudelj. Großmutter! um Gottes willen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudelj, damit du es ein ander Mal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! und um Gottes Willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt Niemand, er gibt allemal wieder. O Rudelj! wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott und stehl' nicht mehr.

Rudelj. Großmutter, Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weint und sagt dann: Du mußt jetzt zum Mäurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudj, gehe doch auch mit ihm und sag' des Mäurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurück geben könne — sag' ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Uebrigcs segne — es thut mir so wehe — Sie haben das Ihrige auch so nöthig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen.

Rudj, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte."

Rudj. Ach, mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt an's Fenster. Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: "O Gott, Rudj! Es ist der Vogt! Gewiß sind das Brod und der Aften, wovon du mir Suppen kochst, noch nicht bezahlt."

Rudj. Um Gottes willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will.

"Ach, er wartet dir nicht!" sagt die Mutter, und der Rudj geht aus der Stube zum Vogt. — Die Kranke aber seufzt bei sich selber und sagt: "Seit unserm Handel, Gott verzeih' ihm dem armen verblendeten Tropf! ist mir immer ein Stich in's Herz gegangen, wenn ich ihn sah — Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten — Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe und den letzten Groll überwinde, und für seine Seele bete. Ich will es thun. Gott, du leitetest den Handel! Verzeih' ihm, Vater im Himmel! verzeih' ihm". Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: "Ach Gott, er ist zornig! O du armer Rudj! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände." — Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht. —

Der Rudelj springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: "Vater! komm doch! die Großmutter ist, glaub' ich, todt."

Der Rudj antwortete: "Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube." Und der Vogt: "Ja, es thut noth; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Here einmal todt sein wird."

Der Rudj hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: "Er war zornig, Rudj? Er will dir gewiß nicht warten."

Rudj. Nein, Mutter! es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholt?

"Ja," sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmüthig an. "Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? willst du mich trösten und allein leiden? Er hat dir gedroht!"

Rudj. Nein, weiß Gott, Mutter! er hat mir angesagt, ich sei Tagelöhner beim Kirchbau, und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer.

Die Mutter. Herr Gott! ist das auch wahr?

Rudj. Ja gewiß, Mutter! und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit.

Die Mutter. Nun sterbe ich leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott! Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott. Und Rudi, glaub's doch ewig fest:

Je größer Noth,
Je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder:

Ich glaube, es sei mit mir aus — Mein Athem nimmt alle Augenblicke ab — Wir müssen scheiden, Rudi, ich will Abschied nehmen. — Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Kniee, vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel, und kann vor Thränen und Schluchzen nicht reden. Dann sagt die Mutter: Fasse Muth, Rudi! zu hoffen auf's ewige Leben, wo wir uns wieder sehen werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürcht' ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und daß er, mein Erretter, wird über meinem Staub stehen, und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleische Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines Andern.

Der Rudi hatte sich jetzt wieder erholt, und sagte: „So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komm' ich dir auch bald nach, in's ewige Leben.“

Und dann die Mutter: „Erhöre mich, Vater im Himmel! und gib deinen Segen meinem Kinde — meinem Kinde, dem Einigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist — Rudi! mein Gott und mein Erlöser sei mit dir, und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes gethan hat, ach! so möge er auch, um meines Segens willen, dir Gutes thun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise.“

„Höre mich jetzt, Rudi! und thue, was ich sage. Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armuth nicht verlegen, unmordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen, und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid, so wird's ihnen auch in ihrer Armuth wohl gehen.“

„Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich todt und begraben sein werde, so geh' zu ihm hin und sage ihm: ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhört, so werde es ihm wohl gehen, und er werde noch zur Erkenntniß seiner selbst kommen, ehe er von ihnen scheiden werde.“

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: „Rudi! Gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuche in einem Schächtelchen liegt.“

Und Rudi stand von seinen Knieen auf und brachte Alles der Mutter. Da sagte sie: „Bring mir jetzt auch die Kinder alle.“ Er

brachte sie vom Tische, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bette. — Und auch diese fielen auf ihre Kniee vor dem Bette der Mutter. Da sagte sie zu ihnen: „Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Theuern! und es thut mir weh, daß ich euch so arm und ohne Mutter verlassen muß. — Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in Allem, was euch begegnen wird, so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da meine Bibeln und mein Gebetbuch sind fast Alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort auch euren Trost sein, Kinder! und eure Freude; und liebet einander und helfet und rathet einander, so lang ihr leben werdet; und seid aufrichtig, tren, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohl gehen im Leben. — Und du, Rudi! behalte dem Vetter die größere und dem Nudeli die kleinere Bibel; und dem kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nöthig: du vergiffest meiner nicht.“ — Dann ruft sie noch einmal dem Nudeli: „Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch Niemand nichts mehr?“

„Nein doch auch, Großmutter! glaub' mir's doch auch: ich werde gewiß Niemand nichts nehmen,“ sagte der Nudeli mit heißen Thränen. — „Nun ich will dir's glauben, und zu Gott für dich beten,“ sagte die Mutter. „Sieh, Lieber, da geh' ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es und denk' an mich, und sei fromm und tren.“

Es war ein Zeugniß von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätt, daß die kranke Katharine zehn Jahre bei ihm gedient und ihm so zu sagen geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Katharine Alles anvertraut gewesen sei, und daß sie Alles wohl so sorgfältig als seine Frau selig regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum und sagt: daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe; und daß er in seinem Leben nicht vergessen werde, was sie in seinem Wittwenstande an ihm gethan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienste erworben und solches ihrem seligen Mann an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozeßirt hatte.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: „Es sind zwei gute Hemder da. Gib mir keines von diesen in's Grab; das, so ich trage, ist recht.“ Und meinen Rock und meine zwei Fürtücher lasse, sobald ich todt sein werde, den Kindern

verschneiden.“ — Und dann sagte sie bald darauf: „Sieh doch sorgfältig zum Bethelj, Rudi! es ist wieder so flüchtig. Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Strehlen, und suche ihnen doch alle Jahre Ehrenpreis und Hollunder,*) ihr Geblüt zu verbessern; sie sind so verderbt. Wenn du's immer kannst, so thu doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Bethelj kann sie jetzt hüten. — Du danerst mich, daß du so alleine bist; aber fasse Muth und thue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder — Ich danke Gott auch für dieses.“

Die Mutter schwieg jetzt — und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knien, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann stunden sie auf von ihren Knien, und Rudi sagte zu der Mutter: „Mutter! ich will dir jetzt auch Laub in die Decke holen.“

Sie antwortete: „Das hat jetzt nicht Gil, Rudi! Es ist, Gott Lob! jetzt wärmer in der Stube; und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Mäurer.“ — Und der Rudi winkt dem Bethelj aus der Stube und sagt: „Gib auf die Großmutter Acht, und wenn ihr etwas begegnet, so schick das Anneli mir nach; ich werde bei des Mäurers sein.“ Und nahm dann den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm.

Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten. „Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du, warum weint der Kleine?“ fragte sie liebevoll und bot dem Kleinen die Hand.

„Ach, Gertrud! Ich bin im Unglück,“ antwortete Rudi — Ich muß zu dir kommen, weil der Rudi euch etliche Mal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's gestern gemerkt, und er hat's ihr bekent — Verzeih' es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todtbette. Ach, mein Gott! sie hat so eben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud! Sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan.“

Gertrud. Schweig' einmal hiervon, Rudi! und du, lieber Kleiner! komm, versprich mir, daß du Niemand nichts mehr nehmen willst. Sie küßt ihn und sagt: Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie.

Rudolf. Verzeih' mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr fehlen.

Gertrud. Rein, Kind! thue es nicht mehr, du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag' es mir. Wenn ich kann, ich will dir etwas geben.

Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun nicht mehr so bald zu so etwas verleiten.

Gertrud. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat.

Rudi. Ach! es freut mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und trenn arbeiten, und früh und spät sein; und ich wolle mir die Erdäpfel doch herzlich gern am Lohn abziehen lassen.

Gertrud. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann thut das gewiß nicht. Wir sind, Gott Lob! durch den Ban jetzt auch erleichtert. Rudi! ich will mit dir zu deiner Mutter gehen, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudi seinen Sack mit dürrer Obst — sagt ihm noch einmal: „Du Lieber, nimm doch Niemand nichts mehr;“ und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammen las, die Decke ihres Bettes besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub aufzusammeln, und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

„Du weinst, Gertrud!“ sagte die Großmutter; „wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?“

Gertrud. Ach! was verziehen. Katharine! eure Noth geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!

Katharine. Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud. Schweig' doch hievon, Katharine! Ich wollte, ich könnte dich in deiner Krankheit erleichtern.

Katharine. Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen — Rudolf! hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudolf. Ja, Großmutter, sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigt ihr den Sack voll dürrer Obst.)

„Wie ich schlummere,“ sagte die Großmutter. „Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?“

Rudolf. Ja, Großmutter. Es war mir gewiß Ernst.

Katharine. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunzelt vor meinen Augen — Ich muß eilen — Gertrud! sagte sie leise und gebrochen — Ich wollte dich noch etwas bitten; aber darf ich?

*) Holzer, Schweigernamen von blutreinigenden Kräutern.

Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich doch noch bitten, Gertrud — wenn — — ich todt sein — — diesen armen — — verlassenen Kindern — — sie sind so verlassen — — Sie streckt die Hand aus — (wie Augen sind schon zu) darf ich — — hoffen — — folg' ihr — — Rud — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudj glaubte, sie sei nur eingeschlafen, und sagte den Kindern: „Rede keins kein Wort, sie schläft; wenn sie sich auch wieder erholte.“ Gertrud aber vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es dem Rudj.

Wie jest dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben — Leser — Laß mich schweigen und weinen, denn es geht mir an's Herz — wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reift, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelkt.

Wäge doch, Menschheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todtette des Menschen — und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest, und nicht kennst — sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich schweige; ich will euch nicht lehren, Menschen! Ich hätte nur dies gern, daß ihr selber die Augen aufthätet, und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudj, und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edlen Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudj nimmt treuherzig ihre Hand — Wie mich die liebe Mutter reuet! wie sie so gut war! Gertrud! gelt, du willst auch an ihre Bitte denken?

Gertrud. Ich müßte ein Herz haben wie Stein, wenn ich's vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern thun, was ich kann.

Rudj. Ach! Gott wird dir's vergelten, was du an uns thun wirst.

Gertrud kehrt sich gegen das Fenster, wischt ihre Thränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudels und seine Geschwister, eins nach dem andern mit warmen Thränen, besorgt die Todte zum Grabe, und geht erst, nachdem sie Alles, was nöthig war, gethan hatte, wieder in ihre Hütte.

Der Untervogt, der zuerst zu Rudj gegangen war, ging von ihm weg zu den übrigen Tagelöhnern, und zuerst zu Jöglj Bär. Dieser spaltete eben Holz, sang und piffte beim Scheitstock; als er aber den Vogt sah, machte er große Augen: „Wenn du Geld willst, Vogt, so ist nichts da.“

Vogt. Du singst und pfeifst ja, wie Vögel im Hanffamen; wie könnt's dir am Geld fehlen?

Bär. Wenn Heulen Brod gäbe, ich würde nicht pfeifen! aber im Ernst, was willst du?

Vogt. Nichts, als dir sagen, du seist Handlanger beim Kirchbau, und habest des Tags fünf und zwanzig Kreuzer.

Bär. Ist das auch wahr?

Vogt. Im Ernst. Du sollst am Montag in's Schloß kommen. „Wenn's Ernst ist, so sag' ich schuldigen Dank, Herr Untervogt! da siehst du jest, warum ich heute singen und pfeifen mag.“ Lachend ging der Vogt von ihm weg und sagte im Gehen: „Keine Stunde in meinem Leben ist mir so wohl, als diesem Bettler.“

Der Bär aber ging in seine Stube zu seinem Weib. „Ha, nur immer gutes Muths! Unser lieber Herr Gott meint's immer noch gut, Frau! ich bin Tagelöhner am Kirchbau.“

Frau. Ja, es wird lange gehen, bis es an dich kommen wird. Du hast immer den Sack voll Trost: aber nie Brod.

Bär. Das Brod soll nicht fehlen, wenn ich einst den Taglohn haben werde.

Frau. Aber der Taglohn kann fehlen.

Bär. Mein, mein Sack nicht. Armer zahlst die Tagelöhner brav; das wird nicht fehlen.

Frau. Späht du; oder ist's wahr mit dem Bau?

Bär. Der Vogt kommt so eben und sagte: Ich müsse am Montag mit den Tagelöhnern, die an der Kirche arbeiten, in's Schloß; also kann's doch nicht wohl fehlen.

Frau. Das wär' doch auch. Gott Lob! wenn ich einst eine ruhige Stunde hoffen könnte.

Bär. Du sollst deren noch recht viele haben; ich freue mich wie ein Kind darauf. Du bist denn auch nicht mehr böß, wenn ich munter und lustig heim komme; ich will dir den Wochenlohn allemal bis auf den Kreuzer heimbringen, sobald ich ihn haben werde. Es würde mich nicht mehr freuen zu leben, wenn ich nicht hoffen dürfte, es werde auch noch eine Zeit kommen, in der du mit Freunden denken werdest, du habest doch einen braven Mann. Wenn schon dein Gütlein in meinen armen Händen so stark abgenommen hat. Verzeih' mir's, will's Gott, bring ich noch was Rechtes davon wieder ein.

Frau. Dein guter Muth macht mir Freude; aber ich denke und fürchte doch immer, es sei Liederlichkeit.

Bär. Was versäume ich dann? oder was verthue ich?

Frau. Ich sage das eben nicht! aber es ist dir nie schwer, wenn schon kein Brod da ist.

Bär. Aber kommt denn Brod, wenn ich mich gräme?

Frau. Ich kann's in Gottes Namen nicht ändern, mir ist einmal immer schwer.

Bär. Fasse Muth, Frau! und muntere dich auf, es wird dir wohl auch leichter werden.

Frau. Ja, jetzt hast du noch keinen ganzen Rock am Montag in's Schloß.

Bär. O, so geh' ich mit dem halben. Du hast immer Sorgen, sagte er; ging sodann wieder zu seinem Scheitstock und spaltete Holz, bis es dunkel ward.

Von diesem weg geht der Vogt zu Laupj, der war nicht bei Hause; da sagte er es dem Hügli, seinem Nachbar, und ging dann zu Hans Leemann. Er stand vor seiner Hausthüre, gaffte umher; sah den Vogt von ferne, sagte zu sich selber: „Da gibt's was Neues,“ und rief ihm: „Wo hinaus, Herr Untervogt! so nahe auf mich zu?“

Vogt. Sogar zu dir selber, Leemann.

Leemann. Das wär' mir viel Ehre, Vogt! aber sage doch, was macht des Mäurers Frau? Thut sie ihren Mund noch so weit auf, wie vorgestern auf dem Kirchhofe; das war eine Here, Vogt!

Vogt. Du kannst so was sagen, du! Du bist jetzt Handlanger bei ihrem Mann.

Leemann. Weißest sonst nichts Neues? daß du so mit dem kommst.

Vogt. Nein, es ist mir Ernst; und ich komme auf Befehl aus dem Schloß, es dir anzusagen.

Leemann. Wie komm' ich zu dieser Ehre? Herr Untervogt!

Vogt. Es dünkt mich im Schlaf.

Leemann. Ich werde wohl darob erwachen, wenn's wahr ist. Um welche Zeit muß man an die Arbeit?

Vogt. Ich denk', am Morgen.

Leemann. Und am Abend, denkst du, auch wieder davon. Wie viel sind unser, Herr Untervogt?

Vogt. Es sind zehn.

Leemann. Sag' mir doch, es wundert mich, welche?

Der Vogt sagt ihm einen nach dem andern daher. Zwischenein fragt Leemann von mehr als von zwanzigen; „der nicht, der auch nicht?“ — „Ich veräume mich,“ sagte endlich der Vogt, und geht weiter.

Von ihm weg geht der Vogt zu Jögli Lent. Dieser lag auf der Ofenbank, er rauchte seine Pfeife; die Frau spann, und fünf halb nackte Kinder lagen um den Ofen. Der Vogt sagte ihm kurz den Bericht. Lent nimmt die Pfeife aus dem Munde und antwortet: „Das ist wohl viel, daß auch einmal etwas Gutes an mich kommt. Sonst war ich, so lang' ich lebe, vor allem Guten sicher.“

Vogt. Lent! eben noch viel Leute, denk' ich, mit dir.

Lent. Ist mein Bruder auch unter den Tagelöhnern?

Vogt. Nein.

Lent. Wer sind die Andern?

Der Vogt nennt sie.

Lent. Mein Bruder ist doch ein viel besserer Arbeiter, als der Rudi, der Bär und der Marr; vom Kriecher mag ich nicht reden. Es ist bei Gott außer mir kein einziger, unter allen zehn, nur ein halb so guter Arbeiter, als er. Vogt! könntest du nicht machen, daß er auch kommen müßte.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Vogt, bricht das Gespräch ab und geht. Die Frau bei der Kunkel schwieg, so lange der Vogt da war; aber das Gespräch that ihr im Herzen weh; und sobald der Vogt fort war, sagte sie dem Mann: „Du bist undankbar gegen Gott und Menschen. Da dir Gott in der tiefsten Noth Hülfe und Rath zeigt, verleumddest du deine Nachbarn, denen Gott eben das Gute thut, das er dir thun will.“

Lent. Ich werde meinen Bagen verdienen müssen, und ihn eben nicht umsonst bekommen.

* Frau. Aber bis jetzt hattest du gar nichts zu verdienen.

Lent. Aber auch keine Mühe!

Frau. Und deine Kinder kein Brod.

Lent. Aber ich, was hatte ich mehr als ihr? sagte der Lämmel. Die Frau schwieg und weinte bittere Thränen.

Vom Lent weg geht der Vogt zum Kriecher, und trifft im Dahingehen unversehens den Hans Wüst an. Wenn er ihn von ferne gesehen hätte, so würde er ihm ausgewichen sein; denn seit des Rudis Handel kloppte dem Vogt und dem Wüst beiden das Herz, wo sie einander trafen; aber unversehens stieß der Vogt an der Seitenstraße beim intern Brummen hart auf diesen an. „Bist du's?“ sagte der Vogt; „ja, ich bin's,“ antwortete Wüst.

Vogt. Warum kommst du nicht mehr zu mir? und denkst auch gar nicht an das Geld, das ich dir geliehen habe?

Wüst. Ich habe jetzt kein Geld. Und wenn ich zurück denke, so fürchte ich, es sei nur zu theuer bezahlt, dein Geld.

Vogt. Du red'test doch nicht so, da ich dir es gab, Wüst! und so ist doch böß dienen.

Wüst. Ja, dienen, das ist etwas; aber dienen, daß einem hernach auf Gottes Erdboden keine Stunde mehr wohl ist, das ist etwas anders.

Vogt. Rede nicht so, Wüst! Du hast nichts ausgesagt, als was wahr ist.

Wüst. Du sagst freilich das immer; aber immer ist mir in meinem Herzen, ich habe falsch geschworen.

Vogt. Das ist nicht wahr, Wüst! es ist auf meine Seele nicht wahr. Du beschwurst nur, was dir vorgelesen wurde, und das war unverfänglich geschrieben. Ich habe dir's mehr als hundertmal vorgelesen, und du sahst es ein, wie ich, und sagtest mir allemal: ja, dazu kann ich schwören! War das nicht ehrlich und geradezu?

Was willst du jetzt mit deinem hintennach Grämen? Aber es ist dir nur um die Schuld; du denkst, wenn du so redest, ich warte dir noch länger.

Wüst. Nein, Vogt, da irrst du. Wenn ich das Geld hätte, so würde ich es dir in diesem Augenblick hinwerfen, damit ich dich nicht wieder sehe; denn mein Herz klopft mir, so oft ich dich erblicke. „Du bist ein Narr,“ sagte der Vogt; aber auch ihm klopfte das Herz.

Wüst. Ich sah es auch lang an, wie du sagtest; aber es gefiel mir doch gerade im Anfange nicht, daß es mich dünkte, der Junker habe so gered't, als ob er's anders verstanden hätte.

Vogt. Es geht dich ganz und gar nichts an, was der Junker mündlich gered't hat. Du schwurst nur auf den Zettel, den man dir vorlas.

Wüst. Aber er hat doch darauf geurtheilt, wie er ihn mündlich verstanden hat.

Vogt. Wenn der Junker ein Narr war, so sehe er zu, was geht das dich an? Er hatte ja den Zettel vor sich. Und wenn er ihm nicht deutlich gewesen wäre, so hätte er ihn ja anders schreiben lassen können.

Wüst. Ich weiß wohl, daß du mir es allemal wieder ansprechen kannst. Aber das macht mir nicht wohl im Herzen; und auf die Kommunikation ist mir immer gar zu entseßlich, daß ich versinken möchte. Vogt! O, daß ich dir nie schuldig gewesen! O, daß ich dich nie gekannt hätte, oder daß ich gestorben wäre am Tage, ehe ich den Eid that.

Vogt. Aber um Gottes willen, Wüst! Quäle dich nicht so, es ist Narrheit. Denke doch nur auch allen Umständen nach; wir gingen bedächtig; in deiner Gegenwart fragte ich den Vikari deutlich und klar: Muß dann der Wüst etwas anders beschwören, als im Zettel steht? sagt es ihm doch, er versteht es nicht recht. Weißt du noch, was er geantwortet?

Wüst. Ja, aber dann ist's —

Vogt. Ha, er sagte doch mit ausdrücklichen Worten: der Wüst muß kein Haar mehr beschwören, als im Zettel steht. Sagte er nicht genau diese Worte?

Wüst. Ja, aber dann ist's, wann er das gesagt hat —

Vogt. Was aber dann ist's? Ist dir das auch nicht genug?

Wüst. Nein, Vogt! ich will nur heraus reden, es muß doch so sein. Der Vikari war dir schuldig, wie ich; und du weißt, was er für ein Held war, und wie er allen Huren nachzog. Es mag mich also wenig trösten, was so ein leichtsinniger Tropf zu mir sagte.

Vogt. Sein Leben geht dich nichts an; aber die Lehre verstund er doch; das weißt du.

Wüst. Nein, ich weiß das nicht; aber das weiß ich, daß er nichts taugte.

Vogt. Aber das geht dich nichts an.

Wüst. Ha, es ist mit dem so; wenn ich einen Menschen in einem Stück als sehr schlimm und gottlos kenne, so darf ich ihm in allem Andern eben auch nicht viel Gutes zutrauen. Deshalb fürcht' ich, der Taugenichts, dein Herr Vikari, habe mich eingeschlafert, und das würde mich denn doch so etwas angehn.

Vogt. Laß diese Gedanken fahren, Wüst! Du schwurst auf nichts, als was wahr war.

Wüst. Ich dachte lang' auch so, aber es ist aus; ich kann mein Herz nicht mehr bethören. Der arme Nudj! wo ich gehe und stehe, sehe ich ihn vor mir. Der arme Nudj! wie er im Elend und Hunger und Mangel gegen mich zu Gott seufzet. O! o seine Kinder, sie sind gelb, krumm und schwarz, wie Zigeuner. Sie waren schön und blühten wie Engel, und mein Eid brachte sie um ihre Matte.

Vogt. Ich hatte Recht, es war, wie ich sagte, und jetzt hat der Nudj Arbeit am Kirchbau, daß er auch wieder zurecht kommt.

Wüst. Was geht das mich an: hätte ich nicht geschworen, mir würde gleich viel sein, ob der Nudj reich wäre, oder ein Bettler.

Vogt. Laß dich doch das nicht ansprechen! ich hatte Recht.

Wüst. Nicht ansprechen? — Ja, Vogt! Hätt' ich ihm sein Haus erbrochen, und all sein Gut gestohlen, es würde mir noch besser zu Muthe sein. O, Vogt! daß ich das gethan habe! O, o! Es ist wieder bald heilige Zeit! O, wär' ich doch tausend Klaster unter dem Boden!

Vogt. Um Gottes willen, Wüst! thue doch nicht so auf der offenen Straße vor den Leuten, wenn's auch Jemand hörte! Du plagst dich mit deiner Dummheit! Alles, was du schwurst, ist wahr!

Wüst. Dummheit hin und Dummheit her. Hätt' ich nicht geschworen, so hätte der Nudj noch seine Matte.

Vogt. Aber du hast sie ihm doch nicht abgesprungen und mir hast du sie nicht zuerkannt? Was geht's also in Teufels Namen zuletzt dich an, wem die Matte sei?

Wüst. Nichts geht's mich an, wem die Matte sei; aber daß ich falsch geschworen habe, das geht mich leider, Gott erbarm', an.

Vogt. Aber das ist nicht wahr, du hast nicht falsch geschworen; das, worauf du schwurst, war wahr.

Wüst. Aber das ist nur verdreht: ich sagte dem Junker nicht, wie ich die Schrift verstund, und er verstund sie anders, du magst sagen, was du willst. Ich weiß, ich empfinde es in mir selber. Ich war ein Judas und ein Verräther, und mein Eid, Worte hin und Worte her, war Meineid.

Bogt. Du dauerst mich, Wüßt! mit deinem Unverstand; aber du bist krank: du siehst ja aus, wie wenn du aus dem Grabe kämest, und wenn's einem nicht wohl ist, so sieht man Alles anders an, als es ist. Beruhige dich, Wüßt! Komm mit mir heim, und trink ein Glas Wein mit mir!

Wüßt. Ich mag nicht, Bogt! mich erquickt nichts mehr auf Erden.

Bogt. Beruhige dich, Wüßt! Schlag' es doch jetzt aus dem Kopf, und vergiß es, bis du wieder gesund sein wirst. Du wirst dann wohl wieder sehen, daß ich Recht habe, und ich will dir deine Handschrift zerreißen, es macht dich vielleicht auch ruhiger.

Wüßt. Nein, Bogt! Behalte die Handschrift. Sollte ich vor Hunger mein Fleisch fressen, so werd' ich dir die Schuld bezahlen. Ich will kein Blutgeld auf meiner Seele. Hast du mich betrogen, hat mich der Vikari eingeschläfert, so wird vielleicht Gott noch mehr verzeihen; ich meinte nicht, daß es so kommen würde.

Bogt. Nimm diese Handschrift, Wüßt! sieh, ich zerreiße sie vor deinen Augen, und ich nehme es auf mich, daß ich Recht hatte. Sei doch ruhig!

Wüßt. Nimm auf dich, was du willst, Bogt! ich werde dir die Schuld zahlen. Uebermorgen verkauf' ich meinen Sonntagsrock, und werde dir die Schuld zahlen.

Bogt. Besinne dich eines Bessern, du irrest dich in Gottes Namen; aber ich muß einmal weiter.

Wüßt. Gott Lob! daß du gehst! bleibst du länger, ich würde außer mir selber kommen vor deinen Augen!

Bogt. Beruhige dich, Wüßt, in Gottes Namen!

Sie gingen jetzt von einander.

Der Bogt aber, der allein war, mußte, so sehr er auch nicht wollte, doch bei sich selber seufzen, und sagte: „daß mir jetzt das noch hat bezeugen müssen; ich hatte heut' sonst genug.“ Er verhärtete sich aber bald wieder, und sagte: „Der arme Schelm dauert mich, wie er sich plagt! Aber er hat nicht Recht, es geht ihn nichts an, wie ihn der Richter verstanden hat. Der Teufel möchte Eide schwören, wenn man den Sinn so genau und scharf heraus kauen wollte. Ich weiß auch, wie andere Leute, und eben die, so das am besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen, und ruhig sind; wo ein jeder anderer armer Schelm, der wie Wüßt denkt, meinen mußte, er sähe mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen; und doch wollte ich, ich hätte diese Gedanken jetzt aus dem Kopfe, sie machen mich verdrießlich. Ich will zurück und ein Glas Wein trinken.“ So sagte er und that treulich, was er gesagt hatte.

Er ging sodann zum Felix Krieger. Das war ein Kerl, der immer umher ging, wie die Geduld selbst, wenn sie im tiefsten Leiden

schmachtet. Vor dem Scheerer, dem Bogt und dem Müller, und vor einem jeden Fremden bückte er sich so tief als vor dem Pfarrer; und diesem ging er in alle Wochenpredigten und alle Singstunden am Sonntag Abends. Dafür erhielt er aber auch, dann und wann, ein Glas Wein, und durfte zuweilen, wenn er recht spät kam, und nahe genug zustund, auch zum Nachessen bleiben. Mit den Pietisten im Dorfe kam er nicht zurecht, ob er's gleich sorgfältig versuchte; denn er wollte um ihretwillen es mit den Andern auch nicht verderben, und das geht bei den Pietisten nicht an; sie leiden's nicht an ihren Schülern, daß sie auf beiden Achseln tragen; und so ward er, trotz allem Anschein von Demuth und aller ausgetretenen Heuchlerkunst, und trotz seines geistlichen Hochmuths, welches sich sonst alles den Pietisten gar wohl empfiehlt, ausgeschlossen.

Neben diesen äußerlichen und öffentlich bekannten Eigenschaften hatte er auch noch einige andre, zwar nur zum stillen Gebrauch seines häuslichen Lebens; aber doch muß ich sie auch erzählen.

Er war mit seiner Frau und mit seinen Kindern ein Teufel. In der äußersten Armuth wünscht er immer etwas Gutes zu essen; und wenn er's dann nicht hatte, so lag ihm Alles nicht recht; bald waren die Kinder nicht recht gekämmt, bald nicht recht gewaschen, und so tausenderlei; und wenn er nichts fand zum Zanken, so sah ihn etwan das kleine Viertelsjährige sauer an, dann gab er ihm tüchtig auf die kleinen Hände, daß es Respekt lerne. „Du bist ein Narr!“ sagt' ihm einst bei einem solchen Anlaß die Frau: und sie hatte freilich Recht, und nicht mehr als die reine Wahrheit geredet; aber er stieß sie mit den Füßen; sie wollte entfliehen und fiel unter der Thüre zwei Löcher in den Kopf. Ob diesen Löchern ist der Nachbar erschrocken, denn er dachte weislich in seinem Sinn: der zer Schlagene Kopf könne sein Leben ruhmbar machen. Und wie alle Heuchler im Schrecken sich biegen und schmiegen und krümmen, so krümmte und schmiegte sich damals auch Krieger; er bat die Frau auf seinen Knien, und um tausend Gotteswillen, zwar nicht, daß sie es ihm verzeihe, sondern nur, daß sie es Niemand sage. Sie that es, und litt geduldig die Schmerzen einer starken Verwundung, und sagte zum Scheerer und zu den Nachbarn, sie sei von der Bühne gefallen; diese glaubten ihr zwar nicht alle, und ach! die gute Frau! sie hätte es vorher denken sollen. Kein Heuchler war je dankbar, kein Heuchler hält sein Wort, sie hätte ihm also nicht glauben sollen. Doch was sage ich! sie hatte das Alles wohl gewünscht, aber dabei an ihre Kinder gedacht und empfunden, daß Niemand als Gott sein Herz ändern könne, und daß also alles Gerede unter den Leuten umsonst sein würde; die brave Frau! Ach! daß sie nicht glücklich ist — O daß ihr Herz alle Tage Kränkungen von ihm leiden muß!

Sie schweigt und betet zu Gott, und dankt ihm für die Prüfungen der Leiden.

O Ewigkeit! wenn du einst enthüllst die Wege Gottes! und den Segen der Menschen, die Gott durch Leiden, Elend und Jammer so in ihrem Innern Stärke, Geduld und Weisheit lehrt. O Ewigkeit! wie wirst du die Geprüften erhöhen, die du hier so erniedrigt hast!

Kriecher hatte das Loch im Kopf vergessen, fast eh' es wieder geheilt war, und er ist immer der Gleiche. Er kränkt und plagt die Frau ohne Ursache und Anlaß, alle Tage, und verbittert ihr das Leben. Eine Viertelstunde, ehe der Vogt kam, hatte die Kasse die Dellampe vom Ofen herunter geworfen, und ein paar Tropfen gingen verloren. Du Laster! hättest du sie besser versorgt, sagte er mit seiner gewöhnlichen Wuth zur Frau; du kannst jetzt im Finstern sitzen, und das Feuer mit Kükloß anzünden, du Hornvieh!

Die Frau antwortete kein Wort; aber häufig flossen die Thränen von ihren Wangen, und die Kinder in allen Ecken weinten wie die Mutter. — So eben klopfte der Vogt an. — „Schweigt doch! um aller Liebe willen schweigt doch! Was will's geben, der Vogt ist vor der Thüre,“ sagte Kriecher; wischt den Kindern mit seinem Schnupstuch geschwind die Thränen von den Backen; droht ihnen: „wenn eins mir noch nuschelt, so sehet zu, wie ich's zerhauen werde!“ öffnet dann dem Vogt die Thüre, bückt sich und fragt ihn: „was habt ihr zu befehlen, Herr Untervogt?“ Der Vogt sagt ihm kurz den Bericht.

Kriecher aber, der bei der Thüre die Ohren spitzt, und Niemand mehr weinen hört, antwortete dem Vogt: „Kommt doch in die Stube, Herr Untervogt! ich will's doch auch geschwind meiner lieben Frau sagen, wie ein großes Glück mir widerfähre.“ Der Vogt geht mit ihm in die Stube, und Kriecher sagt seiner Frau: „Der Herr Untervogt bringt mir eben die glückliche Botschaft, daß ich an dem Kirchbau Antheil habe, und das ist eine große Gnade, für die ich nicht genug danken kann.“

Die Frau antwortet: „Ich danke Gott!“ (Ein Seufzer entfährt ihr.)

Vogt. Fehlt deiner Frau etwas?

Kriecher. Es ist ihr leider die Zeit her nicht gar wohl, Herr Untervogt! — Seitwärts blickt er zornig und drohend gegen die Frau.

Vogt. Ich muß wieder gehen. Gute Besserung, Frau.

Frau. Behüt' euch Gott, Herr Untervogt!

Kriecher. Seid doch auch so gut und danket dem gnädigen Herrn in meinem Namen für diese Gnade, wenn ich bitten darf, Herr Untervogt!

Vogt. Du kannst es selber thun.

Kriecher. Ihr habt auch Recht, Herr Untervogt! Es war unverschämmt von mir, daß ich euch darum bat. Ich will nächster Tage in's Schloß gehen; es ist meine Schuldigkeit.

Vogt. Am Montag Morgens gehen die Andern alle, und ich denke, du werdest wohl mitgehen können.

Kriecher. Natürlich, Herr Untervogt! Ja freilich. Ich wußte es nur nicht, daß sie auch gingen.

Vogt. Behüt' euch Gott, Kriecher!

Kriecher. Ich sag' euch schuldigen Dank, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast mir nichts zu danken. (Er geht und sagt im Gehen zu sich selbst): Wenn der nicht den Teufel im Schilde führt, so trägt mich denn Alles. Vielleicht wäre das ein Mann, wie ich einen brauchte gegen den Mäurer; aber wer will einem Heuchler trauen. Ich will den Schabenmichel lieber, der ist geradezu ein Schelm.

Vom Kriecher weg kommt der Vogt zu Aebj dem Jüngern. Als dieser hörte, was ihm begegnete, jauchzte er vor Freude, und sprang auf, wie ein junges Kind am ersten Frühlingstage auf der Weide aufspringt — „Das will ich jetzt auch meiner Frau sagen, daß sie sich recht freue. Ich warte bis morgen; es sind jaft morgen acht Jahre, daß sie mich nahm. Es war Josephstag, ich weiß es noch, wie wenn's gestern wäre. Wir haben seitdem manche saure, aber auch manche frohe Stunde gehabt. Gott sei Lob und Dank für Alles. Aber ja morgen, sobald sie erwachen wird, will ich's ihr dann sagen — Wär's doch schon morgen! Es ist mir, ich sehe es jetzt schon, wie sie weinen und lachen wird durch einander, und wie sie ihre Lieben und mich in ihrer Freude an's Herz drücken wird. Ach! wär's doch schon morgen! Ich tödte das eine Huhn ihr vor Freude, und Koch' es, ohne daß sie's merkt, in der Suppe; es freut sie dann doch, wenn sie es schon rent. Nein, ich mache mir kein Gewissen, es ist für diese Freude nicht Sünde — Ich thue es und tödte es. Den ganzen Tag bleib' ich daheim, und freue mich mit ihr und mit den Kindern — Mein, ich gehe mit ihr zur Kirche und zum Nachtmahl. Jauchzen und freuen wollen wir uns, und dem lieben Gott danken, daß er so gut ist.“ — So red'te der jüngere Aebj in der Freude seines Herzens über des Vogts gute Botschaft mit sich selber, und konnte vor Sehnsucht den Morgen fast nicht erleben, und that dann, was er eben gesagt hatte.

Vom Aebj weg ging der Vogt zum Schabenmichel. Dieser steht ihn von Ferne; wußt ihm in eine Ecke hinter das Haus und fragt ihn: „Was Teufel hast du?“

Vogt. Etwas Lustiges.

Michel. Ja, du bist der Kerl, den man schickt, zum Tanz und zum Lustigmachen einzuladen.

Vogt. Es ist einmal nichts Trauriges.

Michel. Was denn?

Vogt. Du seist in eine neue Gesellschaft gekommen.

Michel. Mit wem denn einmal, und warum?

Vogt. Mit dem Hübelrudi, mit dem Lent, mit dem Leemann, mit dem Kriecher und mit dem Marr auf der Reittj.

Michel. Du Marr! Was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hiezu die Blinden und Lahmen anzu-
ersehen?

Vogt. Mein wohlbedelgeborener, der wohlweise und gestrenge
Zunker.

Michel. Ist er ein Marr?

Vogt. Was weiß ich.

Michel. Es hat einmal das Ansehen.

Vogt. Vielleicht ist es nicht das Schlimmste, daß er so ist, leicht Holz ist gut drehen, aber ich muß fort. Komm diesen Abend zu mir, ich muß mit dir reden.

Michel. Ich will nicht fehlen. — Zu wem geht jetzt die Reise?

Vogt. Auf die Reittj zum Marr.

Michel. Das ist ein Kerl zur Arbeit. Man muß von Sinnen sein, so einen anzustellen. Ich glaube nicht, daß er bei Jahr und Tag einen Karst oder Schaufel in der Hand gehabt habe; und er ist auf der einen Seite halb lahm.

Vogt. Was macht das? Komme du auf den Abend richtig zu mir.

Jetzt ging der Vogt von ihm weg zu Marr auf der Reittj. — Dieser war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war er schon längst vergantet und lebte fast gänzlich vom Almosen des Pfarrers und einiger bemittelten Verwandten, die er hatte. In allem seinen Glend aber blieb er immer gleich hochmüthig und verbarg den dringenden Mangel und Hunger seines Hauses, außer da, wo er bettelte, allenthalben, wie er konnte und mochte. Dieser, als er den Vogt sah, erschrak heftig, aber er ward darum nicht blaß, denn er war ohne das schon todtgell. Er nahm schnell die umherliegenden Lumpen und schob sie unter die Decke des Betts, befahl den fast nackenden Kindern, auf der Stelle sich in die Kammer zu verbergen. — „Herr Jesus!“ sagten die Kinder, „es schneit und regnet ja hinein — höre doch, wie's stürmt, Vater! es ist ja kein Fenster mehr in der Kammer.“

„Geht, ihr gottlosen Kinder! wie ihr mich so toll macht. Meint ihr, es sei euch nicht nöthig, daß ihr euer Fleisch kreuzigen lernt?“ „Es ist nicht anzustehn, Vater!“ sagten die Kinder.

„Es wird ja nicht lang' währen, ihr Ketzer, geht doch,“ sagt der Vater — stößt sie hinein, schließt die Thüre und ruft dann den Vogt in die Stube. Dieser sagte ihm den Bericht. Der Marr aber dankte dem Vogt und fragt: „Bin ich Aufseher unter diesen Leuten?“ „Was denkst du, Marr?“ antwortete der Vogt. „Nein, Arbeiter bist du, wie die Andern.“

Marr. So! Herr Untervogt!

Vogt. Es steht dir frei; wenn du allenfalls die Arbeit nicht willst.

Marr. Ich bin freilich sonst solcher Arbeit nicht gewohnt. Aber weil's das Schloß und den Herrn Pfarrer antrifft, so darf ich wohl nicht anders, und will sie annehmen.

Vogt. Es wird sie gar freuen, und ich denke fast, der Zunker werde mich noch einmal zu dir schicken, dir zu danken.

Marr. Ha! ich mein's eben nicht so; aber so insgemein möchte ich doch nicht bei Jedermann tagelöhnen.

Vogt. Du hast sonst Brod!

Marr. Gott Lob! noch immer.

Vogt. Ich weiß wohl; aber wo sind deine Kinder?

Marr. Bei meiner Frau seligen Schwester, sie essen da zu Mittag.

Vogt. Es war mir, ich hörte eben in der Kammer Kinder schreien.

Marr. Es ist kein einziges bei Hause.

Der Vogt hört das Geschrei noch einmal, öffnet ohne Komplimente die Kammerthür, sieht die fast nackenden Kinder, von Wind, Regen und Schnee, die in die Kammer hinein stürmen, zitternd und schlotternd, daß sie fast nicht reden konnten, und sagt dann: „Essen deine Kinder da zu Mittag, Marr? — Du bist ein Hund und ein Heuchler, und du hast das um deines verdamnten Hochmuths willen schon mehr so gemacht.“

Marr. Um Gottes willen! sag' es doch Niemand, bring' mir's doch nicht aus, Vogt! Um Gottes willen! unter der Sonne wäre kein unglücklicherer Mensch als ich, wenn mir's austäme.

Vogt. Bist du denn auch von Sinnen? Auch jezo sagst du nicht einmal, daß sie aus dem Hundstall herauskommen sollen. Siehst du denn auch nicht, daß sie braun und blau sind vor Frieren? So würde ich einmal meinen Pudel nicht einsperren.

Marr. Kommt jetzt nur heraus; aber Vogt! um Gottes willen! sag's doch Niemand.

Vogt. Und du spielst denn noch beim Pfarrer den Frommen. —

Marr. Um Gottes willen! sag's doch Niemand.

Vogt. Das ist doch ländlich — du Heiliger, ja, du Keger! Hörst du, das bist du, ein Keger! Denn so macht es kein Mensch. Du hast dem Pfaffen den Schlaghandel die vorige Woche auch erzählt. Kein Mensch als du. Du gingst eben um 12 Uhr, da es geschah, von einer frommen Fresserei heim, neben meinem Haus vorbei.

Marx. Nein, um Gottes willen! glaub' doch das nicht. Gott im Himmel weiß, daß es nicht wahr ist.

Vogt. Darfst du auch das sagen?

Marx. Weiß Gott, es ist nicht wahr. Vogt! ich wollte, daß ich nicht mehr hier vom Plage käme, wenn's wahr ist.

Vogt. Marx! darfst du das, was du jetzt sagst, vor meinen Augen dem Pfarrer unter die Nase sagen? Ich weiß mehr, als du glaubst. — Der Marx stotterte — ich weiß — ich möchte — ich ha — habe nicht davon angefangen. — So einen Hund und einen Lügner, wie du bist, habe ich in meinem Leben keinen gesehen. Wir kennen jetzt einander, sagte der Vogt, ging und erzählte Alles in eben der Stunde des Pfarrers Köchin, die sich denn fast zu Tode lachte ob dem frommen Israeliten ab der Ketz, und heilig versprach, es dem Pfarrer getreulich zu überbringen. Der Vogt aber freute sich in seinem Herzen, daß hoffentlich der Pfarrer dem wüsten Keger das Wochenbrod jetzt nicht mehr geben würde; worin er sich aber gräßlich irrte, denn der Pfarrer hatte ihm bis jetzt das Brod wahrlich nicht um seiner Tugend, sondern um seines Hungers willen gegeben.

Vom Marx weg ging der Vogt nun endlich zum letzten. Dieses war der Kienast, ein tränkeltüder Mann. Er ging zwar erst gegen die fünfzig; aber Armuth und Sorgen hatten ihn abgeschwächt, und heute war er besonders in einem erschrecklichen Kummer. Seine älteste Tochter hatte gestern in der Stadt Dienst genommen, und zeigte dann heute dem Vater den Dienstpfeunig, worüber der arme Mann gewaltig erschrocken war. Seine Frau, die noch kindete, war eben jetzt nützlich, und das Susannell war unter den Kindern das einzige, das der Haushaltung Hilfe leisten konnte, jetzt aber sollte es in vierzehn Tagen den Dienst antreten. Der Vater bat es mit weinenden Augen, und um Gottes willen, es solle das Haftgeld wieder zurück geben und bei ihm bleiben, bis nach der Mutter Kindbette. „Ich will nicht,“ antwortete die Tochter; „wo finde ich denn gleich wieder einen andern Dienst, wenn ich diesen aufsaße?“

Der Vater. Ich will nach der Kindbette selbst mit dir in die Stadt gehen, und dir helfen einen andern suchen; bleib' doch nur so lange.

Die Tochter. Es geht ein halbes Jahr, Vater! bis zum andern Ziel, und der Dienst, den ich jetzt habe, ist gut. Wer kann wissen, wie der sein werde, den du mir willst suchen helfen. Und kurzum, ich warte nicht bis auf das andere Ziel.

Der Vater. Du weißt doch, Susannell! daß ich auch Alles an dir gethan habe, was ich immer konnte. Denke doch auch an deine jüngern Jahre und verlasse mich jetzt nicht in meiner Noth.

Die Tochter. Willst du mir denn vor meinem Glück sein? Vater!

Der Vater. Ach! es ist nicht dein Glück, daß du deine armen Eltern in diesen Umständen verlassst; thue es doch nicht, Susannell, ich bitte dich. Meine Frau hat noch ein schönes Fürtuch, es ist das letzte, und es ist ihr lieb; sie hat es von ihrer sel. Gotten zum Seelengeräth (Todesandenken): aber sie muß es dir nach der Kindbette geben, wenn du nur bleibest.

Die Tochter. Ich mag nichts, weder von euren Lumpen, noch von eurer Hoffart. Ich kann das und Bessers selber verdienen. Es ist einmal Zeit, daß ich für mich selber sorge. Wenn ich noch zehn Jahre bei euch bliebe, ich würde nicht zu Bett und Kasten kommen.

Der Vater. Es wird doch auch nicht Alles auf dieses halbe Jahr ankommen. — Ich will dich nach der Kindbette dann gewiß nicht mehr versäumen. Bleib' doch nur noch diese wenigen Wochen.

„Nein, ich thue es nicht, Vater!“ antwortete die Tochter — lehrt sich um, und läuft fort zu einer Nachbarin.

Der Vater steht jetzt da; niedergeschlagen von Sorgen und Kummer, und sagt zu sich selber: „Wie will ich mir in diesem Unglück helfen — wie will ich's nur meiner armen Frau anbringen, die Hiebssbotschaft? Ich bin doch ein elender Tropf, daß ich mit diesem Kind so gefehlt habe. Es arbeitet so brav, dacht' ich immer und verzeih' ihm dann Alles. Meine Frau sagte mir hundertmal: Es ist frech und so grob gegen seine Eltern, und was es seinen Geschwistern thun und zeigen muß, das thut und zeigt es ihnen Alles so häßig, unartig, und so ganz ohne Anmuth und Liebe, daß keins nichts von ihm lernt. — Es arbeitet doch so brav, vielleicht sind die andern auch Schuld, man muß ihm etwas verzeihen, war immer meine Antwort. — Jetzt habe ich dieses Arbeiten; ich hätte es doch denken sollen, wenn bei einem Menschen das Herz einmal hart ist, so ist's aus, was er auch sonst Gutes hat, man kann nicht mehr auf ihn zählen. Aber, wenn ich's nur auch meiner Frau schon gesagt hätte; wie wird sie doch thun?“

Da der Mann so mit sich selber redete, stand der Vogt neben ihm zu, und er sah ihn nicht einmal. „Was darfst du denn deiner Frau nicht sagen, Kienast?“ fragte ihn jetzt dieser. Der Kienast

sieht auf, erblickt den Vogt und sagt: „Bist du da, Vogt? Ich sah dich nicht — ha, was darf ich meiner Frau nicht sagen? Das Susannell hat in der Stadt Dienste genommen, und wir hätten's jetzt auch so nöthig! Aber ich hätte fast vergessen zu fragen, was willst du bei mir?“

Vogt. Es kann dir vielleicht ein Trost sein, was ich bringe, weil's mit dem Susannell so ist.

Kienast. Das wäre wohl ein Glück in meiner Noth.

Vogt. Du hast Arbeit an dem Kirchbau, und alle Tage 25 Kreuzer Tagelohn; damit kannst du dir in allweg helfen.

Kienast. Herr Gott im Himmel! darf ich diese Hilfe hoffen?

Vogt. Ja, ja, Kienast! Es ist gewiß, wie ich sage.

Kienast. Nun so sei Gott gelobt und ihm gedankt. (Es wird ihm blass, seine Glieder zittern.) Ich muß niedersitzen, diese Freunde hat mich so übernommen auf mein Schrecken. Er setzt sich auf einen nahen Holzstock und lehnt sich an die Wand des Hauses, daß er nicht sinkt.

Der Vogt sagte: „Du magst wenig erleiden.“ Und der Kienast: „Ich bin noch nüchtern.“ „So spät,“ erwiderte der Vogt und ging seines Weges fort.

Die arme Frau in der Stube sah, daß der Vogt bei ihrem Mann war, und jammerte entsetzlich: „Das ist ein Unglück! Mein Mann ist heute den ganzen Tag wie verwirrt und weiß nicht, was er thut; und eben jetzt sah ich das Susannell bei der Nachbarin beide Hände zerwerfen, als wenn es vor Verdruß außer sich wäre, und jetzt noch der Vogt! Was ist doch für ein Unglück obhanden? Es ist keine geplagtere Frau unter der Sonne. Schon so weit in vierzig, und noch alle Jahre ein Kind, und Sorgen und Mangel und Angst um mich her.“ — So grämte sich die arme Frau in der Stube. — Der Mann hatte sich indessen wieder erholt und kam mit einem so heitern und freudigen Gesicht hinein zu seiner Lieben, als er seit Jahren nicht hatte.

„Du thust fröhlich! Meinst du, ich wisse nicht, daß der Vogt da war?“ sagte die Frau. Und er antwortete: „Wie vom Himmel herab ist er gekommen zu unserm Trost.“ „Ist das möglich?“ erwiderte die Frau.

Kienast. Setze dich nieder, Frau! ich muß dir Gutes erzählen. — Da sagte er ihr, was eben mit dem Susannell begegnet, und wie er in einer großen Herzensangst gewesen wäre, und wie ihm, Gott Lob! jetzt gänzlich aus der Noth geholfen sei.

Da aß er die Suppe, die er in der Angst zu Mittag hatte stehen lassen; und er und die Frau weinten heiße Thränen des Dankes und der Freude gegen Gott, der ihnen also geholfen in ihrer

Noth. Und sie ließen das Susannell noch desselbigen Tages gehen in seinen Stadtdienst, wie es wollte.

Nun eilte der Vogt, von seinem Laufen ermüdet und durstig, wieder heim, es war schon sehr spät, und der Kienast wohnte beinahe eine Stunde vom Dorfe weg auf dem Berg.

Allenthalben hatt' er heute durch seine Gefellen schon verkündet, daß er über den gestrigen Vorfall gar nicht erschrocken, und bei einem Jahre nie so munter gewesen wäre wie heute. Das machte denn, daß auf den Abend Eiliche wieder Muth faßten und sich still dem Wirthshause zuschlichen. Als es dunkelte, kamen immer noch Mehrere, und zu Nacht gegen den Sieben waren die Tische alle wieder fast eben so voll, als gewöhnlich.

So geht es, wenn ein Jäger in der Heuernte vom Kirchbaum einen Vogel herunter schießt; die Schaar der Vögel, die Kirichen fräß, fliegt erschrocken und schnell vom Baum weg, und alle Vögel kreischen vor der Gefahr. Aber nach einer Weile setzt sich schon wieder einer, im Anfang nur einer, auf den Baum; und sieht er dann den Jäger nicht mehr, so pfeift er, nicht das Gekreisch des erschrockenen Vogels, er pfeift dann den muntern Laut der Freilust bei der nahen Speise; auf den Ruf des kühnen Fressers rücken die furchtsamen auch wieder an; und alle fressen Kirichen, als ob der Jäger keinen erschossen hätte.

So war es und kam es, daß die Stube jetzt wieder voll war von Nachbarn, die gestern und heute Vormittags sich noch nicht getrauten zu kommen. Bei allem Bösen: und selbst bei Schelmen-thaten wird Alles munter und muthig, wenn viel Volks bei einander ist, und wenn die, so den Ton geben, herzlich und frech sind; und da das in den Wirthshäusern nie fehlt, so ist unstreitig, daß sie das gemeine Volk zu allen Bosheiten und zu allen schlimmen Streichen frech und leichtsinnig genug zu bilden und zu stimmen weit besser eingerichtet sind, als es die armen einfältigen Schulen sind, die Menschen zu einem braven, stillen wirthschaftlichen Leben zu bilden.

Die Nachbarn im Wirthshause waren jetzt alle wieder des Vogts Freunde, denn sie saßen bei seinem Wein. Da sprach der eine, wie der Vogt ein Mann sei, und wie ihn bei Gott noch keiner gemeistert habe. Ein anderer, wie Arner ein Kind sei, und wie der Vogt seinen Großvater in Ordnung gehalten habe. Ein anderer, wie es vor Gott im Himmel nicht Recht und am jüngsten und letzten Tage nicht zu verantworten sei, daß er dem armen Gemeindlein das Wirthsrecht abstellen wolle, das es doch seit Noahs und Abrahams Zeiten besessen hätte. Dann wieder ein anderer, wie er es, beim Donner! doch noch nicht habe, und wie er's vor allen Teufeln erzwingen wolle — daß morgen schon dawider Gemeind' sein

müsse. Dann erzählt wieder ein anderer, wie es mit dem gar nicht so Noth thue, und wie der Vogt seine Feinde alle immer so schön in die Grube gebracht habe, und wie er jetzt weder mit dem gnädigen Herrn, noch mit dem Bettler, dem Mäurer, eine neue Mode anfangen werde. — So schwätzten die Männer und foffen. Die Böttin lachte mitunter, trug einen Krug nach dem andern auf den Tisch und zeichnete alle richtig an die Tafel in der Nebenstube mit ihrer Kreide.

Indessen kam der Vogt und es freute ihn in seinem Herzen, daß er die Tische alle wieder so besetzt fand mit seinen Lumpen. „Das ist brav, ihr Herrn! daß ihr mich nicht verlaßt“, sagte er zu ihnen. „Du bist uns noch nicht feil“, antworteten die Bauern, und tranken mit Lärmen und Brüllen auf seine Gesundheit. „Der Lärm ist groß, Nachbarn! Man muß ohne Aergerniß leben“, sagte der Vogt, „es ist heiliger Abend.“ „Mache die Fensterläden zu, Frau! und lösche die Lichter gegen die Gasse. — Es ist besser, wir gehen in die hintere Stube, Nachbarn! Ist's warm dort, Frau?“

Frau. Ja, ich habe daran gedacht, und einheizen lassen.

Vogt. Gut. Nehmet Alles vom Tisch in die hintere Stube.

Da nahmen die Frau und die Nachbarn Gläser, Flaschen, Brod, Käse, Messer und Teller und Karten und Würfel und trugen Alles in die hintere Stube, in der man, geschähe auch ein Mord, auf der Gasse nichts hört.

„Da sind wir jetzt sicher vor Schelmen, die vor den Fenstern horchen, und vor den heiligen Knechten *) des Schwarzen. Aber ich bin durstig wie ein Jagdhund, Wein her!“ Die Frau bringt ihn. Und Christen fragt alsobald: „Ist das von dem, Vogt! den des Scheerers Hund mißläßt?“

Vogt. Ja, so ein Narr bin ich wieder.

Christen. Was hattest du wohl für eine Teufelsabsicht dabei?

Vogt. Bei Gott! keine. Es war ein bloßer Narreneinfall. Ich war noch nüchtern und wollte nicht saufen.

Christen. Pfeif' das dem Scheitstock, vielleicht glaubt er's, ich mag nicht.

Vogt. Warum nicht?

Christen. Warum nicht? Weil dein Wein, den wir foffen, auch nach Schwefel roch wie die Pest.

Vogt. Wer sagt das?

Christen. Ja, Meister Urias! Ich merkte es nicht in der Stube; aber da ich den leeren Krug heim trug, roch es mir noch in

*) Er meint Chorrichter, Stillsänder, Kirchenälteste, deren Pflicht es ist, dem Pfarrer solche nächtliche Ungebühren anzuzeigen; und dieser ist's, den der gottlose Vogt, nach einem wirklich eingetragenen Ton, den Schwarzen nennt.

die Nase, daß es mich fast zurück schlug. — Alles und Alles zusammen genommen, so ist einmal ziemlich am Tage, daß du mit Ginst etwas gesucht hast.

Vogt. Ich weiß so wenig, was für Wein die Frau geschickt hat, als ein Kind in der Wiege. — Mit deinen Einbildungen, du Narr!

Christen. Aber du weißt doch auch noch, daß du eine schöne Predigt von den Rechten im Lande gehalten hast? Du hast das, denk' ich, auch so aus unbedachtem Muthe gethan, wie man eine Prise Tabak nimmt.

Vogt. Schweig' jetzt, Christen! Das Beste wäre, ich ließe dich brav abprügeln, daß du mir den Krug umgeleert hast. Aber ich muß jetzt wissen, wie es heute beim Scheerer gegangen ist, da ich fort war.

Christen. Aber das Versprechen, Vogt?

Vogt. Was für ein Versprechen?

Christen. Daß ich weinsfrei sein soll bis am Morgen, wenn ich was Rechts wisse.

Vogt. Wenn du denn aber nichts weißt, willst du doch saufen?

Christen. Ja, nichts wissen; nur Wein her, und hör' dann.

Der Vogt gibt ihm, sitzt zu ihm hin, und Christen erzählt jetzt, was er weiß und was er nicht weiß. Mitunter machte er es so bunt, daß es der Vogt merkte. „Lüg' doch auch so, du Hund! daß man's nicht mit Händen greift“, sagte er. „Nein, bei Gott!“ antwortete Christen, „so wahr ich ein Sünder bin, es fehlt kein Haar und kein Punkt an dem, was ich sage.“ „Nun denn“, sagte der Vogt, der jetzt doch genug hatte, „der Schabenmichel ist eben gekommen, ich muß etwas mit ihm reden“ — und geht dann an den andern Tisch, wo dieser saß, klopfte ihm auf die Achsel und sagt: „Bist du auch unter den Sündern? Ich dachte, du seist, seit deinem Beruf an die Kirchenmauer, auf einmal heilig geworden, so wie unser Metzger, als er einst eine Woche für den Siegrist Mittag läuten mußte.“

Michel. Nein, Vogt! Meine Bekehrung geht nicht so blickschnell; aber wenn's einmal angeht, so laß ich dann nicht nach.

Vogt. Ich möchte dann dein Beichtiger sein, Michel!

Michel. Ich mag dich aber nicht hiezu.

Vogt. Warum das?

Michel. Du würdest mir die Sünden wohl doppelt machen mit deiner heiligen Kreide.

Vogt. Wäre dir das nicht recht?

Michel. Nein, Vogt! Ich will einen Beichtiger haben, der die Sünden vergeißt und nachläßt, und nicht einen, der sie aufkreidet.

Vogt. Ich kann auch Sünden vergeben und nachlassen.

Michel. Sünden aus deinem Buche?

Vogt. Freilich! oft und viel muß ich's leiden: aber besser ist's, man halte sich, daß ich's gern thue.

Michel. Kann man das, Herr Untervogt?

Vogt. Wir wollen sehn. (Er winkt ihm.)

Sie gehen mit einander an's kleine Tischlein, am Esen beim Ofen. Und der Vogt sagt: „Es ist gut, daß du da bist, es kann dein Glück sein.“

Michel. Ich habe Glück nöthig.

Vogt. Ich glaub' es; aber wenn du dich aufschickst, so fehlt's nicht, du machst Geld auf deinem Posten.

Michel. Aber wie muß ich das anstellen?

Vogt. Du mußt dich bei dem Mäurer einschmeicheln, und recht hungrig und arm thun.

Michel. Das kann ich ohne Lügen.

Vogt. Du mußt dann viel und oft deinen Kindern dein Abendbrod geben, damit sie glauben, du habest ein Herz so weich wie zerlassene Butter, und die Kinder müssen dir baarfuß und zerlumpt nachlaufen.

Michel. Auch das ist nicht schwer.

Vogt. Und dann, wenn du unter allen Zehn der Liebste sein wirst, erst dann wird deine rechte Arbeit anhehn.

Michel. Und was ist denn die?

Vogt. Alles zu thun, was bei dem Bau Streit und Verdacht anzettelt, was die Arbeit in Unordnung bringen, und was die Tagelöhner und den Meister dem Junker verleiden kann.

Michel. Das mag jetzt wohl ein Bißchen ein schweres Stücklein sein.

Vogt. Aber es ist auch ein Stücklein, dabei du Geld verdienen kannst.

Michel. Ohne diese Hoffnung könnte wohl ein Gescheidter diese Wegweisung geben, aber nur ein Narr könnte sie annehmen.

Vogt. Das versteht sich, daß du Geld dabei verdienen mußt.

Michel. Zween Thaler Handgeld, Herr Untervogt! das muß baar voraus bezahlt sein, sonst ding' ich nicht in diesen Krieg.

Vogt. Du wirst alle Tage unverschämter, Michel! Du verdienst bei der Arbeit, die ich dir zeige, Geld mit Müßiggang, und du willst denn noch, ich soll dir den Lohn geben, daß du den guten Rath annimmst.

Michel. Ich mag nichts hören. Du willst, daß ich in deinem Dienst den Schelm mache, und ich will's thun, und treu sein und herzhast; aber Handgeld und Dingpfennig, zweien Thaler und keinen Kreuzer minder, das muß heraus, sonst stehe du selber ein, Vogt!

Vogt. Du Hund! du weißt, wo du zwingen kannst; da sind die zweien Thaler.

Michel. Nun ist's in der Ordnung, Meister! jetzt nur befohlen.

Vogt. Ich denke, so etwan in der Nacht, Gerüststangen abbrechen, und mit einem Schlag ein Paar Kirchenfenster von oben herunter spalten, das sei dir ein Leichtes; und daß Seiler und Kärste und was Kleines herum liegt, bei einem solchen Ehrenanlaß verschwinden müssen, das versteht sich von selbst.

Michel. Natürlich.

Vogt. Und dann in einer dunklen Nacht die Gerüstbretter alle den Hügel hinab in Fluß tragen, daß sie weiter nach Holland fahren, das ist auch nicht schwer.

Michel. Nichts weniger; das kann ich vollkommen. Ich hänge ein großes weißes Hemde mitten auf den Kirchhof an eine Stange, daß der Wächter und die Frau Nachbarin, wenn sie ein Gepolter hören, das Gespenst sehn, sich segnen und mir vom Leib bleiben.

Vogt. Du loser Keber du! was für ein Einfall!

Michel. Ich thu' es gewiß; es bewahrt vor dem Halseisen.

Vogt. Ja, aber das muß noch sein: wenn Zeichnungen, Rechnungen und Pläne, die dem Junker gehören, etwa umher liegen, die mußt du ordentlich hintragen, wo sie kein Hund sucht, und des Nachts dann abholen zum Einheizen.

Michel. Ganz wohl, Herr Untervogt!

Vogt. Auch mußt du es so einfädeln, daß deine ehrenwerthe Gesellschaft im Herrndienst sich recht wohl sein lasse, daß sie liederlich arbeiten und besonders, daß, wenn der Junker oder Jemand aus dem Schloß kommt, die Lumpenordnung am größten sei — und daß du dann auch diesem winken mußt, wie schön es gehe, versteht sich.

Michel. Ich will Alles probiren, und ich versteh' jetzt ganz wohl, was du eigentlich willst.

Vogt. Aber vor Allem aus ist's wahrlich nöthig, daß du und ich Feinde werden.

Michel. Auch das versteht sich.

Vogt. Wir wollen damit gerade jetzt anfangen. Es könnten Mamelucken da sein, und erzählen, wie wir hier in Eintracht in dieser Ecke Rath gehalten haben.

Michel. Du hast Recht.

Vogt. Trink' noch ein Paar Gläser, dann thue ich dergleichen, als ob ich mit dir rechnen wollte, und du leugnest mir etwas. Ich fange Lärm an; du schmäht auch, und wir stoßen dich zur Thüre hinaus.

Michel. Das ist gut ausgedacht. (Er läuft geschwind den Kreuz aus, und sagt dann zum Vogt: Gang jetzt nur an.)

Der Vogt murmelt von der Rechnung, und sagt etwas vernehmlich: „Nun, einmal den Gulden hab' ich nicht erhalten.“

Michel. Besinn' dich, Vogt!

Vogt. Ich weiß in Gottes Namen nichts davon. Er ruft seiner Frau: „Frau! hast du die vorige Woche einen Gulden vom Michel erhalten?“

Die Frau. Behüt' uns Gott! Keinen Kreuzer.

Vogt. Das ist wunderbar! — Gib mir den Kotel. (Sie bringt ihn.)

Der Vogt liest: „Da ist Montag — nichts von dir — Dienstag — nichts von dir — Da ist Mittwoch — Am Mittwoch, sagtest du ja, war es.“

Michel. Ja.

Vogt. Da ist Mittwoch — siehe da, es ist nichts von dir — und auch Donnerstag, Freitag und Samstag, es ist kein Wort da von dem Gulden.

Michel. Das ist vom Teufel; ich hab' ihn doch bezahlt.

Vogt. Sachte, sachte, Herr Nachbar! Ich schreibe Alles auf.

Michel. Was hab' ich von deinem Aufschreiben, Vogt? Ich habe den Gulden bezahlt.

Vogt. Das ist nicht wahr, Michel!

Michel. Ein Schelm sagt, ich hab' ihn nicht bezahlt.

Vogt. Was sagst du, ungehängter Spigbub?

Elliche Bauern stehn auf: „Er hat den Vogt gescholten, wir haben's gehört.“

Michel. Es ist nicht wahr; aber ich habe den Gulden bezahlt.

Bauern. Was sagst du, Schelm! du hab'st ihn nicht gescholten? Wir haben's Alle gehört.

Vogt. Werst mir den Hund aus der Stube.

Michel (mit dem Messer in der Hand). Wer mich anrührt, der sehe zu —

Vogt. Nehmt ihm das Messer.

Sie nehmen ihm das Messer, stoßen ihn zur Thür hinaus und kommen dann wieder.

Vogt. Es ist gut, daß er fort ist; er war nur ein Spion vom Mäurer.

Bauern. Bei Gott! das war er. Es ist gut, daß der Schelm fort ist.

„Wein her, Frau Vögtin! Vogt! wir sausen auf die Ernte hin; eine Garbe vom Zehnten für die Maß.“

Vogt. Ihr wollt mich bald bezahlen.

Bauern. Nicht so bald, aber desto schwerer.

Der Vogt setzt sich zu ihnen, und säuft auch mit ihnen nach Herzenslust, auf den künftigen Zehnten.

Nun sind alle Mäuler offen, ein wildes Gewühl von Fluchen und Schwören, von Zoten und Possen, von Schimpfen und Trozen, erhebt sich an allen Tischen. Sie erzählten von Hurereien und Diebstählen, von Schlaghändeln und Scheltworten, von Schulden, die sie listig gелеugnet, von Prozessen, die sie mit feinen Streichen gewonnen hatten, von Bosheiten und Unsinne — davon das Meiste erlogen, viel aber, leider Gott erbarm'! wahr war; wie sie den alten Arner in Holz und Feld und Zehnten bestohlen hätten; auch wie ihre Weiber jetzt bei den Kindern Trübsal kiesen, wie die eine das Betbuch nähme — die andere einen Krug Wein in Spreu oder im Strohsack verberge; auch von ihren Buben und Mädchen, wie eines dem Vater helfe die Mutter betrügen, und ein anderes der Mutter helfe den Vater erwischen; und wie sie es als Buben auch so gemacht hätten und noch viel schlimmer. Dann kamen sie auf den armen Mj, der über solche Narrenposen ertappt worden, und elendiglich umgekommen wäre am Galgen; wie er aber andächtig gebetet hätte, und gewiß selig gestorben wäre, nachdem er, wie man wohl wisse, nicht das Halbe bekant habe, aber doch um des unchristlichen Pfarrers willen hätte in's Gras beißen müssen.

Sie waren eben an dieser Geschichte und an des Pfarrers Bosheit, als die Vögtin ihrem Mann winkte, daß er heraus käme. „Wart', bis die Geschichte mit dem Gehängten vorüber ist,“ war seine Antwort. Sie aber sagt ihm leise in's Ohr: „Der Joseph ist da.“ Er antwortete: „Versteck ihn, ich will bald kommen.“ Der Joseph hatte sich in die Küche geschlichen. Es war aber so viel Volk im Hause, daß die Vögtin befürchtete, man sehe ihn da. Sie löschte das Licht aus und sagte ihm: „Joseph! ziehe deine Schuhe ab und schleich mir nach in die untere Stube, der Mann kommt hinunter.“

Der Joseph nahm seine Schuhe in die Hand und folgte ihr nach auf den Zehen in die untere Stube. Und es ging nicht lange, so kam der Vogt auch, und fragte ihn: „Was willst du noch so spät, Joseph?“

Joseph. Nicht viel. Ich will dir nur sagen, es sei mit den Steinen recht gut in der Ordnung.

Vogt. Das freut mich, Joseph!

Joseph. Der Meister red'te heut' von der Mauer, und schwagte da, daß die nahen Kiesel und Feldsteine recht gut wären. Ich sagte ihm aber geradezu, daß er ein Narr sei und seine Sachen nie recht anstellen wolle. Die Mauer werde vom Schwendstein so schön und glatt werden wie ein Teller. Er sagte kein Wort dagegen, und ich fuhr fort: Wenn er nicht Schwendsteine nähme, so stoße er sein Glück mit Füßen von sich.

Vogt. Hat er sich dazu entschlossen?

Joseph. Ja freilich; das war im Augenblick richtig. Am Montag werden wir den Bruch angreifen.

Vogt. Die Tagelöhner müssen ja am Montag in's Schloß.

Joseph. Sie werden zu Mittage schon wieder zurück und mit der Waare in dem Kalk sein. Das hat seine Wichtigkeit, wie wenn's schon drinnen wäre.

Vogt. Das ist recht und gut; wenn's doch nur schon gemacht wäre. Dein Trinkgeld liegt schon parat, Joseph!

Joseph. Ich hatt' es eben jetzt recht nöthig, Vogt!

Vogt. Komm nur am Montag, wenn ihr den Bruch angefangen haben werdet; es liegt parat.

Joseph. Meinst du, ich halte nicht Wort?

Vogt. Wohl, Joseph! ich trane dir.

Joseph. So gib mir doch gerade jeko drei Thaler — auf unsere Abrede — Ich wollte gern Morgen meine neuen Stiefeln beim Schuster abholen; es ist mein Namenstag, und ich mag jetzt dem Meister kein Geld abfordern.

Vogt. Ich kann jetzt nicht wohl. Komme doch am Montag Abend.

Joseph. Da sehe ich, wie du mir traust. Man mag wohl etwas versprechen, aber halten, das ist was anders. Ich glaubte auf dein Trinkgeld zählen zu dürfen, Herr Untervogt!

Vogt. Meiner Seele! ich geb' es dir.

Joseph. Ich seh's ja —

Vogt. Es ist am Montag auch noch Zeit.

Joseph. Vogt, du zeigst mir, daß man's mit Händen greifen kann, daß du mir nicht traust. Also darf ich auch sagen, wie's mir ist: Wird der Steinbruch einmal angegriffen sein, so wirfst du mir kein gut Wort mehr geben.

Vogt. Das ist doch unverschämt, Joseph! ich werde dir gewiß Wort halten.

Joseph. Ich mag nichts hören, wenn's nicht jetzt sein kann, so ist Alles aus.

Vogt. Kannst du es jetzt nicht mit zween Thalern machen?

Joseph. Nein, ich muß drei haben; aber dann kannst du auch auf mich zählen in Allem.

Vogt. Ich will's endlich thun, aber du hältst dann mir doch dein Wort?

Joseph. Wenn ich dich dann anführe, so sage, wo du willst, ich sei der größte Schelm und Dieb auf der Erde.

Der Vogt rief jetzt der Frau und sagte ihr: „Gib dem Joseph drei Thaler.“ Die Frau nimmt ihn beiseits und sagt ihm: „Thue doch das nicht.“

Vogt. Rede mir nichts ein. Thue, was ich sage.

Frau. Sei doch kein Narr; du bist besoffen, es wird dich morgen reuen.

Vogt. Rede mir kein Wort ein. Drei Thaler im Augenblick — hörst du, was ich sage?

Die Frau senkt, holt die Thaler, wirft sie dem Vogt dar. Dieser gibt sie dem Joseph und sagt noch einmal: „Du wirst mich doch nicht anführen wollen?“ „Behüte mich Gott dafür! Was denkst du auch, Vogt?“ antwortete Joseph — geht, zählt außer der Thüre noch einmal seine drei Thaler und sagt zu sich selbst: „Nun ist mein Lohn zwischen den Fingern, und da ist er sicherer, als in des Vogts Risten. Er ist ein alter Schelm, und ich will nicht sein Narr sein. Nehm' jetzt meinethalben der Meister Kiesel- oder Blauslein.“

Die Böttin heulte vor Zorn auf der Herdstätte in der Küche und ging nicht mehr in die Stube bis nach Mitternacht. Auch dem Vogt ahnte, sobald er fort war, daß er sich übereilt hätte; aber er vergaß es bald wieder bei der Gesellschaft. Der Grenel der Sausenden dauerte bis nach Mitternacht. Endlich kam die Böttin aus der Küche und sagte: „Es ist einmal Zeit, aufzubrechen, es geht gegen Morgen und ist heiliger Abend.“ „Heiliger Abend!“ sagten die Kerls, streckten sich, gähnten, saßen aus und stunden nach und nach auf. Jetzt sammelten, wankten sie allenthalben umher, hielten sich an Tischen und Wänden und kamen mit Mühe zum Hause hinaus.

„Geh' doch ein Jeder allein und macht kein Gewühl,“ sagte ihnen die Böttin, „sonst kriegen der Pfarrer und sein Gegergericht Strafen.“ „Nein, es ist besser, wir verkaufen das Geld,“ antworteten die Männer. Und die Böttin: „Wenn ihr den Wächter antrefft, so sagt ihm, es stehe ein Glas Wein und ein Stück Brod für ihn da.“ Und sie waren kaum fort, so erschien der Wächter vor den Fenstern des Wirthshauses und rief:

„Wollt ihr hören, was ich euch will sagen,
Die Glock', und die hat Ein Uhr g'schlagen.
Ein Uhr g'schlagen.“

Die Böttin verstund den Ruf, bracht' ihm den Wein und hat, daß er doch dem Pfarrer nicht sage, wie lange sie gewirthe habe.

Und nun half sie noch dem schlummernden Besoffenen aus den Schuhen und Strümpfen

Anmerkung.

Hier standen noch ein Paar Zeilen. — „Das ist unästhetisch,“ sagte der Knabe von noch nicht zehn Jahren, der sie lesen hörte. Ich umarmte ihn und strich die Stelle durch. Jüngling! wirst du dein reines Gefühl und das sanfte Erdröthen deiner Wangen behalten, so wird der Zug deiner Jugend die Freude machen im Alter; aber wirst du diese sanfte Unschuld deines Herzens der Kühnheit deines

Und sie brummte noch von Josephs Thalern und von der Dummheit ihres Mannes; er aber schlummerte, schnarchte, wußte nicht, was er that. Endlich kamen Beide am heiligen Abend zur Ruhe.

Und nun, Gottlob! ich habe jetzt eine Weile nichts mehr von ihnen zu erzählen. Ich kehre zurück zu Lienhard und Gertrud. — Wie das eine Welt ist! Bald steht neben einem Hundestall ein Garten und auf einer Wiese ist bald stinkender Unrath, bald herrliches, reiches Futter. Ja, es ist wunderbar auf der Welt! Selbst die schönen Wiesen geben ohne den Unrath, den wir darauf schütten, kein Futter.

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morgende festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtesse, nahm ihren Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete Alles auf morgen, damit denn am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch, um mit ihnen zu beten. Es war alle Samstag ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, an's Herz zu legen. Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten die Hände zum Gebet und die Mutter redete mit ihnen. „Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute

anwachsenden Muthes aufzuspüren — wird dein blickendes Auge ein sich nicht mehr niederschlagen, nicht mehr Thränen fallen lassen; wird deine Wange nicht mehr erröthen beim Anblick dessen, was unrecht und schändlich ist, Jungling! dann wirst du ob dieser Stelle weinen, oder sie vielleicht nicht mehr werth achten, sie zu lesen.

In diesem Augenblicke mußte mir natürlich der Gedanke auffallen: Wie weit darf ein stiller Schriftsteller das Kaster malen? Darf mein Mund aussprechen, was Hogarth und * * * gemalt haben? Aussprechen das Ich dieser Menschen, die ich ohne Bedenken vom Winkel und vom Grabstichel gemalt sehe? Mein Gefühl hebt zurück, wenn ich's in Worte bringe und ausspreche, das Ich dieser Menschen, und ich sehe mich um, ob mich Niemand höre. Aber das Bild des Malers sehe ich hingelehnt am Arme des Wesen, des Geistes, und scheue mich nicht.

Die Zunge des Menschen, sein Mund, sind enger mit dem Gefühl seines Herzens verbunden, als seine Hand. Die Kunst, die mit Hand und Pinsel das Kaster malt, und kühn ist, und das Tiefste treffend enthüllt, entwirft das Herz nicht mit der Gewalt, mit der es der Mund thut, wenn er mit gleicher Kühnheit das Kaster entblöht darstellt.

Das ist keine Lobrede für alle angebeteten Dichter; aber es dünkt mich hin- gegen, besonders in einem Jahrhundert, wo es der allgemeine Ton ist, den Korb mit Bildern des Wüstgangs, anstatt mit Berufs- und Geschäftssachen, zu füllen, eine für das Menschengeschlecht höchst wichtige Wahrheit.

Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst thun muß — Kinder! wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denkt fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben! daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes, und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, so lang' ihr leben werdet, Kinder! an diese Armuth und an alle Sorgen, die wir hatten — und wenn es jetzt besser geht, Kinder! so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden müßtet. Vergesst nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen. Und wenn ihr einen Mund voll Ueberflüssiges habt, es ihm gern gebt — Nicht wahr, Kinder! Ihr wollt es gern thun?

„O ja, Mutter! gewiß gern“ — sagten alle Kinder.

Mutter. Niklas, wen kennst du, der am meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter, den Rudel. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hungers sterben; er ist Gras ab dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrod geben?

Niklas. O ja, Mutter! darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niklas. Das freut mich.

Mutter. Und du, Lise! wem wolltest du dann und wann dein Abendbrod geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich's am liebsten gäbe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise!

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reithmarren Bethels. — Ich sah es heute auf des Bogts Mist verdorbene Erdäpfel herausfinden.

Niklas. Ja, Mutter! ich sah es auch, und suchte in allen meinen Säcken, aber ich fand keinen Mundvoll Brod mehr — hätte ich's nur auch eine Viertelstunde länger gesparrt.

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder — und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrod armen Kindern geben sollten. Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen — dann sagte sie zu ihnen: „Kinder! es ist jetzt genug hiervon. — Denkt jetzt auch daran, wie unser gnädiger Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat.“

„Ja unsere schönen Bagen — willst du sie uns doch zeigen, Mutter?“ sagten die Kinder. „Hernach, nach dem Beten,“ sagte die Mutter. Die Kinder jauchzten vor Freude. „Ihr lärmt, Kinder!“ sagte die Mutter. „Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denkt doch bei Allem an Gott, der uns Alles gibt. Wenn ihr das thut, Kinder! so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gern selber mit euch fröhlich, ihr Lieben! aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verliert man die stille Gleichmüthigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetsstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesst. Denn, wenn der Mensch Gott dankt oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost. Aber darum, Kinder! muß der Mensch besonders in seiner Gebetsstunde suchen ruhig und heiter zu sein. — Seht, Kinder! wenn ihr dem Vater recht dankt für etwas, so jauchzt und lärmt ihr nicht — Ihr fallt ihm still und mit wenig Worten um den Hals; und wenn's euch recht zu Herzen geht, so steigen euch Thränen in die Augen — Seht, Kinder! so ist's auch gegen Gott! Wenn's euch recht freut, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen ist zu danken, so macht ihr gewiß nicht viel Geschreies und Geredes — aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. — Seht, Kinder! dafür ist alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, so thut man auch Recht, und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben.“

Niklas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir Recht thun, sagtest du gestern.

Mutter. Ja, Kinder! es ist ein recht guter und frommer Herr! Gott lehne ihm Alles, was er an uns thut. Wenn du ihm einst nur recht lieb wirst, Niklas!

Niklas. Ich will ihm thun, was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm thun, was er will, weil er so gut ist.

Mutter. Das ist brav, Niklas! denk' nur immer so, so wirst du ihm gewiß lieb werden.

Niklas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte.

Mutter. Was wolltest du mit ihm reden?

Niklas. Ich wollte ihm danken für den schönen Bagen.

Annelj. Dürftest du ihm danken?

Niklas. Warum das nicht?

Annelj. Ich dürft's nicht.

Lise. Ich auch nicht.

Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder?

Lise. Ich müßte lachen —

Mutter. Was lachen? Lise, und noch voraus sagen, daß du nicht anders als läppisch thun könntest. Wenn du nicht viel Thorheiten im Kopf hättest, es könnte dir an so etwas kein Sinn kommen.

Annelj. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten.

Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Annelj! und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater, wenn er recht gut mit dir ist. Dann würdest du dich doch nicht mehr fürchten, Annelj!

Annelj. Nein — dann nicht.

Jonas. Und ich dann auch nicht.

Mutter. Aber ihr Lieben! wie ist's in dieser Woche mit dem Redithum gegangen?

Die Kinder sehen eines das andere an und schweigen.

Mutter. Annelj! thatest du Recht in dieser Woche?

Annelj. Nein, Mutter! du weißt es wohl mit dem Bräuderlein.

Mutter. Annelj! es hätte dem Kind etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk' nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte, und dich da hungern und dürsten und schreien ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lang' ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. — Annelj! so dürfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kind nicht recht Sorge.

Annelj. Glaube mir's doch, Mutter! ich will gewiß nicht mehr von ihm weggeh'n.

Mutter. Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

„Und, Niklas! wie ist's dir in dieser Woche gegangen?“

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr d'ran, daß du am Montag das Grütli umgestoßen hast?

Niklas. Ich hab's nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hättest, schämest du dich nicht, das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid! Ich will's nicht mehr thun, Mutter!

Mutter. Wenn du einmal groß sein und so, wie jetzt, nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtamen immer in Handel und Streit — und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas! daß du dir mit deinem unbedachtamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter!

Mutter. Thue es doch, mein Lieber! und glaub' mir, dieses unbedachtame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! ich weiß es, und ich glaub' es, und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Lise! wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Lise. Ich weiß einmal nichts Anderes diese Woche, Mutter!

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein einmal, Mutter! so viel ich mich besinne; ich wollte es sonst gern sagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du nichts weißt, mit so viel Worten antwortest, als ein Anders, wenn es recht viel zu sagen hat.

Lise. Was habe ich jetzt denn auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seist nicht bescheiden, du besinnst dich über nichts, was du reden sollst, und müßest doch immer gered't haben. — Was hattest du gerad vorgestern dem Unter-vogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde?

Lise. Es ist mir leid, Mutter!

Mutter. Wir haben's dir schon so oft gesagt, daß du nicht in Alles, was dich nicht angeht, reden sollst, insonderheit vor fremden Leuten; und doch thust du es immerfort — Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid sein; aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt, daß es Niemand wissen soll.

Mutter. Ja, ich will's dem Vater sagen, wenn er heim kommt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn, und beim Brunnen erzählen — aber das nicht — und das nicht — und

das wieder — so weißt du denn recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeih' mir doch, Mutter! Ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat es dir für ein- und allemal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abzugewöhnen, als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Die Thränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe red'te. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: „Lise! die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.“ — So red'te die Mutter mit allen, sogar mit dem kleinen Grütli: „Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern, sonst laß' ich dich ein ander Mal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem Andern.“

Nach allem diesen beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete, und nach denselben das Samstagsgebet, das Gertrud sie gelehrt hatte. Es lautet also: „Lieber Vater im Himmel! Du bist immer gut mit den Menschen auf Erden, und auch mit uns bist du immer gut, und gibst uns Alles, was wir nöthig haben. Ja, du gibst uns Gutes zum Ueberfluß. Alles kommt von dir — das Brod und Alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, Alles gibst du ihnen, und sie geben es uns gern. Sie freuen sich über Alles, was sie uns thun und geben können, und sagen uns, wir sollen es dir danken, daß sie so gut mit uns sind; sie sagen uns, wenn sie dich nicht kennen, und du ihnen nicht lieb wärst, so wären auch wir ihnen nicht so lieb, und sie würden, wenn sie dich nicht kennen und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie sagen uns ferner, daß wir es dem Heiland der Menschen danken sollen, daß sie dich, himmlischer Vater! erkennen und lieben, und daß alle Menschen, welche diesen lieben Heiland nicht kennen und lieben, und nicht allem guten Rathe folgen, den er den Menschen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmlischer Vater, nicht so lieben, und ihre Kinder nicht so fromm und sorgfältig erziehen, als die, so dem Heiland der Welt glauben. Unser lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit den Menschen auf Erden gemeint, wie er, damit er Alles thue, was er könne, die Menschen zeitlich und ewig glücklich zu machen, sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze gestorben sei; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, seines Vaters, lebe, und noch jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe und suche glücklich und selig zu machen — Es geht uns allemal an's Herz, wenn wir von

diesem lieben Jesus hören — wenn wir nur auch lernen so leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einst zu ihm kommen in den Himmel.

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beisammen sitzen und beten, sind Brüder und Schwestern; darum wollen wir immer recht gut mit einander sein, und einander nie nichts zu leid thun, sondern alles Gute, was wir können und mögen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brode nachgehen können; das ist das Einzige, so wir ihnen thun können — für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben, die sie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel, Alles, was sie an uns thun, und laß uns ihnen in Allem, was sie wollen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis an's Ende ihres Lebens, da du sie von uns nehmen und belohnen wirst für ihre Treue, die sie uns werden erwiesen haben.

Lieber himmlischer Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi, und auch alles dessen, was uns unser Vater und unsere Mutter und alle Menschen Gutes thun, recht eingedenk sein! damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden, und gehorham, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unser Lebenlang —

Hier mußte Niklas inne halten. Dann sprach Gertrud allemal, nach den Vorfällen der Woche, das Weitere vor. Heute sagte sie ihnen: „Wir danken dir, himmlischer Vater! daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brod und für ihre Haushaltung erleichtert, und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gezeigt hast. Wir danken dir, daß unsere Obrigkeit mit wahren Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsere Hilfe in allem Glend und in aller Noth ist. Wir danken dir für die Gutthat unsers gnädigen Herrn. Wir wollen, will's Gott! aufwachsen, wie zu deiner Ehre, also auch zu seinem Dienst und Wohlgefallen; denn er ist uns wie ein treuer Vater.“

Hierauf sprach sie der Lise vor: „Verzeih' mir, o mein Gott! meine alte Unart, und lehre mich meine Zunge im Zaum halten — schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtig antworten, wo man mich fragt.“ Sodann spricht sie dem Niklas vor: „Bewahre mich, Vater im Himmel! doch in die Zukunft vor meinem hastigen Wesen, und lehre mich, mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um und an mich sei.“ Dann dem Amiel: „Es ist mir leid, mein lieber Gott! daß ich mein Brüderlein so leichtsinnig verlassen, und damit die liebe Mutter so in Schrecken gesetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!“

Und nachdem die Mutter allen Kindern so vorgesprochen hatte, betete sie ferner:

„Herr! erhöre uns.
Vater! verzeih' uns.
Jesus! erbarm dich unser.“

Dann betete Niklas das heilige Vater unser. Und dann Ene: „Behüt' mir, Gott! den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geschwister, auch unsern lieben gnädigen Herrn von Arnheim, und alle guten lieben Menschen auf Erden“ — Und dann die Lise:

„Das walt' Gott,
Der Vater!
Der Sohn!
Und der heilige Geist!“

Und dann die Mutter:

„Nun Gott sei mit euch!
Gott erhalte euch!“

Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten, und sei euch gnädig!

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflößen muß.

Lise unterbrach diese Stille — „Du zeigst uns jetzt die neuen Bagen,“ sagte sie zur Mutter. „Ja, ich will sie euch zeigen,“ antwortete die Mutter. „Aber, Lise! du bist immer das, so zuerst redest.“ Niklas lacht jetzt vom Ort auf, wo er saß, drängt sich hinter dem Grütli hervor, daß er näher beim Licht sei, um die Bagen zu sehen, und stößt denn das Kleine, daß es laut weint. Da sagte die Mutter: „Niklas! es ist nicht recht; in eben der Viertelstunde versprachst du, sorgfältiger zu sein, und jetzt thust du das.“

Niklas. Ach Mutter! es ist mir leid; ich will's in meinem Leben nicht mehr thun.

Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott und thatest es wieder; es ist dir nicht Ernst.

Niklas. Ach ja, Mutter! Es ist mir gewiß Ernst. Verzeih' mir, es ist mir gewiß Ernst und recht leid.

Mutter. Mir auch, du Lieber! Aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du mußt jetzt ungessen in's Bett. Sie sagt's und führt den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher! Es that ihnen weh, daß der liebe Niklas nicht zu Nacht essen mußte.

„Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten lassen wollt, Kinder!“ sagte ihnen die Mutter. „Laß ihn doch diesmal wieder heraus,“ sagten die Kinder. „Nein, meine Lieben! Seine Unvorsichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden,“ antwortete die Mutter. „So wollen wir jetzt die Baken nicht sehen bis morgen, er sieht sie denn mit uns,“ sagt Enne. Und die Mutter: „Das ist recht, Enne! Ja, er muß sie alsdann mit euch sehen.“

Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachtesen und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niklas noch weinte. „Nimm dich doch ein ander Mal in Acht, lieber, lieber Niklas!“ sagt ihm die Mutter. Und Niklas: „Verzeih mir's doch, meine liebe, liebe Mutter! Verzeih' mir's doch und kisse mich; ich will gern nicht zu Nacht essen.“ Da küßte Gertrud ihren Niklas, und eine heiße Thräne floss auf sein Antlitz, als sie ihm sagte: „O Niklas, Niklas! werde bedachtsam — Niklas mit beiden Händen umschlingt den Hals der Mutter und sagt: „O Mutter, Mutter! verzeih' mir.“ Gertrud segnete noch ihre Kinder und ging wieder in ihre Stube.

Jetzt war sie ganz allein — Eine kleine Lampe leuchtete nur schwach in der Stube, und ihr Herz war feierlich still, und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindung von Gott und von seiner Güte; Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückseligkeit der Menschen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen; alles dieses bewegte ihr Herz, daß sie hinsank auf ihre Kniee, und ein Strom von Thränen floss ihre Wangen herunter.

Schön ist die Thräne des Kindes, wenn es, von der Wohlthat des Vaters gerührt, schluchzend zurück sieht, seine Wangen trocknet und sich erholen muß, ehe es den Dank seines Herzens stammeln kann. Schön sind die Thränen des Niklas, die er in dieser Stunde weint, daß er die gute Mutter erzürnt hat, die ihm so lieb ist. Schön sind die Thränen des Menschen alle, die er also aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel sieht herab auf das Schluchzen seines Danks — und auf die Thränen seiner Augen, wenn er ihn lieb hat. Der Herr im Himmel sah die Thränen der Gertrud und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lang' vor dem Herrn, ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heim kam. „Warum weinst du, Gertrud? deine Augen sind roth und naß. Warum weinst du heute, Gertrud?“ fragte sie Lienhard. Gertrud antwortete: „Mein Lieber! Es sind keine Thränen des Kammers — fürchte dich nicht — Ich wollte Gott danken für diese Woche, da ward mir das Herz zu voll, ich mußte hinsinken auf meine Kniee, ich konnte nicht reden — ich mußte nur weinen; aber es war mir, ich habe in meinem

Leben Gott nie so gedankt.“ „Du Liebe!“ antwortete Lienhard: „wenn ich nur auch mein Herz, wie du, so schnell empor heben und zu Thränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, Recht zu thun und gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein; aber es wird mir nie so, daß ich auf meine Kniee fallen und Thränen vergießen möchte.“

Gertrud. Wenn's dir nur Ernst ist, Recht zu thun, so ist alles Andre gleich viel. Der Eine hat eine schwache Stimme und der Andere eine starke; daran liegt nichts. Nur wozu sie ein Jeder braucht, darauf kommt's allein an — Mein Lieber! Thränen sind nichts und Knieefallen ist nichts; aber der Entschluß, gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist Alles. Daß der eine Mensch weidmüthig und daß der andre es weniger ist, das ist eben so viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andere leichter in dem Staube daher schleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber! so wirst du ihn finden; ihn, der aller Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Thräne im Aug' sein Haupt auf ihren Schooß, und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmuth über das seine. Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still, stammeln — und schweigen. „Endlich sagte Gertrud zu ihm: „Willst du nicht zu Nacht essen?“ „Ich mag nicht,“ antwortet er. „Mein Herz ist zu voll, ich könnte jetzt nicht essen.“ „Ich mag auch nicht, mein Lieber!“ erwiderte sie; „aber weißt du, was wir thun wollen — Ich trage das Essen zu dem armen Rudi — seine Mutter ist heute gestorben.“

Lienhard. Ist sie endlich ihres Glucks los?

Gertrud. Ja, Gott Lob! aber du hättest sie sollen sterben sehen, mein Lieber! Denk, sie entdeckte an ihrem Todestage, daß ihr Rudi uns Erdäpfel gestohlen hätte. Der Vater und der Knabe mußten zu mir kommen und um Verzeihung bitten. Sie ließ uns auch ausdrücklich in ihrem Namen bitten, wir sollten es ihr verzeihen, daß sie die Erdäpfel nicht zurückgeben könne, und der gute Rudi versprach so herzlich, daß er es dir abverdienen wolle — Denk, wie mir bei dem Allen war, mein Lieber! Ich lief zu der Sterbenden, aber ich kann dir's nicht erzählen: es ist nicht auszusprechen, mit welcher Wehmuth, wie innig gekränkt sie mich noch einmal fragte, ob ich's ihnen verzeihen hätte, und da sie sah, daß mein Herz gerührt war, empfahl sie mir ihre Kinder — wie sie das fast nicht thun und fast nicht wagen durfte — wie sie es bis auf den letzten Augenblick verspart, und dann, da sie empfand, daß sie eilen mußte, endlich es wagte, und mit einer Demuth und Liebe gegen die Andern that — und wie sie mitten, indem sie es that, ausgehört ist, das ist nicht auszusprechen und nicht zu erzählen.

Lienhard. Ich will mit dir zu ihnen gehen.

Gertrud. Ja, komme, wir wollen gehen. — Sie nimmt ihre Erbsbrühe und sie gehen.

Da sie kamen, saß der Rudi neben der Todten auf ihrem Bette, weinte und seufzte, und der Kleine rief dem Vater aus seiner Kammer und bat ihn um Brod — Nein, nicht um Brod — um rohe Wurzeln nur, oder was es wäre. „Ach! ich habe nichts, gar nichts — um Gottes willen, schweig' doch bis morgen; ich habe nichts,“ sagte ihm der Vater. Und der Kleine: „O! wie mich hungert, Vater! ich kann nicht schlafen — O! wie mich hungert, Vater!“

„O wie mich hungert!“ hören ihn Lienhard und Gertrud rufen, öffnen die Thüre, stellen das Essen den Hungrigen dar und sagen zu ihnen: „Eßt doch geschwind, ehe es kalt ist.“ „O Gott!“ sagte der Rudi, „was ihr an mir thut! Rudej, das sind die Leute, denen du Erdäpfel gestohlen hast, und auch ich habe davon gegessen.“

Gertrud. Schweig' doch einmal hievon, Rudi!

Rudi. Ich darf euch nicht ansehen, so geht's mir an's Herz, daß wir euch das haben thun dürfen.

Lienhard. Ist doch jezt, Rudi!

Rudej. Ist doch, Vater! wir wollen doch essen, Vater!

Rudi. So bete eben.

Rudej. Speiß' Gott —

Tröst' Gott —

Alle armen Kind',

Die auf Erden sind,

An Seel' und Leib, Amen!

So betete der Knabe, nimmt den Löffel, zittert, weint und ißt. „So vergelt's euch Gott zu tausend Malen,“ sagt der Vater, ißt auch, und Thränen fallen über seine Wangen in seine Speise. Sie aßen aber das Essen nicht auf, sondern stellten ein Blättlein voll den Kindern beiseits, die schliefen, dann betete der Rudej ab Tische:

Wer g'essen hat,

Gott danken soll,

Der uns gespeiß't hat

Abermal.

Ihm sei Lob, Preis und Dank gesagt

Von nun an bis in Ewigkeit, Amen!“

Als nun der Rudi ihnen noch einmal danken wollte, entfuhr ihm ein Seufzer —

„Fehlt dir etwas, Rudi? Wenn's etwas ist, da wir dir helfen können, so sag' es,“ sagten Lienhard und Gertrud zu ihm. „Nein, es fehlt mir jezt nichts; ich dank' euch,“ antwortete der Rudi. Aber sichtbar ersüßte er das tiefe Seufzen des Herzens, das immer empor dringen wollte. Mitleidig und traurig sahen ihn Lienhard

und Gertrud an und sprachen: „Du seufzest doch, und man sieht's, dein Herz ist über etwas bekümmert.“

„Sag's doch, ach, sag's doch, Vater! sie sind ja so gut,“ bittet ihn der Kleine. „Thu' es doch und sag' es, wenn wir helfen können,“ bitteten ihn Lienhard und Gertrud. „Darf ich's?“ erwiderte der Arme; „ich habe weder Schuh', noch Strümpfe, und sollte morgen mit der Mutter zum Grabe und übermorgen in's Schloß gehen.“

Lienhard. Daß du dich auch so grämen magst über dieses! Warum sagtest du doch das nicht auch geradezu? Ich kann und will dir ja das gern geben.

Rudi. Wirst du mir, ach mein Gott! nach Allem, was vorgefallen ist, auch glauben, daß ich dir es unverfehrt und mit Dank wieder zurück geben werde?

Lienhard. Schweig' doch hievon, Rudi! Ich glaub' dir noch mehr als das; aber dein Elend und deine Noth haben dich zu ängstlich gemacht.

Gertrud. Ja, Rudi! traue auf Gott und Menschen, so wird dir durchaus leichter um's Herz werden und du wirst dir in allen Umständen besser helfen können.

Rudi. Ja, Gertrud! ich sollte wohl meinem Vater im Himmel mehr trauen, und euch kann ich nicht genug danken.

Lienhard. Rede nicht hievon, Rudi!

Gertrud. Ich möchte deine Mutter noch sehen.

Sie gehen mit einer schwachen Lampe an ihr Bette — und Gertrud und Lienhard und der Rudi und der Kleine, alle mit Thränen in den Augen — stannen in tiefstem Schweigen eine Weile sie an, decken sie dann wieder zu, und nehmen dann fast ohne Worte herzlich Abschied von einander.

Und im Heimgehen sagte Lienhard zu Gertrud: „Es geht mir an's Herz, welche Tiefe des Elends! Nicht mehr in die Kirche gehen können, nicht mehr um Arbeit bitten, nicht mehr dafür danken können, weil man keine Kleider, nicht einmal Schuh' und Strümpfe dazu hat.“

Gertrud. Wenn der Mann nicht unschuldig an seinem Elend wäre, er müßte verzweifeln.

Lienhard. Ja, Gertrud! er müßte verzweifeln; gewiß, er müßte verzweifeln, Gertrud! Wenn ich meine Kinder so um Brod schreien hörte, und keines hätte, und Schuld daran wäre, Gertrud! ich müßte verzweifeln, und ich war auf dem Wege zu diesem Elend.

Gertrud. Ja, wir sind aus großen Gefahren errettet.

Indem sie so redeten, kamen sie neben dem Wirthshaus vorbei, und das dumpfe Gewühl der Säufer und Brasser ertönte in ihren Ohren. Dem Lienhard klopfte das Herz schon von ferne; aber ein Schauer durchfuhr ihn und ein banges Entsetzen; als er sich ihm näherte. Sanft und wehmüthig sah ihn Gertrud jezt an, und be-

schämt erwiederte Lienhard den wehmüthigen Anblick seiner Gertrud, und sagte: „O des herrlichen Abends an deiner Seite! und wenn ich jetzt auch hier gewesen wäre!“ So sagte er. Die Wehmuth wächst jetzt zu Thränen, und sie hebt ihre Augen gen Himmel. Er sieht's — Thränen steigen auch ihm in die Augen, und gleiche Wehmuth in das Antlitz, wie seiner Geliebten. Auch er hebt seine Augen gen Himmel, und beide heften eine Weile ihr Antlitz auf den schönen Himmel. Sie sahen mit wonnevollen Thränen den hellleuchtenden Mond an, und noch wonnevollere innere Zufriedenheit versicherte sie, daß Gott im Himmel die reinen und unschuldigen Gefühle ihrer Herzen gut hieße.

Nach dieser kleinen Verweilung gingen sie in ihre Hütte. Also bald suchte Gertrud Schuhe und Strümpfe für den Rudi, und Lienhard brachte sie ihm noch am gleichen Abend. Da er wieder zurück war, betete sie noch ein Vorbereitungsgebet zum heiligen Nachtmahl, und entschliefen in gottseligen Gedanken.

Am Morgen standen sie früh auf und freuten sich des Herrn, lasen die Leidensgeschichte des Heilands und die Einfegung des heiligen Abendmahls und lobten Gott in der frühen Stunde vor dem Aufgange der Sonne am heiligen Tage. Dann weckten sie ihre Kinder, warteten noch ihr Morgengebet ab und gingen zur Kirche.

Eine Viertelstunde vor dem Zusammenlängen stand auch der Bogt auf. Er konnte den Schlüssel zum Kleiderkasten nicht finden, fluchte Entsetzen und Gremel, stieß den Kasten auf mit dem Schuß, kleidete sich an, ging zur Kirche, setzte sich in den ersten Stuhl des Chors, nahm den Hut vor den Mund, blickte mit den Augen in alle Ecken der Kirche und betete zugleich unter dem Hute.

Bald darauf kam auch der Pfarrer.

Da sang die Gemeinde zwei Stücke von dem Passionslied: „O Mensch! beweine dein Sünden groß,“ und wie es weiter lautet. Dann trat der Pfarrer auf die Kanzel und predigte und lehrte an diesem Tage seine Gemeinde also:

„Meine Kinder!

Wer den Herrn fürchtet und fromm und aufrichtig vor seinen Augen wandelt, der wandelt im Licht. Aber wer des Herrn, seines Gottes, in seinem Thum vergißt, der wandelt in der Finsterniß. Darum laßt euch nicht verführen, es ist nur einer gut, und der ist euer Vater. Warum lauft ihr in der Irre umher, und tappt in der Finsterniß? es ist Niemand euer Vater, als nur Gott. Hütet euch vor den Menschen, daß ihr von ihnen nicht Dinge lernt, die euerm Vater mißfallen. Selig ist der Mensch, dessen Vater Gott ist. Selig ist der Mensch, der sich vor dem Bösen fürchtet, und der das Arge haßt; denn es geht Denen nicht wohl, die Böses thun, und der Arge verstrickt sich in seiner Arglist.

Es geht Denen nicht wohl, die ihren Nächsten drücken und drängen. Nein, es geht dem Menschen nicht wohl, über den der Arme zu Gott schreit. Weh dem Elenden, der im Winter den Armen speist und in der Ernte das Doppelte von ihm wieder abnimmt. Weh dem Gottlosen, der dem Armen im Sommer Wein aufdringt, und im Herbst ihm zweimal so viel wieder fordert. Weh ihm, wenn er dem Armen sein Stroh und sein Futter abdrückt, daß er sein Land nicht mehr bauen kann. Weh ihm, wenn die Kinder der Armen um seiner Hartherzigkeit willen Brod mangeln. Weh dem Gottlosen, der den Armen Geld leiht, daß sie seine Knechte werden, ihm zu Gebote stehen, ohne Lohn arbeiten, und doch zinsen müssen. Weh ihm, wenn sie vor Gericht und Recht für ihn aussagen, falsches Zeugniß geben, und Meineide schwören, daß er Recht hat. Weh ihm, wenn er Bösewichter in seinem Hause versammelt, und mit ihnen dem Gerechten auslauert, ihn zu verführen, daß er auch werde wie sie, und daß er seines Gottes, und seines Weibes, und seiner Kinder vergesse, und verschwende bei ihnen den Lohn seiner Arbeit, auf den die Mutter sammt den Kindern hofft. Und weh auch dem Elenden, der sich also von dem Gottlosen verführen läßt, und in seinem Unsinne verschwendet das Geld, das in seiner Haushaltung nöthig ist. Weh ihm, wenn sein Weib über ihn zu Gott seufzt, daß sie nicht Milch hat, den Säugling zu nähren. Weh ihm, wenn der Säugling um seines Saufens willen serbt. Weh ihm, wenn die Mutter über seiner Kinder Brodmangel und über unvernünftig aufgebürdete Arbeit weint. Weh dem Elenden, der das Lehrgeld seiner Söhne verspielt; wenn sein Alter kommen wird, werden sie sagen: Du warst nicht unser Vater, du lehrtest uns nicht Brod verdienen, womit können wir dir helfen? Weh Denen, die mit Lügen umgehen, und das Krumme gerade und das Gerade krumm machen, denn sie werden zu Schanden werden. Weh euch, wenn ihr der Wittive Acker und des Waisen Haus zu wohlfeil gekauft habt, weh euch! denn der Wittive und des Waisen Vater ist euer Herr, und die Armen und die Wittwen und die Waisen sind ihm lieb, und ihr seid ihm ein Gremel und ein Abscheu, darum, daß ihr böse seid, und hart mit den Armen. Weh euch, die ihr euer Haus voll habt von Dem, was nicht euer ist. Ob ihr gleich jauchzt beim Saufen des Weins, der in den Neben der Armen gewachsen ist. Ob ihr gleich lacht, wenn elende hungernde Menschen ihr Korn mit Seufzen in eure Säcke ausschütten. Ob ihr gleich spöttelt und scherzt, wenn euer Unterdrücker sich vor euch wie ein Wurm windet, um den zehnten Theil eures Raubs von euch wieder um Gottes willen auf Borg bittet; ob ihr euch gleich gegen alles Das verhärtet, so ist es euch doch keine Stunde wohl in euern Herzen. Nein, es ist dem Menschen nicht wohl auf Gottes Erdboden, der den Armen ausaugt. Mög' er sein, wer

er will, mög' er über alle Gefahr, über alle Verantwortung und über alle Strafe auf der Erde hinaus sein. Mög' er sogar Richter im Land sein, und Elende, die besser als er sind, mit seiner Hand gefangen nehmen und mit seinem Munde anklagen. Mög' er sitzen und richten selber über sie, auf Leben und Tod, und sprechen das Urtheil auf Schwert und Rad. Er ist schlimmer als sie. Wer den Armen aus Uebermuth drückt, und elenden Leuten Fallstricke legt, und die Häuser der Wittwen aussaugt — der ist schlimmer als Diebe und Mörder, deren Lohn der Tod ist. Darum ist dem Menschen auf Erden, der das thut, auch keine Stunde wohl in seinem Herzen. Er irrt auf Gottes Erdboden herum, belastet mit dem Fluche des Brudermörders, der seinem Herzen keine Ruhe läßt. Er irrt umher, und will und sucht immer die Schrecken seines Innwendigen vor sich selber zu verbergen.

Mit Saufen und Prassen,
Mit Muthwillen und Bosheiten,
Mit Hader und Streit,
Mit Lug und Betrug,
Mit Zoten und Possen,
Mit Schmähern und Schimpfen
Mit Aufhetzen und Hinterreden

will er sich selbst die Zeit, die ihm zur Last ist, vertreiben. Aber er wird die Stimme seines Gewissens nicht immer ersticken, er wird dem Schrecken des Herrn nicht immer entgehen können. Es wird ihn überfallen, wie ein Gewaffneter, und ihr werdet ihn sehen zittern und zagen, wie einen Gefangenen, dem der Tod droht. Aber selig ist der Mensch, der keinen Theil hat an seinem Thun. Selig ist der Mensch, der nicht Schuld ist an der Armut eines seiner Nebenmenschen. Selig ist der Mensch, der von keinem Armen Gaben oder Gewinn in seiner Hand hat. Selig seid ihr, wenn euer Mund rein ist von harten Worten und euer Aug' von harten Blicken. Selig seid ihr, wenn der Arme euch segnet, und wenn Wittwen und Waisen Thränen des Danks über euch zu Gott weinen. Selig ist der Mensch, der in der Liebe wandelt vor dem Herrn, seinem Gott, und vor allem seinem Volk. Selig seid ihr, ihr Frommen! Kommt und freut euch beim Mahl des Herrn der Liebe. Der Herr, euer Gott, ist euer Vater. Die Pfänder der Liebe aus seiner Hand werden euch erquickern, und das Heil eures Herzens wird wachsen, weil eure Liebe gegen Gott, euern Vater, und gegen die Menschen, eure Brüder, wachsen und stark werden wird. Aber ihr, die ihr ohne Liebe wandelt, und in euerm Thun nicht achtet, daß Gott euer Vater ist, daß eure Nebenmenschen Kinder eures Gottes sind, und daß der Arme euer Bruder ist, ihr Gottlosen! was thut ihr hier? Ihr, die

ihr morgen wieder wie gestern den Armen drücken und drängen werdet! was thut ihr hier? Wollt ihr das Brod des Herrn essen, und seinen Kelch trinken, und sagen: daß ihr ein Leib und ein Herz, ein Geist und eine Seele mit euern Brüdern seid? Verlaßt doch diese Vorhöfe und meidet das Mahl der Liebe! Bleibt, bleibt von binnen — daß der Arme nicht beim Mahl des Herrn über euern Anblick erblicke, und daß er in der Stunde seiner Erquickung nicht denken müsse, ihr werdet ihn morgen erwürgen. Gönnt, ach! gönnt ihm doch diese Stunde des Friedens, daß er Ruhe habe vor euch, und euch nicht sehe. Denn der Arme zittert vor euch, und dem Waisen klopft das Herz, wo ihr um den Weg seid. Aber warum rede ich mit euch! ich verschwende umsonst meine Worte. Ihr geht nicht von da weg, wo ihr Menschen kränken könnt; wo ihr sie vor euch zittern und angstvoll seht, da ist euch wohl, und ihr meint, es müsse, wie ihr, Niemand Ruhe haben in seinem Herzen. Aber ihr irrt euch; siehe, ich wende mich von euch weg, als ob ihr nicht da wäret. Und ihr Arme und Gedrückte in meiner Gemeinde, wendet euch von ihnen weg, als ob ihr sie nicht sähet, als ob sie nicht da wären.

Der Herr ist da!
Auf den ihr hoffet —
Der Herr ist da!

Glaubt und traut auf ihn, und die Frucht eurer Trübsal und eurer Leiden wird euch zum Segen werden. Glaubt und traut dem Herrn, euerm Gott, und fürchtet euch nicht vor den Gottlosen; aber hütet euch vor ihnen, geduldet euch lieber, tragt lieber allen Mangel, leidet lieber Schaden, als daß ihr Hülfe bei dem Hartherzigen sucht; denn die Worte eines harten Mannes sind Lügen und seine Hülfe ist eine Lockspeise, womit er den Armen fange, daß er ihn tödte. Darum flieht den Gottlosen, wenn er euch lächelnd grüßt, wenn er seine Hand euch bietet und die eure schüttelt und drückt. Wenn er euch alle seine Hülfe anträgt, so flieht, denn der Gottlose verstrickt den Armen. Flieht vor ihm, und bindet nicht mit ihm an; aber fürchtet ihn nicht, wenn ihr ihn seht stehen fest und groß — wie die hohe Eiche fest und groß! fürchtet ihn nicht. Geht hin, ihr Lieben! in euern Wald, an den Ort, wo die hohen alten Eichen standen, und seht, wie die kleinen Bäume, die unter ihrem Schatten serbten, jetzt zugenommen haben, wie sie grünen und blühen. Die Sonne scheint jetzt wieder auf die jungen Bäume, und der Thau des Himmels fällt auf sie in seiner Kraft, und die großen weiten Wurzeln der Eiche, die Nahrung aus der Erde saugen, faulen jetzt und geben den jungen Bäumen Nahrung, die im Schatten der Eiche serbten. Darum hofft auf den Herrn, denn seine Hülfe mangelt denen nie, die auf ihn hoffen. Der Tag des Herrn wird über den

Gottlosen kommen, und an demselben Tage wird er, wenn er den Unterdrückten und Elenden ansehen wird, heulen und sprechen: War ich wie dieser einer! Darum traut auf den Herrn, ihr Betrübten und Unterdrückten! und freut euch, daß ihr den Herrn erkennt, der das Mahl der Liebe eingesezt hat. Denn durch die Liebe tragt ihr der Erde Leiden, wie einen Schatz von dem Herrn, und unter euern Lasten wachsen eure Kräfte und euer Segen. Darum freut euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennt, denn ohne Liebe würdet ihr erliegen, und werden wie die Gottlosen, die euch plagen und betrügen. Lobpreisest den Herrn der Liebe, daß er das Abendmahl eingesezt, und unter seinen Willkionen auch euch zu seinem heiligen Geheimniß berufen hat! Lobpreisest den Herrn! Die Offenbarung der Liebe ist die Erlösung der Welt! Liebe ist das Band, das den Erdkreis verbindet. Liebe ist das Band, das Gott und Menschen verbindet. Ohne Liebe ist der Mensch ohne Gott, und ohne Gott und ohne Liebe was ist der Mensch? Dürft ihr's sagen? Dürft ihr's aussprechen oder denken, was der Mensch ist ohne Gott und ohne Liebe? — Ich darf's nicht sagen; ich kann's nicht aussprechen. Nicht Mensch. — Unmensch ist der Mensch ohne Gott und ohne Liebe. Darum freut euch, daß ihr den Herrn der Liebe erkennt, der den Erdkreis von der Unmenschlichkeit zur Liebe, von der Finsterniß zum Licht, und vom Tod zum ewigen Leben berufen hat. Und noch einmal sage ich euch: „Freut euch, daß ihr den Herrn erkennt, und betet für alle Die, so ihn nicht erkennen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit und zu eurer Freude gelangen. Meine Kinder! kommt zum heiligen Mahl eures Herrn — Amen!“

Nachdem der Pfarrer dieses gesagt, und fast eine Stunde seine Gemeinde christlich gelehrt hatte, betete er mit ihnen, und die ganze Gemeinde nahm das Nachtmahl des Herrn. Der Vogt Hummel aber diente zu beim Nachtmahl des Herrn, und nachdem alles Volk dem Herrn gedankt hatte, sangen sie wieder ein Lied, und der Pfarrer segnete die Gemeinde, und ein Jeder ging in seine Hütte.

Der Vogt Hummel aber ergrimnte über die Rede des Pfarrers, die er über den Gottlosen gehalten hatte, in seinem Herzen; und am Tage des Herrn, den die ganze Gemeinde in stiller Feier heiligte, tobte und wüthete er, schimpfte und red'te er greuliche Dinge über den Pfarrer. Sobald er vom Tisch des Herrn heim ging, saubte er sogleich zu den gottlosen Gesellen seines Lebens, daß sie geschwind zu ihm kämen. Diese waren bald da, und führten mit dem Vogt lasterhafte, leichtfertige Reden über den Pfarrer und seine christliche Predigt. Der Vogt fing zuerst an: „Ich kann das verdamnte Schimpfen und Stacheln nicht leiden.“ „Es ist auch nicht recht, es ist Sünde, besonders an einem heiligen Tag ist es Sünde, daß er's thut,“ sagte Nebj. Und der Vogt: „Er weiß es, der Bösewicht, daß ich es nicht leiden kann; aber desto mehr thut er's. Es muß

ihm ein rechtes Wohlleben sein, wenn er die Leute mit seinem Prezigen, und mit seinem Verdrehen alles dessen, was er nicht versteht, und was ihn nichts angeht, recht in Zorn und Wuth bringen kann.“

Nebj. Einmal der liebe Heiland und die Evangelisten und die Apostel im neuen Testament haben Niemand geschimpft.

Christen. Das mußt du nicht sagen; sie haben auch geschimpft, und noch mehr als der Pfarrer.

Nebj. Das ist nicht wahr, Christen!

Christen. Du bist ein Narr, Nebj! Ihr blinden Führer, ihr Schlangen, ihr Ottergezüchte, und so tausenderlei. Du verstehst die Bibel, Nebj!

Bauern. Ja, Nebj! es ist wahr, sie haben auch geschimpft.

Christen. Ja, aber Rechtsbündel, die sie nicht verstanden, und Rechnungssachen, die vor der Oberkeit ausgemacht und in der Ordnung sind, ahndeten sie doch nicht; und zu dem, es waren andere Leute, die das wohl durften.

Bauern. Es versteht sich, es waren andere Leute.

Christen. Ja, es mußten wohl andere Leute sein, denn sonst hätten sie es nicht dürfen! Denkt, wie sie es machten — Einst einem Annas — ja Annas hieß er — und hintennach auch seiner Frau; nur daß sie eine Lüge sagten, sind sie zu Boden gefallen, und waren todt.

Bauern. Ist das auch wahr, um einer Lüge willen?

Christen. Ja, so wahr ich lebe und da vor euch stehe.

Nebj. Es ist doch schön, wenn man die Bibel versteht.

Christen. Ich dank's meinem Vater unter dem Boden; er war leider, Gott erbarm! eben nichts Sonderbares. Er hat uns unser ganzes Muttergut durchgebracht, bis auf den letzten Heller; und das könnt' ich noch wohl verschmerzen, hätt' er sich mir nicht mit dem gehängten Ull so eingelassen! so etwas trägt man Kind und Kindeskindern nach; aber lesen konnte er in der Bibel, trotz einem Pfarrer, und das mußten wir auch können; er ließ es keinem nach.

Nebj. Es hat mich tausendmal gewundert, wie er auch so ein Schlimmling hat sein können, da er doch so viel wußte.

Bauern. Ja, es ist freilich wunderbar, so viel er wußte.

Jo st. (ein Fremder, der eben im Wirthshaus ist). Ich muß mir lachen, Nachbarn! daß ihr euch hierüber verwundert. Wenn vieles Wissen die Leute brav machen würde, so wären ja eure Anwälte und eure Tröster, und eure Bögte und eure Richter, mit Respekt zu melden, immer die Brävsten.

Bauern. Ja, es ist so, Nachbar! es ist so.

Jo st. Glaubt es mir, Nachbarn! Es ist zwischen Wissen und Thun ein himmelweiter Unterschied. Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat wahrlich groß Acht zu geben, daß er das Thun nicht verlerne.

Bauern. Ja, Nachbar! es ist so, was einer nicht treibt, das verlernt er.

Jo st. Natürlich, und wenn einer den Müßiggang treibt, so wird er nichts nütze. Und so geht's denen, die sich aus Müßiggang und langer Zeit auf's Frägen und Schwätzen legen, sie werden nichts nütze. Geht nur Acht, die meisten dieser Burche alle, die immer bald Kalender und bald Bibelhistorien, und bald die alten und bald die neuen Mandate in der Hand oder im Mund haben, sind Tagdiebe. — Wenn man mit ihnen etwas, das Hausordnung, Kinderzucht, Gewinn und Gewerbe antrifft, reden will, wenn sie Rath geben sollen, wie dieses oder jenes, das jetzt nothwendig ist, anzugreifen wäre, so stehen sie da, wie Tropfen, und wissen nichts, und können nichts. Nur da, wo man müßig ist, in Wirthshäusern, auf Tanzplätzen, bei den Sonn- und Feiertagsgeschwätzen — da wollen sie sich dann zeigen; sie bringen aber Quacksalbereien, Dummheiten und Geschichten an, an denen hinten und vornen nichts wahr ist. Und doch ist's weit und breit eingerissen, daß ganze Stuben voll braver Bauern bei Stunden so einem Großmaul, das ihnen eine Lüge nach der andern aufbindet, zuhören können.

Aeb j. Es ist bei meiner Seel' so, wie der Nachbar da sagt; und, Christen! er hat deinen Vater durch und durch abgemalt. Vollkommen so hatten wir's mit ihm. Dumm war er in Allem, was Holz und Feld, Vieh und Futter, Dreschen und Pflügen, und Alles dergleichen antrat, wie ein Ochse, und zu Allem, was er angreifen sollte, trug wie ein Hammel — aber im Wirthshaus und bei den Kirchständen, bei Lichtstübchen und auf den Gemeindepätzen red'te er wie ein Weiser aus Morgenland, bald vom Doktor Faust, bald vom Herrn Christus, bald von der Here von Endor, oder der von Hirzau, und bald von den Stiergefechten in Maastricht und den Pferderennen in London — So toll und dumm er Alles machte, und so handgreiflich er Lügen aufband, so hörte man ihm dennoch immer gern zu, bis er fast gehenkt wurde, da hat endlich sein Kredit mit dem Erzählen abgenommen.

Jo st. Das ist ziemlich spät.

Aeb j. Ja, wir waren lang' Narren und zahlten ihm manchen guten Krug Wein für lautre Lügen.

Jo st. Ich denke, es wäre ihm besser gewesen, ihr hättet ihm keinen bezahlt.

Aeb j. Bei Gott! ich glaube selbst, wenn wir ihm keinen bezahlt hätten, so wäre er nicht unter den Galgen gekommen; er hätte alsdann arbeiten müssen.

Jo st. So ist ihm eure Gutherzigkeit eben übel bekommen.

Bauern. Ja wohl, in Gottes Namen.

Jo st. Es ist ein verflucht verführerisches Ding um das müßiggängerische Hörtörlein-Aussuchen und Hörtörlein-Erzählen, und gar heillos, die Bibel in diesen Narrenzeitvertreib hineinzu ziehen.

Lä u p j. Mein Vater hat mich einst tüchtig geprügelt, da ich so über einem Hörtörlein, ich glaube, es war auch aus der Bibel, vergessen, das Vieh ab der Weide zu holen.

Jo st. Er hatte auch Recht. Thun, was in der Bibel steht, ist unser Einem seine Sache, und davon erzählen, des Pfarrers — Die Bibel ist ein Mandat, ein Befehl, und was würde der Kommandant zu dir sagen, wenn er einen Befehl in's Dorf schickte, man sollte führen thun in die Festung, und du dann, anstatt in den Wald zu fahren, und zu laden, dich in's Wirthshaus setzest, den Befehl zur Hand nimmest, ihn abläsest, und den Nachbarn bei deinem Glas bis auf den Abend erklärtest, was er ausweise und wolle.

Aeb j. Ha! was würd' er mir sagen? Alle Schand' und Spott würd' er mir sagen, und mich in's Loch werfen lassen, daß ich ihn für einen Narr'n gehalten habe.

Jo st. Und just das sind die Leute auch werth, die aus lauter Müßiggang, und damit sie im Wirthshaus Hörtörlein erzählen können, in der Bibel lesen.

Christen. Ja; aber man muß doch darin lesen, damit man den rechten Weg nicht verfehle.

Jo st. Das versteht sich; aber die, so bei allen Stauden still stehen, und vor den Bräumen und Marksteinen und Kreuzen, die sie auf dem Weg antreffen, Geschwätz treiben, sind nicht die, welche auf dem Weg fort wandeln wollen *).

Aeb j. Aber wie ist denn das, Nachbar? Man sagt sonst, man frage an nichts zu schwer, das man wisse; aber es dünkt mich, man könne am Vielwissen auch zu schwer tragen.

Jo st. Ja freilich, Nachbar! Man trägt an Allem zu schwer, was einen an etwas Besserm und Nothwendigerm versäumt. Man muß Alles nur wissen um des Thuns willen. Und wenn man sich darauf legt, um des Schwätzens willen viel wissen zu wollen, so wird man gewiß nicht nütze. Es ist mit dem Wissen und Thun, wie mit einem Handwerk. Ein Schuhmacher z. B. muß arbeiten, das ist seine Hauptsache; er muß aber auch das Leder kennen und

*) Man verwundert sich wahrscheinlich über die Ernüchterung des Gesprächs, an welchem ausgezeichnete Lumpen und Säufer Theil nehmen. Aber es gibt Gesichtspunkte von Sachen, welche diese Leute interessieren, wie unser Ginen, und Augenblicke, wo sie sehr ernsthaft und nach ihrer Art, sehr naïv und sehr richtig von allen Dingen reden und urtheilen; und man ist sehr fertig, wenn man den lieberlichen Bauer und Säufer sich immer als einen besonnenen Trunkenbold, ohne Verstand und ohne Theilnehmung an ernstlichen Sachen vorstellt. — Er ist nur alsdann so beschaffen, wenn er wirklich zu viel getrunken hat, und das war jetzt noch nicht der Fall.

seinen Einkauf verstehen, das ist das Mittel, durch welches er in seinem Handwerk wohl fährt, und so ist's in Allem. Ausüben und Thun ist für alle Menschen immer die Hauptsache. Wissen und Verstehen ist das Mittel, durch welches sie in ihrer Hauptsache wohl fahren. Aber darum muß sich auch alles Wissen des Menschen bei einem jeden nach Dem richten, was er ausüben oder zu thun hat, oder was für ihn die Hauptsache ist.

Aebj. Jetzt fang' ich's bald an zu merken — Wenn man den Kopf mit zu Vielem und Fremdem voll hat, so hat man ihn nicht bei seiner Arbeit und bei dem, was allemal am nöthigsten ist.

Jost. Eben das ist's. Gedanken und Kopf sollten einem Jeden bei Dem sein, was ihn am nächsten angeht. Einmal ich mach's so. — Ich habe keine Wassermatten, darum liegt es mir nicht schwer im Kopf, wie man wässern muß, und bis ich eignes Gehölze habe, staune ich gewiß nicht mit Mühe nach, wie man es am besten besorge. Aber meine Gassenhalter sind mir wohl im Kopf, weil sie meine mageren Matten fett machen — So würde es in allen Gassen gut gehn, wenn ein Jeder das Seine recht im Kopf hätte. Man kommt immer früh genug zum Vielwissen, wenn man lernt recht wissen, und recht wissen lernt man nie, wenn man nicht in der Nähe bei dem Seinigen und bei dem Thun anfängt. Auf dem Fuß kommt das Wissen in seiner Ordnung in den Kopf. Und man kommt gewiß weit im Leben, wenn man so anfängt; aber beim müßigen Schwatzen und von Kalenderhistorien oder andern Träumen aus den Wolken und aus dem Mund lernt man nichts als Niederlich werden.

Aebj. Man fängt das in der Schul' an.

Während dem ganzen Gespräch stand der Bogt am Ofen, staunte, wärmte sich, hörte kaum, was sie sagten, und sprach nur wenig und ganz verwirrt in Das, so sie red'ten. Er vergaß sogar den Wein bei seinem Staunen, darum wahrte auch das Gespräch mit dem Aebj und dem Fremden so lange. Vielleicht aber hat er seinen Kram nicht gerne ausgeleert, bis der Fremde ausgetrunken hatte und fort war — Denn er fing da endlich auf einmal damit an und sagte ihnen, als ob er's bei seinem langen Staunen auswendig gelernt hätte, herunter:

„Der Pfarrer kommt immer mit Dem, daß man die Armen drücke. Wenn Das, was er die Armen drücken heißt, Niemand thäte, so wären, mich soll der Teufel holen, wenn es nicht so ist, gar keine Arme in der Welt; aber wo ich mich umsehe, vom Fürsten an bis zum Nachtwächter, von der ersten Landeskammer bis zur letzten Dorfgemeinde, sucht Alles seinen Vortheil, und drückt jedes gegen Das, das ihm im Weg steht. Der alte Pfarrer hat selbst Wein aus-

geschenkt, wie ich, und Heu und Korn und Haber so wohlfeil an die Zahlung genommen, als ich's immer bekomme. Es drückt in der Welt Alles den Niedern, ich muß mich auch drücken lassen. Wer etwas hat, oder zu etwas kommen will, der muß drücken, oder er muß das Seine wegschenken und betteln. Wenn der Pfarrer die Armen kunte wie ich, er würde nicht so viel Kummer für sie haben; aber es ist ihm nicht um die Armen. Er will nur schimpfen, und die Leute hinter einander richten und irre machen. Ja, die Armen sind Bursche, wenn ich zehn Schelmen nöthig habe, so finde ich eile unter den Armen*). Ich wollte wohl gerne, man brächte mir mein Einkommen auch alle Frohnfasten richtig in's Haus? ich würde zuletzt wohl auch lernen, es fromm und andächtig abnehmen. Aber in meinem Gewerbe, auf einem Wirthshaus und auf Bauernhöfen, wo Alles auf den Heller muß ausgespißt sein, und wo man einen auch in allen Ecken rupft — da hat's eine andere Bewandniß. Ich wette, wer da gegen Tagelöhner und Arme nachsichtig und weichmüthig handeln wollte, der würde um Hab' und Gut kommen — Das sind allenthalben Schelmen.“ — So red'te der Bogt, und verdrehte sich selber in seinem Herzen die Stimme seines Gewissens, die ihn unruhig machte, und ihm laut sagte, daß der Pfarrer Recht habe, und daß er der Mann sei, der allen Armen im Dorf den Schweiß und das Blut unter den Nägeln hervor drücke.

Aber wie er auch mit sich selber künstelte, so war ihm doch nicht wohl. Angst und Sorgen quälten ihn sichtbar. Er ging in seiner Unruhe beständig die Stube hinauf und hinunter. Alsdann sagt' er wieder: „Ich bin so erbittert über des Pfarrers Predigt, daß ich nicht weiß, was ich thue; und es ist mir sonst nicht wohl. Ist's auch so kalt, Nachbarn? Es friert mich immer, seitdem ich daheim bin.“

„Nein,“ sagten die Nachbarn, „es ist nicht kalt; aber man sah dir's in der Kirche schon an, daß dir nicht wohl ist; du sahst todtblaß aus.“

Bogt. Sabe man mir's an? ja, es war mir schon da wunderlich — ich kriege das Fieber — es ist mir so blöd — ich muß laufen — wir wollen in die hintere Stube gehen während der Predigt.

Aber der Ghegaumer**), der an's Bogts Gasse wohnte, und den Aebj, den Christen und die andern Lumpen zwischen der Pre-

*) Der Grabschelm vergift, daß die reichen Schelmen für sich selbst schaffen, und sich darum nicht brauchen lassen.

**) Ghegaumer (Verwahrer der christlichen Treue) sind in der Schweiz Kirchenstrafe, die nebst den Pfarrern auf die Sanehabung von Religion, Sitten und Ordnung zu wachen haben.

digst in's Wirthshaus gehen sah, ärgerte sich in seinem Herzen, und gedachte in dieser Stunde an seinen Eid, den er geschworen hatte, Nicht zu geben auf allen Unfug und auf alles gottlose Wesen, und solches dem Pfarrer anzuzeigen. Und der Eheganner bestellte einen ehrbaren Mann, daß er Acht geben sollte auf diese Bursche, ob sie vor der Predigt wieder aus dem Wirthshaus heim gingen oder nicht? Und da es bald zusammenlanten wollte, und noch Niemand wieder herauskam, ging er zum Pfarrer und sagt' ihm, was er gesehen und wie er den Samuel Treu bestellt hätte, Acht zu geben.

Der Pfarrer aber erschrak über diesen Bericht; senfte still bei sich selber, und red'te nicht viel. Da dachte der Eheganner, der Herr Pfarrer studire noch an seiner Predigt, und red'te bei seinem Glas Wein auch milder, als er sonst gewöhnt war. Endlich, als der Pfarrer eben in die Kirche gehen wollte, kam der Samuel, und der Eheganner sagte ihm: „Du kannst jetzt dem wohlhehrwürdigen Herrn Pfarrer Alles selber erzählen.“

Da sagte der Samuel: „Gott grüß' euch, wohlhehrwürdiger Herr Pfarrer!“ Der Pfarrer dankt' ihm, und sagte: „Sind denn die Leute noch nicht wieder heim?“

Samuel. Nein, Herr Pfarrer! ich ging von dem Augenblick an, da mich der Eheganner bestellte, immer um das Wirthshaus herum, und es ist kein Mensch, außer die Bögtin, die in der Kirche ist, zum Haus heraus gegangen.

Pfarrer. Sie sind also noch alle ganz gewiß im Wirthshause?

Samuel. Ja, Herr Pfarrer! ganz gewiß.

Eheganner. Da seht ihr jetzt, wohlhehrwürdiger Herr Pfarrer! daß ich mich nicht geirrt habe, und daß ich es habe anzeigen müssen.

Pfarrer. Es ist ein Unglück, daß an einem heiligen Tage solche Sachen einem Zeit und Ruhe rauben müssen.

Eheganner. Was wir thaten, wohlhehrwürdiger Herr Pfarrer! war unsre theure Pflicht.

Pfarrer. Ich weiß es, und ich danke euch für eure Sorgfalt! aber, Nachbarn! vergeßt doch ob einer kleinen leichten Pflicht die schwerern und größern nicht. Acht auf uns selber zu haben, und über unsere eigenen Herzen zu wachen, ist immer die erste und wichtigste Pflicht des Menschen. Darum ist es allemal ein Unglück, wenn solche böse Sachen einem Menschen Zerstreuung veranlassen.

Nach einer Weile sagt er dann wieder: „Nein, es ist doch nicht länger auszustehn, dieses grenzenlose Unwesen — und mit aller

Nachsicht wird es immer nur ärger.“ Und darauf ging er mit diesen Männern zur Kirche.

Es folgten ihm aber in der Leidensgeschichte die Worte: „Und da Judas den Bissen genommen hatte, fuhr der Satan in sein Herz u. s. w.“ Und er red'te mit seiner Gemeinde über die ganze Geschichte des Verräthers — Und er kam in einen großen Eifer, also, daß er mit den Händen stark auf das Kanzelbret schlug, welches er sonst bei Jahren nicht gethan hatte. Und er sagte, daß alle die, so vom Nachtmahl des Herrn zum Spiel und Saufen weglaufen, nicht um ein Haar besser wären als Judas, und daß ihr Ende sein würde, wie das des Verräthers. Und die Leute in der Kirche fingen an zu stöhnen und nachzusinnen, was doch der große Eifer des Pfarrers bedeuete? Da und dort stieß man die Köpfe zusammen, und murmelte umher: der Vogt habe sein Haus voll von seinen Lumpen. Und bald warf alles links und rechts die Augen auf einen leeren Kirchstuhl und auf die Bögtin. Diese merkte es — zitterte — schlug die Augen nieder — durfte keinen Menschen mehr ansehen — und lief im Anfang des Singens zur Kirche hinaus. Da sie aber das that, ward das Gerede erst noch größer, daß man auch mit den Fingern auf sie zeigte; und es stunden in den hintersten Weibersitzen einige sogar auf die Bänke, sie zu sehn, und das Gesang selbst michtbte ob dem Gemurmel.

Sie aber lief, so schnell sie vermochte, heim. Und als sie in die Stube kam, warf sie das Kirchenbuch im Zorn mitten unter die Flaschen und Gläser, und fing an überlaut zu heulen. Der Vogt und die Nachbarn fragten: „Was ist das?“

Bögtin. Ihr solltet's wohl wissen — Es ist nicht recht, daß ihr an einem heiligen Tage hier sauset.

Vogt. Ist's nur das? so ist's wenig.

Bauern. Und das erste Mal, daß du darüber heulst!

Vogt. Ich glaubte auf's Wenigste, du habest den Geldsekel verloren.

Bögtin. Treib' jetzt noch den Narr'n; wenn du in der Kirche gewesen wärest, du würdest nicht narren.

Vogt. Was ist's denn? Heul' doch nicht so, und rede! Was ist's denn?

Bögtin. Der Pfarrer muß vernommen haben, daß deine Herr'n da saufen während der Predigt.

Vogt. Das wäre verflucht!

Bögtin. Er weiß es gewiß.

Vogt. Welcher Satan kann es ihm jetzt schon gesagt haben?

Bögtin. Welcher Satan, du Narr! Sie kommen ja mit ihren Tabakspfeifen über die Straße und nicht zum Kamin hinab in's Haus; und dann noch ordentlich neben des Eheganners Haus vor-

bei. Jetzt hat der Pfarrer gethan, daß es nicht auszusprechen ist; und alle Leute haben mit Fingern auf mich gezeigt.

Vogt. Das ist abermals ein verdamntes Stück, das mir so ein Satan angerichtet hat!

Vögtin. Warum müßtet ihr eben heut' kommen — ihr Saußhunde — ihr wüßtet wohl, daß es nicht recht ist.

Bauern. Wir sind nicht Schuld; er hat uns einen Boten geschickt.

Vögtin. Ist das wahr?

Bauern. Ja, ja!

Vogt. Es war mir so wunderbar, als es mir sein konnte; und unaussprechlich, allein zu sein.

Vögtin. Das ist gleich viel. Aber Nachbarn! geht, doch so schnell ihr könnt, durch die hintere Thür heim und macht, daß das Volk, wenn es aus der Kirche kommt, einen jeden vor seinem Hause antreffe; so könnt ihr die Sache noch bemißhandeln. Man hat noch nicht vollends ausgesungen; aber geht, es ist doch Zeit.

Vogt. Ja, geht — geht — das ist ein Abgailrath.

Die Bauern gingen. Da erzählte die Frau ihm erst recht, daß der Pfarrer von Judas gepredigt hätte; wie der Teufel ihm in sein Herz gefahren wäre — wie er sich erhängt hätte, und wie die, so vom Nachtmahl weggingen, zu saufen und zu spielen, ein gleiches Ende nehmen. „Er war so eifrig,“ sagte die Frau, „daß er mit den Fäusten auf's Kanzelbret schlug und mir ist schier geschwinden und ohnmächtig worden.“ Der Vogt aber erschrak über Das, so die Frau erzählte, so sehr, daß er war wie ein Stummer und kein Wort antwortete. Aber schwere, tiefe Seufzer tönten jetzt aus dem stolzen Munde, den man Jahre lang nie so seufzen gehört hatte. Seine Frau fragte ihn oft und viel: warum er so seufze? Er antwortete ihr kein Wort. Aber mehr als einmal sagte er mit bangem Seufzen zu sich selber: „Wohin kommt's noch weiter! wohin kommt's noch mit mir?“

So ging er jetzt lang' seufzend die Stube hinauf und hinunter. Endlich sagt er zur Frau: „Bring' mir Fastpulver vom Scheerer, mein Geblüt wallt in mir, und macht mich unruhig; ich will morgen zur Aber lassen, wenn's auf das Pulver nicht besser wird.“

Die Frau bracht' ihm das Pulver; er nahm's, und eine Weile darauf ward ihm wirklich leichter. Da erzählt er der Frau, wie er heute mit gutem versöhnten Herzen zur Kirche gegangen wäre, wie er auch in seinem Stuhl Gott um Verzeihung seiner Sünden gebeten hätte, aber da über die Predigt des Pfarrers toll geworden wäre, und seither keinen guten Gedanken mehr hätte haben können; auch wie ihm erschreckliche und greuliche Dinge während dem Nachtmahl zu Sinn gekommen wären. „Ich konnte,“ so sagte er zur Frau,

„ich konnte während dem Nachtmahl nicht beten und nicht seufzen. Mein Herz war mir wie ein Stein. — Und da mir der Pfarrer das Brod gab, so sah er mich an, daß es nicht auszusprechen war; nein! ich kann's nicht aussprechen; aber auch nicht vergessen, wie er mich ansah. — Wenn ein Richter einen armen Sünder dem Rad und dem Scheiterhaufen übergibt, und eben über ihn den Stab bricht; er kann ihn nicht so ansehen. Vergessen kann ich's nicht, wie er mich ansah. Ein kalter Schweiß flog über meine Stirne, und meine Hand zitterte, da ich von ihm das Brod nahm.“

„Und da ich's gegessen hatte, übernahm mich ein wüthender schrecklicher Zorn über den Pfarrer, daß ich mit meinen Zähnen knirschte, und ihn nicht mehr ansehen durfte. Frau! ein Abscheulicher's stieg mir dann nach dem andern in's Herz. Ich erschrak über diesen Gedanken, wie ich ob großen Donnerstrahlen erschreckt! aber ich konnte ihrer nicht los werden. Ich zitterte vor dem Taufstein^{*)}, daß ich den Kelch vor Schauer und Entsetzen nicht fest hielt. Da kam Joseph in zerrissenen Stiefeln, und schlug seine Schelmengaugen vor mir zu Boden — und meine drei Thaler! Wie's mir durch Leib und Seel' schauerte, der Gedanke an meine drei Thaler. Dann kam Gertrud, hub ihre Augen gen Himmel, und dann auf den Kelch, als ob sie mich nicht sähe; als ob ich nicht da wäre. Sie hasset und verflucht mich, und richtet mich zu Grunde; und sie konnte thun, als ob sie mich nicht sähe; als ob ich nicht da wäre. Dann kam der Mäurer, sah mich so wehmüthig an, als ob er aus tiefem Herzensgrunde zu mir sagen wollte: Verzeih' mir, Vogt! Er, der mich, wenn er könnte, an Galgen bringen würde. Dann kam auch Schabenmichel, blaß und erschrocken wie ich, und zitterte wie ich. Denk', Frau! wie mir bei dem allen zu Muth war. Ich fürchtete immer, auch Hans Wüst komme noch; dann hätte ich's nicht ausgehalten, der Kelch würde mir aus der Hand gefallen, ich selbst, ich würde gewiß zu Boden gesunken sein; ich konnte mich fast nicht mehr auf den Füßen halten. Und als ich in den Stuhl zurückkam, überfiel mich ein Zittern in meinen Gliedern, daß ich beim Singen das Buch nicht in den Händen halten konnte. Und bei Allem kam mir immer in Sinn: Arner! Arner! ist an allem diesen Schuld; und Zorn und Wuth und Rache tobten in meinem Herzen während der Stunde meines Dienstes. Woran ich in meinem Leben nie dachte, das kam mir während dem Nachtmahl in Sinn. Ich darf's fast nicht sagen, es schauert mir, es mir zu denken. Es kam mir in Sinn: ich soll ihm den großen Markstein

^{*)} In Bonnal gehen die Kommunikanten zum Taufstein, und empfangen da vom Pfarrer das Brod, und von den Dorfvorgesetzten den Kelch.

auf dem Berg über den Felsen hinunter stürzen; es weiß den Marchstein Niemand als ich."

Die Böttin erschraf über diese Reden ihres Mannes heftig; sie wußte aber nicht, was sie sagen wollte, und schwieg, so lang' er red'te, ganz still. Auch eine Weile hernach schwiegen beide. Endlich aber fing die Böttin wieder an und sagte zu ihm: "Es ist mir angst und bang wegen Allem, was du gesagt hast. Du mußt diesen Gesellen entsagen, das Ding geht nicht gut; und wir werden älter."

"Mehr als Recht hat die Frau; aber was will ich machen? Ich kann nicht helfen; unmöglich kann ich mir aus Allem, worin ich stecke, heraus helfen." So sagt er; flucht dann wieder auf Arner, als ob dieser ihm Alles auf den Hals gezogen; und dann auf den Pfarrer, daß er ihn auch noch in der Kirche rasend gemacht hätte; dann kam er wieder auf den Marchstein und sprach: "Ich versehe ihn nicht, den verwünschten Stein; aber wenn's Jemand thäte, so würde der Junker um den dritten Theil seiner Waldung kommen."

Sodann wieder: "Das ist ganz richtig, der achte und neunte obrigkeitliche Marchstein würden ihm das Stück in gerader Linie wegschneiden; aber behüte mich Gott davor, ich versehe keinen Marchstein." — Dann wieder: "Wenn's auch kein rechter Marchstein wäre? er liegt da, wie seit der Sündfluth; er hat keine Nummer und kein Zeichen." — Dann ging er in die Stube, nahm sein Hansbuch — rechnete — schrieb — blätterte — that Papiere von einander — legte sie wieder zusammen — vergaß, was er gelesen — suchte wieder, was er eben geschrieben hatte — legte dann wieder in den Kasten — ging die Stube hinauf und hinunter — und dachte und red'te immer mit sich selber vom Marchstein ganz ohne Schloßzeichen und Numero. — "Sonst ist kein einziger Marchstein ohne Zeichen. Was mir in Sinn kommt: Ein alter Arner soll die obrigkeitliche Waldung so hart beschnitten haben; wenn es auch hier wäre. Bei Gott! es ist die unnatürlichste Krümmung in die obrigkeitlichen Grenzen hinein; bei zwei Stunden geht sie sonst in geraderer Linie als hier; und der Stein hat kein Zeichen und die Scheidung keinen Graben. Wenn die Waldung der Obrigkeit gehörte, ich thäte dann nicht Unrecht, ich wäre treu am Landesherrn. Aber wenn ich mich irrte. — Nein, ich versehe den Stein nicht. Ich müßt' ihn umgraben, in der finstern Nacht müßt' ich ihn einen starken Steinwurf weit auf der Ebene fortrücken bis an den Felsen, und er ist schwer. Er läßt sich nicht versenken, wie eine Brunnquell'. Am Tage würde man jeden Karststreich hören, so nahe ist er an der Landstraße; und zu Nacht — ich darf nicht; ich würde vor jedem Geräusch erschrecken. Wenn ein Dach's daher schliche, oder ein Reh aufspränge, es würde mir ohnmächtig bei der Arbeit

werden. Und wer weiß, ob nicht im Ernst ein Gespenst mich über der Arbeit ergreifen könnte. Es ist wahrlich unsicher des Nachts um die Marchsteine, und es ist besser, ich laß' es bleiben."

Dann wieder nach einer Weile: "Daß auch so viele Leute weder Hölle noch Gespenster glauben! Der alte Schreiber glaubte von Allem kein Wort; und der Vikari — es ist, bei Gott! nicht möglich, daß er etwas geglaubt hat; aber der Schreiber, der sagte es überlaut und wohl hundertmal zu mir, wie mit meinem Hund, wie mit meinem Roß, sei es mit mir aus, wenn ich todt sein werde. Er glaubte das, fürchtete sich vor nichts, und that, was er wollte. Wenn er auch Recht gehabt hätte, wenn ich's glauben könnte, wenn ich's hoffen dürfte, wenn ich's in mein Herz hinein bringen könnte, daß es wahr wäre, bei der ersten Jagd würd' ich hinter den Gebüsch Arnern auslauern und ihn todt schießen — ich würd' dem Pfaffen sein Haus abbrennen; aber es ist vergebens, ich kann's nicht glauben, ich darf's nicht hoffen. — Es ist nicht wahr! Narren sind's, verirrt Narren, die es glauben, oder sie thun nur dergleichen."

"O! es ist ein Gott! Es ist ein Gott! Marchstein! Marchstein! ich versehe dich nicht." So red'te der Mann, und zitterte, und konnte dieser Gedanken nicht los werden. Entsetzen durchfuhr sein Innerstes. Er wollte sich selbst entfliehn, ging auf die Straße, stand zum ersten besten Nachbar, fragte ihn vom Wetter und vom Wind, und von den Schnecken, die im Herbst vor drei Jahren den Roggen verdünnt hatten. Dann kam er nach einer Weile mit ein paar Durstigen wieder in sein Wirthshaus, gab ihnen zu trinken, daß sie blieben — nahm noch ein Jaspulver vom Scheerer, und brachte so endlich den Tag des Herrn zu Ende. —

Und nun verlaß ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens — mein Herz war mir schwer, mein Auge war finster, meine Stirne unwohl, und bang war's mir im Busen, über deinen Oreneln.

Nun verlaß ich dich eine Weile, Haus des Entsetzens! Mein Auge erheitert sich wieder, meine Stirne entwölkt sich, und mein Busen athmet wieder unbefonnen und frei. Ich näherte mich wieder einer Hütte, in welcher Menschlichkeit wohnt. Da heut' am Morgen Reinhard und seine Frau zur Kirche gegangen waren, saßen ihre Kinder fromm und still in der Wohntube beisammen, beteten, sangen und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, denn sie mußten solches alle Sonntag Abend der Gertrud wiederholen.

Lise, das älteste, mußte allemal während der Kirche das kleine Grützl beforgen, es aufnehmen, es trocknen, ihm seinen Brei geben; und das ist immer der Lise größte Sonntagsfreude, wenn sie allemal das Kleine so aufnimmt und speist, so meint dann Lise, sie sei

auch schon groß. Wie sie dann die Mutter spielt, ihr nachläßt, das Kleine tausendmal herzt, ihm nickt und lächelt. — Wie das Kleine ihr wieder entgegen lächelt, seine Hände zerwirft, und mit den Füßen zappelt auf ihrem Schooße; wie es seine Lise bald bei der Haube nimmt, bald bei den kleinen Böpfen, bald bei der Nase; dann wie es über dem bunten Sonntagshalbstuch J — ä — J — ä macht — dann wie Niklas und Enne ihm J — ä antworten; wie dann das Kleine Kopf und Augen herumdreht, den Ton sucht, den Niklas erblickt, und auch gegen ihn lacht — wie Niklas dann zuspringt und das lachende Schwesterlein herzt — wie dann Lise den Vorzug will und Alles anbietet, daß das Liebe gegen sie lache; auch wie sie Sorge trägt, wie sie seinem Weinen vorkommt, wie sie ihm Freude macht, es bald in die Höhe hebt bis an die Bühne, bald wieder gleich lustig und sorgfältig hinunter läßt bis an den Boden — wie dann das Grützl bei diesem Spiele jauchzt, auch wie sie Hände und Kopf dem Kind in Spiegel hineindrückt, und dann endlich, wie es beim Anblick der Mutter weit hinunter in die Gasse jauchzt — wie's seine beiden Händchen nach ihr ausstreckt, und nach ihr hängend fast überwältigt auf des Schwesterleins Arm — das Alles ist wahrlich schön; es ist die Morgenfreude der Kinder Lienhards an den Sonntagen und an den heiligen Festen — und diese Freuden frommer Kinder sind wahrlich schön vor dem Herrn, ihrem Gott. Er sieht mit Wohlgefallen auf die Unschuld der Kinder, wenn sie sich also ihres Lebens freuen, und er segnet sie, daß es ihnen wohl gehe ihr Lebenlang, wenn sie folgen und recht thun.

Gertrud war heute mit ihren Kindern zufrieden; sie hatten Alles in der Ordnung gethan, was ihnen befohlen war. Es ist die größte Freude frommer Kinder auf Erden, wenn Vater und Mutter mit ihnen zufrieden sind. Die Kinder der Gertrud hatten jetzt diese Freude, sie drängten sich an den Schooß ihrer Eltern, riefen bald Vater, bald Mutter, suchten ihre Hände, hielten sich an ihren Armen, und sprangen am Arme des Vaters und am Arme der Mutter an ihren Hals.

Das war dem Lienhard und der Gertrud ein Labfal, am Festtage des Herrn. So lang sie Mutter ist, ist es die Sonntagsfreude der Gertrud, die Freude über ihre Kinder, und über die kindliche Sehnsucht nach Vater und Mutter — darum sind ihre Kinder auch fromm und sanft. Lienhard weinte heute, daß er oft diese Freuden des Lebens sich selber entriß.

Die häuslichen Freuden des Menschen sind die schönsten der Erde. Und die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit. Sie macht das Herz der Eltern fromm und gut; sie hebt die Menschheit empor zu ihrem Vater im Him-

mel. Darum segnet der Herr die Thränen solcher Freuden, und lohnt den Menschen jede Vatertrübe und jede Muttertrübe an ihren Kindern. — Aber der Gottlose, der seine Kinder für nichts achtet — der Gottlose, dem sie eine Last sind, und eine Bürde — der Gottlose, der in der Woche vor ihnen flieht und am Sonntage sich vor ihnen verbirgt — der Gottlose, der Ruhe sucht vor ihrer Unschuld und vor ihrer Freude, und der sie nicht leiden kann, bis ihre Unschuld und ihre Freude dahin ist, bis sie wie er gezogen sind — der Gottlose, der das thut, stößt den besten Segen der Erde weg von sich mit Füßen. Er wird auch keine Freude erleben an seinen Kindern, und keine Ruhe finden vor ihnen. — In der Freude ihres Herzens redeten Lienhard und Gertrud mit ihren Kindern am heiligen Festtage von dem guten Vater im Himmel und von dem Leiden ihres Erlösers. Die Kinder hörten still und aufmerksam zu, und die Mittagsstunde ging schnell und froh vorüber, wie die Stunde eines Hochzeitfestes.

Da läuteten die Glocken zusammen, und Lienhard und Gertrud gingen nochmals zur Kirche. Gertrud hatte das Gemurmel, das in den Weiberfüßen allgemein war, des Vogts Haus sei schon wieder voll von seinen Lumpen, auch gehört, und sagt es nach der Kirche dem Lienhard. Dieser antwortete: „Ich kann's doch fast nicht glauben — während der Kirche an einem heiligen Tage.“

Gertrud. Es ist freilich erschrecklich! aber die Verwickelungen eines gottlosen Lebens führen zu Allem, auch zu dem Abscheulichsten! Lienhard seufzt. Gertrud fährt fort: Ich erinnere mich, so lang ich lebe, an das Bild, das unser Pfarrer selig uns von der Sünde machte, da er uns das letzte Mal zum heil. Nachtmahl vorbereitete.

Er verglich sie mit einem See, der bei anhaltendem Regen nach und nach aufschwellt. Das Steigen des See's, sagte er, ist immer unmerklich; aber es nimmt doch alle Tage und alle Stunden zu. Der See wird immer höher und höher, und die Gefahr wird gleich groß, als wenn er plötzlich und mit dem Sturm so aufschwellte. Darum geht der Vernünftige und Erfahrene im Anfange zu den Wehren und Dämmen, sie zu besichtigen, ob sie dem Ausbruch zu steuern in Ordnung sind. Der Unerfahrene und der Unweise aber achtet das Steigen des See's nicht, bis die Dämme zerreißen, bis Felder und Wiesen verwüstet sind, und bis die Sturmglöcke dem Lande anbietet, die Verheerung zu wehren. So, sagte er, sei es mit der Sünde und dem Verderben, das sie anrichtet. Ich bin noch nicht alt, aber ich habe es doch schon hundertmal erfahren, daß der redliche Seelforger Recht hatte; und daß ein Jeder, der in irgend einer Sünde anhaltend fortwandelt, sein Herz so verhärtet, daß er das Steigen ihrer Greuel nicht mehr achtet, bis Verheerung und Entsetzen ihn aus dem Schlafe wecken.

Unter diesen Gesprächen kamen sie aus der Kirche wieder in ihre Hütte. Und die Kinder alle liefen Vater und Mutter die Stiege hinunter entgegen; riefen und baten: „Wir wollen doch geschwind wiederholen, was wir diese Woche gelernt haben; komm doch geschwind, Mutter! daß wir bald fertig werden.“

Gertrud. Warum so eifrig heut', ihr Lieben? warum thut es so noth?

Kinder. Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir's können, mit dem Abendbrod, gelt, Mutter! wir dürfen? Du hast's uns gestern versprochen.

Mutter. Ich will gern sehn, wie ihr das könnt, was ihr gelernt habt.

Kinder. Aber wir dürfen alsdann, Mutter?

Mutter. Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut. Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrod und zwei Schüsseln Milch, von der sie den Rahm nicht abgenommen hatte, weil es Festtag war. Sie nahm jetzt auch das Grützl an ihre Brust, und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während dem Essen eins dem andern erzählten, wem sie ihr Abendbrod geben wollten. Keines aß einen Mund voll von seinem Brod — Keines that ein Bröcklein davon in die Milch, und jedes freute sich über sein Brod, zeigte es dem andern, und jedes wollte, das seine sei das größte.

Jetzt waren sie fertig mit ihrer Milch — das Brod lag noch neben der Mutter. Niklas schlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und sagte: „Du gibst mir doch auch noch einen Mundvoll Brod für mich, Mutter!“

Mutter. Du hast ja schon, Niklas!

Niklas. Ich muß es ja dem Kudelj geben.

Mutter. Ich habe dir's nicht befohlen; du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas. Nein, ich will's nicht essen; aber du gibst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter. Nein, gewiß nicht.

Niklas. Ne — warum nicht?

Mutter. Damit du nicht meinst, man müsse erst, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, an die Armen denken.

Niklas. Ist's darum, Mutter?

Mutter. Aber gibst du es ihm jetzt noch ganz?

Niklas. Ja, Mutter! gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entseßlich — und wir essen um sechs Uhr zu Nacht.

Mutter. Und, Niklas! ich denke, er bekomme dann auch nichts.

Niklas. Ja, weiß Gott! Mutter! er bekommt gewiß nichts zu Nacht.

Mutter. Ja, das Glend der Armen ist groß, und man muß grausam und hart sein, wenn man nicht gern, was man kann, an sich selbst und an seinem eignen Maul erspart, ihnen ihre große Noth zu erleichtern.

Thränen stehn dem Niklas in den Augen. Die Mutter fragt sodann auch noch die andern Kinder: „Lise! gibst du deines auch ganz weg?“

Lise. Ja, gewiß, Mutter!

Mutter. Und du, Enne! du auch?

Enne. Ja freilich, Mutter!

Mutter. Und du auch, Jonas?

Jonas. Das denk' ich, Mutter!

Mutter. Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt auch anstellen? — Es hat Alles so seine Ordnung; und wenn man's noch so gut meint, so kann man etwas doch unrecht anstellen — Niklas! wie willst du's machen mit dem Brod?

Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Kudelj; ich steck' es nur nicht in Sack, daß er's geschwind kriegt. Laß mich doch jetzt gehn, Mutter!

Mutter. Wart' noch ein wenig, Niklas! Und du, Lise! wie willst du es machen?

Lise. Ich will's nicht so machen, wie der Niklas. Ich winke dem Bethelj in eine Ecke; ich verstecke das Brod da unter meine Schürze und ich geb' ihm's, daß es Niemand sieht, nicht einmal sein Vater.

Mutter. Und du, Enne! wie willst du's machen?

Enne. Weiß ich's, wie ich den Heirelj antreffen werde? Ich werde es ihm geben, wie's mir kommen wird.

Mutter. Und du, Jonas! du kleiner Schelm, du hast Lücke im Sinn, wie willst du's machen?

Jonas. In's Maul steck' ich's ihm, mein Brod, Mutter! wie du mir's machst, wenn du lustig bist — Das Maul auf und die Augen zu, sag' ich ihm; dann leg' ich's ihm zwischen die Zähne. Es wird lachen, gelt, Mutter! es wird lachen.

Mutter. Das ist Alles recht, Kinder! aber ich muß euch doch etwas sagen: Ihr müßt das Brod den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, damit man nicht meine, ihr wollt groß thun.

Niklas. Poß tausend, Mutter! so muß ich mein Brod auch in Sack thun?

Mutter. Das versteht sich, Niklas!

Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter! und sagt' es vorher, ich woll' es nicht so machen.

Mutter. Du bist immer das allerwichtigste, Lise! Ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen; du thust also recht wohl, daß du mich selbst daran erinnerst.

Lise erröthete und schwieg; und die Mutter sagte zu den Kindern: „Ihr könnt jetzt gehn; aber denkt an das, was ich euch gesagt habe.“ — Die Kinder gehn.

Niklas läuft und springt, was er vermag, zu des Rudi's Hütte hinunter; aber dieser ist nicht auf der Gasse. Niklas hustet ihm, räuspert sich, ruft, aber vergebens; er kommt nicht hinunter und nicht an's Fenster. Niklas zu sich selber: „Was soll ich jetzt machen? Geh' ich zu ihm in die Stube? Ja, ich muß es ihm allein geben. Ich will doch hineingehn und ihm nur sagen, er soll heraustrinken auf die Gasse.“

Der Rudi saß eben mit seinem Vater und mit seinen Geschwistern bei dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter, die man in ein paar Stunden begraben sollte — und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die die Verstorbene ihnen im Leben gezeigt hatte; sie weinten über ihren letzten Kummer wegen den Erbdäpfeln, und versprachen vor dem offenen Sarg dem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, keinem Menschen mehr etwas zu stehlen. Eben jetzt öffnet Niklas die Thüre — sieht die Gestorbene — erschrickt — und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sieht, denkt, der Lienhard wolle ihm etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach und fragt ihn, was er wolle? „Nichts, nichts!“ antwortete Niklas, „nur zu dem Rudi hab' ich wollen; aber er betet jetzt.“

Rudi. Das macht nichts, wenn du zu ihm willst.

Niklas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gasse.

Rudi. Es ist ja so kalt, und er geht nicht gern von der Großmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube.

Niklas. Ich mag nicht hinein, Rudi! laß ihn doch nur einen Augenblick zu mir heraustrinken.

„Ich mag's wohl leiden,“ antwortete der Rudi, und geht zurück nach der Stube.

Niklas geht ihm nach bis an die Thüre, und ruft dem Rudi: „Komm doch einen Augenblick zu mir heraus.“

Rudi. Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, Niklas! Ich bin jetzt lieber bei der Großmutter; man nimmt sie mir bald weg.

Niklas. Komm doch nur einen Augenblick.

Rudi. Geh doch und sieh, was er will.

Der Rudi geht hinaus. Der Niklas nimmt ihn bei dem Arm und sagt: „Komm, ich muß dir etwas sagen“ — führt ihn in eine Ecke, steckt ihm sein Brod geschwind in den Sack, und läuft davon. Der Rudi dankt und ruft ihm nach: „Danke doch auch deinem Vater und deiner Mutter.“ Niklas kehrt sich um, deutet ihm mit den Händen, daß er doch schweige, und sagt: „Es muß es Niemand wissen,“ und läuft wie ein Pfeil davon.

Lise geht indessen allgemach in ihrem Schritt in's obere Dorf zu des Meitjmarren Bethelj. Dieses stund eben am Fenster. Lise winkt ihm, und das Bethelj schleicht aus der Stube zu ihm heraus. — Der Vater aber, der es merkt, schleicht ihm nach, und versteckt sich hinter das Tennthor.

Die Kinder vor dem Tennthor denken an keinen Vater, und schwätzen nach Herzenslust.

Lise. Du, Bethelj! ich habe dir da Brod.

Bethelj (das zitternd die Hand darnach streckt). Du bist gut, Lise! Es hungert mich; aber warum bringst du mir jetzt Brod?

Lise. Weil du mir lieb bist, Bethelj! Wir haben jetzt genug Brod; mein Vater muß die Kirche bauen.

Bethelj. Meiner auch.

Lise. Ja, aber deiner ist mir Handlanger.

Bethelj. Das ist gleich viel, wenn's nur Brod gibt.

Lise. Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Bethelj. Ach! wenn's nur jetzt besser wird.

Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt?

Bethelj. Ich darf dir's nicht sagen.

Lise. Warum nicht?

Bethelj. Wenn es der Vater vernähme, er würde mir —

Lise. Ich würd' es ihm gewiß gleich sagen?

Das Bethelj nimmt ein Stück ungekochte weiße Rüben aus dem Sack und sagt: „Da sieh —“

Lise. Herr Jesus! sonst nichts?

Bethelj. Nein, weiß Gott! jetzt schon zweien Tage.

Lise. Und du darfst es Niemand sagen, und Niemand nichts fordern?

Bethelj. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir gesagt habe, es würde mir gehn! —

Lise. Ist doch das Brod, ehe du wieder hinein mußt.

Bethelj. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, sonst fehlt's. — Er fängt an zu essen, und eben öffnet der fromme Marx ab der Meitj die kleinere Thüre der Scheune und sagt: „Was ist du da, mein Kind?“

Sein Kind worgt und schluckt ganz erschrocken über den lieben Vater den ungelauten Mundvoll herunter und sagt: „Nichts, nichts, Vater!“

Marx. Ja — nichts — wart' nur — Und du, Lise — es ist mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern hinterrucks Brod gibt, damit sie erzählen, was man im Hause esse oder trinke, und dabei so gottlos lügen. Du gottloses Bethelj! aßen wir nicht einen Eierkuchen zu Mittag?

Lise zieht so geschwind wieder ab, als es allgemach daher gekommen war. Das Bethelj aber nimmt der liebe Vater mit wildem zornigem Blick am Arm in die Stube. Und Lise hört es weit, weit vom Haus weg noch schreien. —

Emme trifft den Heirelj unter seiner Hausthür an und sagt ihm: „Willst du Brod?“

Heirelj. Ja, wenn du hast. — Emme gibt's ihm; er dankt und ist, und Emme geht wieder fort.

Der Jonas schlich um des Schabenmichels Haus herum, bis Babelj ihn sah und herab kam. — „Was machst du da, Jonas?“ sagte Babelj.

Jonas. Ich möchte gern etwas Lustiges machen.

Babelj. Ich will mich mit dir lustig machen, Jonas!

Jonas. Willst du thun, was ich will, Babelj? es geht dann gewiß lustig.

Babelj. Was willst du denn machen?

Jonas. Du mußt's Maul aufthun und die Augen zu.

Babelj. Ja, du thust mir etwas Garstiges in's Maul.

Jonas. Nein, das thue ich dir nicht, Babelj! meiner Treue! nicht.

Babelj. Nun — — aber sieh zu, wenn du mich anführst? (Er thut das Maul auf und die Augen nur halb zu.)

Jonas. Recht zu mit den Augen, sonst gilt's nicht.

Babelj. Ja; aber wenn du ein Schelm bist? (Es thut jetzt die Augen ganz zu.)

Flugs schiebt ihm Jonas das Brod in's Maul und läuft fort. Das Babelj nimmt das Brod aus dem Maul und sagt: „Das ist lustig;“ sitzt nieder und ist.

Sein Vater Michel sieht das Spiel der Kinder vom Fenster, und erkennt den Jonas des Lienhard; und es geht ihm ein Stich in's Herz. „Was ich für ein Satan bin!“ sagt er zu sich selber. Ich verkaufe mich dem Bogt zum Verräther wider den Mäurer, der mir Brod zeigt und Verdienst — und jetzt muß ich noch sehen, daß auch dieser Kleine ein Herz hat, wie ein Engel. — Ich thue diesen Leuten nichts Böses; der Bogt ist mir seit gestern ein Greuel. Ich kann's nicht vergessen, wie er ansah, da er mir den Kelch gab“ —

So sagte der Mann und blieb den ganzen Abend in ernstest Betrachtungen über sein Leben bei Hause.

Die Kinder Lienhards waren jetzt auch wieder zurück, erzählten dem Vater und der Mutter, wie's ihnen gegangen war, und waren sehr munter. Lise allein war es nicht, zwang sich aber, fröhlich zu scheinen und erzählte mit viel Worten, wie sie das Bethelj so herzlich erfreut habe.

„Es ist dir gewiß etwas begegnet?“ sagte Gertrud.

„Nein, es ist mir gewiß nichts begegnet, und es hat ihm gewiß Freude gemacht,“ antwortete Lise.

Die Mutter fragte jetzt nicht weiter, sondern betete mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtesen und begleitete sie zur Ruhe.

Gertrud und Lienhard lasen noch eine Stunde in ihrer Bibel und redeten mit einander von Dem, was sie lasen; und es war ihnen herzinniglich wohl am Abend des heiligen Fests.

Am Morgen aber sehr früh, sobald der Mäurer erwachte, hörte er Jemand ihm vor dem Fenster rufen. Er stand alsobald auf und öffnete die Thüre. Es war Flint, der Harschirer aus dem Schloß. Er grüßte den Mäurer und sagte: „Mäurer! ich habe dir schon gestern den Befehl bringen sollen, daß man ungesäumt heute mit dem Steinbrechen anfangen soll.“

Mäurer. So viel ich gehört habe, hat der Bogt die Arbeiter heute in's Schloß gehen heißen, doch es ist noch früh, ich denk', sie werden noch nicht fort sein; ich will es ihnen sagen.

Da rief er dem Vent, der in der Nähe wohnte, vor seinem Fenster, aber es antwortete Niemand. Nach einer Weile kam Kiler, der mit ihm unter einem Dach wohnte, hervor und sagte: „Der Vent ist bei einer halben Stunde schon fort, mit den Andern in's Schloß. Der Bogt hat ihnen gestern nach dem Nachtesen noch sagen lassen, daß sie unfehlbar vor den Bieren fort sollen, weil er auf den Mittag wieder daheim sein müsse.“ Der Harschirer war ernstlich betroffen über diesen Bericht und sagte: „Das ist verflucht;“ „aber was ist zu machen?“ erwiderte der Mäurer.

Flint. Kann ich sie vielleicht noch einholen?

Mäurer. Auf des Marti's Hügel siehst du ihnen ja auf eine halbe Stunde nach; da kannst du sie, nachdem der Wind geht, zurück rufen, so weit du sie siehst.

Dieser säumt sich jetzt nicht, läuft schnell auf den Hügel, ruft, pfeift und schreit da, was er aus dem Hals vermag; aber vergebens — Sie hören ihn nicht, gehen ihres Weges fort und sind ihm bald aus den Augen. Der Bogt aber, der noch nicht so weit entfernt war, hörte das Rufen vom Hügel, kehrte sich um, das Gewehr des Harschirers glänzte im Morgenstrahle der Sonne, daß der Bogt ihn erkannte; und es wunderte ihn, was der Harschirer wolle; er

ging zurück und der Harschirer ihm entgegen. Dieser erzählte ihm jetzt, wie er gestern bis zum Sterben Kopfweg gehabt und versäumt habe, dem Mäurer anzufagen, daß man schon heute mit dem Steinbrechen anfangen müsse.

„Du vermaledeiter Schlingel! was du für Streiche machst;“ antwortete der Vogt.

Flink. Es wird so gar übel nicht sein. Wie hab' ich vom Teufel wissen können, daß die Kerl' alle vor Tag zum Dorf hinaus fliegen werden — Hast du es ihnen befohlen?

Vogt. Ja eben, du Hund! Ich muß jetzt vielleicht deinen Fehler auffressen.

Flink. Ich werde auch kaum leer d'raus kommen.

Vogt. Es ist verflucht —

Flink. Das war genau auch mein Wort, da ich hörte, daß sie fort wären.

Vogt. Ich mag jetzt nicht spaßen, Schlingel!

Flink. Ich eben auch nicht; aber was machen?

Vogt. Du Narr! nachdenken.

Flink. Es ist eine halbe Stunde zu spät für meinen Kopf.

Vogt. Wart', man muß nur nie verzagt sein. Es fällt mir etwas ein. Sag' du nur tust und mit Ernst, du habest den Befehl am Abend der Frau oder einem Kinde des Mäurers gesagt. Sie richten wider dich nichts aus, wenn du mit Ernst daran setzest.

Flink. Mit dem hab' ich nichts zu thun; es könnte fehlen.

Vogt. Nein, es könnte nicht fehlen, wenn du daran setzest; aber bei mehreren Nachdenken fällt mir etwas ein, das noch besser ist.

Flink. Was denn?

Vogt. Du mußt zurücklaufen zum Mäurer, dich grämen und jammern und sagen: Es könne dir übel gehen, daß du den Befehl versäumt habest; aber er könne dir mit einem einzigen guten Worte aus Allem helfen, wenn er nur etwan einmal dem Junker sage, er habe den Bettel am Sonntage empfangen, und aus Mißverstand, da es heiliger Abend gewesen wäre, es ihnen erst heute anfragen wollen — Das schadet dem Mäurer kein Haar, und thut er's, so ist vollkommen geholfen.

Flink. Du hast Recht; ich glaube, das würde angehen.

Vogt. Es fehlt gewiß nicht.

Flink. Ich muß gehen, ich habe noch Briefe; aber ich will doch noch diesen Morgen zum Mäurer hin. Behüt' dich Gott, Vogt! (Er geht)

Der Vogt allein: „Ich erzähle es einmal jetzt so, wie abgered't, im Schloß. Fehlt's dann, so sage ich, der Harschirer hat mir's so erzählt.“

Indessen kamen die Tagelöhner zum Schloß, setzten sich auf die Bänke bei der Scheune und warteten da, bis Jemand sie rufen, oder bis der Vogt kommen würde, der ihnen versprochen hatte, alsobald nachzukommen. Aber als der Hausknecht im Schlosse sie bei der Scheune sah, ging er zu ihnen hinunter und sagte: „Warum seid ihr da, Nachbarn? Unser Herr glaubt, ihr seid an der Arbeit beim Kirchbau.“ Die Männer antworteten: „Der Untervogt hab' ihnen befohlen, hieher zu kommen, dem Junker für die Arbeit zu danken.“ „Das war nicht nöthig,“ erwiderte der Klaus. „Er wird euch auch nicht viel darauf halten; aber ich will euch melden.“ Der Hausknecht meldete die Männer. Der Junker ließ sie sogleich vor sich und fragte sie freundlich, was sie wollten?

Nachdem sie es gesagt und mit Mühe und Arbeit etwas vom Dankenvollen gestammelt hatten — sagte der Junker: „Wer hat euch befohlen, um deswillen hieher zu kommen?“

„Der Untervogt!“ antworteten die Männer, und wollten noch einmal danken.

„Das ist wider meinen Willen geschehen,“ sagte Arner. „Gehet jetzt in Gottes Namen, und seid fleißig und treu; wenn der Verdienst diesem oder jenem unter euch aufhelfen kann, so freut's mich; aber sagt dem Meister: daß man noch heute mit dem Steinbrechen anfangen müsse.“

Da gingen die Männer wieder heim. Und im Heimgehen sagte einer zum andern: „Das ist doch ein herzoglicher Herr — der junge Junker.“

„Der alte wäre es auch gewesen, wenn er nicht auf hunderterlei Arten betrogen und hintergangen worden wäre,“ sagten die ältern Männer alle aus einem Munde.

„Mein Vater hat mir's tausendmal gesagt, wie er in der Jugend so gewesen und es geliebt sei, bis er endlich ganz am Vogt den Narr'n gefressen hatte,“ sagt Alej.

„Da war's aus mit des Herrn Güte; sie triefte nur in's Bogts Risten, und der führte ihn wie einen polnischen Bären am Seil, wohin er wollte,“ sagte Leemann.

„Was er für ein Hund ist, daß er uns jetzt so ohne Befehl im Feld herum sprengt und noch dazu allein läßt!“ sagte Lent.

„Das ist so sein Brauch,“ sagte der Kienast; „aber ein Hundsbrauch,“ erwiderte der Lent.

„Ja, der Herr Untervogt ist doch ein braver Mann. Unser einer kann eben nicht Alles wissen, was vorfällt,“ antwortete der Kriecher fast so laut, als er konnte; denn er sah, daß der Untervogt im Hohlwege still daher schlich und nahe bei ihnen war.

„Der Teufel! du magst ihn wohl rühmen; ich einmal rühm' jetzt den Junker,“ sagte Lent auch ganz laut, denn er sah den Vogt nicht im Hohlwege.

Dieser aber tritt eben, indem er's sagte, außer die Hecke, grüßt die Nachbarn und fragt dann den Lent: „Warum rühmst du den Junker so mächtig?“ Der Lent antwortete betroffen: „Ja, wir redeten da mit einander, wie er so liebreich und freundlich war.“

„Das war aber doch nicht Alles,“ erwiderte der Vogt.

„Ich weiß einmal nichts Anders,“ sagt Lent.

„Das ist nicht schön, Lent! wenn man so seiner Worte zurück geht,“ sagt Kriecher, und fährt fort: „Er war aber nicht allein, Herr Untervogt! es murrt da Etlliche, daß ihr sie so allein gelassen hättet; ich sagte aber: unser einer könne ja nicht wissen, was so einem Herrn allemal vorfällt. Auf dieses hin sagt einmal der Lent: Ich mög' wohl den Vogt rühmen; er einmal rühme jetzt den Junker.“

„Aha! es war also mit mir, daß du den Junker verglichen hast,“ sagte der Vogt, und lachte laut.

„Er hat's aber eben auch nicht so gemeint, wie man es ihm jetzt aufnimmt,“ sagten etliche Männer, schüttelten die Köpfe und murrten über den Kriecher.

„Es hat gar nichts zu bedeuten, und ist nichts Böses; es ist ein altes Sprüchwort: Deß Brod ich ess', deß Lied ich sing,“ sagt der Vogt; drückt dem Kriecher die Hand, redet aber niemals weiter hiervon, sondern fragt die Männer: ob Arner zornig gewesen wäre?

„Nein,“ antworteten die Männer, „gar nicht; er sagte nur: wir sollten heim eilen und ungesäumt noch heute an die Arbeit gehen.“

„Sagt das dem Mäurer, und es habe mit dem Mißverständnis nichts zu bedeuten; ich lasse ihn grüßen,“ sagte ihnen der Vogt, ging seines Wegs, und auch die Männer gingen den ihrigen.

Der Harschirer aber war schon längst bei dem Mäurer, und hat ihn und stehe, er sollte doch sagen: er habe den Befehl am Sonntag erhalten.

Der Mäurer wollte dem Vogt und dem Harschirer gern gefällig sein, und red'te mit seiner Frau.

„Ich fürchte Alles, was krumm ist,“ antwortete die Frau; „und ich wette, der Vogt hat sich jetzt schon damit entschuldigt. Mich dünkt, wenn der Junker dich fragt, so müßtest du ihm die Wahrheit sagen; wenn aber, wie es sein kann, der Sache Niemand mehr nachfragt, so kannst du es gelten lassen, wie sie es machen, indem das Niemand weiters nicht schad't.“

Lienhard sagte darauf dem Harschirer seine Meinung auf diesen Fuß.

Indessen kamen die Männer von Arnburg zurück.

„Ihr seid geschwind wieder da,“ sagte ihnen der Mäurer. Sie antworteten: „Wir hätten den Gang überall ersparen können.“

Lienhard. War er erzürnt über diesem Versehen?

Die Männer. Nein, gar nicht, er war gar freundlich und liebreich, und sagte uns, daß wir heim eilen und noch heut' an die Arbeit gehen sollen.

Flink. Da siehst du jetzt selbst, daß es für dich nichts zu bedeuten hat. Für mich ist es etwas ganz Anders; und auch für den Vogt.

„Ja, bei Anlaß des Vogts,“ unterbricht sie der ehrliche Hübelrudi, „wir hätten's fast vergessen: er läßt dich grüßen, und es habe mit dem Mißverständnis gar nichts zu bedeuten.“

Lienhard. War er schon beim Junker gewesen, da ihr ihn antrafet?

Die Männer. Nein, wir trafen ihn auf dem Wege zu ihm an.

Lienhard. Er weiß also nichts, als was ihr ihm sagtet; und was ich jetzt auch weiß.

Die Männer. Es kann nicht wohl anders sein.

Flink. Du bleibst doch bei deinem Versprechen?

Der Mäurer. Ja, aber ganz wie ich's gesagt habe.

Jetzt befahl der Mäurer den Männern, bei Zeiten bei der Arbeit zu sein, und rüstete noch einige Werkzeuge; und, nachdem er gegessen hatte, ging er mit den Männern das erste Mal an seine Arbeit. „Wolle sie dir Gott segnen,“ sagte Gertrud, da er ging — Wolle sie ihm Gott segnen, muß ich einmal auch sagen, da er geht.

Da der Vogt in's Schloß kam, ließ ihn Arner lang' warten; endlich kam er heraus auf die Laube und fragte ihn mit Unwillen: „Was ist das? warum machtest du heut' die Leute alle in's Schloß kommen, ohne Befehl?“

„Ich glaubte, es wäre meine Pflicht, den Männern zu raten, Euer Gnaden für die Arbeit zu danken,“ antwortete der Vogt.

Und Arner erwiderte: „Deine Pflicht ist zu thun, was wir und meinen Herrschaftsleuten nützlich ist, und was ich dir befehle; aber gar nicht, arme Leute im Feld herum zu sprengen und sie Komplimente zu lehren, die nichts nützen und die ich nicht suche. Das aber, warum ich dich habe kommen lassen, ist, dir zu sagen: daß ich die Vogtsstelle nicht länger in einem Wirthshause lasse.“

Der Vogt erblaßte, zitterte und wußte nicht, was er antworten wollte; denn er erwartete nichts weniger als einen so plötzlichen Entschluß.

Arner red'te fort: „Ich will dir die Wahl lassen, welches von beiden du lieber bleiben willst; aber in vierzehn Tagen will ich deinen Entschluß wissen.“

Der Vogt hatte sich in etwas wieder erholt und dankte stammelnd für die Bedenkzeit.

Arner erwiderte: „Ich überlaß Niemand gern, und ich suche dich nicht zu unterdrücken, alter Mann! aber diese zweien Berufe schicken sich nicht zusammen.“

Diese Güte Arners machte dem Vogt Muth. Er antwortete: „Es haben doch bisher alle Vögte Ihrer Herrschaft gewirkt, und in allen Länden unsers Fürsten ist das ein Gemeines.“

Arner aber war kurz und sagte: „Du hast jetzt meine Meinung gehört“ — nimmt dann den Sackkalender — und sagt ferner: „Heute ist der 20. März, und in vierzehn Tagen wird der 3. April sein, also auf den dritten April erwart ich deine Antwort, weiter hab' ich dormalen nichts zu sagen“ — Arner zeichnete noch den Tag in seinem Kalender und ging in seine Stube.

Ich bin jung gewesen und alt worden, und ich habe mich viel und oft umgesehen, wie es dem Frommen und dem Gottlosen auch gehe. — Ich habe die Knaben meines Dorfes mit mir aufwachsen gesehen — Ich sah sie Männer werden — Kinder und Kindeskinde zengen; und nun hab' ich die von meinem Alter alle bis auf sieben zum Grabe begleitet — Gott! du weißt meine Stunde, wenn ich meinen Brüdern folgen soll — Meine Kräfte nehmen ab; aber mein Auge harret deiner, o Herr! Unser Leben ist wie eine Blume des Feldes, die am Morgen blüht, am Abend aber verwelkt. O Herr, unser Herrscher! du bist gnädig und gut den Menschen, die auf dich trauen — darum hofft meine Seele auf dich; aber der Weg des Sünders führt zum Verderben. — Kinder meines Dorfs! o ihr Lieben! laßt euch lehren, wie es dem Gottlosen geht, damit ihr fromm werdet. Ich habe Kinder gesehen, die ihren Eltern trosteten und ihre Liebe für nichts achteten — allen, allen ist's übel gegangen am Ende. Ich kannte des unglücklichen Ulf's Vater — ich habe mit ihm unter einem Dache gewohnt und mit meinen Augen gesehen, wie der gottlose Sohn den armen Vater kränkte und schimpfte — und in meinem Leben werde ich's nicht vergessen, wie der alte arme Mann eine Stunde vor seinem Tode über ihn weinte — Ich sah den bösen Buben an seiner Begräbnis lachen. — Kann ihn Gott leben lassen, dacht' ich, den Bösewicht? Was geschah? Er nahm ein Weib, das hatte viel Gut; und er war jetzt im Dorf einer der Reichsten, und ging in seinem Stolz und in seiner Bosheit einher, als ob Niemand im Himmel und Niemand auf Erden über ihn wäre. Ein Jahr ging vorüber, da sah ich den stolzen

Ulf an seiner Frau Begräbnis heulen und weinen: ihr Gut mußte er ihren Verwandten bis auf den letzten Heller zurückgeben. Er war plötzlich wieder arm wie ein Bettler. In seiner Armuth stahl er, und ihr wißt, welch ein Ende er genommen hat. Kinder! so sah ich immer, daß das Ende des Gottlosen Jammer und Schrecken ist.

Ich sah aber auch den tausendfachen Segen und Frieden in den stillen Hütten der Frommen — Es ist ihnen wohl bei Dem, so sie haben — Bei Wenigem ist ihnen wohl, und bei Vielem sind sie genügsam. Arbeit in ihren Händen und Ruhe in ihren Herzen, das ist der Theil ihres Lebens — Sie genießen froh das Ihrige, und begehren Das nicht, was ihrem Nächsten ist. Der Hochmuth plagt sie nicht und der Neid verbittert ihnen ihr Leben nicht; darum sind sie immer froher und zufriedener und mehrentheils auch gesünder, als die Gottlosen. Sie haben auch des Lebens Nothwendigkeiten sicherer und ruhiger; denn sie haben ihren Kopf und ihr Herz nicht bei Bosheiten, sondern bei ihrer Arbeit und bei den Geliebten ihrer stillen Hütten. — So ist ihnen wohl im Leben. Gott im Himmel sieht herab auf ihre Sorge und auf ihren Kummer, und hilft ihnen.

Kinder meines Dorfs; o ihr Lieben! Ich sah viele fromme Arme auf ihrem Todtbette, und ich habe nicht gefunden, daß Einer, ein Einziger von Allen, in dieser Stunde sich über seine Armuth und über die Noth seines Lebens beklagt hätte. Alle, alle dankten Gott für die tausend Proben seiner Vatergüte, die sie in ihrem Leben genossen hatten.

O Kinder meines Dorfs! werdet doch fromm und bleibt einfältig und unschuldig — Ich habe gesehen, wie das schlaue und arglistige Wesen einen Ausgang nimmt. — Hummel und seine Gesellen waren weit schlauer als alle Andern; sie wußten immer tausend Dinge, wovon uns Andern nichts träumte — Das machte sie stolz und sie glaubten, der Einfältigere sei nur darum in der Welt, daß er ihr Narr wäre. Sie fraßen einige Zeit das Brod der Wittwen und der Waisen und tobten und wütheten gegen Die, so nicht ihre Kniee bogen vor ihr ihnen — Aber ihr Ende hat sich genähert. Der Herr im Himmel hörte der Wittwen und der Waisen Seufzen — Er sah die Thränen der Mütter, die sie mit ihren Kinder weinten über die gottlosen Buben, die ihre Männer und Väter verführten und drängten; und der Herr im Himmel half dem Unterdrückten und dem Waisen, der keine Hoffnung mehr hatte, zu seinem Rechte zu gelangen. —

Als am Sonntag Abends Hans Wüß vom Vogt heim kam, quälten ihn die Sorgen des Meineids noch tiefer, daß er auf dem Boden sich wälzte und heulte, wie ein Hund, dem ein erschreckliches

Grimmen die Eingeweide zerreißt; so ras'te er die Nacht über und den ganzen folgenden heiligen Tag — rasierte seine Haare sich aus — schlug sich mit Fäusten bis auf's Blut — aß nichts und trank nichts, lief wüthend umher und sagte: „O, o des Rudi's Hansmatte! O, o seine Hausmatte, seine Hausmatte! Es brennt auf meiner Seele! — Der Satan, o, o! der leidige Satan ist meiner mächtig — O weh mir! O weh meiner armen Seele!“

So ging er wüthend umher, geplagt und gequält von den Sorgen des Meinwids und heulte das Jammergeheul seiner entsetzlichen greulichen Schrecken. Abgemattet von den Qualen dieser Sorgen konnte er endlich am Sonntag Nachts wieder einschlafen. Am Morgen darauf war ihm wieder etwas leichter, und er nahm den Entschluß, seine Qualen nicht mehr bei sich zu behalten, sondern Alles dem Pfarrer zu sagen. Er nahm auch seinen Sonntagsrock und was er sonst fand und band Alles in einen Bündel zusammen, damit er das Geld, das er dem Vogt schuldig war, darauf entleihen könne. Er nimmt jetzt den Bündel, zittert, geht in den Pfarrhof, steht da, will wieder fortlaufen, steht wieder still, wirft den Bündel in den Hausgang und macht Geberden, wie ein Mensch, der nicht bei Sinnen ist. Der Pfarrer sieht ihn in diesem Zustande, geht zu ihm hinunter und sagt ihm: „Was ist dir, Wüßt? wo seht's dir? Komm mit mir hinauf in die Stube, wenn du etwas mit mir reden willst.“

Da ging der Wüßt mit dem Pfarrer hinauf in seine Stube. Und der Pfarrer war mit dem Wüßt so freundlich und herzlich, als er nur konnte. Denn er sah seine Verwirrung und seine Angst, und er hatte das Gemurmel, daß er wegen seines Eids fast verzweifeln wollte, gestern auch schon gehört. Der Wüßt aber, da er sah, wie lieblich und freundlich der Pfarrer gegen ihn war, erholte sich nach und nach wieder und sagte:

„Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Ich glaube, ich habe einen falschen Eid gethan, und verzweifle fast darüber. Ich kann es nicht mehr ertragen; ich will gern alle Strafe, die ich verdient habe, leiden, wenn ich nur auch noch Gnade und Barmherzigkeit von Gott hoffen darf.“

Der Pfarrer antwortete: „Wenn dir von Herzen leid ist über deinen Fehler, so zweifle nicht an Gottes Erbarmen.“

Wüßt. Darf ich, Herr Pfarrer! darf ich auch bei diesem meinen Fehler noch auf Gottes Erbarmen hoffen und der Verzeihung der Sünden mich getrösten?

Pfarrer. Wenn Gott einen Menschen dahin gebracht hat, daß er aufrichtige Buße thut und im Ernst nach der Verzeihung seiner Sünden seufzt: so hat er ihm den Weg zur Verzeihung und zur Erhaltung aller geistlichen Gnaden schon gezeigt; glaube das,

Wüßt! Und wenn deine Buße dir aufrichtig von Herzen geht, so zweifle nicht, sie wird Gott wohlgefällig sein.“

Wüßt. Aber kann ich es auch wissen, daß sie ihm wohlgefällig ist?

Pfarrer. Du kannst bei dir selber wahrlich wohl wissen, wenn du mit Ernst auf dich Achtung gibst, ob sie aufrichtig ist und ganz von Herzen geht, und wenn sie aufrichtig ist, so ist sie Gott gefällig: das ist das Einzige, was ich sagen kann. Siehe, Wüßt! wenn Einer dem Nachbar den Grund vom Acker weggepflügt hat — und es rent ihn: er geht, ohne, daß der Nachbar es weiß, ohne daß er es fordert, für sich selber und im Stillen, pflügt den Grund dem Nachbar wieder an seinen Acker und thut eher ein Uebrigcs, als zu wenig — so muß ich denken, es sei ihm Ernst mit der Reue. Gibt er ihm aber das Seinige nicht, oder nicht ganz zurück; braucht er im Zurückgehen Vorthell; sorgt er nur, daß ihm der Diebstahl nicht ankomme: ist ihm nur um sich selbst und nicht um seinen Nachbar zu thun, dem er Unrecht gethan hat: so sind seine Reue und sein Zurückpflügen ein Tand, mit welchem der Tropf sich selber bethört. Wüßt! wenn du in deinem Herzen nichts suchst und nichts wünschst, als daß aller Schade, den deine böse That verursacht, und alles Aergerniß, das sie angerichtet hat, aufhöre und wieder gut werde, und daß dir Gott und Menschen verzeihen; wenn du nichts Anders wünschst, wenn du von Herzen gern Alles leidest und thust, um deinen Fehler so viel möglich wieder gut zu machen, so ist deine Buße gewiß aufrichtig! und dann zweifle nicht, daß sie nicht Gott gefällig sei.

Wüßt. Herr Pfarrer! Ich will gern leiden und thun, was ich auf Gottes Boden thun kann, wenn mir nur dieser Stein ab dem Herzen kömmt. Wie er mich drückt, Herr Pfarrer! Wo ich geh' und steh', zitter' ich über diese Sünde.

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Geh' nur einsältig, gerad und redlich in deinem Unglück zu Werk, so wird's dir gewiß leichter werden.

Wüßt. O, wenn ich nur das hoffen darf, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Fürchte dich nicht! Trau' auf Gott! Er ist der Gott des Sünders, der ihn sucht. Thue du nur, was du kannst, gewissenhaft und redlich. Das größte Unglück, das aus deinem Eid entstanden, sind die Umstände des armen Rudi's, der dadurch in ein entsetzliches Elend gerathen ist; aber ich hoffe, der Junker werde, wenn du ihm die Sache bekennen wirst, dann selber helfen, daß der Mann in seinem Elend getröstet werden könne.

Wüßt. Eben der arme Rudi, eben der ist's, der mir immer auf dem Herzen liegt. Herr Pfarrer! meint ihr, der Junker könne ihm auch wieder zu seiner Matten helfen?

Pfarrer. Gewiß weiß ich's nicht. Der Vogt wird freilich Alles thun, dein jetziges Zeugniß verdächtig zu machen; aber der Junker wird hingegen auch Alles versuchen, dem unglücklichen Mann zu dem Seinigen zu helfen.

Wüst. Wenn es ihm nur auch geräth.

Pfarrer. Ich wünsch' es von Herzen, und hoff' es wirklich; aber es mag auch dem Ruch gehn, wie es will, so ist es um deiner selbst und um der Ruhe deines Herzens willen gleich nothwendig, daß du Alles dem Junker offenbarest.

Wüst. Ich will es ja gern thun, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Es ist der gerade Weg, und es freut mich, daß du ihn so willig gehn willst; er wird dir Ruhe und Friede in dein Herz bringen. — Aber freilich wird dir das Bekenntniß Schimpf und Schande und Gefängniß und schweres Elend zuziehen.

Wüst. O Herr Pfarrer! das ist Alles nichts gegen den Schrecken der Verzweiflung und gegen die Furcht, daß einem Gott in der Ewigkeit nicht mehr gnädig sein werde.

Pfarrer. Du siehst die Sache in deinem Unglück so redlich und vernünftig an, daß ich wahre Freude daran habe. Bitte den lieben Gott, der dir so viel gute Gedanken und so viel Stärke zu guten und rechtschaffenen Entschlüssen gegeben hat, daß er diese Gnade dir ferner schenken wolle; so bist du auf einem recht guten Weg, und wirst, will's Gott! Alles, was auf dich wartet, mit Demuth und mit Geduld leicht ertragen können. Und was dir in inner Begegnung wird, so zeige mir dein Zutrauen ferner; ich will dich gewiß nie verlassen.

Wüst. Ach Gott! Herr Pfarrer! wie ihr auch so gut und reich seid mit einem so schweren Sünder!

Pfarrer. Gott selber ist in seinem Thun gegen uns arme Menschen nur Schonung und Liebe; und ich würde wohl ein unglücklicher Knecht meines guten Gottes und Herrn sein, wenn ich, in welchem Fall es immer wäre, mit einem meiner fehlenden Mitknechte zankte, haderte und schmälte.

So väterlich red'te der Pfarrer mit dem Wüst, der vor ihm in Thränen zerfloß, und jetzt lange nichts sagte.

Der Pfarrer schwieg auch eine Weile.

Der Wüst aber fing wieder an und sagte: „Herr Pfarrer! ich habe noch etwas anzubringen.“

Pfarrer. Was denn?

Wüst. Ich bin seit dem Handel dem Vogt noch acht Gulden schuldig. Er sagte zwar vorgestern, er wolle die Handschrift zerreißen; aber ich will nicht, daß er mir etwas schenke, ich will ihn bezahlen.

Pfarrer. Du hast Recht! das muß unumgänglich sein, und noch ehe du Arnern die Sache entdeckst.

Wüst. Ich habe unten im Haus einen Bündel; es ist mein Sonntagsrock und noch etwas darinnen, das zusammen wohl die acht Gulden werth ist. Ich muß in Gottes Namen die acht Gulden entlehnen, und ich habe gedacht, ihr zürnet es nicht, wenn ich euch bitte, daß ihr mir sie gegen dieses Pfand vorstreckt.

Pfarrer. Ich nehme nie keine Sicherheit von Jemand, und oft muß ich so etwas abschlagen, so weh es mir auch thut; aber in deinem Fall schlage ich es nicht ab. Sogleich gibt er ihm das Geld, und sagt: „Trag' es alsobald zum Vogt hin und deinen Bündel nimm nur wieder mit dir heim.“

Wüst zitterte, da er dem Pfarrer das Geld abnahm; dankte und sagte: „Aber den Bündel nehme ich gewiß nicht heim, Herr Pfarrer!“

„Nun so laß ich dir denselben nachtragen, wenn du ihn nicht gern selber nimmst,“ erwiderte lächelnd der Pfarrer.

Wüst. Um Gottes willen, Herr Pfarrer! behaltet den Bündel, damit ihr für eure Sache sicher seid.

Pfarrer. Das wird sich schon geben, Wüst! Beruhige dich jetzt nicht hierüber, und denke vielmehr an das weit Wichtigere, das dir vorsteht. Ich will heute noch dem Junker schreiben, und du bringst ihm dann morgen den Brief.

Wüst. Ich dank' euch, Herr Pfarrer! aber um Gottes willen! behaltet den Bündel, ich darf sonst das Geld nicht nehmen; weiß Gott! ich darf nicht.

Pfarrer. Schweig' jetzt hievon! geh' alsobald mit dem Gelde zum Vogt, und komme morgen etwan um neun Uhr wieder zu mir; aber rede mir kein Wort weiter vom Bündel.

Da ging Wüst erleichtert und in seinem Gewissen getröstet vom Pfarrer fort gerade in's Vogts Haus und gab das Geld, da der Mann nicht zu Hause war, der Frau.

Diese fragte ihn: „Woher so viel Geld auf einmal, Wüst?“

Niedergeschlagen und kurz antwortete Wüst: „Ich habe es so gemacht, wie ich's gekonnt habe; Gott Lob! daß du es hast.“

Die Bögtin erwiderte: „Wir haben dich doch noch nie darum genöthigt.“

Wüst. Ich weiß es wohl; aber es ist vielleicht eben darum nichts desto besser.

Bögtin. Das ist wunderbarlich geredet, Wüst! wo fehl't's dir? Du bist die Zeit her gar nicht recht.

Wüst. Ach Gott! Du wirst's wohl erfahren; aber zähl' doch das Geld; ich muß gehen.

Die Bögtin zählt das Geld, und sagt: „Es ist richtig.“

Wüßt. Nun, gib es deinem Manne ordentlich. Behüt' Gott, Frau Böttin.

Böttin. Muß es sein — so behüt' euch Gott, Wüßt!

Der Vogt hatte auf dem Rückweg von Arnheim im hiesigen Wirthshaus eingekehrt; da trank und prahlte er unter den Bauern. Er erzählte ihnen von seinen gewonnenen Händeln; von seiner Gewalt unter dem verstorbenen Arner; wie er unter ihm, und zwar er allein, alles Volk in Ordnung gehalten habe; und wie es jetzt allenthalben eine Lumpenordnung sei. Dann gab er seinem Hund das Ordinari, was ein wohlhabender Handwerksbursche ohne den Wein zu Mittag hat; spöttelte über einen armen Mann, dem ein Senfzer entfuhr, als er die gute Suppe und das liebe Brod dem Hund darstellen sah. „Gelt! du würdest auch so vorlieb nehmen,“ spricht er zum Armen — streichelt den Hund, und prahlt und säuft und pocht so unter den Bauern bis auf den Abend.

Da kam der alte Förster vom Schloß und nahm im Vorbeigehen auch ein Glas Wein; und der Vogt, der keinen Augenblick allein ist, sagt zu ihm: „Wir gehen mit einander heim.“

„Wenn du gleich kommst,“ antwortete der Förster, „ich muß einer Spur nach.“

„Den Augenblick,“ antwortete der Vogt, trinkt aus — zahlt die Beche — und sie gingen gleich mit einander.

Da sie jetzt allein auf der Straße waren, fragte der Vogt den Förster: „Ob es auch sicher sei zu Nacht im Wald vor den Gespenstern?“

Förster. Warum fragst du mich das?

Vogt. Ha! weil's mich wundert.

Förster. Du bist ein alter Narr! schon dreißig Jahr' Vogt, und solche Dummheiten fragen! du solltest dich schämen.

Vogt. Nein, bei Gott! mit den Gespenstern weiß ich nie recht, wie ich daran bin, ob ich sie glauben soll oder nicht? und doch hab' ich auch noch keines gesehen.

Förster. Nun, weil du mich so treuherzig fragst, so will ich dir aus dem Wunder helfen. — Du zahlst mir einst eine Bouteille für meine Erklärung.

Vogt. Gern zwei, wenn du sie recht machst.

Förster. Ich bin nun vierzig Jahre auf meinem Posten, und als ein Junge schon vom vierten Jahr an von meinem Vater im Wald erzogen worden. Dieser erzählte den Bauern in den Wirthshäusern und in den Schenken immer von den vielen Gespenstern und Schrecknissen des Waldes; aber er trieb nur mit ihnen den Narren; mit mir verstand er's ganz anders. Ich sollte Förster werden, und also solcherlei Zeug's weder glauben, noch fürchten; deshalb nahm er mich zu Nacht, wenn weder Mond, noch Sterne

sahien, wenn die Stürme brausten, auf Frohnfasten und Weihnacht in den Wald; wenn er dann ein Feuer oder einen Schein sah, oder ein Geräusch hörte, so mußte ich mit ihm drauß los über Stauden und Stöcke, über Gräben und Sumpfe, und über alle Kreuzwege mußte ich mit ihm dem Geräusch nach; und es waren immer Zigeuner, Diebe und Bettler — sodann rief er ihnen mit seiner erschrecklichen Stimme zu: „Vom Plage, ihr Schelmen!“

Und wenn's ihrer zehn und zwanzig waren, sie strichen sich immer fort und sie ließen oft noch Häsen und Pfannen und Braten zurück, daß es eine Lust war. Oft war das Geräusch auch nur Hochgeviß, das manchmal gar wunderbare Töne von sich gibt; und die faulen, alten Holztämme geben einen Schein, und machen in der Nacht Gestalten, die Jedermann, der nicht hinzu darf, in Schrecken setzen können. Und das ist Alles, was ich in meinem Leben im Wald Unrichtiges gefunden habe; aber immer wird's mein Amtsvortheil sein und bleiben, daß meine Nachbarn ordentlich glauben, er sei wohl gespickt mit Gespenstern und mit Teufeln; denn siehe, unser Einer altert und ist froh, bei dunkeln Nächten den Frevlern nicht nachlaufen zu müssen.

So red'te der Mann. — Und sie kamen indeffen an den Seitenweg, durch welchen der Förster in den Wald ging; und der Vogt, der nunmehr allein war, red'te da mit sich selber:

„Er ist vierzig Jahr lang Förster, und hat noch kein Gespenst gesehen, und glaubt keines; und ich bin ein Narr und glaube sie, und darf nicht einmal dran denken, eine Viertelstunde im Wald einen Stein auszugraben. Wie ein Schelm und ein Dieb nimmt er mir das Wirthsrecht, und der Hundstein da auf dem Felsen ist keine rechte March; ich glaub's nicht — und wenn er es wäre, hätt' er ein besseres Recht, als mein Wirthshaus? So gewaltig einem Mann sein Eigenthum rauben! Wer, als der Satan, hat ihm das eingeben können? Und da er mein Haus nicht schont, so habe ich keinen Grund, seinen verdammten Kieselstein zu schonen; aber ich darf nicht auf den Platz, und am Tage kann's wegen der Landstraße nicht sein.“ — So redet' er mit sich selber; kam bald auf des Meyers Hügel, der nahe am Dorfe liegt.

Er sah die Mäurer an den großen Feldsteinen, die in der Ebene da herum liegen, arbeiten; denn es war noch nicht vollends sechs Uhr. Und er ergrimmete darüber bei sich selber.

Alles, Alles, was ich anstelle und vornehme — Alles, Alles fehlt mir — Alles — Alles wird an mir zum Schelmen. — Muß ich jetzt noch neben dem verdammten Joseph vorbeigehen — und schweigen. — Nein, ich kann's nicht — neben ihm vorbeigehen und schweigen kann ich nicht. — Ich will lieber hier warten, bis sie heim gehn. —

Er setzt sich nieder; nach einer Weile steht er wieder auf und sagt: „Ich will, ich kann ihnen auch hier nicht zusehn — ich will auf die andre Seite des Hügels gehn. — O du verdammter Joseph!“

Er steht auf, geht einige Schritte zurück, hinter den Hügel, und setzt sich wieder. Die Sonne ging jetzt eben unter, und schien noch mit ihren letzten Strahlen auf die Seite der Anhöhe, auf der er eben saß. Um ihn her war das tiefere Feld; und unten am Hügel Alles schon im Schatten. Sie ging aber herrlich und schön unter, ohne Wind und ohne Gewölke, Gottes Sonne; und der Vogt, der in ihre letzten herrlichen Strahlen, die auf ihn fielen, hinein sah, sagte zu sich selber: „Sie geht doch schön unter,“ und staunte gegen sie hin, bis sie hinter dem Berg war.

Jetzt ist Alles im Schatten, und bald ist's Nacht. O mein Herz! Schatten, Nacht und Grausen ist um dich her; dir scheint keine Sonne. So mußt' er zu sich selber sagen, und wollte, oder er wollte nicht, denn der Gedanke schauerte ihm durch seine Seele, und er knirschte mit den Zähnen — anstatt hinzufallen und anzubeten den Herrn des Himmels, der die Sonne aus der Nacht wieder hervorrufte — anstatt auf den Herrn zu hoffen, der aus dem Staub errettet und aus den Tiefen erlöst, knirschte er mit den Zähnen. Da schlug die Glocke in Bonnals sechs Uhr; und die Mäurer gingen vom Feld heim, und der Vogt folgte ihnen nach.

Die meisten Arbeiter des Mäurers hatten ihn schon an diesem ersten Abend, an dem sie bei ihm schafften, lieb gewonnen. Er arbeitete die ganze Zeit mit ihnen, wie sie, griff die schwersten Steine selber an, stund in Roth und in Wasser, wo es nöthig war, hinein, wie ein Andern, und noch vor ihnen. Er zeigte ihnen, da sie ganz ungeübt in dieser Arbeit waren, mit Liebe und Geduld, ihre Art und Weise und ihre Vortheile, und ließ auch gegen die Ungeschicktesten keine Ungeduld blicken; kein du Narr, du Dohs entfuhr ihm gegen einen Einzigen, ob er gleich hundertmal Anlaß und Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Diese Geduld und diese bescheidene Sorgfalt des Meisters und sein Eifer, selber zu arbeiten, machten, daß Alles sehr wohl von Statten ging. Michel, als einer der Stärksten und Verständigsten, war den ganzen Abend an der Seite des Meisters, und sah alle die herzlichste Liebe und Güte, mit denen dieser auch gegen die Ungeschicktesten handelte, und Michel, der ein Schelm ist und ein Dieb, gewann den Lienhard lieb, dieses geraden, redlichen Wesens wegen, und es ging Michel an's Herz; gegen diesen braven, rechtschaffenen Mann wollt' er kein Schelm sein.

Aber dem Frierer und dem frommen Narr ab der Reutj gefiel es schon nicht so wohl, daß er keinen Unterschied macht unter den Leuten, und sogar auch mit dem Bösewicht, dem Michel, recht

freundlich wäre. Auch Lenk schüttelte den Kopf wohl hundertmal, und sprach bei sich selbst: „Er ist ein Narr; nahm er Leute, die arbeiten können, wie ich und mein Bruder, er würde nicht halb so viel Mühe haben.“ — Aber die Mehreren, die er mit Liebe und mit Geduld zur Arbeit anführte, dankten ihm von Herzensgrunde, und hie und da stiegen stille Seufzer zum Vater der Menschen empor, der alle Geduld und alle Liebe, die ein Mensch seinem schwächeren Bruder erweist, lohnt und segnet.

Michel konnte die böse Abrede, die er am Samstag mit dem Vogt gemacht hatte, nicht länger auf seinem Herzen tragen, und sagte im Heimgehen zu seinem Meister: „Ich habe dir etwas zu sagen; ich will mit dir heimgehn;“ „so komm denn,“ antwortete Lienhard.

Da ging er mit dem Meister in seine Hütte, und erzählte ihm, wie der Vogt ihn am Samstag zu Schelmenstreichen gedungen, und wie er ihm auf den schönen Handel zweien Thaler gegeben hätte. Lienhard erschrak; aber schwarz und grün ward's der Gertrud vor den Augen über der Erzählung.

„Das ist schrecklich,“ sagte Lienhard. „Ja, das ist wohl erschrecklich,“ erwiderte Gertrud.

„Laß dich jetzt das nicht kümmern, ich bitte dich, Gertrud!“

„Laß dir das jetzt keine Mühe machen, ich bitte dich, Meister!“ sagte Michel. — „Seht, gegen euch versündige ich mich gewiß nicht; darauf könnt ihr zählen.“

Lienhard. Ich danke dir, Michel! aber ich hab' es doch an dem Vogt auch nicht verdient.

Michel. Er ist ein eingestrichelter Teufel; die Hölle erfindet nicht, was er, wenn er auf Rache denkt und raset.

Lienhard. Es zittert Alles an mir.

Gertrud. Beinabe ward mir ohnmächtig.

Michel. Seid doch nicht Kinder, Alles hat ja ein Ende.

Gertrud und Lienhard (beide auf einmal). Gott Lob! Gott Lob!

Michel. Seht, ihr habt jetzt das Ding, wie ihr nur wollt. Wenn ihr wollt, so will ich den Vogt auf dem Glauben lassen, daß ich ihm tren sei, und gerad morgen oder übermorgen vom Ban Geschirr wegnehmen und in's Bogts Haus tragen. Dann gehst du in aller Stille zu Auer, nimmst einen Gewaltschein, alle Häuser durchsuchen zu dürfen, fängst bei des Bogts seinem an — dringst plötzlich in die Nebenkammer hinein, wo du es gewiß finden wirst; aber nimm das in Acht: Du mußt plötzlich in dem Augenblick, indem du den Gewaltschein zeigst, hineindringen, sonst ist es gescheit. Sie sind im Stande, sie nehmen es dir unter den Augen weg, steigen zum Fenster hinein, oder legen es unter der Decke des Bettes.

Wenn du dann höflich bist, und da nicht nachsuchst, so werden wir in einem schönen Handel sein. Ich denke aber fast, es ist besser für dich, du schickst Jemand Anders; es ist kein Stück Arbeit für dich. Lienhard. Nein, Michel! das Stück Arbeit würde mir gewiß nicht gerathen.

Michel. Das ist gleich viel; ich will dir schon Jemand finden, der diese Arbeit recht mache.

Gertrud. Michel! ich denke, wir sollten Gott danken, daß wir von der Gefahr, die über uns schwebte, jetzt befreit sind, und nicht aus Rache dafür dem Bogt eine Falle legen.

Michel. Er verdient seinen Lohn; mache dir darüber kein Bedenken.

Gertrud. Was er verdiene oder nicht verdiene, das ist nicht unsere Sache zu urtheilen; aber keine Rache auszuüben, das ist unsere Sache und der einzige gerade Weg, den wir in diesem Falle gehen können.

Michel. Ich muß bekennen, du hast Recht, Gertrud! und es ist viel, daß du dich so überwinden kannst; aber ja, du hast Recht, er wird seinen Lohn schon finden; und überall los sein, und nichts mit ihm zu thun haben, ist das Beste. Ich will auch geradezu mit ihm brechen, und ihm seine zweien Thaler zurückgeben; jetzt hab' ich aber nur noch anderthalben. Er nimmt sie aus dem Sack, legt sie auf den Tisch, zählt sie, und sagt dann weiter: „Ich weiß jetzt nicht, ob ich ihm die anderthalb allein bringen, oder ob ich auf den Wochenlohn warten soll, bis am Samstag, da ich dann Alles bei einander haben werde?“

Lienhard. Es macht mir gar nichts, dir den halben Thaler jetzt voraus zu bezahlen.

Michel. Ich bin herzlich froh, wenn es sein kann, daß ich dieses Mannes noch heute los komme. Ich trag' es ihm noch in dieser Stunde in's Haus, wenn ich's habe. Meister! seit gestern beim heil. Nachtmahl lag es mir schon schwer auf dem Herzen, daß ich ihm so böse Sachen versprochen hatte; auf den Abend kam noch dein Jonas, und gab meinem Kinde sein Abendbrot — und auch das machte, daß es mir an's Herz ging, daß ich gegen dich ein Schelm sein wollte. Ich habe dich nie recht gekannt, und nie viel Umgang mit dir gehabt, Lienhard! aber heute habe ich gesehen, daß du mit Geduld und mit Liebe Jedermann helfen und rathen wolltest, und ich meinte, ich würde nicht selig sterben können, wenn ich einem so braven, treuen Menschen das Gute mit Bösem vergelte. (Er hat Thränen in den Augen.) Da seht ihr, ob's mir nicht Ernst ist.

Lienhard. Thue doch überall Niemand nichts Böses mehr.

Michel. Will's Gott! will ich dir folgen.

Gertrud. Es wird dir dann gewiß auch überall wieder besser gehen.

Lienhard. Willst du noch diesen Abend zum Bogt gehen?

Michel. Ja, wenn ich kann.

Der Mäurer gibt ihm den halben Thaler und sagt: „Bring' ihn doch nicht in Zorn.“

Gertrud. Sag' ihm doch nicht, daß wir etwas davon wissen.

Michel. Ich will so kurz sein, als ich kann; aber den Augenblick geh' ich, so ist's bald vorüber. Behüt' Gott, Gertrud! Ich danke dir, Lienhard! schläft wohl.

Lienhard. Thut' ihm auch also; behüt' Gott, Michel! (Er geht ab.)

Als der Bogt heim kam, traf er seine Frau allein in der Stube an. Er konnte also die Wuth und den Zorn, den er den Tag über gesammelt hatte, nun ausleeren. Auf dem Feld, im Schloß und in Pirzan, da war's etwas Anderes. Unter den Leuten zeigt so einer nicht leicht, wie's ihm um's Herz ist.

Ungeachtet, wie ein Schäferbub', würde man sagen, würde ein Bogt sein, der das nicht könnte, und das hat man dem Hummel nie nachgeredet. Er konnte ganze Tage hinunterschlucken Zorn und Leid, und Haß und Gram, und immer lächeln, und schwagen und trinken; aber wenn er heim kam, und zum Glück oder Unglück die Wohnstube leer fand, alsdann ließ er die Wuth fürchterlich aus, die er unter den Leuten gesammelt hatte.

Seine Frau weinte in einer Ecke und sagte: „Um Gottes willen! thue doch nicht so; mit diesem Rasen bringst du Aruern nur immer mehr auf. Er ruht nicht, bis du dich zum Ziel legst.“

„Er wird nicht ruhen, ich mag thun, was ich will; er wird nicht ruhen, bis er mich zu Grunde gerichtet haben wird. Ein Schelm, ein Dieb, ein Hund ist er; der Verfluchteste unter allen Verfluchten,“ sagte der Mann.

Und die Frau: „Herr Jesus, um Gotteswillen! wie du redest, du bist von Sinnen.“

Bogt. Hab' ich nicht Ursache? Weißt du es nicht? Er nimmt mir das Wirthsrecht oder den Mantel innerl vierzehn Tagen.

Bögtin. Ich weiß es; aber um Gottes willen! thue doch jetzt nicht so. Das ganze Dorf weiß es schon. Der Schloßschreiber hat's dem Weibel gesagt, und dieser hat's aller Orten ausgetramt. Ich wußte nichts bis auf den Abend, da ich trankte; da lachten die Leute auf beiden Seiten der Gasse vor allen Häusern, und die Margreth, die auch trankte, nahm mich beiseits, und sagte mir das Unglück. Und noch etwas: Hans Wüst hat die acht Gulden zurückgebracht. Woher kommt jetzt dieser zu acht Gulden? Auch dahinter steckt

Arner. Ach Gott! ach Gott! allenthalben droht ein Ungewitter — so sagte die Frau.

Wie ein Donnerschlag erschreckte das Wort: Hans Wüß hat die acht Gulden zurückgebracht, den Vogt. Er stund eine Weile, starrete mit halbgeöffnetem Mund die Frau an und sagte dann: „Wo ist das Geld? Wo sind die acht Gulden?“ Die Frau stellt's in einem zerbrochenen Trinkglas auf den Tisch. Der Vogt starrt eine Weile das Geld an, zählt's nicht, und sagt dann: „Es ist nicht aus dem Schloß; der Junker gibt keine ungesonderten Sorten.“

Vögtin. Ich bin froh, daß es nicht aus dem Schloße ist.

Vogt. Es steckt doch etwas dahinter; du hättest es ihm nicht abnehmen sollen.

Vögtin. Warum das?

Vogt. Ich hätte ihn ausforschen mögen, woher er's habe.

Vögtin. Ich habe wohl daran gedacht; aber er wollte nicht warten, und ich glaube nicht, daß du etwas heraus gebracht hättest. Er war so kurz und abgebrochen, als man nur sein kann.

Vogt. Es stürmt Alles auf mich los; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht — Gib mir zu trinken (sie stellt ihm den Krug dar) — und er geht mit wilder Wuth die Stube hinauf und hinunter, schnaußt, trinkt und red't mit sich selber: Ich will den Mäurer verderben, das ist das Erste, so sein muß. Wenn's mich hundert Thaler kostet — Der Michel muß ihn verderben; und dann will ich auch hinter den Marchstein — so sagt er, und ebenklopft Michel an. Wie im Schrecken zuckt der Vogt zusammen, sagt: Wer ist da so spät in der Nacht? und eilt an's Fenster, zu sehen.

„Mach' auf, Vogt!“ ruft Michel.

„Wie mir der so eben recht kommt,“ sagt der Vogt, eilt, öffnet die Thüre, grüßt Micheln und sagt: „Willkommen, Michel! Was bringst du gut's Neues?“

Michel. Nicht viel; ich will dir nur sagen —

Vogt. Du wirst noch nicht unter der Thüre reden wollen? Ich gebe noch lang' nicht schlafen. Komm in die Stube.

Michel. Ich muß wieder heim, Vogt! Ich will dir nur sagen, daß mich der Handel vom Samstag gereut hat.

Vogt. Ja, bei Gott! das wäre so eben recht. Nein, der muß dich nicht gereuen — Wenn's nicht genug ist, ich biete eher ein Meh'rers. Komm nur in die Stube. Es fehlt nicht, wir werden des Handels gewiß eins.

Michel. Um keinen Preis, Vogt! Da sind deine zweien Thaler.

Vogt. Ich nehme dir sie jetzt nicht ab, Michel! Treib' nicht den Narr'n. Der Handel muß dir nicht schaden, und wenn dir die zweien Thaler zu wenig sind, so komm in die Stube.

Michel. Ich will weiter nichts hören, Vogt! da ist dein Geld.

Vogt. Bei Gott! ich nehme dir's nicht ab. Ich habe jetzt geschworen; du mußt mit mir in die Stube.

Michel. Das kann zuletzt wohl sein. (Er geht mit ihm.) Da bin ich nun in der Stube, und da ist dein Geld. (Er legt es auf den Tisch.) Und jetzt behüt' Gott, Vogt! und hiemit kehrte er sich um, und ging fort.

Der Vogt stund eine Weile stumm und sprachlos da, rollte seine Augen umher, schäumte zum Munde aus, zitterte, stampfte und rief dann: „Frau! gib mir Brennts; es muß sein, ich gehe.“

Frau. Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt. Ich geh' — ich geh', und grabe den Stein aus; gib mir die Flasche.

Frau. Um Gottes willen! thue doch das nicht.

Vogt. Es muß sein, es muß sein; ich gehe.

Frau. Es ist stockfinstern; es geht nach den Zwölfen, und in der Charwoche hat der Teufel sonst viel Gewalt.

Vogt. Hat er das Noß, so nehm' er den Zaum auch. Gib mir die Flasche; ich gehe.

Schnell nimmt er Pickel und Schaufel und Karst auf die Achsel, und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, seinem Herrn den Marchstein zu versehen.

Rausch und Rache und Wuth machten ihn kühn; doch wo er ein Scheinholz erblickt, oder einen Hasen rauschen hört, zittert' er, stand einen Augenblick still, und eilte dann wüthend weiter, bis er endlich zum Marchstein kam. Er griff jetzt schnell zur Arbeit, hackte und schaufelte umher.

Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann hinter dem Geräusche kommt auf ihn zu. Um den Mann ist's hell in der finstern Nacht, und Fener brennt auf des Mannes Kopfe. „Das ist der Teufel leibhaftig,“ sagt der Vogt, flieht, heult entsetzlich und läßt Karst und Pickel und Schaufel, den Hut und die leere Brautweinsflasche dahinten. Es war Christoph, der Hühnerträger von Unheim, der Eier in Oberhofen, Lunkofen, Hirzan und andern Orten aufgelaufen hatte, und nun auf seinem Heimweg begriffen war. Er trug auf seinem Korb das Fell einer schwarzen Fiege, und hatte eine Laterne daran hängen, um den Weg im Finstern zu finden. Dieser Eierträger erkannte die Stimme des fliehenden Vogts, und da er dachte, daß er gewiß etwas Böses im Sinn hätte, erzürmt' er bei sich selber, und sprach: „Dem verfluchten Buben will ich's jetzt machen! er meint, ich sei der Teufel.“

Schnell stellt er seinen Korb ab, nimmt Karst und Pickel und Schaufel und seinen mit Eisen beschlagenen Botenstock, bindet Alles zusammen, schleppt es hinter sich her über den Felsweg hinunter,

daß es fürchterlich rasselt, läuft so dem Bogt nach, und ruft mit heulender Stimme: „Oh — Ah — Uh — Himmel — Oh — Ah — Uh — Du bist mein — Wa — art — Hu — Himmel —“

Der arme Bogt läuft, was er vermag, und schreit in seinem Laufen erbärmlich: „Mordio und Helfio — Wächter! der Teufel nimmt mich.“

Und der Hühnerträger immer hinten nach: „Oh — Ah — Uh — Bo — ogt — Wa — art — Bo — ogt —! du bist mein — Bo — o — ogt —“

Der Wächter im Dorf hörte das Laufen und Aufen vom Berge, und verstund alle Worte; aber er fürchtete sich und klopfte einigen Nachbarn am Fenster an.

„Steht doch auf, Nachbarn!“ sagt er zu ihnen, „und hört, wie es am Berge geht. Es ist, als wenn der Teufel den Bogt nehmen wollte — hört doch, wie er Mordio und Helfio ruft! und er ist doch, weiß Gott! bei seiner Frau daheim; es ist keine zwei Stunden, ich hab' ihn unter seinem Fenster gesehen.“

Als ihrer etwa zehn beisammen waren, riefen sie, sie wollten alle mit einander mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl versehen, dem Geräusch entgegen gehen; aber frisch Brod, den Psalter und das Testament mit in Sack nehmen, daß ihnen der Teufel nichts anhaben könne.

Die Männer gingen, hielten aber noch zuerst bei des Bogts Haus still, um zu sehen, ob er daheim wäre.

Die Bögtin wartete in Todesangst, wie's ihm auf dem Berg gehen möchte; und da sie den nächtlichen Lärm hörte und da die Männer mit den Windlichtern an ihrem Hause klopfen, erschrak sie entsetzlich, und rief ihnen: „Herr Jesus! was wollt ihr?“

„Dein Mann soll herunter kommen,“ sagten die Männer.

„Er ist nicht bei Hause; aber, Herr Jesus! was ist's doch, warum seid ihr da?“ sagte die Frau.

Und die Männer: „Das ist eben schlimm, wenn er nicht daheim ist — Horch, wie er Mordio und Helfio schreit, als wenn der Teufel ihn nachlief.“

Die Frau läuft jetzt mit den Männern, wie unsinnig fort. Der Wächter fragte sie unterwegs:

„Was Teufels thut dein Mann jetzt noch auf dem Berg? Er war ja noch ein paar Stunden bei Hans.“

Sie antwortete kein Wort, sondern heulte entsetzlich.

Auch des Bogts Hund heulte an seiner Kette.

Als aber der Hühnerträger das Volk dem Bogt zu Hülfe eilen sah, und des Bogts Hund so fürchterlich heulen hörte, kehrte er um, und ging so still und so geschwind, als er konnte, wieder den Berg

hinauf zu seinem Korb, packte seine Beute auf, und setzte dann seinen Weg fort.

Kunz aber, der mit des Bogts Frau einige Schritte voraus war, merkte, daß es eben nicht der Teufel sein möchte, faßt den heulenden Bogt ziemlich unsanft beim Arm und sagt ihm:

„Was ist das? Warum thust du auch so, du Narr?“ — „O — O — laß mich — O Teufel laß mich —“ sagte der Bogt, der im Schrecken nichts sah und nichts hörte.

„Du Narr! ich bin Kunz, dein Nachbar, und das ist deine Frau,“ sagte ihm dieser.

Die andern Männer sahen zuerst ziemlich behutsam umher, wo etwa der Teufel doch stecken möchte, und der mit dem Windlicht zündete sorgfältig in die Höhe und auf den Boden, und auf alle vier Seiten; es steckte auch ein jeder seine rechte Hand in den linken Sack, zum neugebackenen Brod, zum Testament und zum Psalter. — Da sich aber lange nichts zeigte, faßten sie nach und nach Muth, und einige wurden sogar munter, und fingen an, den Bogt zu fragen: „Hat der Teufel dich mit den Klauen gekränelt? oder mit den Füßen getreten, daß du so blutest?“

Andre aber sprachen: „Es ist jetzt nicht Zeit, zu spotten; wir haben ja alle die erschreckliche Stimme gehört.“

Kunz aber sagte: „Und mir ahnt, ein Wilddieb, oder ein Harzer, habe den Bogt und uns Alle geöff't. Als ich ihm nahe kam, hörte das Geheul auf, und ein Mensch lief den Berg hinauf, was er konnte. Es hat mich tausendmal gereut, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin, und wir waren Narr'n, daß wir des Bogts Hund nicht mitgenommen haben.“

„Du bist ein Narr, Kunz! das war in Ewigkeit keine Menschenstimme. Es ging durch Leib und Seel'; es drang durch Mark und Bein, und ein mit Eisen beladener Wagen rasselt nicht so auf der Bergstraße, wie das gerasselt hat.“

„Ich will euch nicht widersprechen, Nachbarn! Es schauerte mir auch, da ich es hörte. Aber doch lasse ich mir nicht ausreden, daß ich Jemand wieder den Berg hinauflaufen gehört habe.“

„Weinst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn höre?“ sagten die Männer. Der Bogt aber hörte von allem Gerede kein Wort. Und da er daheim war, hat er die Männer, daß sie doch diese Nacht bei ihm blieben, und sie blieben gar gern im Wirthshause.

Indessen hatte der nächtliche Lärm Alles im Dorfe aufgeweckt. Auch im Pfarrhause stand Alles auf, denn man vermuthete Unglück. Und da der Pfarrer nachfragen ließ, was für ein Lärm sei, bekam er erschreckliche Berichte über den greulichen Vorfall. Und der Pfarrer dachte: er wolle diesen Schrecken des Bogts, so dumm auch

seine Ursache sei, benutzen, und ging in der Nacht in's Wirthshaus. Blitzschnell verschwanden die Weintrüge von allen Tischen, da er kam. Die Bauern standen auf und sagten: „Willkommen, wohl-ehrwürdiger Herr Pfarrer!“ Der Pfarrer dankte und sagte den Nachbarn: „Es ist brav, daß ihr, wenn ein Unglück begegnet, so bereit und dienstfertig seid. Aber wollt ihr mich jetzt eine Weile bei dem Vogt allein lassen?“

Bauern. Es ist unsere Schuldigkeit, wohllehnwürdiger Herr Pfarrer! Wir wünschen euch eine glückselige Nacht.

Pfarrer. Ein Gleiches, ihr Nachbarn! ich muß euch noch bitten, daß ihr euch in Acht nehmt, was ihr über diesen Vorfall erzählt. Es ist allemal unangenehm, wenn man groß Geschrei von einer Sache macht, und wenn darnach herauskommt, daß nichts an der Sache sei, oder etwas ganz Anderes. Für jetzt weiß einmal noch Niemand, was eigentlich begegnet ist, und ihr wißt doch, Nachbarn! die Nacht trägt.

„Es ist so — wohllehnwürdiger Herr Pfarrer!“ sagten die Bauern innert der Thür.

„Und er ist immer so ein Narr und will nichts glauben,“ sagten sie draußen.

Der Pfarrer aber red'te mit dem Vogt herzlich: „Untervogt, ich habe vernommen, daß dir etwas begegnet ist, und ich bin da, dir mit Trost, so gut ich kann, an die Hand zu gehen. Sage mir aufrichtig, was ist dir eigentlich begegnet?“

Vogt. Ich bin ein armer, unglücklicher Tropf, der leibhaftige Satan hat mich nehmen wollen.

Pfarrer. Wie so, Vogt! wo ist dir das begegnet?

Vogt. Oben auf dem Berge.

Pfarrer. Hast du denn wirklich Jemand gesehen? Hat dich Jemand angegriffen?

Vogt. Ich sah ihn, — ich sah ihn, wie er auf mich zulief. — Es war ein großer schwarzer Mann, und er hatte Feuer auf seinem Kopfe — er ist mir nachgelaufen bis unten an den Berg.

Pfarrer. Warum blutest du am Kopf?

Vogt. Ich bin im Herunterlaufen gefallen.

Pfarrer. Es hat dich also Niemand mit seiner Hand angerührt?

Vogt. Nein, aber gesehen hab' ich ihn mit meinen Augen.

Pfarrer. Nun, Vogt! wir wollen uns nicht dabei aufhalten. Ich kann nicht begreifen, was es eigentlich war. Es mag aber gewesen sein, was es will, so ist es gleich viel; denn, Untervogt! es ist eine Ewigkeit, wo ohne einigen Zweifel die Gottlosen in seine Klauen fallen werden; und diese Ewigkeit und die Gefahr, nach

deinem Tode in seine Klauen zu fallen, sollte dich bei deinem Alter und bei deinem Leben freilich unruhig und sorgenvoll machen.

Vogt. O Herr Pfarrer! ich weiß vor Sorgen und Unruhe nicht, was ich thue. Um Gottes willen! was kann, was soll ich machen, daß ich vom Teufel wieder los werde — bin ich nicht jetzt schon ganz in seiner Gewalt?

Pfarrer. Vogt! plage dich nicht mit Geschwätze und mit nar-rischen Worten. Du bist bei Sinn und Verstand und also ganz in deiner eigenen Gewalt; thue, was recht ist und was dir dein Gewissen sagt, daß du es Gott und Menschen schuldig seist. Du wirst alsdann bald merken, daß der Teufel keine Gewalt über dich hat.

Vogt. O Herr Pfarrer! was kann, was muß ich denn thun, daß ich bei Gott wieder zu Gnaden komme?

Pfarrer. Im Ernst deine Fehler bereuen, dich bessern und dein ungerechtes Gut wieder zurück geben.

Vogt. Man glaubt, ich sei reich, Herr Pfarrer! aber ich bin's weiß Gott nicht!

Pfarrer. Das ist gleich viel, du hast des Rudi's Matte mit Unrecht; und Blüß und Reibacher haben einen falschen Eid gethan; ich weiß es und ich werde nicht ruhen, bis der Rudi wieder zu dem Seinigen gelangt sein wird.

Vogt. O Herr Pfarrer! um Gottes willen! hab' Mitleiden mit mir.

Pfarrer. Das beste Mitleiden, das man mit dir haben kann, ist dieses: wenn man dich dahin bringen kann, gegen Gott und Menschen zu thun, was du schuldig bist.

Vogt. Ich will ja thun, was ihr wollt, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Willst du dem Rudi seine Matte wieder zurück geben?

Vogt. Um Gottes willen! ja, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Erkennst du also, daß du sie mit Unrecht besitzest?

Vogt. In Gottes Namen! ja, Herr Pfarrer! ich muß es bekennen; aber ich komme an den Bettelstab, wenn ich sie verliere.

Pfarrer. Vogt! es ist besser betteln, als armer Leute Gut unrechtmäßig vorenthalten.

Der Vogt seufzt.

Pfarrer. Aber was thatest du auch mitten in der Nacht auf dem Berg?

Vogt. Um Gottes willen! fragt mich doch das nicht, Herr Pfarrer! ich kann's, ich darf's nicht sagen; hab' Mitleiden mit mir, ich bin sonst verloren.

Pfarrer. Ich will dir nicht zumuthen, mir etwas zu offenbaren, das du nicht willst. Thust du es gern, so will ich dir raten wie ein Vater! Willst du es nicht thun, in Gottes Namen! so ist

es dann deine Schuld, wenn ich dir da, wo du es vielleicht am nöthigsten hättest, nicht rathen kann. Aber da ich ohne deinen Willen von Allem, was du mir sagen wirst, nichts offenbaren werde, so kann ich doch nicht sehn, was du dabei gewinnst, wenn du mir etwas verschweigst.

Vogt. Aber werdet ihr gewiß nichts wider meinen Willen offenbar machen, es mag sein, was es will?

Pfarrer. Nein, gewiß nicht, Vogt!

Vogt. So will ich's euch in Gottes Namen sagen: Ich wollte dem Junker einen Marchstein versehen.

Pfarrer. Lieber Gott und mein Heiland! warum auch dem guten lieben Junker?

Vogt. Ach! er wollte mir das Wirthshaus oder den Vogtsdienst nehmen; das brachte mich in Wuth.

Pfarrer. Du bist doch ein unglücklicher Tropf, Vogt! er meinte es so wenig böse. Er hat dir noch einen Ersatz geben wollen, wenn du die Vogtsstelle freiwillig aufgeben würdest.

Vogt. Ist das auch wahr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ja, Vogt! ich kann dir es für gewiß sagen, denn ich habe es aus seinem Munde; er hat am Samstag Abend in seinem Berg gejagt, und ich hab' ihn auf dem Weg vom Reuthof, wo ich bei der alten Frau war, angetroffen; da hat er mir ausdrücklich gesagt: Der junge Weher, den er zum Vogt machen wolle, müsse dir, damit du dich nicht zu beklagen habest, hundert Gulden jährlichen Ersatzes geben.

Vogt. Ach Gott! Herr Pfarrer! hätt' ich auch das gewußt, ich würde nicht in dieses Unglück gefallen sein.

Pfarrer. Man muß Gott vertrauen, auch wenn man noch nicht sieht, wo seine Vatergüte eigentlich hervorblicken will; und von einem guten Herrn muß man Gutes hoffen, auch wenn man noch nicht sieht, wie und worin er sein gutes Herz offenbaren will. Das macht, daß man ihm getreu und gewärtig bleibt und dadurch denn sein Herz in allen Fällen zum Mitleiden und zu aller Vatergüte offen findet.

Vogt. Ach Gott! wie ein unglücklicher Mann ich bin! Hätt' ich nur auch die Hälfte von diesem gewußt.

Pfarrer. Das Geschehene ist jetzt nicht mehr zu ändern; aber was willst du jetzt thun, Vogt?

Vogt. Ich weiß es in Gottes Namen nicht; das Bekenntniß bringt mich um's Leben. Was meint ihr, Herr Pfarrer?

Pfarrer. Ich wiederhole, was ich dir eben gesagt habe. Ich will dir kein Bekenntniß zumuthen; das, was ich sage, ist ein bloßer Rath — aber meine Meinung ist, der gerade Weg habe noch Niemandem übel ausgefallen. Arner ist barmherzig und du bist

schuldig, thu' jetzt, was du willst; aber ich würde es auf seine Barmherzigkeit ankommen lassen. Ich sehe wohl, daß der Schritt schwer ist; aber es ist auch schwer, ihm den Fehler zu verschweigen, wenn du wahre Ruhe und Zufriedenheit für dein Herz suchest.

Der Vogt seufzt und redet nichts. Der Pfarrer fährt fort und sagt wieder: „Thue jetzt in Gottes Namen, was du willst, Vogt! ich will dir nichts zumuthen; aber je mehr ich es überlege, desto mehr dünkt mich, du fahrest am besten, wenn du es auf Arners Barmherzigkeit ankommen lässtest; denn ich muß dir doch auch sagen, es könne nicht anders sein, der Junker werde nachforschen, warum du in dieser späten Nachtzeit auf der Straße gewesen seist.“

Vogt. Herr Jesus, Herr Pfarrer! was mir in Sinn kommt. Ich habe Pickel und Schaufel und Karst, und was weiß ich noch, beim Marchstein gelassen, und er ist schon halb umgegraben; das kann Alles ausbringen. Es übernimmt mich eine Angst und ein Schreden von wegen des Pickels und des Karsts, daß es entseßlich ist, Herr Pfarrer!

Pfarrer. Wenn dich wegen dem armfeligen Pickel und Karst, die man ja leicht heut' noch vor Tag wegtragen und verbergen kann, eine solche Angst übernimmt, Vogt! so denke doch, wie tausend solche Umstände und Vorfälle begegnen werden und begegnen müssen, wenn du schwiegst, die dir deine übrigen Tage noch alle zu Tagen der größten Unruhe und der bittersten fortbauenden Besorgnisse machen werden. — Ruhe für dein Herz wirst du nicht finden, Vogt! wenn du nicht bekennst.

Vogt. Und ich kann auch nicht bei Gott wieder zu Gnaden kommen, wenn ich schweige?

Pfarrer. Vogt! wenn du das selber denkst und selber sorgst und fürchtest, und doch wider die Stimme deines Gewissens, wider deine eigne Ueberzeugung schwiegst, wie könnte es möglich sein, daß dieses Thun Gott gefallen und dir seine Gnade wieder bringen könnte?

Vogt. So muß ich's denn bekennen?

Pfarrer. Gott wolle mit seiner Gnade bei dir sein, wenn du thust, was dein Gewissen dich heißt!

Vogt. Ich will es bekennen.

Und da er dieses gesagt hatte, betete der Pfarrer vor ihm also:

„Preis und Dank und Anbetung. Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, und sie hat ihm Zorn und Entsetzen geschienen, die Hand deiner Erbarmung und Liebe! Aber sie hat sein Herz bewegt, daß er sich nicht mehr gegen die Stimme der Wahrheit verhärtet, wie er sich lange, lange vor ihr verhärtet hat.“

Du, der du Schonung und Mitleiden und Gnade bist! Nimm das Opfer seines Bekenntnisses gnädig an und zeuch deine Hand

nicht ab von ihm. Vollende das Werk deiner Erbarmung und laß ihn wieder deinen Sohn, deinen Begnadigten werden. O Vater im Himmel! der Menschen Leben auf Erden ist Irthum und Sünde! darum bist du gnädig den armen Kindern der Menschen und verzeihst ihnen Unbertretung und Sünde, wenn sie sich bessern.

Preis und Anbetung, Vater im Himmel! Du hast deine Hand gegen ihn ausgestreckt, daß er dich suche. Du wirst das Werk deiner Erbarmung vollenden, und er wird dich finden, lobpreisen deinen Namen und verkündigen deine Gnade unter seinen Brüdern."

Jetzt war der Vogt durch und durch bewegt, Thränen flossen von seinen Wangen. „O Gott! Herr Pfarrer! Ich will es bekennen und thun, was man will. Ich will Ruhe suchen für mein Herz und Gottes Erbarmen."

Der Pfarrer redete noch eine Weile mit ihm, tröstete ihn, und ging dann wieder heim. Es ging aber schon gegen fünf Uhr, da er heim kam. Und er schrieb alsbald an Arner. Der Brief, den er gestern geschrieben, und der heutige lauten also:

Erster Brief.

Hochedelgeborne, Gnädiger Herr!

Der Ueberbringer dieses, Hans Wüst, hat mir heut' eine Sache geoffenbart, welche von einer Natur ist, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu rathen, sie Euer Gnaden, als seinem Richter, zu entdecken— Er hält nämlich in seinem Gewissen dafür, der Eid, den er und Reibacher vor zehn Jahren in der Sache zwischen dem Hübelrudi und dem Vogt geschworen haben, sei falsch. Es ist eine traurige Geschichte, und es kommen dabei sehr bedenkliche Umstände von dem verstorbenen Schlossschreiber und von dem unglücklichen Vikari, meines in Gott ruhenden Vorfahren, in's Licht; und mir schauert vor aller Aergerniß, so dieses Bekenntniß hervorbringen kann. Ich danke aber wieder Gott, daß der Armste unter meinen vielen Armen, der gedrückte leidende Rudi, mit seiner schweren Haushaltung durch dieses Bekenntniß wieder zu dem Seinigen kommen könnte. Die täglich steigende Bosheit des Vogts und sein Muthwillen, der jetzt auch sogar die Feste nicht mehr schont, machen mich glauben, die Zeit seiner Demüthigung sei nahe. — Für den unglücklichen armen Wüst bitte ich demüthig und dringend um alle Barmherzigkeit und um alle Gnade, welche die Pflichten der Gerechtigkeit dem menschenliebenden Herzen Euer Gnaden erlauben können. —

Zweiter Brief.

Seit gestern Abends, da ich Euer Gnaden in beiliegend schon versiegelttem Schreiben den Vorfall mit dem Hans Wüst pflichtmäßig zu wissen thun wollte, hat die Alles leitende weise Vorsehung

meine Hoffnungen und meine Wünsche für den Rudi, und meine Vermuthungen gegen den Vogt auf eine mir jetzt noch unbegreifliche und unerklärbare Weise bestätigt.

Es entstand in der Nacht ein allgemeiner Lärm im Dorfe, der so groß war, daß ich Unglück vermutete. Ich ließ nachfragen, was es sei, und ich erhielt den Bericht: der Teufel wolle den Vogt nehmen; er schreie erbärmlich droben am Berge um Hülfe, und alles Volk habe das erschreckliche Geräusch des ihm nachlaufenden Teufels gehört — Ich mußte ob diesem Berichte, Gott verzeih' es mir, herzlich lachen. Es kamen aber immer mehr Leute, die alle den greulichen Vorfall bestätigten und zuletzt berichteten: Der Vogt sei wirklich mit den Männern, die ihm zu Hülfe geeilt wären, wieder heim, aber so erbärmlich vom leidigen Satan herumgeschleppt und zugerichtet worden, daß er wahrscheinlicher Weise sterben werde.

Das Alles war freilich keine Waare in meinen Kram; aber was machen? Man muß die Welt brauchen, wie sie ist, weil man sie nicht ändern kann. Ich dachte, es mag nun gewesen sein, was es will, so ist der Vogt vielleicht jetzt weich; ich muß also die gelegene Zeit nicht versäumen, und ging deshalb sogleich zu ihm. Ich fand ihn in einem erbärmlichen Zustande. Er glaubt steif und fest, der Teufel hab' ihn nehmen wollen. Ich fragte zwar hin und her, um etwan auf eine Spur zu kommen; aber ich begreife noch nichts von Allem. Nur so viel ist gewiß, daß ihn Niemand angerührt hat, und daß seine Verwundung am Kopfe, die aber leicht ist, von einem Falle herrührt. — Auch hat der Teufel, sobald die Mannschaft anrückte, mit seinem Rassen und Heulen nachgelassen — Aber es ist Zeit, zur Hauptsache zu kommen.

Der Vogt war gedemüthigt und bekannte mir zwei abscheuliche Thaten, die er mir freiwillig erlanzt, Euer Gnaden zu offenbaren. Erstlich: Es sei wahr, was mir der Hans Wüst gestern geklagt hätte; nämlich: Er habe Ihren in Gott ruhenden Großvater in dem Handel mit dem Rudi irre geführt, und die Ratte sei mit Unrecht in seiner Hand. Zweitens: Er habe diese Nacht Euer Gnaden einen Marchstein versetzen wollen, und sei wirklich an dieser Arbeit gewesen, als ihm der erschreckliche Zufall begegnet sei.

Ich bitte Euer Gnaden demüthig um Schonung und Barmherzigkeit auch für diesen unglücklichen Mann, der Gott Lob auch zur Reue zurückzukommen scheint &c. &c.

Wilhelm Nebj eilte nun mit den Briefen auf Arnburg; aber Christoph, der Hühnerträger, war früher im Schloß, und erzählte dem Junker Alles, was begegnet war, der Länge und der Breite nach. Der Junker aber mußte auf seinem Lehnstuhl über die Geschichte, über den Schrecken des Vogts und über das Oh — Ah — Ah —

des Hühnerträgers lachen, daß er den Bauch mit beiden Händen halten mußte.

Therese, seine Gemahlin, die im Nebengemach noch in der Ruhe war, hörte das laute Gelächter und das Oh — Ah — Uh — des Hühnerträgers und rief: „Karl! was ist das? Komm doch herein, und sage mir, was es ist.“

Da sagte der Junker zum Hühnerträger: „Meine Frau will auch hören, wie du den Teufel vorstellen könntest; komm herein.“

Und er ging mit dem Hühnerträger in's Schlafzimmer seiner Gemahlin. Da erzählte dieser wieder: wie er den Vogt bis unten in's Feld verfolgt hätte — wie seine Nachbarn bei Dutzenden mit Spießen und Prügeln und Windlichtern dem armen Vogt zu Hilfe gekommen wären, und wie er dann wieder still den Berg hinauf geschlichen sei.

Therese und Karl lachten auf ihrem Bette wie Kinder, und ließen den Hühnerträger, so viel er wollte, von dem köstlichen Wein des Junkers, der seit gestern noch da stand, trinken. Hingegen verbot ihm Arner, noch Niemand kein Wort von der Sache zu erzählen.

Indessen langte Wilhelm Nebj mit des Pfarrers Briefen an. Arner las sie und die Geschichte des Hans Wüst rührte ihn am meisten. Die Unvorsichtigkeit seines Großvaters und das Unglück des Rudj gingen ihm zu Herzen; aber die weise Handlungsart des Pfarrers freute ihn in der Seele. Er gab die Briefe sogleich seiner Therese und sagte: „Das ist doch ein herrlicher Mann, mein Pfarrer in Bonnal; menschenfreundlicher und sorgfältiger hätte er nicht handeln können.“

Therese las die Briefe und sagte: „Das ist eine erschreckliche Sache mit dem Wüst! Du mußt dem Rudj wieder zu dem Seinigen helfen. Säume doch nicht — und wenn der Vogt sich sträubt, die Matte zurückzugeben, so wirf ihn in alle Löcher. Er ist ein Satan, den du nicht schonen mußt.“

„Ich will ihn aufknüpfen lassen,“ antwortete Arner.

„Ach nein! du tödest Niemand,“ antwortete Therese.

„Meinst du, Therese?“ sagte Karl, und lächelte.

„Ja, ich mein's,“ sagte Therese, und küßte ihren Karl.

„Du würdest mich nicht mehr küssen, glaub' ich, wenn ich's thäte, Therese!“ sagte Karl.

Und Therese lächelnd: „Das denk' ich.“

Da Arner den Wilhelm fortgeschickt hatte, ging er in seinen Stall, wählte unter seinen fünfzig Kühen für den Hüberrudj eine aus, und sagte zu seinem Küher: „Füttere mir diese Kuh wohl, und sag' dem Buben, daß er sie nach Bonnal führe und in den Freundstall stelle, bis ich kommen werde.“

Der Küher aber antwortete seinem Herrn: „Herr! ich muß thun, was ihr mich beist; aber es ist unter diesen fünfziggen allen keine, die mich so reut. Sie ist noch so jung, so wohlgestalt, so schön, sie kommt mit der Milch in die beste Zeit.“

„Du bist brav, Küher! daß dich die schöne Kuh reut. Mich aber freut es, daß ich's getroffen habe — Ich suchte eben die schönste — Sie kommt in eines armen Mannes Stall, Küher! laß sie dich nicht reuen, sie wird ihn auch freuen.“

Küher. Ach Herr! es ist ewig Schade um die Kuh — bei einem armen Mann wird sie abfallen; sie wird mager und häßlich werden. O Herr! wenn ich's vernehme, daß sie Mangel hat, ich lauf' alle Tage nach Bonnal und bring' ihr Salz und Brod alle Sack voll.

Junker. Du guter Küher! der Mann bekommt eine schöne Matte und Futter genug für die Kuh.

Küher. Nun, wenn es ihr nur auch wohl geht, wenn sie doch fort muß.

Junker. Sei nur zufrieden, Küher! Es soll ihr nicht fehlen. Der Küher fütterte die Kuh, und seufzte bei sich selber, daß sein Herr die schönste im Stall wegschickt. Er nahm auch sein Morgenbrod und Salz, gab Alles dem Fleck und sagte dann zum Jungen: „Nimm deinen Sonntagsrock und sauberes Hemd; sträuble dich, und putze dir deine Schuhe, du mußt den Fleck nach Bonnal führen.“ Und der Junge that, was der Küher ihm sagte, und führte die Kuh ab.

Arner sann jetzt eine Weile still und ernsthaft dem Urtheil nach, welches er über den Vogt fällen wollte. Wie ein Vater, wenn er seinen wilden, ansartenden Knaben einsperrt und züchtigt — nichts sucht, als das Wohl seines Kindes — wie es dem Vater an's Herz geht, daß er strafen muß — wie er lieber verschonen und belohnen würde; wie er seine Wehmuth in seinen Strafen so väterlich äußert und durch seine Liebe mitten im Strafen seinen Kindern noch mehr als durch die Strafe selber, an's Herz greift. So, dachte Arner, muß ich strafen, wenn ich will, daß meine Gerechtkeitspflege Vaterhandlung gegen meine Angehörigen sei. Und in diesen Gesinnungen faßte er sein Urtheil gegen den Vogt ab.

Indessen hatten seine Gemahlin und seine Fräuleins geist, daß man früher als sonst, zu Mittag aße. Und der Kutscher fuhr mit seinen muthigen Rappen rasch fort und war bald auf der Ebene bei Bonnal, wo die Männer Steine brachen. Da stieg Arner aus dem Wagen, nach ihrer Arbeit zu sehen; und er traf die Arbeiter alle, einen jeden an seinem schicklichen Platz, an. Und der Steine waren für die Zeit, in welcher sie gearbeitet hatten, schon viele beisammen. Und Arner lobte die Ordnung und die gute Anstalt bei

ihrer Arbeit, also daß auch die Einfältigsten merkten, daß es ihm nicht würde entgangen sein, wenn das Geringste nicht in Ordnung oder nur zum Schein dargestellt worden wäre.

Das freute den Lienhard, denn er dachte: Es sieht jest ein Jeder selbst, daß es nicht an mir stehe, Unordnung und Niederlichkeit zu dulden.

Arner fragte auch den Meister, welches der Hübelndj sei, und in eben dem Augenblick, da ihm der Mäurer ihn zeigte, wälzte der todtblasse und sichtbarlich schwache Rndj einen sehr großen Stein mit dem Hebeisen aus seinem Nest. Schnell rief Arner: „Ueberküpft euch nicht, Nachbarn! und sorgt, daß keiner unglücklich werde.“ Darauf befahl er noch dem Meister, ihnen einen Abendtrunk zu geben, und ging weiter gegen Bonnal.

Er sah bald den guten Pfarrer von ferne gegen sich kommen. Der Junker lief stark gegen den Pfarrer und rief ihm zu: „Sie hätten sich doch in diesem Wetter nicht bemühen sollen; es ist nicht recht bei Ihren Beschwerden!“ und eilte dann heim mit ihm in seine Stube. Und erzählte ihm die ganze Geschichte mit dem Hühnerträger; dann sagte er: „Ich habe ziemlich Geschäfte, Herr Pfarrer! ich will schnell daran, damit wir noch ein paar Stunden ruhige Freude mit einander haben können.“

Jetzt fandte er auch zu dem jungen Meyer und ließ ihm sagen, daß er zu ihm komme, und sagte zum Pfarrer: „Ich will vor Allem auch des Bogts Rechnungen und Bücher versiegeln lassen; denn ich will wissen, mit wem er in Rechnung stehe; und er muß sie mit Jedermann vor mir in Ordnung bringen.“

Pfarrer. Dadurch werden Sie einen guten Theil Ihrer Angehörigen sehr nahe kennen lernen, gnädiger Herr!

Junker. Und, wie ich hoffe, auch Wege finden, vieler häuslicher Verwirrung in diesem Dorfe ein Ende zu machen: wenn ich bei diesem Anlasse Jedermann deutlich und einleuchtend machen kann, wie sich die Leute unwiederbringlich verderben, wenn sie mit solchen Wucherern, wie der Bogt ist, nur um einen Kreuzer anbinden. Es dünkt mich, Herr Pfarrer! die Landesgesetze thun zu wenig, diesem Landesverderben zu steuern.

Pfarrer. Keine Gesetzgebung kann das, gnädiger Herr! aber das Vaterherz eines Herrn.

Indessen kam der jüngere Meyer, und der Junker sagte zu ihm: „Meyer! ich bin im Fall, meinen Bogt zu entsetzen; aber so sehr er sich verfehlt hat, bewegen mich doch einige Umstände, daß ich wünsche, ihm, so lange er lebt, noch etwas vom Einkommen seines Dienstes zukommen zu lassen. Du bist ein wohlhabender Mann, Meyer! und ich denke, wenn ich dich zum Bogt mache, du lässest

dem alten Mann gern noch jährlich hundert Gulden vom Dienste zufließen.

Meyer. Wenn Sie mich zu diesem Dienste tüchtig finden, gnädiger Herr! so will ich mich hierin wie in allem Andern nach Ihren Befehlen richten.

Junker. Nun, Meyer! so komme morgen zu mir auf Auenburg, ich will dann dieses Geschäft in Ordnung bringen. Jetzt will ich dir nur sagen: du müssest mit meinem Schreiber und mit dem Richter Alej dem Hummel alle seine Schriften und Rechnungen besiegeln. Ihr habt genau nachzusehen, daß von allen Papieren und Rechnungen nichts unterschlagen werde.

Da gingen der Meyer und der Herrschaftsschreiber, nahmen noch den Richter Alej mit sich, und besiegelten des Bogts Schriften. Die Böttin aber ging mit einem nassen Schwamm gegen die gekreidete Wandtafel; aber der Meyer sah es, hinderte sie, etwas durchzustreichen, und ließ die gekreidete Tafel schnell abschreiben.

Und der Meyer, der Schreiber und der Richter Alej verwunderten sich, als sie auf der Tafel fanden: Samstags den 18ten dieses dem Joseph des Lienhards drei Thaler an Geld — „Wofür das?“ fragten der Meyer, der Schreiber und Alej den Bogt und die Böttin; aber sie wollten's nicht sagen. Und da die Männer mit der Abschrift der Wandtafel kamen, verwunderte sich der Junker ebenfalls über diese drei Thaler und fragte die Männer: „Wisset ihr, für was das war?“

„Es wollte Niemand mit einer Antwort herausrücken, da wir fragten,“ antworteten die Männer.

„Ich will es bald herausbringen,“ sagte der Junker. „Wenn Zint und der Gefängniswärter da sein werden, so sagt ihnen, sie sollen den Bogt und den Hans Wüß hieher bringen.“

Der gute Pfarrer hatte das kaum gehört, so schlich er sich also bald von der Gesellschaft weg in's Wirthshaus, und sagte dem Bogt: „Um Gottes willen! was ist das mit den drei Thalern an Joseph? du machst dich doppelt unglücklich, wenn du's nicht sagst, der Junker ist zornig.“

Da bekannte der Bogt dem Pfarrer mit Thränen alle Umstände mit Joseph und mit dem Gelde. Und der Pfarrer eilte schnell wieder zu Arner und sagte ihm Alles, und wie wehmüthig der Bogt es ihm gestanden hätte. Er bat auch den Junker noch einmal um Gnad' und Barmherzigkeit für den armen Mann.

„Sorgen Sie nicht, Herr Pfarrer! Sie werden mich gewiß menschlich und mitleidend finden,“ sagte Arner. Er ließ hierauf den Joseph gebunden und gefangen von der Arbeit wegnehmen und ihn mit dem Wüß und dem Bogt herbringen. Der Bogt zitterte wie ein Laub der großblättrigen Espe. Der Wüß schien in stiller

Behmuth in sich selbst gekehrt und von Herzen geduldig. Der Joseph aber knirschte mit den Zähnen und sagte zum Vogt: „Du Donnerstüb! du bist an Allem schuldig!“

Arner ließ die Gefangenen einen nach dem andern in die untere Stube des Pfarrhauses führen, wo er sie in Gegenwart des Meyers, des Aebts und des Weibels verhörte. Und nachdem der Schreiber alle ihre Aussagen von Wort zu Wort niedergeschrieben, sie den Gefangenen wieder vorgelesen, diese sie auch von Neuem wiederholt und bestätigt hatten, ließ er sie alle unter die Linde des Gemeindeplatzes bringen und befahl, jetzt an die Gemeinde zu läuten.

Vorher ging der Junker noch ein paar Augenblicke in die obere Stube zum Pfarrer und sagte: „Ich trinke noch eins, Herr Pfarrer! denn ich will gutes Muths sein an der Gemeind’; das muß man sein, wenn man den Leuten etwas beibringen will.“

„Nichts ist gewisser,“ sagte der Pfarrer.

Und der Junker nöthigt ihn, auch eins zu trinken, und sagte: „Wenn nur auch einmal die Geistlichen lernten so ganz ohne Umschweif und Ceremonie mit den Leuten umgehen, Herr Pfarrer! Sobald die Leute einen freudigen Muth, ein ungezwungenes offenes Wesen an einem sehen, so sind sie schon halb gewonnen.“

„Ach Junker!“ sagte der Pfarrer: „Eben das, so gerade hin, mit gutem Muth, mit freudigem ungezwungenem Wesen mit den Leuten umgehen, daran werden wir auf tausenderlei Arten gehindert.“

Junker. Das ist Unglück für Ihren Stand, Herr Pfarrer! das sehr weit langt.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker! Ungezwungener, treuherziger und offener sollte Niemand mit den Leuten umgehen können, als die Geistlichen. Sie sollten Volksmänner sein, und dazu gebildet werden; sie sollten den Leuten in den Augen ansehn, was und wo sie reden und schweigen sollen. Ihre Worte sollten sie sparen wie Gold, und sie hergeben wie nichts; so leicht, so treffend und so menschenfreundlich, wie ihr Meister! Aber ach, sie bilden sich in andern Schulen, und man muß Geduld haben, Junker! es sind in allen Ständen noch gleich viel Hindernisse für die liebe Einfalt und für die Natur.

Junker. Es ist so; man kommt in allen Ständen immer mehr von Dem weg, was man eigentlich darin sein sollte, man muß oft und viel Zeit, in der man wichtige Pflichten seines Standes erfüllen sollte, mit Ceremonien und Komödien zubringen; und es sind wenige Menschen, die unter der Last der Eristettenformulare und Bedantereien das Gefühl ihrer Pflichten und das innere Wesen ihrer Bestimmung so rein erhalten, wie es Ihnen gelingen ist, mein lieber Herr Pfarrer! Aber an Ihrer Seite ist’s mir Freude und Lust, die selige Bestimmung meiner Vaterwürde zu fühlen; auch will ich

trachten, diese Bestimmung mit reinem Herzen zu erfüllen und, wie Sie, von allen Ceremonien und Gaufeleien, die man mit den Menschen spielt, nur Das mitmachen, was ich muß.

Pfarrer. Sie beschämen mich, gnädiger Herr.

Junker. Ich fühle, was ich sage; aber es wird bald läuten. Ich sehne mich recht auf die Komödie an der Gemeind’; dies Mal, glaube ich, wolte ich ihnen etwas von ihrem Aberglauben anstreifen.

Pfarrer. Gott gebe, daß es Ihnen gelinge. Dieser Aberglaube ist allem Guten, das man den Leuten beibringen will, immer so viel und so stark im Weg.

Junker. Ich fühle es auch an meinem Orte, wie oft und wie viel er sie in ihren Angelegenheiten dumm, furchtsam und verwirrt macht.

Pfarrer. Er gibt dem Kopf des Menschen einen krummen Schnitt, der Alles, was er thut, redt und urtheilt, verrückt; und, was noch weit wichtiger ist, er verdirbt das Herz des Menschen und stößt ihm eine stolze und rohe Härte ein.

Junker. Ja, Herr Pfarrer! man kann die reine Einfalt der Natur und die blinde Dummheit des Aberglaubens nie genug unterscheiden.

Pfarrer. Sie haben ganz Recht! die unverdorbene Einfalt der Natur ist empfänglich für jeden Eindruck der Wahrheit und der Tugend; sie ist wie eine weiche Schreibtafel. Die Dummheit des Aberglaubens aber ist wie gegossenes Erz, keines Eindrucks fähig, als durch Feuer und Flammen. Und ich will jetzt nur, Junker! da Sie von diesem Unterschiede, der mir in diesem Berufe so wichtig ist, angefangen haben, einen Augenblick davon fortshawen.

Junker. Ich bitte Sie darum, Herr Pfarrer! die Sache ist mir eben so wichtig.

Pfarrer. Der Mensch, in der unverdorbenen Einfalt seiner Natur, weiß wenig; aber sein Wissen ist in Ordnung; seine Aufmerksamkeit ist fest und stark auf Das gerichtet, was ihm verständlich und brauchbar ist; er bildet sich nichts darauf ein, etwas zu wissen, das er nicht versteht und nicht braucht. Die Dummheit des Aberglaubens aber hat keine Ordnung in ihrem Wissen; sie prahlt, Das zu wissen, was sie nicht weiß und nicht versteht; sie maßt sich an, die Unordnung ihres Wissens sei göttliche Ordnung; und der vergängliche Glanz ihrer Schaumblase sei göttliche Weisheit und göttliches Licht.

Die Einfalt und die Unschuld der Natur brauchen alle Sinnen, urtheilen nicht unüberlegt, sehen Alles ruhig und bedächtig an, dulden Widerspruch, sorgen und eifern für Bedürfnis und nicht für Meinung, und wandeln sanft und still und voll Liebe einher. — Der Aberglaube aber setzt seine Meinung gegen seine Sinnen und

gegen aller Menschen Sinnen; er findet nur Ruhe im Triumph seines Eigendünkels, und er stürmt damit unsanft und wild und hart durch sein ganzes Leben.

Den Menschen in seiner reinen Einsicht leiten sein unverdorbenes Herz, auf das er sich immer getrost verlassen kann, und seine Sinnen, die er mit Ruhe braucht. Den Abergläubigen aber leitet seine Meinung, welcher er sein Herz, seine Sinnen und oft Gott, Vaterland, seinen Nächsten und sich selbst aufopfert.

Junker. Das zeigt die Geschichte auf allen Blättern; und auch ein kleines Maß von Erfahrung und von Weltkenntniß überzeugt einen Jeden, daß Härteherzigkeit und Aberglaube immer gepaart gehen und daß sie nichts als schädliche und bittere Folgen mit sich führen.

Pfarrer. Aus diesem wesentlichen Unterschied der Einsicht des guten unentwickelten Menschen und der Dummheit des Aberglaubens erhellt, Junker! daß das beste Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, ist: „Den Wahrheitsunterricht in der Aufziehung des Volks auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen, und die Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen Lagen interessieren.“

Junker. Ich begreife Sie, Herr Pfarrer! und ich finde, wie Sie, daß dadurch Aberglauben und Vorurtheil ihren Stachel, ihre innere Schädlichkeit, ihre Uebereinstimmung mit den Leidenschaften und Begierden eines bösen Herzens und mit den grundlosen Grillen der armseligen Einbildung eines müßigen spintifirenden Witsens verlieren würden. Und so wäre der Rest der Vorurtheile und des Aberglaubens nur noch todes Wort und Schatten der Sache ohne inneres Gift, und er würde dann von selbst fallen.

Pfarrer. So seh' ich es einmal an, Junker! Ordnung, nahe Gegenstände und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitstribe müssen die Grundlagen des Volksunterrichts sein, weil sie unzweifelbar die Grundlagen der wahren menschlichen Weisheit sind. Starke Aufmerksamkeit auf Meinungen und auf entfernte Gegenstände, und schwache auf Pflicht und auf That und auf nahe Verhältnisse, ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes. Sie pflanzt Unwissenheit in unsern wichtigsten Angelegenheiten, und dünne Vorliebe für Wissen und Kenntniß, die uns nicht angehn. Und Rohheit und Härte des Herzens sind die natürlichen Folgen alles Stolzes und aller Präsumptionen; daher denn offenbar die Quelle des inneren Gifts des Aberglaubens und der Vorurtheile darin zu suchen ist, daß beim Unterricht des Volks seine Aufmerksamkeit nicht fest und stark auf Gegenstände gelenkt wird, die seine Personallage nahe und wichtig interessieren und sein

Herz zu reiner sanfter Menschlichkeit in allen Umständen stimmen. Thäte man das mit Ernst und Eifer, wie man mit Ernst und Eifer Meinungen einprägt, so würde man den Aberglauben an seinen Wurzeln untergraben und ihm alle seine Macht rauben. — Aber ich fühle täglich mehr, wie weit wir in dieser Arbeit noch zurück sind.

Junker. Es ist in der Welt Alles vergleichungsweise wahr oder nicht wahr. Es waren weit rohere Zeiten; Zeiten, wo man an Gespenster glauben oder ein Keger sein mußte; Zeiten, wo man alte Frauen auf Verdacht und böshafte Klagen hin an der Folter fragen mußte, was sie mit dem Teufel gehabt, oder Gefahr lief, seine Rechte und seinen Gerichtstuhl zu verlieren.

Pfarrer. Das ist Gott Lob vorbei; aber es ist noch viel des alten Sauerteigs übrig.

Junker. Ihr Muth gesagt, Herr Pfarrer! es fällt ein Stein nach dem andern vom Tempel des Aberglaubens, wenn man nur auch so eifrig an Gottes Tempel aufbaute, als man an dem Tempel des Aberglaubens hinunter reißt.

Pfarrer. Eben da fehlt's, und eben das schwächt oder zerstört meine Freude darüber, daß man gegen den Aberglauben arbeitet; weil ich sehe, daß alle diese Leute gar nicht bekümmert sind, das Heiligthum Gottes, die Religion, in ihrer Kraft und in ihrer Stärke auf der Erde zu erhalten.

Junker. Es ist so; aber bei allen Revolutionen will man im Anfang das Kind mit dem Bad ausschütten. Man hatte Recht, den Tempel des Herrn zu reinigen; aber man fühlt jetzt schon, daß man im Eifer seine Mauern zerstossen hat, und man wird zurückkommen und die Mauern wieder aufbauen.

Pfarrer. Ich hoffe es zu Gott, und sehe es mit meinen Augen, daß man anfängt zu fühlen, daß die eingerissene Irreligiosität die menschliche Glückseligkeit unendlich untergräbt.

Junker. Indessen müssen wir gehen, und ich will einmal auch heute gegen den Aberglauben stürmen, und eure Gespensterkapelle zu Voimal angreifen.

Pfarrer. Möge es Ihnen gelingen. Ich habe es mit meinem Angreifen und mit meinem Predigen dagegen noch nicht weit gebracht.

Junker. Ich will's nicht mit Worten versuchen, Herr Pfarrer! Mein Hühnerträger muß mit seinem Korb und mit seiner Laterne, mit seinem Karst und seinem Pickel mir überflüssige Worte sparen.

Pfarrer. Ich glaube im Ernst, dieser werde es vortrefflich gut machen; denn es ist gewiß, wenn man solche Vorfälle wohl zu benutzen weiß, so richtet man dadurch in einem Augenblick mehr aus, als mit allen Rednerkünsten in einem halben Jahrhundert.

Indessen waren die Bauern bald alle auf dem Gemeindeplatz. — Der gestrige Vorfall und das Gericht von den Gefangenen war die Ursache, daß sie haufenweise herzuwühlten. Die erschreckliche Erscheinung des Teufels hatte sie innigst bewegt — und sie hatten von Morgens früh an schon gerathschlagen, was unter diesen Umständen zu thun sei, und sich entschlossen, es nicht mehr zu dulden, daß der Pfarrer so unglaublich lehre und predige und alle Geispenster verlauche. Sie riethen, sie wollten den Ehegäumer Hartknopf angehn, daß er dafür einen Vortrag mache an der Gemeinde; der junge Meyer aber widersetzte sich und sprach: „Ich mag nicht, daß der alte Geizhund, der seine Kinder verhungern läßt, für uns und für unsern Glauben reden soll; es ist uns eine ewige Schande, wenn wir den Heuchler anreden.“

Die Bauern antworteten: „Wir wissen wohl, daß er ein Heuchler und ein Geizhund ist; wir wissen auch, daß seine Dienstmagd ein Laster ist, wie er, und wie sie mit einander leben. Es ist wahr, es lügt keiner von uns allen so frech, und keiner pflügt dem andern, wie er, über die March; und keiner pukt in der Ernte beide Seiten der Furchen aus, wie er; aber dann kann von uns auch keiner, wie er, mit einem Pfarrer reden, oder eine geistliche Sache behaupten. Wenn du einen weißt, der's nur halb kann wie er und es thun will, so ist's gut;“ aber der Meyer wußte Niemand.

Also red'te die Männer den Ehegäumer an und sprachen: „Du, Hartknopf! du bist der Mann, der einem Geistlichen Antwort geben kann, wie keiner von uns allen; du mußt, wenn der Junker heute Gemeind' halten wird, den Pfarrer verklagen wegen seines Unglaubens, und einen Betsag begehren wegen der Erscheinung des leidigen Satans.“ Sie red'ten es dennoch nicht öffentlich mit ihm ab, sondern nur die Vornehmsten betrieben den Handel; denn der Pfarrer hatte unter den Armen viele Freunde, aber den größern Bauern war er desto verhaßter, besonders seitdem er sich in einer Morgenpredigt erklärt, es sei nicht recht, daß sie sich der Vertheilung eines elenden Weidgangs, welche der Junker zum Vortheil der Armen betriebe, widersetzen.

Der Ehegäumer Hartknopf nahm den Ruf an und sprach: „Ihr berichtet mich zwar spät, doch will ich auf den Vortrag studiren;“ und er ging von den Bauern weg in sein Haus und studierte den Vortrag vom Morgen bis an den Abend, da es zur Gemeind' künzte. Da aber jetzt die Verschworenen fast alle bei einander waren, wunderten sie sich, warum der Hartknopf nicht käme, und wußten nicht, wo es fehlte. Da sagte ihnen Nickel Spitz: „Es fehlt wahrlich nirgends, als daß er wartet, bis ihr ihn abholt.“

„Was ist zu machen,“ sagten die Bauern, „wir müssen dem Narren uns wohl unterziehen, sonst kommt er nicht.“

Und sie sandten drei Richter, ihn abzuholen; diese kamen dann bald wieder mit ihm zurück. Und der Ehegäumer grüßte die Bauern so gravitatisch wie ein Pfarrer und versicherte die Vorgesetzten und Verschworenen, die um ihn herum stunden, leis und bedenklich, er habe nun den Vortrag studirt.

Indessen gab Arner dem Hühnerträger zum Zeichen, wenn er ein großes, weißes Schnupstuch zum Sack herausziehe, so soll' er dann kommen, und ordentlich Alles vortragen und thun, wie abgeredet sei.

Dann ging er mit dem Pfarrer und mit dem Schreiber an die Gemeinde. Alles Volk stand auf, und grüßte den gnädigen Herrn und den wohllehnwürdigen Herrn Pfarrer. Arner dankte ihnen mit väterlicher Güte und sagte den Nachbarn, sie sollten sich auf ihre Bänke setzen, damit Alles in der Ordnung gehe. Therese aber und die Frau Pfarrern, auch alle Kinder und Dienstboten aus dem Schloß und aus dem Pfarrhause standen auf dem Kirchhof, von dem man geradehin auf den Gemeindeplatz sehn konnte.

Arner ließ jetzt die Gefangenen einen nach dem andern vortreten, und ihnen Alles, was sie ausgesagt und bekant hatten, öffentlich vorlesen. Und nachdem sie vor der Gemeinde das Vorgelesene bestätigt hatten, befahl er dem Vogt, sein Urtheil auf den Knieen anzuhören.

Und red'te ihn dann also an:

„Unglücklicher Mann!

Es thut mir von Herzen weh, dir in deinen alten Tagen die Strafen anzuthun, die auf Verbrechen, wie die deinigen sind, folgen müssen. Du hast den Tod verdient, nicht weil des Hübelruds's Matte oder mein Marchstein eines Menschen Leben werth sind, sondern weil meineidige Thaten und ein freches Räuberleben über ein Land grenzenlose Gefahren und Unglück bringen können. Der meineidige Mann und der Räuber werden Mörder beim Anlaß, und sind Mörder im vielfachen Sinn durch die Folgen der Verwirrung, des Verdachts, des Zimmers und des Glends, das sie anrichten. Darum hast du den Tod verdient. Ich schenke zwar wegen deinem Alter, und weil du einen Theil deiner Verbrechen gegen mich persönlich ausgeübt hast, dir das Leben — deine Strafe aber ist diese:

Du sollst noch heute, in Begleitung aller Vorgesetzten und wer sonst mitgehen will, zu meinem Marchstein gebracht werden, um daselbst in Ketten Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen.

Hierauf sollst du in das Dorfgefängniß hier in Bonnal geführt werden; daselbst wird dein Herr Pfarrer ganzer vierzehn Tage deinen Lebenslauf von dir abfordern, damit man deutlich und klar finden könne, woher eigentlich diese große Ruchlosigkeit und diese

Härte deines Herzens entsprungen sind. Und ich selbst werde alles Nöthige vorkehren, den Umständen nachzuspüren, welche dich zu deinem Verbrechen verführt haben, und welche auch andere von meinen Angehörigen in gleiches Unglück bringen könnten.

Am Sonntag über vierzehn Tage wird sodann der Herr Pfarrer öffentlich vor der ganzen Gemeinde die Geschichte deines Lebenswandels, deiner häuslichen Unordnung, deiner Hartherzigkeit, deiner Verdrehung aller Eide und Pflichten, und deiner schönen Rechnungsart gegen Arme und Reiche umständlich, mit deinen eigenen Aussagen bekräftigt, vorlegen. Und ich will selbst gegenwärtig sein, und mit dem Herrn Pfarrer Alles vorkehren, was nur möglich ist, meine Angehörigen in Zukunft vor solchen Gefahren sicher zu stellen, und ihnen gegen die Quellen und Grundursachen des vielen häuslichen Glücks, das im Dorfe ist, Hilfe und Rath zu schaffen.

Und hiemit wollte ich dich denn gern entlassen; und wenn meine Angehörigen sanft und wohlgezogen genug wären, der Wahrheit und Dem, was ihr zeitliches und ewiges Heil betrifft, um ihrer selbst willen und nicht um der elenden Furcht vor rohen, grausamen und ekelhaften Strafen, zu folgen, so würde ich dich hiemit wirklich entlassen; aber bei so vielen rohen, unbändigen und unsittlichen Leuten, die noch unter uns wohnen, ist's nöthig, daß ich um dieser willen noch beifüge:

Der Scharfrichter werde dich morgen unter den Galgen von Bonnal führen, dir daselbst deine rechte Hand an einen Pfahl in die Höhe binden, und deine drei ersten Finger mit unauslöschlicher, schwarzer Farbe anstreichen. — Wobei aber mein ernstester Wille ist, daß Niemand mit Gespött oder mit Gelächter oder irgend einiger Beschimpfung dir diese Stunde deines Leidens wider meinen Willen verbittere, sondern alles Volk ohne Geräusch und ohne Gerede still und mit entblößtem Haupt zusehn soll.

Den Hans Wülf verurtheilte der Junker zu achttägiger Gefängnißstrafe. Und den Joseph, als einen Fremden, ließ er sogleich aus seinem Gebiet fortführen und ihm alle Arbeit und das fernere Betreten seines Bodens bei Zuchthausstrafe verbieten.

Indessen hatte des Pfarrers Gevatter, Hans Renold, ihm ganz in der Stille berichtet, was die Bauern mit dem Ehegäumer vorhätten, und wie sie gewiß und unfehlbar ihn wegen seinem Unglauben angreifen würden.

Der Pfarrer dankte dem Renold und sagte ihm mit Lächeln: Er soll ohne Sorge sein, es werde so übel nicht ablaufen.

„Das ist vortrefflich,“ sagte der Junker, dem es der Pfarrer gesagt hatte, daß sie das Spiel selber auffangen wollten; und indem er's sagte, stund der Ehegäumer auf, und sprach: „Gnädiger Herr!

Ist es auch erlaubt, im Namen der Bauern Eurer getreuen Gemeinde Bonnal etwas anzubringen, das eine Gewissenssache ist?“

Arner antwortete: „Ich will hören. Wer bist du? Was hast du?“

Der Ehegäumer antwortete: „Ich bin Jakob Christoph Friedrich Hartknopf, der Ehegäumer und Stillständer von Bonnal, meines Alters sechs und fünfzig Jahre.“

Und die Vorgesetzten des Dorfs haben mich im Namen der Gemeinde erbeten und erwählt, daß ich für sie, da sie einmal in geistlichen Sachen nicht erfahren und nicht beredt sind, etwas vorbringe.“

Arner. Nun dann, Ehegäumer Hartknopf! zur Sache.

Da fing der Ehegäumer abermal an: „Gnädiger Herr! Wir haben von unsern Älten einen Glauben, daß der Teufel und seine Gespenster dem Menschen oft und viel erscheinen; und da einmal jetzt auf heute offenbar worden ist, daß unser alter Glaube an die Gespenster wahr ist, wie wir denn alle keinen Augenblick daran zweifelten, so haben wir uns in Gottes Namen die Freiheit nehmen müssen, unserm gnädigen Herrn anzuzeigen, daß einmal unser Herr Pfarrer, Gott verzeih's ihm, nicht dieses Glaubens ist. — Wir wissen auch wohl, daß selbst Euer Gnaden, wegen den Gespenstern, es mit dem Herrn Pfarrer halten. — Da man aber in Sachen des Glaubens Gott mehr gehorjamen muß, als den Menschen, so hoffen wir, Euer Gnaden werden es uns in Unterthänigkeit verzeihen, wann wir bitten, daß der Herr Pfarrer in Zukunft, wegen dem Teufel, unsere Kinder auf unsern alten Glauben lehre, und nichts mehr gegen die Gespenster rede, die wir glauben und glauben wollen. Auch wünschten wir, daß auf einen nahen Sonntag ein Fast-, Bet- und Bußtag gehalten werden möchte, damit wir alle die überhand nehmende Sünde des Unglaubens gegen die Gespenster, im Stand und in der Nöthe, gnädiglich und auf einen besonders dazu angesetzten Tag abbeten können.“

Der Junker und der Pfarrer konnten freilich das Lachen schier gar nicht verbeißen, bis er fertig war; doch hörten sie ihm mit aller Geduld zu. Die Bauern aber freuten sich in ihrem Herzen dieser Rede; und sie beschloßen, den theuren Mann zu Hunderten heim zu begleiten, da sie ihn nur zu Dreien abgeholt hatten. Auch stundten sie zu Duzenden auf und sagten:

„Gnädiger Herr! das wäre in Gottes Namen unser aller Meinung, was der Ehegäumer da sagt.“

Den Armen aber, und allen Denen, welchen der Pfarrer lieb war, war es recht angst und bang für ihn; und da und dort sagte noch einer zum andern: „Wäre er doch nur auch nicht so unglücklich, und glaubte auch was andere Leute — er ist doch sonst auch so

brav;" aber diese durften nicht reden, so weh es ihnen that, daß seine Feinde jetzt triumphirten.

Aber der Junker setzte den Hut auf, sah etwas ernsthaft umher und sagte: "Nachbarn! Ihr brauchtet eben keinen Redner für diese Thorheit. — Die Sache selber und die Erscheinung des Teufels ist Irrthum; und euer Herr Pfarrer ist einer der verständigsten Geistlichen. Ihr solltet euch schämen, ihn so durch einen armen Tropf, wie euer Ehegatte da ist, beschimpfen zu wollen. Hättet ihr gebührende Achtung für seine vernünftigen Lehren, so würdet ihr verständiger werden, euren alten Weiberglauben ablegen, und nicht allen vernünftigen Leuten zum Troste Meinungen beibehalten wollen, die weder Hände noch Füße haben."

Die Bauern red'ten zu Dutzenden: "Offenbar ist doch diese Nacht der Teufel dem Bogt erschienen, und hat ihn nehmen wollen."

Junker. Ihr seid im Irrthum, Nachbarn! und ihr werdet euch vor dem Nachteffen eurer Dummheit schämen müssen; aber ich hoffe, ihr seid doch auch nicht alle gleich verhärtet in eurer Thorheit — Meyer! bist du auch der Meinung, man dürfe es gar nicht mehr in Zweifel ziehen, daß es wirklich der leidige Satan gewesen sei, der den Bogt auf dem Berge so erschreckt hat?

Der junge Meyer antwortete: "Was weiß ich, gnädiger Herr!"

Der Ehegatte und viele Bauern ergriminten über den Meyer, daß er also antwortete.

Und der Ehegatte murrte ihm hinter sich über die Bänke zu: "Wie du auch wider Wissen und Gewissen red'st, Meyer!" — Viele Bauern aber sagten: "Wir haben doch alle die erschreckliche Stimme des leidigen Satans gehört."

Junker. Ich weiß wohl, daß ihr ein Geschrei, ein Gebrüll und ein Geräffel gehört habt; aber wie könnt ihr sagen, daß das der Teufel gewesen sei? Kann es nicht sein, daß ein Mensch oder mehrere den Bogt, der ziemlich zur Unzeit an diesem Orte war, habe erschrecken wollen? Der Wald ist nie leer von Leuten, und die Strage ist nahe, also daß es eben so leicht Menschen können gethan haben, als der Teufel.

Bauern. Zehn und zwanzig Menschen könnten zusammen nicht so ein Geschrei machen, und wenn Sie da gewesen wären, gnädiger Herr! und es gehört hätten, es käme Ihnen nicht in Sinn, daß Menschen so brüllen könnten.

Junker. Die Nacht trägt, Nachbarn! und wenn man einmal im Schrecken ist, so sieht und hört man Alles doppelt.

Bauern. Es ist nicht von dem zu reden, daß wir uns irren; es ist nicht möglich.

Junker. Ich aber sage euch: Es ist ganz gewiß, daß ihr euch irrt.

Bauern. Nein, gnädiger Herr! es ist ganz gewiß, daß wir uns nicht irren.

Junker. Ich meinte fast, ich könnte euch beweisen, daß ihr euch irrt.

Bauern. Das möchten wir sehen, gnädiger Herr!

Junker. Es könnte leicht etwas schwerer sein, als dieses.

Bauern. Euer Gnaden scherzen.

Junker. Nein, ich scherze nicht. Wenn ihr glaubt, ich könne es nicht, so will ich es versuchen, und wenn ihr die Gemeindegeweihe theilen wollt, will ich Wort halten, und euch beweisen, daß ein einziger Mensch das Gebrüll und das Geräffel alles gemacht habe.

Bauern. Das ist nicht möglich.

Junker. Wollt ihr es versuchen?

Bauern. Ja, Junker! wir wollen es. Wir dürfen zwei Gemeindegeweihe an das setzen, nicht nur bloß eine, daß Sie das nicht können.

Hierauf entstand ein Gemurmel. Einige Bauern unter sich: "Man muß sich in Acht nehmen, was man verspricht."

Andere Bauern auch unter sich: "Er kann das so wenig beweisen, als daß der Teufel in Himmel kommt."

Wieder andere Bauern auch unter sich: "Wir haben nichts zu fürchten; er muß hinten abziehen. Wir wollen daran setzen; er kann's nicht beweisen."

Bauern (laut). Ja, Junker! wenn Ihr wollt Wort halten, so redet; wir sind's zufrieden, wenn Ihr das, was Ihr gesagt habt, daß ein Mensch das Gebrüll, so wir gestern gehört haben, gemacht habe; wenn Ihr das beweisen könnt, daß es bewiesen ist, und bewiesen heißt, so wollen wir die Gemeindegeweihe theilen; aber sonst gewiß nicht.

Der Junker nimmt ein großes weißes Schnupftuch, gibt dem Hühnerträger das Zeichen und sagt zu den Bauern: "Nur eine Viertelstunde Bedenkzeit."

Diese lachten in allen Ecken, und etliche riefen: "Bis morgen, Junker! wenn Ihr wollt."

Der Junker antwortete auf diese Grobheit kein Wort; aber die auf dem Kirchhofe, als sie den Hühnerträger gegen den Gemeindegeweiheplatz anrücken sahen, lachten, was sie aus dem Halse vermochten.

Es träumte aber den Bauern vom Bösen, als sie das Gelächter hörten, und den fremden Mann mit dem schwarzen Korb und mit der Laterne anrücken sahen.

"Was ist das für ein Narr, am hellen Tag mit dem brennenden Lichte?" sagten die Bauern.

Arner antwortete: "Es ist mein Hühnerträger von Arnheim," und rief ihm: "Christoph! was willst du hier?"

„Ich habe etwas anzubringen, gnädiger Herr!“ antwortete Christoph.

„Das magst du meinethalben,“ erwiderte Arner. Da stellte der Hühnerträger denn seinen Korb ab und sagte: „Gnädiger Herr! Wohllethwilliger Herr Pfarrer und ihr Nachbarn! Hier sind der Pickel, der Karst, die Schaufel, die Brenntschlase, die Tabakspfeife und der große Wollhut eures Herrn Untervogts, das er Alles in seinem Schrecken beim Marchstein gelassen hat, als ich ihn heute von seiner schönen Arbeit weg den Berg hinunter jagte.“

Bauern. Wir sollen jetzt glauben, du habest das Geschrei gemacht? Das glauben wir heut' und morgen nicht — Junker! der Beweis ist nicht gut; wir bitten um einen andern.

Junker. Wartet nur ein wenig; er hat ja eine Laterne bei sich, er kann euch vielleicht heiterer zünden — Und dann sehr laut und sehr ernsthaft: Still — wenn's euch lieb ist, bis er ausge-red't hat.

Die Bauern schweigen gehorsamst.

Der Hühnerträger aber fährt fort: „Ihr seid unhöflicher, als es im Land sonst der Gebrauch ist; warum laßt ihr mich nicht ausreden? Denkt an den Hühnerträger von Arnheim. Wenn ihr mich nicht ganz hört, so fehlt's nicht, der künftige Kalender wird von euch voll sein; denn es ist kein Punkt und kein Düpflein davon wahr, daß der Teufel dem Vogt erschienen ist. Ich hab' ihn erschreckt, ich, der Hühnerträger, so, wie ich da steh', mit diesem Korb und mit diesem neuen, schwarzen Geißfell, das ich über meinem Korb hatte, weil's gestern am Morgen noch regnete, und diese Laterne hatte ich, vornen am Korb, just so, wie ihr mich kommen sahet. Ich füllte sie in Hirzau wohl mit Del, damit sie gut zünde; denn es war sehr dunkel und der Weg ist böß, wie ihr wohl wißt, auf der Hirzauer Seite. Um 11 Uhr war ich noch im Hirzauer Wirthshaus, das kann ich mit dem Wirth und wohl mit zehn Männern beweisen, die auch da waren. Als ich auf die Höhe vom Berg kam, schlug es eben 12 Uhr in Bonnal, und da hörte ich, wie der Vogt keinen halben Steinwurf weit von der Landstraße fluchte und arbeitete, und da ich ihn an seiner Stimme und an seinem Husten richtig erkannte, wunderte es mich, was er da schaffe in der Mitternachtsstunde. Ich dachte fast, er grabe Schächten nach, und wenn ich eben recht komme, so werde er mit mir theilen — Ich ging also dem Geräusch nach — Aber es scheint, der Herr Untervogt habe gestern gegen seine Gewohnheit etwas mehr, als nöthig ist, getrunken gehabt; denn er hielt mich armen sündigen Menschen, sobald er mich sah, für den leidhaftigen Teufel. Und da ich sah, daß er einen Marchstein in unsers Herrn Wald versetzen wollte, dachte ich: nun er fürchtet doch, was er verdient, ich will ihm jetzt die Hölle warm machen. Ich band schnell

Karst, Pickel und Schaufel und meinen Botenstock zusammen, schleppte das Alles hinter mir her den Felsweg hinunter und rief dann, was ich aus dem Halse vermochte: Oh — Ah — Ah — Wo — ogt — Du bist mein, — Hu — ummel — und ich war nicht mehr einen Steinwurf weit von euch weg, als ihr mit eurem Windlicht langsam und still, dem Herrn Untervogt zu helfen, daher schlichet. Aber ich wollte die unschuldigen Männer nicht so, wie den Vogt, mit meinem Gebrüll gar in der Nähe erschrecken, hörte damit auf und stieg wieder mit meiner Beute bergan zu meinem Korb und ging den geraden Weg heim. Es war eine Viertelstunde nach zwei Uhr, da mich unser Wächter antraf und fragte: Was trägst du Bauerngeschirr auf deinem Eierkorb? Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, einmal die Wahrheit nicht; denn ich wollte schweigen, bis ich sie dem Junker erzählt hätte, welches ich heut' schon vor sechs Uhr gethan habe.“

„Und nun, Nachbarn! wie könnt ihr jetzt finden, daß ich zu dieser Historie und zu diesem Geschirr am Morgen vor Tage gekommen sei, wenn Das, was ich euch sage, nicht wahr ist?“

Einige Bauern kratzten hinter den Ohren, einige lachten.

Der Hühnerträger fuhr fort: „Wenn euch das wieder begegnet, Nachbarn! so will ich dem Wächter, den Vorgesetzten und einer ganzen ehrsamten Gemeinde in Bonnal freundschaftlich rathe, thut ihm dann also: Laßt den größten Hund in eurem Dorf ab der Kette, so werdet ihr den Teufel bald finden.“

Der Hühnerträger schweigt. Es erhebt sich ein allgemeines Gemurmel.

Einige Bauern. Es ist, bei Gott! wie er gesagt; es treffen alle Umstände ein.

Andere Bauern. Was wir auch für Narren waren!

Kunz. Nun, ich hab' dem Schurken nachlaufen wollen.

Einige Vorgesetzte. Wenn wir nur die Gemeindeveld' nicht hineingegeben hätten.

Einige der Gemeinen. Hat er euch jetzt mit der Alment?

Die Reichen. Das ist verflucht!

Die Armen. Das ist Gott Lob!

Therese. Das Meisterstück ist die Gemeindeveld'.

Pfarrer. Das ist wahrlich ein Meisterstück.

Der Hegau mer. Möchten die Steine Blut weinen; unser Glaube ist verloren. Elias! Elias! Feuer vom Himmel!

Die Kinder auf dem Kirchhof. Oh — Ah — Ah — du bist mein, Vogt!

Der Pfarrer. So sah ich noch nie in's Volk wirken.

Der Vogt. Träum' ich, oder wach' ich? Alles war Ferkthum, und ich muß unter den Galgen — und ich kann nicht zürnen; es tobt keine Rache in mir, und ich muß unter den Galgen.

So red'te ein Jedes im allgemeinen Gemurmel seine Sprache nach seiner Empfindung.

Nach einer Weile stand Arner auf, lächelte gegen die Nachbarn, und sagte: „Wie ist's jetzt mit dem heiligen Betttag gegen die fürchterliche Erscheinung des Teufels auf dem Berg?“

„Necht thun,
und Gott lieben,
und Niemand fürchten,

das ist der einige, alte und wahre Glaube, und eure Erscheinungen und Gespenstergeschichten sind Dummheiten, die euch Kopf und Herz verderben.

Nun ist doch endlich die Vertheilung eures elenden Weidgangs zu Stande gekommen, und ihr werdet in kurzen Jahren sehen, wie das euch für Kinder und Kindsinder so nützlich und gut ausschlagen wird, und wie ich Ursache hatte, diese Sache so eifrig zu wünschen.

Ich habe befohlen, daß man euch einen Trunk auf das Gemeindhaus bringen soll. Trinkt ihn auf das Wohlsein eurer vielen Armen, die bei ihrer Weidtheilung nichts mehr bekommen, als ihr Andern; aber für die es darum ein Glück ist, weil sie sonst nichts haben. Weiß doch Keiner von euch, wie es seinen Kindern und Kindskindern noch gehen wird.“

Da entließ Arner die Gemeinde, und rief dann dem Hübelrudj, daß er nach einer Viertelstunde zu ihm in's Pfarrhaus kommen soll. Und dann gingen der Junker und der Pfarrer zu den Frauen auf den Kirchhof, und von da mit ihnen in's Pfarrhaus.

Der Pfarrer aber lobte Arnern für die Weisheit und die Menschlichkeit, mit welcher er an seinen lieben Pfarrkindern gehandelt habe, und sagte zu ihm: „Ich werde Sie weiter nie wieder um Schonung, noch um Mitleiden gegen Jemand bitten, denn Ihr Vaterherz ist wahrlich über meine Bitten und über meine Lehren erhaben.“

Der Junker aber antwortete dem Pfarrer: „Ich bitte Euch, beschämt mich nicht. Ich gehe so in Emsalt meine Wege, und bin noch jung; will's Gott! werde ich's noch besser lernen. Mich freut es herzlich, wenn Ihr mit meinem Urtheil zufrieden seid; aber Ihr müßt nicht glauben, daß ich nicht wisse, daß Ihr weit mehr gethan habt, als ich, und daß Eure Sorgfalt und Eure Güte Alles so in Ordnung gebracht haben, daß mir nichts übrig geblieben ist, als das Urtheil zu fällen.“

Pfarrer. Gnädiger Herr! Sie gehen zu weit mit Ihrer Güte.

Junker. Nein, Freund! es ist nichts, als was wahr ist, und ich wäre undankbar und unbillig, wenn ich's nicht erkennte. Ihr habt mit vieler Mühe und mit vieler Klugheit Euch bestrebt, meines

lieben Großvaters undvorsichtiges Urtheil aufzudecken, und seinen Folgen ein Ende zu machen. Es wird den ehrlichen guten Mann im Himmel freuen, was Ihr gethan habt, und daß das schlimme Ding endlich wieder gut geworden ist, und gewiß würde er es mir nicht verzeihen, Herr Pfarrer! wenn ich diese Eure Handlung unbelohnt ließe. Nehmt den kleinen Beuteln, den ich in Eurem Dorfe verpackt habe, zum Zeichen meines Danks an.

Und hiemit gab er ihm die gesiegelte Urkunde, die in den dankvollsten Ausdrücken abgefaßt war, in die Hand.

Therese stand an der Seite Arnerns, und steckte dem Pfarrer den schönsten Blumenstrauß, der je in einem Pfarrhaus gesehen worden war, in seine Hand.

„Das ist zum Angedenken des besten Großvaters, Herr Pfarrer!“ sagte sie. Und erst am Morgen darauf fand die Frau Pfarrerin, daß der Strauß mit einer Schnur Perlen eingebunden war.

Der gute Pfarrer war übernommen, hatte Thränen in den Augen, konnte aber nicht reden. — „Machen Sie keine Worte,“ sagte der Junker.

„Ihr Herz wäre eines Fürstenthums würdig,“ sagte endlich der Pfarrer.

„Beschämt mich nicht, lieber Herr Pfarrer!“ antwortete der Junker. — „Seid mein Freund! Hand in Hand wollen wir schlagen, unsere Leute so glücklich zu machen, als wir können. Ich will Sie in Zukunft mehr sehn, Herr Pfarrer! Und, nicht wahr, Sie kommen auch mehr zu mir — mein Wagen steht Ihnen zu Diensten. Nehmt ihn doch auch ohne Kompliment an, wenn Ihr zu mir kommen wollt.“

Indessen kam der Hübelrudj, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar und sagte: „Rudj! mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Matte abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du müßt ihm das verzeihen und nicht nachtragen.“

Der Rudj aber antwortete: „Ach Gott, Junker! ich wußte wohl, daß er nicht Schuld war.“

„Warst du nicht böse auf ihn?“ sagte der Junker.

Und der Rudj: „Es that mir freilich bei meiner Armut, und insonderheit im Anfange, oft schmerzlich weh, daß ich die Matte nicht mehr hätte, aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.“

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudj?

Rudj. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wohl, daß er nicht Schuld war. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich

thaten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben; und auf alle Feste sandte er mir in meinem Elend allemal Fleisch, Wein und Brod — daß ihm's Gott lohne, dem alten, lieben, gnädigen Herrn! wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat.

Der Rudi hatte Thränen in den Augen und sagte dann weiters: „Ach Gott, Junker! wenn er nur auch so allein mit uns gered't hätte, wie Ihr, es wäre Vieles, Vieles nicht begegnet; aber die Blutsauger waren immer, immer, wo man ihn sah, um ihn her, und verdrehten Alles.“

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi! die Matte ist wieder dein; ich habe den Vogt in dem Protokoll durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Der Rudi zittert — stammelt — „Ich kann Euch nicht danken, gnädiger Herr!“

Der Junker antwortet: „Du hast mir nichts zu danken, Rudi! die Matte ist von Gott und Rechts wegen dein.“

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut und sagt dann: „O! meiner Mutter Segen ist über mir,“ schluchzt dann wieder und sagt: „Gnädiger Herr! sie ist am Freitag gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: „Es wird dir wohl gehen, Rudi! den! an mich, Rudi!“ wie sie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!“

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: „Du guter frommer Rudi! Gottes Segen ist wohl bei dir, da du so fromm bist.“

„Es ist der Mutter Segen — Ach! der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker!“ sagte der Rudi und weinte fort.

„Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer! daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen,“ sagte der Junker zum Pfarrer.

„Es ist jetzt überstanden, Junker!“ sagte der Rudi, „und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann Euch nicht genug danken für Alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Matte; ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das erlebt hätte!“

Junker. Frommer Mann! sie wird sich deines Wohlstands auch noch in der Ewigkeit freuen; deine Behmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hatte, daß der Vogt dir auch noch die Nukung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig sei.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorstellen — der Vogt ist in sehr kleinen Umständen. — Er ist dir freilich die Nukung und die Kosten schuldig, Rudi! aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleiden zu bitten, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elend.

Rudi. Von der Nukung ist gar nicht zu reden, wohllehnwirdiger Herr Pfarrer! Und wenn der Vogt arm wird, ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß auch thun, was recht ist.

Seht, Herr Pfarrer! die Matte trägt wohl mehr als für drei Kühe Futter; und wenn ich zwö halten kann, so habe ich, weiß Gott, genug, mehr, als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern dem Vogt, so lang' er lebt, alle Jahre für eine Kuh Heu darab nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr christlich und brav, Rudi! der liebe Gott wird dir das Uebrige segnen.

Arner. Das ist wohl recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann jetzt bei Leibe nicht beim Wort nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. — Rudi! ich lobe dein Anerbieten; aber du mußt das Ding ein Paar Tage ruhig überlegen: es ist dann noch Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr! aber gewiß nicht so, daß mich etwas Ehrliches gereuen sollte, wenn ich's versprechen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi! es ist für einmal genug, Rudi, wenn du dir eben nicht viel für die Nukung versprichst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja, gewiß, Herr Pfarrer! will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird.

Junker. Nun, Rudi! ich möchte gern, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärst. Willst du gern hier bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen dabeim findest.

Rudi. Ihr seid auch gar zu gütig, gnädiger Herr! aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehen, ich habe Niemand bei ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe — und jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. — Unten im Pfrundstall ist eine Kuh, die ich dir schenke,

damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freust. — Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Hen ab des Bogts Bühne lade, denn es ist dein; du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Haus finden, und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Wald fällen lassen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen wollte, so hatte ihn dieses Alles übernommen.

Und diese Verwirrung des Mannes, der kein Wort hervorbringen konnte, freute Arneru mehr, als keine Dankagung ihn hätte freuen können.

Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn und sagte lächelnd: „Ich sehe wohl, daß du dankst, Rudi!“ bietet ihm sodann noch einmal seine Hand und sagt weiter: „Geh' jetzt, Rudi! fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung einer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen, es zu thun.“

Da ging der Rudi von Arneru weg und führte die Kuh heim. Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und Alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagt Therese: „Was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an — Aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde.“ — „Ja, wahrlich, Geliebte! sie ist größer als alle Schönheit der Erde,“ sagte der Junker.

Und der Pfarrer: „Meine Thränen danken Ihnen, Junker! für alle herrlichen Auftritte, die Sie uns vor Augen gebracht haben. Zu meinem Leben, Junker! empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes — Aber, Junker! man muß, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.“

Die Frau Pfarrer aber drückte die Kinder, die alle Thränen in den Augen hatten, an ihre Brust, redete nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte wie sie.

Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: „Wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehn; schickt doch unser Abendessen dahin.“

Und die Frau Pfarrer sagte zu Arners Gemahlin: „Gefällt's Ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern.“

„Sehr gerne,“ antwortete Therese. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehn.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung — und die Frau Pfarrer hatte eine gute, dicke, fette Suppe dazu kochen lassen, und sie hatte eben Alles abschicken wollen — jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus trug Alles in die Hütte des armen Manns. Alles Volk aus dem Dorf, jung und alt, Weib und Mann, und alle Kinder aus der Schul' stunden bei des Rudi's Hütte, und bei dem Heuwagen, und bei der schönen Kuh.

Einen Augenblick nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlin, die Frau Pfarrer und alle Kinder auch in die Stube und fanden — und sahen — im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder — sterbende — Hunger und Mangel athmende Geschöpfe. Das ging Arner von Neuem an's Herz, was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen.

Alles, Alles war vom Elend des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: „Dieser Rudi will jetzt dem Vogt, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Hen ab seiner Matte versichern.“ — „Man muß das nicht leiden,“ sagte Therese schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. „Nein, das ist nicht auszuhalten, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschente.“ — „Aber wolltest du, Geliebte! wolltest du dem Lauf der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat — auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen gebracht hat?“ sagte Arner. — „Nein, nein! das will ich nicht. Verzeih' er alle seine Habsucht, wenn er's kann; einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.“ Arner sagte jetzt zu dem Rudi: „Gib doch deinen Kindern zu essen.“ Der Rudi aber nimmt seinen Vater beim Arm, und sagt ihm in's Ohr: „Vater! ich bring doch der Gertrud auch etwas?“ — „Ja,“ sagt der Rudi; „aber wart' nur.“

Arner hatte das Wort Gertrud gehört und fragte den Rudi: „Was sagt der Kleine von Gertrud?“ — Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln — von dem Todbett seiner Mutter — von der Güte des Lienhards und der Gertrud; und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seien.

Dann setzte er hinzu: „Gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet; aber ich könnte mit Freunden keinen Mund voll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.“

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Mäurerin — wie sie das erhabene Todbett der Katharine mit Thränen bewunderten — wie dann der Rudi mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud gelaufen, sie einzuladen

— und wie diese mit ihren Kindern beschämt mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudej's Bericht, sondern auf Arners Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte, endlich kamen — auch wie Karl für den Rudej vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuh' und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegte — auch wie Therese und die Frau Pfarrer mit ihnen so liebevoll waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden; — ihr alle zuliefen — ihre Hände suchten — ihr zulächelten und sich an ihren Schooß drängten — alles das will ich mich hüten, mit viel Worten zu erzählen.

Arner und Therese stunden, so lang' sie konnten, bei diesem Schauspiel der innigsten Nührung, beim Anblick des erquickten und ganz geretteten Glücks. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied. Und der Junker sagte zum Kutscher: „Fahre eine Weile nicht fort.“ — Die Frau Pfarrer aber suchte noch alles übergebliebene Essen zusammen und gab es den Kindern. Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudej bis um 8 Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Und nun ist seit der vorigen Woche eine allgemeine Rede in unserm Dorf, Gertrud suchte dem Rudej des jungen Meyers Schwester, die ihre beste Freundin ist, zur Frau.

Und da die Matte, die der Rudej nun wieder hat, unter Brüdern zweitausend Gulden werth ist, und auch der Junker, wie es heißt, ihrem Bruder gesagt hat, es würde ihn freuen; so meint einmal Jedermann, es werde nicht fehlen, sie nehme ihn.

Und dem Mäurer geht es bei seinem Bau auch gar gut; er ist dem Junker täglich lieber.

Auch der Hühnerträger hatte noch ein Glück. Therese sah ihn im Heimfahren aus dem Wagen, und sagte zu Arnern: „Dieser muß auch noch etwas haben; eigentlich ist's doch er, der mit seiner Nachtreise Alles in Ordnung gebracht hat.“ Da rief Arner dem Hühnerträger und sagte: „Christoph! meine Frau will nicht, daß du deine Teufelsarbeit umsonst gehabt habest!“ und gab ihm ein Paar Thaler. Der Hühnerträger bückte sich tief und sagte: „Gnädiger Herr! Also wünschte ich mir alle die Tage meines Lebens nur Teufelsarbeit.“ „Ja,“ sagte Arner, „wenn du versichert bist, daß die Hunde allemal an den Ketten bleiben.“ „Das ist auch wahr, gnädiger Herr!“ sagte der Hühnerträger; und der Wagen fuhr fort.

Aphorismen.

Alles, was man immer dem Menschen beibringen kann, macht ihn nur in so weit brauchbar oder zu einem Manne, auf den oder auf dessen Kraft man bauen kann, in sofern sein Wissen oder seine Kunst auf den Schweiß seiner Lehrzeit gebaut ist; und wo dieser fehlt, sind die Künste und Wissenschaften der Menschen wie ein Schaum im Meer, der oft wie ein Fels scheint, der aus dem Abgrund emporsteigt, aber verschwindet, sobald Wind und Wellen ihn aufstoßen.

Es hilft nichts zum Sehen, die Nacht zu beschreiben, um die schwarze Farbe ihrer Schatten zu malen: nur wenn du das Licht anzündest, kannst du zeigen, was die Nacht war, und nur wenn du den Staaren stichst, was die Blindheit gewesen.

Wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entgegen wollen, den Gott um uns gelegt hat.

Gott hat die Nacht gemacht, wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeigt, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen Gott sie verborgen, hervorrufen wird?

Gott ist für den Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen.

Eben das ist das Unglück der Gottlosen: ihre Laster bringen sie um allen Verstand, daß sie in ihren wichtigsten Angelegenheiten wie blind werden, und daß sie wie unsinnig zu ihrem Verderben handeln; da hingegen die guten redlichen Menschen, die ein einfältiges und unschuldiges Herz haben, im Unglück ihren Verstand gar viel besser behalten, und sich daher auch gemeinlich in den Zufällen des Lebens weit leichter helfen und raten können, als die Gottlosen.

Ein Brief Pestalozzi's *).

Thuerste Schultzeß! Diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lage meines künftigen Lebens mir die wichtigsten scheinen, sind Unvorsichtigkeit, Unbehutsamkeit und Mangel an Geistesgegenwart bei einstmals entstehenden unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit sie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung sich verringern werden. Jetzt sind sie noch in einem solchen Grade da, daß ich sie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es sind Fehler, meine Theuere, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andere Fehler, die sich aus meiner, dem Urtheile des Verstandes sich oft nicht unterwerfenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten lassen; ich schweife im Lobe und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen sehr oft aus; ich hänge manchen Gütern so stark an, daß die Macht, mit der ich mich an sie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft setzt, hinausgeht, ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde selbst unglücklich. — Von meiner großen, in der That sehr fehlerhaften Nachlässigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu sprechen; man sieht sie in meinem ersten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geständniß schuldig, meine Theuere, daß ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland stets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mit denselben mich von der geraden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entstehen möchte, abhalten wollte. Mein Weib soll die Vertraute meines Herzens, die Theilhaberin meiner geheimsten Rathschläge sein. Eine große, redliche Einfalt soll in meinem Hause herrschen. Und noch Eins. Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehn u. u. Entscheiden Sie nun, ob Sie einem Manne mit diesen Fehlern und in solcher Lage Ihr Herz schenken und glücklich sein können.

*) Diesen Brief Pestalozzi's (v. J. 1768) an seine Braut und nachherige Gemahlin, A. Schultzeß, ein denkwürdiges Zeugniß für seinen edlen Charakter, wird man nicht ungern hier aufgenommen finden.

Franz Joseph Maria Babo

und

Joseph August Graf Törring.

Franz Maria Babo

(Geb. 14. Jan. 1746. Gest. 5. Jan. 1822.)

und

Joseph August Graf von Törring.

(Geb. 1. Dec. 1753. Gest. 9. April 1826.)

Unter den Ritterdramen und vaterländisch-historischen Schauspielen, welche in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hervorgerufen durch Goethe's genialen „Götz von Berlichingen“, in Aufnahme kamen und auf allen Bühnen herrschten, nehmen die Werke der beiden Dichter Babo und Törring ohne Zweifel den ersten Rang ein. Insbesondere sind der „Otto von Wittelsbach“ des erstern und die „Agnes Bernauerin“ des letztern unter der Anzahl jener Stücke, nach Goethe's Götz, bei weitem als die besten Produktionen anerkannt und haben sich, getragen von der Gunst bedeutender Schauspieler, welche die Hauptrollen mit Vorliebe darstellten, als Lieblingsstücke des Publikums fast bis in die Gegenwart behauptet. Ihre Vorzüge bestehen in dem edlen Feuer und der starken Vaterlandsliebe, wovon sie durchdrungen sind, in der Lebendigkeit und Gewandtheit des Dialogs, in der natürlichen, einfachen Sprache, in der psychologischen Durchführung und der außerordentlichen Anschaulichkeit, womit die mittelalterlichen Zustände uns vorgeführt werden. Die Charaktere sind gut gezeichnet und die Situationen, namentlich in „Otto von Wittelsbach“, von großer Wirkung, obgleich der Dichter hierbei eine Mäßigung bewiesen hat, die wir in den Stücken der übrigen Dichter meist vergeblich suchen. Von einer besondern poetischen Auffassung und Empfindung ist freilich auch hier nicht die Rede.

Babo war zu Ehrenbreitstein am 14. Januar 1746 geboren, bekleidete lange Zeit die Stelle eines Professors der Aesthetik zu München, wurde 1793 Studiendirektor an der dasigen Militärakademie, 1797 Büchercensor und Intendant des Theaters, und starb zu München am 5. Januar 1822. Außer dem „Otto von Wittelsbach“ (1781) schrieb er: „Arno, ein militärisches Drama“ (1777); „Die Römer in Deutschland“ (1780), ein „dramatisches Heldengedicht“, das in Hamburg einen Preis gewann; die Trauerspiele „Oda, die Frau von zwei Männern“ (1781); „Dagobert, der Franken König“ (1787) und „Genua und die Rache“ (1804); „Die Strelizen“ (1790), ein heroisches Schauspiel, und die Lustspiele: „Die Maler“ (1791), „Das Bürgerglück“ (1792) und „Der Puls“ (1804).

Von den Werken des Grafen Törring, der, ebenfalls Bayern angehörig, am 1. December 1753 zu München geboren war und daselbst als Präsident des Staatsrathes am 9. April 1826 starb, ist neben „Agnes Bernauerin“ (1780) noch das historische Schauspiel „Kaspar der Thorringer“ (1785) namhaft zu machen. Weniger Beifall fand sein „Bürgeraufruhr zu Landsbut“ (1782).

Otto von Wittelsbach,

Trauerspiel von Babo.

Personen.

Philipp von Schwaben, Kaiser.	Otto, } Otto's Kinder.
Ludwig, Herzog in Bayern.	Ludwig, }
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern.	Ein Hausmeister des Friedrich von Neuf.
Heinrich von Andechs, } Otto's Brüder.	Zwei Bürger von München.
Edbert.	Konrad und ein anderer Einwohner von Aicha.
Graf Rapot von Artenberg.	Ritter, Kriegsvolk, Leibwächter, Hofgesinde.
Graf Heinrich von Kallheim.	Ludmilla, Herzogin in Bayern.
Ritter Friedrich von Neuf.	Kunegunde, } Kaiser Philipps's Töchter.
Wolf, Otto's Waffenträger.	Beatrice, }
Graf Wenzel, Gesandter v. Böhmen.	Kammerfrauen.
Heinrich Truchseß von Waldburg.	
Hans Waltrich, Reichs-Ehrenhold.	

Erster Aufzug.

Zu Braunau in der Burg.

Heinrich von Andechs und Wolf.

Heinrich von Andechs. Willkommen, Wolf. Was bringst du?

Wolf. Einen brüderlichen Gruß vom Pfalzgrafen an Heinrich Grafen von Andechs.

Heinrich von Andechs. Wo kommst du her?

Wolf. Von Wittelsbach.

Heinrich von Andechs. Wo ist mein Bruder?

Wolf. Auf dem Wege von Wittelsbach hierher.

Heinrich von Andechs. Er kommt? Seit wann seid ihr im Lande?

Wolf. Gestern Abend kamen wir aus des Kaisers Hoflager in unserm Schlosse an. Bewahr' mich Gott, das heißt geritten! Glaubt ihr's wohl? in sieben Tagen von Aachen bis Wittelsbach! Schlösser und Wälder flogen bei unsern Nasen vorüber, daß wir sie kaum wahrnahmen.

Heinrich von Andechs. Warum so eilig?

Wolf. Ha! ha! Nehmt mir's nicht übel, Herr Graf. Aber wenn mich in meinem Leben wieder Jemand fragt: warum so eilig? so werd' ich lachen müssen, thäten mir auch meine Rippen zehnmal weher. Will euch sagen, warum. Da ich unterwegs vom Pfalzgrafen nichts anders hörte, als: hurtig, Wolf! hurtig, Wolf! so ging ich einmal zu ihm hin und sagte: Herr, warum so eilig? — Da sprach er: ich will mir zu Braunau meinen Bart scheeren lassen, daß ich den Dirnen gefalle. Ich merkte wohl, daß er damit sagen wollte: Wolf, halt's Maul und kümme dich um deinen Gaul! Da fragt' ich nicht weiter.

Heinrich von Andechs. Hm! den Dirnen gefallen in Braunau —?

Wolf. Herr Graf von Andechs, was bedeutet denn der Lärm und das Gewühl in der Burg? Es ist Alles so hochfeierlich, wie in der Kirche am Ostertage.

Heinrich von Andechs. Du weißt nicht, was hier vorgeht?

Wolf. Hab' noch mit keinem Menschen gesprochen.

Heinrich von Andechs. Der Herzog hält Hochzeit.

Wolf. Hochzeit? Ei! Mit wem?

Heinrich von Andechs. Kennst du die Wittwe des Grafen Albrechts von Bogen?

Wolf. Nein.

Heinrich von Andechs. Nun, so kennst du auch des Herzogs Braut nicht.

Wolf. Ho, ho! Nun wundert mich nichts mehr in der Welt! — Hab' schon von den Dingen gehört; aber ich hätt' in meinem Leben nicht gedacht, daß es damit bis zum Altar käme. Sie ist eine Böhmin?

Heinrich von Andechs. Ist jung, hat ein feines Gesicht.

Wolf (schüttelt den Kopf). Hm, hm!

Heinrich von Andechs. Heraus damit, Wolf! Bist ja unser alter Wolf!

Wolf. Es war einmal ein Rittersmann
Gar jung von Jahren,
Der wollte, was die Liebe kam,
Wohl selbst erfahren.

Heinrich von Andechs. Was soll das, Wolf?

Wolf. Verzeiht, ich glaubte beim Herrn Pfalzgrafen zu sein; der hört's gern, wenn ich dann und wann ein's sing' und muntern Sinnes bin. Aber die schöne Böhmin nicht zu vergessen! Ich muß sie sehen. Lebt wohl, Herr Graf.

Heinrich von Andechs. Wo willst du hin?

Wolf. Hinauf in den Saal, die herzogliche Braut zu sehen.

Heinrich von Andechs. Du wirst nicht eingelassen.

Wolf. Wie? nicht eingelassen?

Heinrich von Andechs. Wer kein Ritter ist, darf nicht ungerufen in des Herzogs Zimmer.

Wolf. Ihr scherzt.

Heinrich von Andechs. In Ernst, Wolf, die Thürsteher lassen dich nicht ein.

Wolf. Die Buben wollt' ich ja mit der Thür' einstürzen! Ein Bayer dürfte seinen Herzog nicht grüßen?

Heinrich von Andechs. Bleib' hier, Wolf. Sie gehen durch diesen Saal in die Kirche; da kannst du sie noch besser sehen.

Zwei Bürger von München. Die Vorigen.

Erster Bürger. Grüß' euch Gott, edler Herr Graf von Andechs!

Heinrich von Andechs. Dank, Landsleute! Wo kommt ihr her?

Erster Bürger. Wir kommen von München im Namen der Bürgerschaft, unserm gnädigen Herzog eine Beschwerde vorzutragen.

Heinrich von Andechs. Wie geht's in München?

Erster Bürger. Gott Lob, gut. Seit die von Bogen und die Böhmen zur Ruhe gethan sind, gedeihen Gewerb' und Nahrung durch die Vorseege unseres gnädigen Herzogs. Wenn's nur im Reich auch wieder einmal ruhig wäre!

Wolf. Bald soll's werden, Landsmann, bald.

Zweiter Bürger. Sieh da, Wolf! Ei, grüß' dich Gott im Beyerlande. — Bringst du gute Zeitung aus dem Reiche? Ist der Herr Pfalzgraf auch hier?

Wolf. Gleich wird er hier sein.

Zweiter Bürger (zu dem andern). Otto ist im Lande; der hilft uns gewiß.

Heinrich von Andechs. Wolf, gib Acht; sie kommen. Ich muß jetzt mit in die Kirche. Wenn Otto unter der Zeit ankommt, so sag' ihm, daß seine Ankunft den Bruder Heinrich im Herzen freut.

(Durch den Bogenang, der hinten an den Saal anstößt, kommen fünfzig Mann von der Leibwache, nach ihnen viele Ritter und Landstände in feierlicher Aufzug. In der Mitte geht der Herzog Ludwig, von Eibert und einem andern Großen geführt. Heinrich von Andechs gesellt sich zu ihnen. Nach dem Herzoge kommt die Herzogin von zwei vornehmen Frauen geführt und von mehreren begleitet. Ihr folgen wieder Ritter und Gefe, und zuletzt fünfzig Mann von der Leibwache. Der Zug geht durch den Bogenang nach der Kirche. Wolf und die Bürger sehen zu.)

Herzog (bleibt stehen.) Ist das nicht Wolf, des Pfalzgrafen Stallmeister?

Wolf (geht zu ihm). Ja, gnädiger Herzog.

Herzog. Was machst du hier ohne deinen Herrn?

Wolf. Er schickte mich voraus, um seine Herberge zu bestellen.

Herzogin. Was ist da? Warum geht man nicht fort?

(Die Frauen sagen ihr, daß der Herzog mit des Pfalzgrafen Stallmeister spricht.)

Herzog. So? Mein Vetter Otto besucht mich? Wohl, wohl. Aber ist denn seine Herberge nicht immer in meiner Burg für ihn bereit? was brauchst's da zu bestellen? Laß dir wohl sein, Wolf!

(Geht weiter.)

Herzogin (im Vorübergehn). Den hätten wir eben nicht nötig!

Wolf und die zwei Bürger von München.

Wolf. Warum brachtet ihr nun eure Sache nicht vor?

Erster Bürger. Wir sahen, daß die Frau Herzogin nicht gern wartete.

Zweiter Bürger. Sie rümpfte so die Nase, und schien verdrüsslich darüber, daß der Herzog mit euch sprach.

Wolf. Was? Sie hätte sich darüber aufgehalten?

Erster Bürger. Nun, ist ja nichts verloren dabei. Wir werden schon morgen mit ihm sprechen. Wenn der Herr Pfalzgraf kommt, so ist unser Begehren so gut wie gestattet; der läßt keinem Bayern Wehe geschehn.

(Rufen- und Trompetenschall von fern.)

Wolf. Horcht! Jetzt sind sie in der Kirche.

Erster Bürger. Aber sagt mir, ist die Herzogin nicht eine schöne Frau?

Zweiter Bürger. Wahrlich, sehr schön.

Wolf. Das ist wahr. Bei dem ganzen Aufzug, der nur deswegen veranstaltet zu sein schien, damit ein Jeder seine Pracht und seine beste Miene öffentlich zeigen könnte, war ihr Körper das schönste Stück Arbeit; aber daß sie ihre schöne Nase rümpfte, als der Herzog mit mir sprach — hm! eine Herzogin von bayerischem Geblüt hätte das nicht gethan!

Erster Bürger. Nun, es war nicht so böse gemeint. Ihre Klugheit soll eben so vortrefflich sein, wie ihre Gestalt. Wißt ihr noch nicht, Wolf, auf welche feine Art sie den Herzog dazu bewog, sie zur Herzogin zu machen?

Wolf. Nein.

Erster Bürger. Will's euch erzählen. Unser Herzog fand Wohlgefallen an ihr, gleich nach dem Tod ihres ersten Gemahls, des unruhigen Grafen Albrechts von Bogen. Jung ist sie noch und sehr schön; also natürlich! Unser Herzog wollte gern in ihr Gemach so geradezu.

Zweiter Bürger. Versteht ihr's? Er meinte, so ohne Weilläufigkeiten.

Wolf. Ich verstehe.

Erster Bürger. Sie aber sagte ihm, der einzige Weg zu ihrem Schlafgemach ging' über die Altartreppe.

Zweiter Bürger. Merkt ihr?

Erster Bürger. Sie verlangte einstmals im Scherz von ihm, er solle ihr wenigstens die Ehe versprechen vor den gemalten Rittern in ihrem Schlafgemach.

Zweiter Bürger. Wißt ihr, es hingen einige Schildereien in ihrem Gemach.

Erster Bürger. Das that er, und indem er den Schwur ablegte, kamen drei Ritter hinter ihrem Bette hervor, die zum Zeugniß der Verlobung da versteckt waren.

Zweiter Bürger. Da ward der Spaß zum Ernst.

Erster Bürger. Dieser Beweis ihrer Klugheit fesselte den Herzog mehr, als die Gültigkeit des Versprechens.

Wolf. Bewahr' mich Gott! Fein erdacht, fein ertappt! Wie soll man denn nun die Vögel fangen?

Erster Bürger. Was bringt ihr für Zeitung aus dem Reiche?

Wolf. Lauter gute Dinge! Straßburg, Erfurt, Aachen sind unser. Ich kann wohl sagen unser; denn unser Otto hat doch das Meiste dabei gethan. Ohne den Wittelsbacher wäre der Kaiser Philipp ein Arm ohne Schwert, oder ein Schwert ohne Arm.

Erster Bürger. Ist es nicht eine Herzenslust, so was zu hören? Die Wittelsbacher sind doch die Blume der Bayern! Wenn einer unter ihnen zu mir sagte: Mann, deine Habe könnte mir helfen. Da, nimm sie hin, Wittelsbacher; nimm sie! und ich will nacht zum Himmel beten, daß dir meine Habe gedeihe!

Zweiter Bürger. Wahrlich! ich auch.

Wolf (reicht ihnen die Hand). Habt Dank, ihr Ehrenmänner, für diesen frommen Bürgerstimm. Er ist euer und der Wittelsbacher werth.

Erster Bürger. Der Kaiser muß doch unsern Otto recht kaiserlich belohnen, nicht wahr, Wolf?

Wolf. Recht väterlich belohnt er ihn. Wißt ihr's denn noch nicht?

Erster Bürger. Nein.

Wolf. Daß er ihm eine seiner Töchter gibt?

Erster Bürger. Wie? Was sagst du?

Wolf. Otto von Wittelsbach wird des Kaisers Schwiegersohn.

Erster Bürger. Herr Gott im Himmel! was du einem für Freude machst! Komm, Wolf, komm in unsere Herberg! wir wollen auf seine Gesundheit trinken. Die Bürgerschaft von München würd' uns schlechten Dank wissen, wenn wir einen alten treuen Diener der Wittelsbacher nicht in ihrem Namen bewirthet hätten.

Wolf. Dank, Landsmann! Ich muß ihn hier erwarten. Mich wundert's, daß er noch nicht da ist. Ich hab' in meinem Leben nichts an ihm zu tadeln gefunden, als daß er unterwegs zu ver-
gessen scheint, daß unter ihm ein Gottesthier ist.

Erster Bürger. Ei nun, er denkt mehr vor als unter sich.

Wolf. Das macht's. — Da! — da! — Ja, er ist's; so geht keiner, als Otto! (Die Bürger starren nach dem Eingange.)

Otto. Die Vorigen.

Erster Bürger. } Heil dem edlen Pfalzgrafen von Wit-
Zweiter Bürger. } telsbach! Willkommen im Lande!

Otto. Viel Dank, viel Dank, liebe Bayern! — He! warst du nicht unter meinen Reitern in der Fehde mit dem von Bogen?

Zweiter Bürger. Ja, Herr Pfalzgraf.

Otto. Du sagtest mir ja, wolltest dich in München häuslich niederlassen.

Zweiter Bürger. Hab's auch gethan. Wir zwei sind von der Bürgerschaft gesandt, unserm gnädigen Herzog eine Beschwerde vorzutragen. (Zum ersten Bürger) Rede!

Erster Bürger. Herr Pfalzgraf! Die Stadt München hat von dem Kaiser einen Befehl erhalten, der ihre Rechte kränkt.

Otto. Der Kaiser kränkt euch? Der Kaiser thut das sonst nicht. Wißt ihr gewiß, daß sein Befehl dem Herkommen und euern Rechten Abbruch thut?

Erster Bürger. Ja, gewiß. Die Ältesten der Stadt wollen's beschwören. Wir sollen jährlich an die von Freising einen Abtrag von fünf und sechzig Mark Silbers entrichten wegen der Salzniederlag' und Jahrt. Seit Mannesgedenken war das nicht Brauch. Deswegen wollen wir unsern gnädigen Herzog bitten, bei dem kaiserlichen Gericht die Sache vorzubringen.

Otto. Wenn's nicht Brauch und Recht ist, so sollt ihr die fünf und sechzig Mark Silbers nicht geben.

Erster Bürger. Brauch und Recht ist es nicht.

Otto. So sollt ihr nichts geben.

Erster Bürger. Wir wollen der Bürgerschaft sagen, daß wir die fünf und sechzig Mark Silbers nicht geben dürfen.

Otto. Und grüßt die von München in meinem Namen!

Erster Bürger. Wir danken euch, Herr Pfalzgraf. Gott segne euch und eure Kinder, daß unsere Enkel auch Schutz und Hilfe finden mögen!

Otto. Lebt wohl, Landsleute. Zu Wittelsbach wollt' ich euch mit Speis' und Trank bewirtheten; aber hier —

Erster Bürger. O, euch nur sehen, ist uns lieber, als die beste Gasterei. Behüt' euch der liebe Gott! (Gehen ab.)

Otto. Wolf.

Wolf. Euer Gruß an den Grafen von Andechs ist bestellt, und eure Herberg' ist im Schlosse bereit.

Otto. Warste mein Bruder, daß ich kam?

Wolf. Nein; mir schien's, als hätt' er sich darob verwundert.

Otto. Wo ist er?

Wolf. In der Kirche bei der Trauung. Wär't ihr einen Augenblick früher gekommen, so hättet ihr das schöne Brautpaar und die Edelsten des Landes da verübergehen gesehen. Die Hochzeit war des Ritts wohl werth, Herr Pfalzgraf. Und eure neue Frau Base ist so schön und, wie man sagt, auch so gut und verständig, daß der Herzog ganz recht hat, wenn er sie zur Mutter eines Wittelsbachers machen will.

Otto. Meinst du, Wolf?

(Pauken und Trompeten in der Ferne.)

Wolf. Da, die Herzogin ist fertig! Das bedeutet die Einsegnung.

Otto. Ist sie? — (vor sich) Wahrlich, gut gesagt! die Herzogin ist fertig! — Ein feines Stück Arbeit! — O, die künstliche Welt! — So bläst, bläst und trommelt die Menschen taub, daß sie von diesem neuen Kunststückchen nichts hören! — Die Herzogin ist fertig! —

Wolf. Hm! hm! was bedeutet das?

Otto. Wolf, wir sind schlecht geritten! acht Tage früher hätten wir hier sein sollen.

Wolf. Bewahr' mich Gott! Da hätten wir auf dem Winde reiten müssen. Warum früher? Ihr kamt ja gerade zur Hochzeit!

Otto. Das wollt' ich eben nicht: darum eilt' ich so. Die Hälfte von meiner Habe wollt' ich d'rum geben, wenn ich nicht zur Hochzeit gekommen wäre. — Wolf, halt' dich immer bereit, als wenn wir auf der Reise im Wirthshaus wären.

Wolf. Ja, Herr. — Darf ich reden, wie's mir um's Herz ist?
Otto. Um die Welt nicht anders.

Wolf. Ich meine selbst, wir wären in einem Wirthshaus,
wo die alte Beche noch zu bezahlen stände.

Otto. Warum meinst du das, Wolf?

Wolf. Ei, sonst lief euch ja Alles entgegen, was Beine hatte,
wenn ihr kamt; Groß und Klein, Alt und Jung, Alles kam, euch
zu sehn und zu grüßen; und nun läßt sich ja kein Hund sehn, der in
des Herzogs Diensten ist.

Otto. Ha, ha! Desto besser, Wolf! Des Herzogs Hunde
sind stinkende faule Hunde, werden manches Jahr umsonst gefüt-
tert. — Was ist da?

Wolf. Ich glaube, sie kommen aus der Kirche. — Ja, seht!

(Der Zug kommt in der vorigen Ordnung zurück. Herzog Ludwig, Hein-
rich von Andechs und Gæbert treten aus der Reihe hervor zu Otto.
Der Zug hält inne. Wolf geht ab.)

Herzog. Seid uns willkommen, lieber Vetter! Das freut
mich, daß ihr meinem Ehrentag' eure Gegenwart schenkt.

Heinrich v. A. } Grüß' dich Gott, Bruder Otto!
Gæbert. }

Otto. O, ich bin der Mann, der auf hundert Meilen einen
Schmaus wittert. Es ist mir doch lieb, daß ihr so viel Zutrauen
auf meine Nase habt und die Nachricht und Ladung für überflüssig
hieltet. (Der Herzog ist betreten.) Darf ich's wohl wagen, in meinem
staubigen Panzer die Frau Herzogin zu grüßen? (Oben tritt sie mit
ihrem Gefolge herein.) Frau Herzogin, meine besten Wünsche für
euer Wohl sollen mich bei euch ankündigen als einen ergebenen
Diener.

Herzogin. Ich dank' euch, Herr Pfalzgraf.

Herzog. Vetter Otto, kommt mit uns!

Otto. Erlaubt mir! ich will mit meinem schlechten Aussehen
den Glanz nicht verdunkeln. Ich werd' euch in eurem Gemache
des Kaisers Gruß bringen.

Herzog. Nun wohl, nach eurem Belieben. (Zu einem aus
dem Gefolge.) Hast du die Wohnzimmer für den Pfalzgrafen zube-
reiten lassen? (Der zuckt die Achseln.) Sieh gleich nach! Nun, Vet-
ter, ich erwart' euch.

(Sie gehen weiter. Der Graf von Andechs bleibt zurück.)

Otto. Heinrich von Andechs.

Otto. Bruder, könnt' ich nur Alles, was ich denk', in ein
Wort fassen, und das so heiß in deine Seele legen! — Sag', was
hältst du von dieser Vermählung? — Ich bitte dich, Bruder, zucke

nicht die Achseln, anstatt zu reden, und sieh' dich nicht um, ob Je-
mand lausche! Sprich frei, frei wie ein Mann!

Heinrich von Andechs. Ich wünschte, der Herzog hätte
das nicht gethan.

Otto. O, bei Allem, was gut und heilig ist! wär' ich hier
gewesen, er hätt' es nicht gethan! Aber ich war der Letzte, der es
erfuhr. Schon war Ludwigs Vermählung das Märchen an des
Kaisers Hof geworden, und ich wußte nichts. Handelt man so mit
mir? —

Heinrich von Andechs. Man hätte dir keine Nachricht,
keine freundliche Einladung gesandt?

Otto. Laß mich doch nichts zweimal sagen. Nein, nein, sag'
ich. Ich wüßte noch nichts davon, wenn der Kaiser es mir nicht
versichert hätte. Er, er selbst, hat mich zur Hochzeit meines Veters
gesandt.

Heinrich von Andechs. Das begreif' ich nicht.

Otto. Nicht? Und wenn ich dir sage, daß ich schon vor gerau-
mer Zeit den Kaiser um seine jüngere Tochter für meinen Vetter
Ludwig bat, und meine Bitte nicht verschmäht wurde? Begreifst
du nun?

Heinrich von Andechs. Beim Himmel, wenn das wäre.

Otto. Es ist, Bruder! es ist. Der Kaiser sendet mich zur
Hochzeit, konnte er dabei wohl eine andere Absicht haben, als den
Harrenstreich zu verhindern? Er sagte das nicht; aber wenn ich
in dem Augenblicke fähig war, irgend etwas zu denken oder zu
bemerken, so lag es so deutlich in seinem Ton und seiner Geberde,
wie es jetzt liegt in meinem Herzen — Wahrlich! hätt' ein böser
Geist mich mit einem häßlichen Traume quälen wollen, so müßte
es der arglistigste Teufel gewesen sein, wenn er auf den Einfall
gerathen wäre, solche Dinge in meiner Phantasie zu erzeugen. O,
Gott behüte, daß mich der Aerger nicht so geschwählig macht, wie
einen Hosschranzen! — Hätte mir einer gesagt: der Himmel fällt
ein; mag's geschehen, wollt' ich geantwortet haben. Aber das hätte
mir keiner sagen sollen, daß der Bayern Herzog, des Kaisers
Freund, ein Weib nehme, das den Böhmen Ottokar zum Vetter
hat, der so fest an dem Braunschweiger hängt, wie das Eisen an
dem Huf eines Rosses.

Heinrich von Andechs. Bruder, es gehen Dinge vor, die
mich schon oft auf die Vermuthung brachten, daß der Kaiser die
Heirat unsers Veters gar wohl genehm halte; ja sogar gefördert
habe. Vielleicht hat Ludmilla ihren Oheim, den König Ottokar,
mit dem Kaiser versöhnt.

Otto. Ludmilla Versöhnerin? sie, die einst über Bayerns Verheerung sich freute? Nur sie hegte den Albrecht zur Fehde und zum Bündniß mit den Böhmen.

Heinrich von Andechs. Vielleicht irre ich; aber doch ist meine Vermuthung nicht ohne Grund.

Otto. Laß hören!

Heinrich von Andechs. Hier nicht, Bruder. Komm mit mir, daß wir ungestört reden können.

Otto. Um ungestört zu reden, will ich mit dir gehen; aber nicht, als wollt' ich in einem Winkel mit gedämpfter Stimme meinem Herzen Luft machen. Ich rede frei und laut; denn ich denke nichts, was ein Mann nicht reden soll.

(Ein andrer Saal.)

Die Herzogin. Graf Wenzel.

Herzogin. Ich versichre dir, lieber Vetter, sein Haß und seine Freundschaft können mir nicht so gleichgültig sein, und ich weiß, daß er mich haßt. Seine Ankunft hat gewiß eine ganz andere Ursache, als die er vorgibt. Er ist der Mann nicht, der für nichts oder einer bloßen Höflichkeit wegen des Kaisers Hoflager verläßt. Mein Gemahl hat mir eben gesagt, er schiene sehr aufgebracht darüber, daß wir ihm unsre Vermählung nicht kund gemacht hätten. Er vermuthet gewiß, daß ich das Alles so veranstaltet habe. Die Klugheit rieth es mir. Hätt' er unser Vorhaben früher erfahren, so wäre durch ihn all' mein Harren und Hoffen zu nichts geworden.

Wenzel. Das war recht klug gehandelt. Aber was hab' ihr nun von ihm zu besorgen? Die Liebe eures Gemahls und eure Rechte setzen euch über seine Macht. Nährt er einen Groll wider euch, so kann das nur ihm selbst schaden.

Herzogin. Was ich bin, ward ich durch die Liebe; und durch sie kann ich zu nichts werden. Keine Macht ist schwankender, als die an der Lanne eines Mannes hängt. Mein Ludwig ist jung; ich bin nicht so eitel, daß ich für die Dauer seiner Leidenschaft bürgen wollte. Dieser Augenblick könnte mich vielleicht der Vermessenheit zeihen. Es gibt Männer, die ohne süße Worte und ohne zierliche Reden eine sichere Gewalt über unsern Willen haben. Von diesen ist Otto einer. Der Ruhm seiner Thaten gibt ihm außerdem ein geltendes Ansehen im ganzen Deutschland. Ich habe schon oft bemerkt, daß mein Gemahl eine mit Furcht vermischte Verehrung für ihn hegt. Das Alles — siehst du wohl — kann mir Besorgnisse verursachen; deshalb wünscht' ich, daß du Gelegenheit suchtest, seine Denkart zu erforschen und, wenn es möglich wäre, seinen Haß in

Freundschaft oder wenigstens — ja wenigstens — in Gleichgültigkeit zu verwandeln.

Wenzel. Seid versichert, daß ich kein Mittel unversucht lassen werde, eure Wünsche zu befriedigen. Ich will meinen eigenen Haß gegen diesen übermüthigen Mann einschläfern und meinen Wiß und meine Zunge nur eurem Dienste widmen.

Herzogin. Wohl! du sollst von meiner Dankbarkeit zu reden wissen. Laß dir nichts merken! Mein Gemahl kommt. Ich muß von dieser Sache noch mehr mit dir sprechen; denn sie liegt mir sehr am Herzen. (Graf Wenzel ab.)

Herzog. Herzogin.

Herzog. Meine traute Liebe, wie kannst du deinen Anblick mir so lang entziehen? Weißt du nicht, daß mein Herz mir jeden Augenblick, den ich ohne dich zubringe, als einen Verlust vorwirft? — Warum ist dein Blick nicht mehr so hold und heiter, wie diesen Morgen? Was liegt so sehr an deinem Herzen, das dich an diesem Freudentag beunruhigt? — Sollte er dir kein Freudentag sein?

Herzogin. Mein Herzog! mein Mann! mein Ludwig! — Wer fühlt die Wollust dieser Worte wie mein Herz! — Mein! mein! Wie süß schwebt dieser Schall durch meine Seele!

Herzog (indem er sie küßt). Gattin! — — — Nun Liebe, leg' Das, was so sehr an deinem Herzen liegt, auch an das meinige!

Herzogin. O, laß mir diese kleine Sorge allein! Deine Liebe könnte an dieser Sache, die an sich nichts ist, eine wichtige Seite finden und —

Herzog. Wie es meine Liebe findet, so muß es sein. Sag' mir's! Unbeschränktes Zutrauen ist der Liebe heiligste Pflicht. Ich bitte dich, laß mir keinen Gedanken deiner Seele verborgen!

Herzogin. Nun denn, mein Gemahl — Aber ich bitte dich, halte Das, was ich dir sagen werde, nicht für eine träumerische Einbildung eines weiblichen Gehirns. — O, warum ist dem Menschen keine reine Borne vergönnt! Selbst der größte Glücksstand wird verbittert durch den Gedanken an Verlust. Sieh, mein Ludwig, ich hatte nur Einen Wunsch, nur Einen — (nimmt seine Hand) diesen! Er ist erfüllt — ganz! — (ihn umarmend) Aber —

Herzog. O Weib! Weib meines Herzens, rede!

Herzogin. Was mich beunruhigt — ist die Denkart deines Veters, des Pfalzgrafen. Er haßt mich!

Herzog. Dich? die Liebe, die Schönheit? — Dann müßte sein Blut Galle sein und sein Herz ein Gewebe von hämischer Bosheit.

Herzogin. Ich weiß gewiß, daß er mich haßt. Er hält mich für die Urheberin des Unheils, das durch den Grafen Albert entstand. Die Einfälle der Böhmen und ihre Verheerungen hält er für mein Werk. Soll das mich nicht kränken?

Herzog. Beruhige dich, meine Theuerste. Wenn er erst deine edle Seele kennen wird, so mag die Neue seinen Irrthum bestrafen und dich an ihm rächen.

Herzogin. Glaub' mir, ein immerer alter Groll wird nie durch Erkenntniß geheilt. Um sich zu überzeugen, muß man mit unbefangenen Blicken sehen. Ein Gegenstand, der aus Gewohnheit verhaßt ist, scheint von jeder Seite häßlich. Sollte man auch wider Willen eine gute Seite daran erblicken, so glaubt man, sie sei erborgt.

Herzog. Boshaft ist Otto nicht, wahrlich nicht!

Herzogin. Ich schweige — (sie seufzt).

Herzog. Theure Gattin, dieser harmvolle Blick verwundet mein Herz. Rede! was soll ich thun, um dich zu beruhigen? Ich will mit Otto sprechen. Sein Herz ist offen, seine Denkart liegt auf seiner Zunge; gleich werd' ich erfahren, ob deine Besorgniß gegründet ist. Verlaß dich auf mich.

Herzogin. Eben davon sprach ich mit dem Graf Wenzel, als du kamst. Ich ersuchte ihn, mich bei dem Pfalzgrafen zu vertreten.

Herzog. Vertreten? Das nicht; das braucht meine Gemahlin nicht. Schuldige vertheidigt man bei ihrem Richter. Wer bist du? wer bin ich? — Ich gestehe, es wäre mir lieb, wenn mein Vetter Otto meine Wahl billigte; aber nur deinen Vorzügen will ich seinen Beifall verdanken, keinem andern Beweggrunde. Wollt' ich dies, so dürft' ich ihm nur entdecken, daß durch dich der Kaiser Ottokars Freundschaft erhält; dann wär' er der erste deiner Freunde.

Herzogin. Gewiß, es wäre mir lieb, wenn er das wüßte.

Herzog. Er soll's — und sich schämen, dich einen Augenblick verkannt zu haben.

Herzogin. Soll der Graf Wenzel nicht mit ihm sprechen?

Herzog. Auch, meinethalben — Ein Ding kümmert mich!

Herzogin. Was, mein lieber Herr?

Herzog. Ob mein Vetter weiß, daß der Kaiser eine seiner Töchter dem Herzog Ottokar gibt.

Herzogin. Das soll Wenzel erforschen — Sieh da! der Pfalzgraf!

Otto. Die Vorigen.

Herzog. Noch einmal willkommen, lieber Vetter! Ich sollte euch jezo so oft willkommen heißen, wie ihr uns nach unserm Verlangen hättet heimsuchen müssen.

Otto. Der Kaiser entbietet euch seinen Gruß, und wünscht euch Glück zu eurer Vermählung. Demnächst befaßt er mir, euch zu ohnverhätten, daß er sich eurer fernern bundmäßigen Hülfe an rüstigen Knechten und Reifigen, wie vordem, versehe.

Herzog. Ich hoffe, ihr habt den Kaiser meines Dienstseifers versichert.

Otto. Ich hab'. Nun wäre mein Gewerb' bestellt. (Er blickt die Herzogin verächtlich an.)

Herzogin (vor sich). Ha, Verachtung! — Herr Pfalzgraf, wenn ihr vielleicht bemerkt habt, daß ich gegenwärtig bin, so bitte ich euch, meine Entfernung auch wahrzunehmen. (Geht ab.)

Herzog. Ich hab' auch ein Gewerb' an euch, Vetter! — Was hat euch mein Weib gethan, daß ihr mit trotzigem Blick auf sie sehet, als wäre sie eine niedrige, unsittsame Dirne?

Otto. Was haben euch eure Voreltern und euer Land gethan, daß ihr dies Weib zu eurem Weibe machtet?

Herzog. Wer kann wider ihre Zucht und Tugend zeugen. Sie verdient Bayerns Herzogin zu sein. Ihr seid sonst kein unbilliger Mann, Vetter; das weiß ich. Euer Sinn ist wieder; sagt mir ohne Falsch, warum seid ihr gegen meine Gemahlin aufgebracht?

Otto. Soll ich die Ratter lieben, die meinen Bruder oder Sohn biß? Noch blutet die Wunde, die der Böhmen Heer meinem Vaterlande schlug.

Herzog. Welche Schuld hat meine Frau?

Otto. Sie weckte das Eisen.

Herzog. Nein, wahrlich, nein! das that sie nicht. Glaubt mir auf mein Wort, sie that es nicht. Manche Thräne floss aus ihrem guten Herzen über den Jammer, den ihres Mannes Wuth über Bayern brachte. Nehmt das für wahr, mein Vetter.

Otto. Mag sein. Genug, sie ist meines Kaisers Feindin, weil sie seines Feindes Freundin ist.

Herzog. Dies scheint euch so wahr, daß ihr euren Haß darauf gründet? Seht, lieber Vetter, ich möchte nicht gern in einer Sache euren Tadel verdienen; ich ehrt' euch immer, und ehrt' euch noch. Viele würden meiner spotten, wenn sie wüßten, daß ich meine Gattin, die ich liebe, bei einem Manne vertheidige, der nicht mein Herr, nicht mein Vater ist.

Otto. Warum thut ihr das, Herzog?

Herzog. Weil ich euch nicht gern als ungerecht kennen möchte.

Otto. Ich liebe mein Vaterland, meinen Stamm und Philipp.

Herzog. Auch ich.

Otto. Und doch knüpftet ihr ein Band, das euch an den Böhmen bindet und an den Braunschweiger, des Kaisers Feind! Das Vaterland, unsers Stammes Ruhm, Philipps Rechte, sind von eurem Herzen losgerissen.

Herzog. Dann müßt' es verbluten. Nein, Vetter! dies Band fesselt den Böhmen an unsre Seite.

Otto. An eure, und schleppt euch mit nach seinem Otto.

Herzog. Was Otto! Ottokar ist Philipps Freund.

Otto. Kaiser Philipps Freund?

Herzog. Das habt ihr nicht gewußt?

Otto. Und weiß es noch nicht. Ottokar, der Böhmen Herzog, des Braunschweigers Bundesgenosse, ist Philipps Freund?

Herzog. Dies brachte meine Gattin mir zum Brautstuhl. Ich forderte von ihr ihres Veters Freundschaft für den Kaiser.

Otto. Und sie versprach's?

Herzog. Und hielt's. Schon lang' hat Ottokar die Kaiserwürde Philipps anerkannt und sich mit ihm verbunden. Doch das wißt ihr; aber daß meine Gemahlin diese Eintracht erzeugte, das scheint ihr nicht zu wissen.

Otto. Steh' ich da vor euch, wie ein Kind, dem man von Abenteuern spricht? Ich bitt' euch, denkt, ihr sprächt mit einem Manne, der keine Märchen liebt.

Herzog. Euer Befremden ist seltsam. Ist euch das Bündniß Ottokar's mit Philipp unbekannt?

Otto. Ihr wollt mich täuschen!

Herzog. So wahr ich ein Wittelsbacher bin, sie sind Freunde! Freunde durch meine Gattin!

Otto. Ha, so! Ich verstehe! — Beim Himmel, das ist nicht recht! — Nun, nun, wo's keine Todesgefahren gibt, braucht man den Otto nicht. — Aber mich zu hintergehen!

Herzog. Wer that das?

Otto. O, ich will nicht hoffen, daß es Jemand that. Nur so von fern sieht es einer Bäuberei ähnlich!

Herzog. Wovon redet ihr?

Otto. Denkt! — Mir kein Wort davon zu sagen! mir kein Wort! Philipp dem Otto kein Wort!

Herzog. Euch, dem Würdigsten seines Vertrauens? Ich dachte, die ganze Sache wär' euch so bekannt wie mir. Schon drei Monate währte die Unterhandlung zwischen Ottokar und Philipp.

Otto. Schon? — Drei Monate! — ja, länger ist es nicht, daß ich um seine jüngere Tochter für euch bat.

Herzog. Das thatet ihr? Und wie nahm er's an?

Otto. Lächelnd sprach er: Das könnte wohl geschehen! — Nun versteh' ich das könnte erst. — Bewahre Gott! was ist das? — Mein Vetter Herzog, ich bitt' euch, entschuldigt mich bei eurer Gemahlin. Wenn ihr etwas an der Freundschaft des armen Otto gelegen ist, so versichert sie derselben.

Herzog. Es freut mich, daß sie euch nun ihrer würdig scheint.

Otto. Und dann lebt wohl bis auf Wiedersehn. Gott behüt' euch!

Herzog. Ihr wollt fort?

Otto. Es ist mir, als zupfte mich mein Schutzengel, daß ich von hinnen soll. — Gott behüt' euch!

Herzog. Nach dem Mittagsmahl.

Otto. O, ich bin satt! Lebt wohl!

Herzog. Ich gehe zu meiner Gemahlin; dann seh' ich euch noch!

Graf Wenzel. Die Vorigen.

Herzog. Seht! da ist des Herzogs Ottokar Vetter und Gesandter, Graf Wenzel.

Wenzel. Ich will diesen Tag zu meinen glücklichen zählen, weil ich den Herrn Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach grüßen kann.

Otto (gerade zu). Gott grüß' euch, Graf Wenzel.

Herzog. Habt ihr einander schon gesehen?

Wenzel. In meinem Leben nicht. Aber Otto's Ruhm ist so bekannt wie der Tag. Wenn man in fremden Reichen von Deutschland spricht, so ist Otto von Wittelsbach unter den ersten Männern, von denen man hört.

Otto. Wo das? Wir sahen uns schon.

Herzog. Wie gesagt, Vetter, nach dem Mittagsmahl.

(Weht ab.)

Otto. Graf Wenzel.

Wenzel. Wunderbar, was ihr da sagt! Wir hätten uns gesehen? Davon weiß ich nichts.

Otto. Noch wunderbarer, daß ihr mich über eine so undeutende Sache zum Beweis auffordert! — Wer führte die Böh-

men an, da sie das letzte Mal in Bayern einfielen und in der letzten Schlacht?

Wenzel. Wo ihr uns schlugt? Ich war's; aber ich sah euch nicht.

Otto. Es war am hellen, lichten Tag! — Bei Gott! das kann mir keiner meiner Feinde sagen! In der Schlacht zeig' ich mich gern einem Jeden, der seinen Mann sucht.

Wenzel. Ich sah die Heere, sah die Kämpfenden von Aug' in Auge; aber ich war nicht müßig und nicht kalt genug, zu unterscheiden, wer dieser oder jener war. An meiner Niederlage bemerkt' ich erst, daß Otto gegen uns foht.

Otto. Erwähnt mir dieses Sieges nicht; ich kann mich deß nicht freuen. Es war eine Memme unter den ersten eurer Krieger.

Wenzel. Kennt ihr ihn?

Otto. Blau war seine Rüstung, ein schwarzer Busch bedeckte seinen Helm. Mehr stolz als muthig sprengte er über das Feld; aber da es Mann an Mann ging, war er verschwunden. Endlich erblickt' ich ihn aus dem Gedränge in der Ferne. Mit gesenktem Speer rannt' ich auf ihn zu; der blaue Ritter floh. Halt, schrie ich, blauer Ritter! schenk' mir eine Lanze! Die blaue Memme floh.

Wenzel. Ha! verdammt! — Pfui, pfui! — Nun, Herr Pfalzgraf, ihr wißt, in jedem Heere gibt es solche Menschen mitunter. Genug, ihr habt uns geschlagen. — Wer hätte denken sollen, wir würden uns eher bei einer Hochzeit, als im Felde wiedersehen?

Otto. Ja, wie das nun in der Welt so bunt und drollig hergeht!

Wenzel. Nun werd' ich kein Treffen mehr wider euch verlieren; mit euch zu siegen hoff' ich bald.

Otto. Nur das bitt' ich euch, bringt den blauen Ritter nicht mit! Die Bayern kennen ihn.

Wenzel. (besüßt). Sie kennen ihn?

Otto. Genug davon. — Seid ihr schon lang' an diesem Hofe?

Wenzel. Mein Vetter Ottokar sandte mich her, sein Bündniß mit dem Kaiser dem Herzog Ludwig zu verkündigen. Wahrlich, kein Auftrag konnte mir willkommener sein. Alle meine Mühe ist dadurch belohnt.

Otto. Welche Mühe?

Wenzel. Schlachten gewinnen ist oft nicht so beschwerlich, als auf den Baum der Zwietracht Freundschaft pflanzen. — Der Kaiser weiß, wer Ottokar auf seine Seite brachte.

Otto. Wer?

Wenzel. Eures Veters Gemahlin und ich.

Otto. Und getrauet ihr euch, für die Dauer dieser Gefinnungen zu bürgen?

Wenzel. Wohl gefragt, Herr Pfalzgraf! Das ist jest der Hauptpunkt. Täglich erwart' ich den Befehl, nach des Kaisers Lager zu ziehen; da werd' ich einen Knoten in dies Band schürzen, den Menschenhände niemals lösen können.

Otto. Das wär' ein Meisterstück eurer Kunst!

Wenzel. Doch sehr begreiflich. — Philipp hat zwei Töchter.

Otto. Nun, das war brav gesprungen! von dem unauslösllichen Knoten auf Philipps Töchter.

Wenzel. Nicht doch, Herr Pfalzgraf! Ich wollt' euch gerade das Ende des Fadens zeigen, womit dieser Knoten sich schlingen wird.

Otto. Laßt sehen.

Wenzel. Ihr seid des Kaisers Liebling und Vertrauter. Vermuthlich seid ihr schon lange von seinem Hof entfernt, weil ihr die Sache nicht wißt. Kurz und gut: des Kaisers älteste Tochter, Kunegunde, wird Ottokars Gemahlin.

Otto. (besüßt, steht ihn an). — Wird?

Wenzel. Ihr habt Recht; ist hätt' ich sagen sollen; denn es fehlt nur das priesterliche Kreuz. Der Vertrag ist geschlossen.

Otto. Ha, ha! ist das auch eins von euren Stückchen?

Wenzel. Fragt den Kaiser, oder glaubt mir auf mein Wort. Ich war dabei.

Otto. Bei meinem Wort! Euer Wort ist eine Lüge!

Wenzel. Herr Pfalzgraf!

Otto. Pah! So hättet ihr mich ansehen sollen, als ich rief: Blauer Ritter, schenk' mir eine Lanze!

Wenzel. Tod und Verderbniß! (Wächend.)

Otto. Was ihr wollt. Ha, ha! Ottokars Gemahlin! — Ich bitt' euch, sagt mir das Ding noch einmal, eh' ihr euch erzürnt.

Wenzel. Meine Seele sei verdammt, wenn dieser Schimpf ohne Rache bleibt.

Otto. Was Schimpf, was Rache! Ich rath' euch, solche Worte nicht zu reden. — Seht! durch eure Hize ward ich erst kalt genug, zu bemerken, daß ihr mit eurem Märchen von Ottokars Vermählung einen Spaß machen wolltet. Nun, Graf Wenzel, wenn ihr in eurem Gewissen denken könnt, ich hab' euch zu viel gethan, so vergeht mir. Es ging vorhin etwas in meinem Kopf herum, das mit keinem Spaß verträglich war.

Wenzel. So wahr Gott lebt, ich scherzte nie mit euch, und werd' es nie. Warum beschimpft ihr mich wegen Dinge, die euch

und mich nichts angehen, und nennt die Wahrheit eine Lüge? Es kränkt vielleicht euren Uebermuth, daß Philipp seine Tochter ohne eure Erlaubniß vermählt, und Ottokar sie nimmt!

Otto. Ha! bei Gott! bei Gott! Der blaue Ritter versetzt mir einen Stoß, der das Mark meiner Gebeine erschüttert. — Ich muß fort! — Es ist unglaublich — Philipp — O, es ist eine Lüge! Aber ich muß fort! — Blauer Ritter, ich rath' euch, laßt euer Schwert daheim, und zieht mit eurer Zunge zu Felde! Wenn ihr überall so den Fleck zu treffen wißt, so werdet ihr mit eurer Weiberlanze die stärkste Mannheit niederstürzen.

(Weht ab.)

Wenzel. Ich hätte wirklich den Fleck getroffen, ohne zu zielen? Ha! wenn ich erst alle meine Nerven anspanne, dann sollst du des blauen Ritters Lanze fühlen! Mir solchen Schimpf! Wenn ich das ungerächt ertragen könnte. —

Die Herzogin. Graf Wenzel.

Herzogin. Nun, Graf? Er ging ja eben von euch.

Wenzel. O, ich bitt' euch, redet nicht davon. — Himmel und Erde! Solchen Schimpf!

Herzogin. Wie?

Wenzel. Es ist schändlicher, als Alles, was ihr euch vorstellen könnt!

Herzogin. Was sagt' er? Redet!

Wenzel. Nein, laßt mich schweigen, ich bitt' euch!

Herzogin. Wenn ihr mich ferner zu eurer Freundin haben wollt, so redet!

Wenzel. So muß ich denn reden? Nun, laßt mich wenigstens auf Worte sitzen, die seinen teuflischen Gedanken verhüllen! — Nein, beim Himmel, ich kann nicht! Ihr würdet auf mich zürnen, daß meine Zunge solche Greuel wieder hervorbringen kann.

Herzogin. Was es immer ist, ich will es wissen.

Wenzel. — „Sie ist eine feile, buhlerische Dirne, die den jungen Mann mit süßesten Liebesworten oder gar mit zauberischen Liebestränken zum Narren gekittelt hat.“

Herzogin. Ich?

Wenzel. O, des Bösewichts!

Herzogin. Ha, Verdammter, du logst! Du hast dir deinen Untergang erlogen.

Wenzel. Und wie er dabei —

Herzogin. Genug! — Mein Herz möchte zerpringen!

(Halb weinend.)

Wenzel. Und ich sollte nicht an Rache denken?

Herzogin. Ja, mein Vetter! Rache! Rache!

Wenzel. Kommt in euer Zimmer; da wollen wir überlegen —

Herzogin. Ueberlegen? O wär' ich ein Mann, wie du! trüg' ich ein Schwert, wie du!

Wenzel. Ihr habt Recht. Ich will ihm nach mit meinen Leuten, will ihn zur Rede stellen. — Aber ich zähl' auf euren Schutz.

Herzogin. Alles fällt auf mich. Du hast nichts gethan, ich Alles.

Wenzel. Wohl. — Nur das bitt' ich euch, vor meiner Verdunkelung redet mit eurem Gemahl nichts davon.

Herzogin. Was that ich dem Glenden, daß er solche Schande auf mich wirft! Hätte er meinen Busen durchstoßen, Gott weiß, mein letzter Blick würde ihm Verzeihung gewinkt haben. — Aber das! — O, mein Vetter, räche mich! (Gehen ab.)

(Am Thore des Schlosses.)

Otto.

Es gibt wohl der Beispiele, daß eine neue Krone das Gehirn verrückt und das Herz verstimmt hat! — O, es thäte mir sehr leid, wenn ich dem Philipp von Schwaben in seinen ehrwürdigen Bart sagen könnte: du hältst nicht Wort! Ich würde vor Scham ersticken, wenn ein Mensch mir so etwas vorwerfen dürfte! Ich hör' es ja noch, wie er Kunegunden nannte; und nun wollt' er sie dem Bözmen verkaufen? — Der bietet wankende Freundschaft, und ich habe Blut bezahlt. — Warum bin ich noch hier, und eile nicht? Wolf! wo bist du? — Beatrice ist auch ein gutes Kind: vielleicht meinem Sinne noch beglücklicher. Aber warum geheim thun vor mir! — (Wolf kommt.) Wolf, noch einmal packe deine alten Knochen zusammen! Fort, fort! Wo sind meine Pferde?

Wolf. Dort stehen sie bereit.

Heinrich von Andechs (in der Ferne). Bruder Otto!

Otto. Wer ruft?

Wolf. Sehet da, eure Brüder kommen. Ich will euch dort erwarten. (Weht ab. Heinrich v. A. und Ebert treten auf.)

Heinrich von Andechs. Bruder, wohin?

Otto. Könntet ihr wohl auf achtzig Meilen sehen, ob ein Bubenstreich gemacht wird, der euch gilt?

Ebert. Nein. Warum das?

Otto. Drum muß ich hin. Behüt' euch Gott!

Heinrich von Andechs. Was hast du vor?

Otto. Sobald ich das weiß, will ich euch einen Boten senden. Jetzt weiß ich noch nichts, als daß ich fort muß. Lebt wohl, meine Brüder! — Wohl euch, daß ihr im Schooß eures Vaterlandes, Bayern mit Bayern, so geradezu in biederer Sitte eure Tage verleben könnt!

Heinrich v. Andechs. Bleib' bei uns, unter deinen Bayern! verlaß den Hof!

Otto. Meine Pflicht und mein Wort fesseln mich an diesen Hof, der von Schurken wimmelt. Da lächelt man und betet, und betet oft und viel, und ist ein Bösewicht! Da wird geküßt und gehezt, und im Herzen Gift gekocht!

Ekbert. Du hast deinem Worte genug gethan. Bleib' bei uns! Mir ist, als ständen dir große Dinge bevor.

Otto. Weinst du? — Große Dinge sollen einen Mann an mir finden. Ich bitte dich, gedenke meiner in deinem Gebet! — Heinrich! Geh' doch einmal nach Wittelsbach, und sieh' nach meinen Jungen! Ich nehme jetzt den kürzesten Weg. Meinen Otto fand ich krank bei meiner Ankunft.

Heinrich v. Andechs. Wirst du ihnen nicht bald eine Mutter geben?

Otto. O! — Ich muß fort! — Bringt dem Herzog meinen Gruß, und versichert die Herzogin meiner Ergebenheit. Leb' wohl, Bruder Ekbert! — Leb' wohl, Bruder Heinrich! Gott gebe, daß wir uns bald an dieser Stelle wiedersehen, oder lieber zu Wittelsbach; denn da ist mir doch immer, als schwebten die Geister der großen Fürstenmänner unsers Stammes in jedem Gange, in jedem Saale, wo sie einst standen, große Thaten denkend, oder vergnügt im Bewußtsein, sie gethan zu haben.

(Heinrich und Ekbert begleiten ihn.)

Zweiter Aufzug.

Zu Aachen in der Kaiserburg.

Kunegunde. Beatriz.

(Sie kommen durch die Mittelthür und bleiben lauschend stehen.)

Kunegunde. Horch! jetzt kracht die eiserne Pforte. — Hu! wie mir das im Herzen bebt! — Der von Arntenberg führt den Boten zurück.

Beatriz. Du zitterst ja, Schwester?

Kunegunde. Es ist mir gerade so klemm und ängstlich, wenn ein fremder Bote zu meinem Vater kommt, als ob über mich geurtheilt würde. Lauschen möcht' ich auf jedes Wörtchen, und doch das nicht gern hören, weswegen ich lauschen möchte.

Beatriz. Wirst schon hören müssen. Ich fürchte, der Bote kommt vom Ottokar. Du wirst bald von hinnen scheiden!

Kunegunde. O, mein gutes Kind!

Beatriz. Denk', liebe Schwester, wenn ich nun so einsam bin, ohne dich, und fern von dir — wie werd' ich trauern!

Kunegunde. Warum trauern?

Beatriz. Habe ja keine Schwester mehr, und keine Freundin, die mir leben hilft! Ich muß dann so allein durch die Gewölbe schleichen, nichts hören als rauhen Männerton und Waffentlang. O, laß mich mit dir ziehn!

Kunegunde. Mit mir? wohin?

Beatriz. In's Böhmenland, zu deinem Ottokar.

Kunegunde. Ach, Schwesterchen, liebes Schwesterchen! Kömmt' ich nur immer durch diese Gewölbe schleichen; ich wollte gern nichts hören, als rauhen Männerton und Waffentlang. Wer weiß, was meiner harret! Ich kenne den Mann nicht, den man zum Gefährten meines Lebens bestimmt; auch mein Vater, der mir ihn bestimmt, kennt ihn nicht. Vielleicht ist er wild, wie die Sitten seines Landes!

Beatriz. Drum laß mich mit dir ziehn! Wohl und Wehe will ich mit dir theilen.

Kunegunde. Ja, wenn mein Vater das zugäbe!

Beatriz. Frag' du ihn nur; ich hoff', er thut's.

Kunegunde. Er ist seit einiger Zeit so unfreundlich, daß ich nicht das Herz habe, mit ihm zu reden. Schon oft dacht' ich nach, woher sein Mißvergnügen wohl käme: aber ich find' es nicht. Die Macht des Braunschweigers ist nunmehr gesunken, oder vielmehr, seine Schale ist an der Woge des Schicksals gestiegen: denn Ottokars Kraft, die ihm das meiste Gewicht gab, ist zu unserm Vater gekommen. Beinahe ganz Deutschland ist auf seiner Seite; an die Fahnen seiner Heere scheint der Sieg gefesselt. Drum find' ich nicht, woher sein Mißvergnügen kommt, wenn ich oft darüber nachdenke.

Beatriz. Ach, wollte Gott, wir wären noch in unserm Schwabenlande! Da war unser Vater weit liebevoller gegen uns, als jetzt. Aber seit der Kaiserwürde —

Kunegunde. Ich höre Jemand kommen.

Beatriz. Wer —

Philipp. Die Vorigen.

Philipp. Seid ihr da, Kinder? Gut. — Kommt doch, gebt mir einen Kuß!

Kunegunde. Seit langer Zeit war diese Freud' uns nicht vergönnt!

Philipp (zu Beatrix). Was wundert dich denn so? Du staunst mich an, als wär' ich eine Seltenheit.

Beatrix. Dieser gnädige Blick, den ihr auf mich werft, und diese wider Gewohnheit harmlose Miene —

Philipp. Sind Wunderdinge? Ja, seht! die Sorgen streuen Unmuth in mein Herz und über mein Antlitz. Das Glück wollte mir auch nicht so recht lächeln; heute aber erschien es mir im Traume ganz freundlich. Deswegen bin ich fröhlichen Sinnes. — (Zur jüngern). Sei auch fröhlich, Kind! bald kommen gute Dinge für dich. Laß mich jetzt mit deiner Schwester allein. Du magst bald wieder kommen.

Philipp. Kunegunde.

Philipp. Dem Mädchen ahnt nichts von Dem, was ihm bevorsteht. — Kunegunde! Der Herzog Ottokar meldet mir in einem Briefe seine Sehnsucht nach dem Besiz seiner Braut. Des freu' ich mich recht; denn ich fürchtete immer, sein Sinn möchte sich ändern; nun aber bin ich dieser Besorgniß entledigt. Wir wollen deine Abreise so viel wie möglich beschleunigen. Mache dich gefaßt — Was ist dir?

Kunegunde. Mein Vater! Diese unerwartete Nachricht —

Philipp. Unerwartet, aber nicht unverhofft. Ich erinnere mich zwar, daß du mir einst, als ich dir diese Verbindung ankündigte, einigen Widerwillen merken liehest; doch das wird sich nunmehr wohl geändert haben; denn ich sagte dir damals ein Paar Worte —

Kunegunde. Mein Vater, ich kenne meine Pflicht.

Philipp. Du bist klug, und darum lieb' ich dich. Weil ich denn doch einmal von diesen Dingen mit dir rede, so will ich dir Alles sagen, was du wissen mußt. Du wirst nun bald die Gemahlin eines Herzogs sein, der mein Feind war. Es kostete viele Mühe, ihn auf meine Seite zu bringen; endlich ward deine Hand zum Unterpfand unserer Versöhnung bestimmt. Wenn du nun in deinem Lande sein wirst, so vergiß bei dem Gemahl den Vater nicht.

Nichte dein Augenmerk auf Alles, was da vorgeht, und laß mich von Allem wissen. Kannst du auch das Vertrauen deines Gemahls nicht erhalten, so suche durch seinen Liebling oder durch andre Wege seine Gefinnungen zu erforschen. Nach deiner Vermählung will ich an Ottokars Hof einen erfahrenen und sichern Mann senden, der dir in allen Fällen mit Rath und That an die Hand gehen und unser Verständniß unterhalten soll. Hüte dich, deinem Gemahl etwas davon zu entdecken, und wenn du mich und dich selbst liebst, so laß dich durch keine Liebfosung bethören!

Kunegunde. Um Gottes willen! Ich kann diese Waffen nicht führen, die ihr mir da gebt, mein Vater!

Philipp. Wie?

Kunegunde. Ist denn Ottokar noch euer Feind, daß ihr sogar in sein Schlafgemach eine hämische Kundschafterin senden wollt?

Philipp. Deine alberne Sprache trügt meine Erwartung. Genug! Davon wollen wir schon noch sprechen. Unterdessen beschäftige dich mit nichts Andern, als deinem Putz, damit du vor deinem Gemahl in dem Glanze einer Kaiserstochter erscheinen kannst. Scheue keinen Aufwand; ich werd' es an nichts mangeln lassen. — Nun, noch eins, Kunegunde! Etwas, das dich recht freuen wird: Ottokar benachrichtigt mich, der Braunschweiger werde eine Botschaft an mich senden; und was meinst du wohl, daß er von mir verlangt?

Kunegunde. Den Frieden oder einen Waffenstillstand?

Philipp. Meine jüngere Tochter zur Frau.

Kunegunde. Meine Schwester?

Philipp. Sie soll ihm meine Freundschaft zur Morgengabe bringen, und er begibt sich aller Ansprüche auf die Kaiserwürde.

Kunegunde. Ach, Gott!

Philipp. Du weinst? — Ich verstehe dein ganzes Wesen nicht. Warum weinst du?

Kunegunde. Zürnt nicht, mein gnädiger Vater! Der Unterschied zwischen dem Loos meiner Schwester und dem meinigen fiel mir schwer auf's Herz. Sie bleibt in Deutschland bei einem deutschen Manne; ich muß fort, fern von Allem, was ich liebe! — O ja, das ist gewiß wahr! Wenn man eine Pflanze aus der Muttererde auf einen fremden wilden Grund verpflanzet, so verwelkt sie; der Thau erquickt sie nicht, die Sonne belebt ihren Wuchsthum nicht, sie verwelkt. Versucht es selbst, mein Vater. Laßt euch von unserer guten Baumsfrucht aus Schwaben eine Pflanze bringen, und pflanzt sie in dieses Land. Ihr werdet sehen —

Graf Artenberg. Die Vorigen.

Artenberg. Gnädigster Herr, ein Ritter aus dem Lager des Herzogs von Braunschweig ist angekommen, und bittet Eure Majestät um ein heimliches Gehör.

Philipp. Führt ihn her! — Sieh, dein Ottokar ist ein wahrer Mann; auf sein Wort folgt die That. Dafür bekommt er auch mein liebstes Mädchen, meine Kunegunde. Geh, mein Kind, ich liebe dich; sei auch klug. Geh! (Kunegunde geht ab.)

Graf Artenberg. Friedrich von Neuß. Philipp.

Artenberg. Hier ist der Ritter Friedrich von Neuß, den Herzog Otto zu euch sendet!

Philipp. Friedrich von Neuß, rede!
Friedrich von Neuß. Otto, erwählter römischer Kaiser, entbietet euch seinen Gruß. —

Philipp. Kein Wort mehr! Das deutsche Reich ist kein zweiköpfiges Ungeheuer; ein gesunder wohlgestalteter Körper hat nur ein Haupt. Otto von Braunschweig war ein nützliches Glied gewesen; aber so ist er einem Auswuchs zu vergleichen, der das Ganze entstellt, den man loszuschneiden muß mit allen andern, die ihm die nährenden Säfte zuführen. Bei der Wahrheit! man sollte nicht glauben, daß ein Mensch so übermüthig sein kann. Er eignet sich die höchste Würde zu, auf die er weiter keinen Anspruch hat, als durch seine jugendliche Unbesonnenheit und durch die Aufsehkungen einiger Fürsten, die in der Meuterei und Zwietracht ihr Heil suchen, um der Strafe für ihre Verbrechen zu entgehen. Das sind seine Rätke und Anhänger. Ist das ein kaiserlicher Hof? War es nicht besser für ihn, wenn er des Reiches Wohlfahrt förderte und der Stände Achtung sich erwürbe, als daß er eine Belohnung an sich reißt, die er nicht verdient hat? sich eine Würde anmaßt, die für ihn eine Unwürde wäre? Ich dachte immer, er ging in sich, und ich hielt mit meiner Macht zurück, weil ich nicht gern deutsches Blut deutsche Schwerter bes Flecken sehe; nun aber, da sein schädlicher Stolz immer höher anschwillt und seine Prahlerei sogar in meiner kaiserlichen Burg erklingt — nun will ich nach strengem Recht verfahren. Doch sollst du sehen, wie geneigt ich noch bin, den Weg der Güte zu betreten. Graf Artenberg, ich gebe dir die Vollmacht, seinen Auftrag in meinem Namen anzuhören. Bei dem ersten Worte, das meine Würde beleidigt, brich die Unterredung ab, und gib ihm freies Geleit, daß er unverzüglich unsern Hof verlasse. (ab.)

Graf Artenberg. Friedrich von Neuß.

Friedrich von Neuß. Nun, so gebt mir freies Geleit, daß ich unverzüglich euren Hof verlasse.

Artenberg. Das wollt ihr, ohne euren Auftrag erfüllt zu haben?

Friedrich von Neuß. Ich bin ein alter Gesell, der da weiß, was Recht und Brauch ist unter Fürsten und ritterlichen Leuten. Ich habe schon manches Geschäft bestellt bei Königen und Herzogen; aber so bin ich nie behandelt worden. Gerade wie ein Brief, den man, wenn der Inhalt nicht gefällt, auf den Boden wirft, mit Füßen tritt, wohl gar zerreißt, oder mit den Zähnen zerkaut. — Gebt mir mein freies Geleit!

Artenberg. Ich bitt' euch, laßt Alles gut sein!

Friedrich von Neuß. Ich lasse nichts gut sein, was nicht gut ist an sich.

Artenberg. Nun, so sagt mir wenigstens euer Gewerbe. Vielleicht ist es von einer solchen Art, daß es des Kaisers Guld auf eure Seite bringt und seinen Unmuth in Freundlichkeit verwandelt.

Friedrich von Neuß. Mein Gewerbe ist ganz artig. Kurz: Otto möchte gern seine Rechte, seine ganz gut gegründeten Rechte auf die Kaiserwürde gegen ein kleines Ländchen vertauschen, womit Philipp ihn belehnen soll.

Artenberg. Gott geb' es!

Friedrich von Neuß. Fried' und Eintracht, sagt Otto, ist besser, denn Kron' und Macht. Das Reich soll sehen, daß ich nicht unwürdig wäre, sein Oberhaupt zu sein, weil ich seines Heils wegen diese Würde vergebe.

Artenberg. Das ist edel!

Friedrich von Neuß. Und wahrhaftig kaiserlich gedacht, war es auch in einem ganz gemeinen Kopfe.

Artenberg. Was ist das für ein Land, das er zum Lehen verlangt?

Friedrich von Neuß. Philipps jüngere Tochter. Otto will nur seinem Schwiegervater weichen. Das ist mein Auftrag.

Artenberg. Ich will es gleich dem Kaiser hinterbringen.

Friedrich von Neuß. Thut das! — Sagt mir, wohnt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach in dieser Burg?

Artenberg. Er ist in Bayern.

Friedrich von Neuß. Vor einer Stunde ritt er mit mir in die Stadt.

Artenberg. Er ist gekommen?

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 4.

Friedrich von Neuf. Nahe bei Köln traf ich ihn an, und von da blieben wir zusammen. Es ist ihm ein schändlicher Dubezstreich auf seiner Reise begegnet. Wißt ihr nichts davon?

Artenberg. Nein.

Friedrich von Neuf. Als er von Braumau wegritt, ward er von einer Schaar bewaffneter Reiter angefallen, die ihn scharf zusehten. Er bezahlte die Schurken mit blanker Münze. Ein verummelter Ritter steht aus einer kleinen Entfernung dem Streite zu; Otto erblickt ihn, hält ihn für den Urheber, rennt auf ihn zu, wirft ihn nieder und stößt ihn aus der Welt. Der Schurke verdiente nicht, von des Edlen Schwert zu sterben. Es war der Graf Wenzel, Ottokars Vetter und Gesandter beim Herzog Ludwig. Der besitzte Schandbube war eines jeden wackern Mannes Feind. Da kann man sehen, daß der niederträchtige Neidteufel auch im Fürstenblute rasen kann. Pui, pui!

Artenberg. Das ist ein seltsames Abenteuer! — Ihr habt den Pfalzgrafen von eurem Auftrage doch nichts merken lassen?

Friedrich von Neuf. Mein Auftrag ist ein Geheimniß, das mir nicht gehört. Ich bin ein verschlossener Brief.

Artenberg. Wohl! — Wenn ich wüßte, daß ein gutgemeint Rath von euch nicht verachtet würde —

Friedrich von Neuf. Ihr haltet mich für ein aberwitziges altes Männchen, wenn ihr daran zweifelt.

Artenberg. Bewahre Gott! Aber man kann zuweilen mit der besten Absicht Verdacht erwecken, besonders wenn man sich nicht deutlich erklären darf.

Friedrich von Neuf. Sagt nur, was es ist; ich will schon selbst wissen, wozu ich's brauche.

Artenberg. Mit dem Pfalzgrafen Otto macht euch nicht viel zu schaffen, wenn euch an des Kaisers guter Meinung etwas gelegen ist.

Friedrich von Neuf (bestürzt, erholt sich aber). Gut. Dank dafür! (Artenberg ab.)

Hätt' ich doch den Artenberg, ohne seinen wohlgemeinten Rath, für einen ganz ordentlichen Menschen gehalten! — Was? — Philipp von Schwaben könnte den Otto von Wittelsbach hassen? Du neidischer wurmstichtiger Hofsunge! Einem ehrlichen Manne so etwas in's Gesicht zu sagen! Was wärst du ohne deinen Herrn? und was wäre dein Herr ohne Otto? Das will ich behalten und durch öftere Wiederholung in mein Gedächtniß prägen: Der Hochverräther ist einem Fürsten nicht so gefährlich, wie der fuchelnde Hösling. Jener strebt ihm nach dem Leben; dieser verbunkelt seinen Ruhm, kann ihn zum Abscheu in den Augen aller Menschen machen, und thut es gewiß, wenn er seine Absicht dadurch fördern kann.

Otto. Friedrich von Neuf.

Otto. Fängst Grillen, alter Reisegefährte? Wie schmeckt dir die Luft?

Friedrich von Neuf. Sie riecht ein wenig nach heimtückischen Dubez, vor denen sich ein ehrlicher Mann in Acht nehmen muß.

Otto. Witterst du nicht, daß ein alter listiger Fuchs seinen Bau hier in der Nähe hat? — Alter Freund, hast du mit dem Kaiser gesprochen? Wie sieht er aus? wie ein Mann oder wie ein Weib?

Friedrich von Neuf. Wie ein Mann.

Otto. Wohl! Ein Mann, ein Wort! — Ich möchte so alt sein wie du, daß ich sagen könnte: vor dreißig Jahren machte ich manche Thorheit!

Friedrich von Neuf. O, das verlernt sich nicht, Herr Pfalzgraf. Das Alter jagt zwar die Fehler aus dem Geblüt; aber es kommt ein Schwarm andrer Fehler, die sich in das Gehirn einnisten. Da geht's noch schlimmer. Aus dieser Wirthschaft kommt mancher Aberwitz auf die Welt.

Kunegunde. Die Vorigen.

Kunegunde. Sieh da! unser Pfalzgraf zurück! Willkommen!

Otto. Ich bin wie ein Schalmeypfeifer geworden, der von einer Hochzeit zur andern wandert. Meines Veters Hochzeit ist vorbei; da hab' ich von der eurigen gehört, und nun bin ich hier, um euch ein schönes Stückchen vorzuspielen, wenn ihr wollt.

Kunegunde. Ihr seid doch immer ausgeräumt und scherzhaft. Erzählt mir etwas von euerm Bayern und unserm lieben Schwabenlande!

Otto. Da sind Männer, die ihr Wort halten. Aber ich kann euch diesmal nichts erzählen; denn ich bin nur so durchgefahen, wie eine Wolke im Winde. Das Verlangen, euch als Braut zu sehn, spornte mich und ich mein Roß.

Artenberg. Die Vorigen.

Artenberg. Ritter Friedrich von Neuf, der Kaiser will mit euch sprechen. — Ha, willkommen, Herr Pfalzgraf!

Otto. Grüß' euch Gott, Artenberg!

Artenberg. Eure Reise war schnell.

Otto. Nicht wie meine Wünsche. — Hört, ich habe mich unterwegs recht geärgert. Da stand ein Mann an der Hegerstraße, und neben ihm standen zwei Hunde. Der eine war ein treuer wachsender Hund; der andere war von einer fremden Art. Der Mann hatte ein Bröckchen Brod; das hielt er dem guten Hunde vor, als wär' es für ihn bestimmt. Darnach schleuderte er mit der leeren Hand so von sich weg. Der treue wachsende Hund sprang schnell dahin, weil er meinte, es wär' etwas dahin geworfen, und er könnte sich durch's Wiederbringen ein neues Verdienst machen. Unterdessen gab der Mann das gute Stückchen Brod dem Hunde fremder Art. — Ich versichre euch, es ist kein Märchen; ich habe selbst zugehört, und, wie gesagt, es ärgerte mich.

Friedrich von Neuß. Mit dem Manne möcht' ich nichts Freundschaftliches zu thun haben!

Arkenberg (vor sich). Wie kindisch! — Kommt! der Kaiser erwartet euch. (Ab.)

Otto. Kunegunde.

Otto. Nun, was haltet ihr davon?

Kunegunde. Das arme Thier dauert mich recht!

Otto. Der Himmel segne euch dafür! Ihr braucht jetzt Segen zum Ehestande.

Kunegunde. Davon wollen wir nicht sprechen.

Otto. O ja, ich bitt' euch sehr, laßt uns ein Paar Worte davon sprechen! das ist meine Lieblingsunterhaltung, und ihr waret sonst immer so gütig, meine unzierlichen Worte anzuhören. Erinnert ihr euch wohl? da ich noch ein Junge war und mit meinem Vater oft zu euch nach Schwaben kam, da trug ich euch immer auf meinem Arm zu meinem Vater, und da gabt ihr ihm einen Kuß, und mir einen.

Kunegunde. Ich war noch ganz klein. —

Otto. Ist es denn wirklich wahr? Seid ihr dem Ottokar gegeben?

Kunegunde (beträgt). Ja!

Otto. Ja? — Nun, bei Gott! Je mehr ich's bedenke, desto ärger wird's! Ist das männlich gehandelt? Ich will nicht sagen: fürstlich; denn ein guter Mann, der kein Fürst ist, handelt immer edler, als ein Fürst, der kein Mann ist.

Kunegunde. Wovon redet ihr?

Otto. Mit Erlaubniß, gnädiges Fräulein: wann ist die Vermählung?

Kunegunde. Leider! bald.

Otto. Leider? Wie? ihr seid nicht zufrieden?

Kunegunde (sieht ihn lange bedenklich an). Edler, gutherziger Otto! wollt ihr der Vertraulichkeit eines armen Mädchens nicht spotten?

Otto. Gott soll meiner spotten!

Kunegunde. Ich muß irgend einem mitleidigen Freunde meinen Kummer sagen; denn, wiewohl meine Last nicht leichter wird, wenn ein Andern zusieht, wie schwer ich trage, so kann er doch durch freundliches Zureden meinen Muth stärken. Sagt mir, ist es nicht bedauerndswürdig, daß ich mein Vaterland verlassen muß, um mit einem Fremdlinge zu leben, der mich vielleicht als eine bloße Geißel betrachtet? Warum vergönt man nicht einem deutschen Mädchen, eines deutschen Mannes zu sein!

Otto. Holdes, himmlisches Geschöpf! Wehe Dem, der ein Menschenauge mit Kummerzähnen neht! — Ich bitt' euch, weinet nicht! — „Warum vergönt man nicht einem deutschen Mädchen, eines deutschen Mannes zu sein!“ Edell bei Gott im Himmel, sehr edel! — Ich wollte, die Männersehaar hätte diese Klage gehört! Sagt mir, wer unter ihnen hätte wohl bei sich denken dürfen: Wohl mir! ich bin's.

Kunegunde. Keiner; denn ich dacht' an keinen.

Otto. Ihr habt Recht. — Nun, hört mir zu! Ich will euch auch etwas anvertrauen. Habt ihr Geduld, mich anzuhören?

Kunegunde. Ich bitte euch darum.

Otto. Ihr wißt, ich war immer eures Vaters Freund.

Kunegunde. Ja, wahrlich, das war't ihr. Die Welt weiß es. Ihr habt ihm mit Lebensgefahr den Weg zum Throne gebahnt.

Otto. Das ist nichts. Ich war sein Freund, ehe man an den Thron dachte. Als er noch Herzog von Schwaben war, sprach er einst zu mir — es wird nun drei Jahre sein, daß er so zu mir sprach: — „Otto, ich hab' euch viel zu danken. Hätt' ich Länder zu vergeben, so solltet ihr sehen, daß ihr eure Freundschaft an keinen Undankbaren verschwenden habt.“ Da gab ich ihm diese Antwort: „Philipp! Herzogthümer und Königreiche bezahlen meine Freundschaft nicht; die ist nicht feil. Liebe fordert Liebe zum Lohne.“

Kunegunde. Das ist schön, Otto! das ist recht schön!

Otto. Hört mir, was euer Vater ferner sprach. „Nun, Otto! so will ich euch ein Stück von meinem Herzen geben. Meine Kunegunde wird ein gutes Weib; ihr seid Wittwer.“ — Hier gab er mir die Hand und sagte: „Bleibt mein Freund, und ihr könnt mein Sohn werden.“ — War das nicht auch schön?

Kunegunde. Mein Vater — —

Otto. Hat das gesprochen. Ja, es waren feierliche Worte! Sie entflammten meinen Muth zu Thaten und befeelten mich mit süßer Hoffnung.

Kunegunde. Und nun —

Otto. Nun seh' ich, daß es trügerische Irrlichter waren, die einen bei der Nase herumführen, und dann seiner spotten. — Euch will ich nicht fragen, was ihr davon denkt; denn Eine Pflicht müßte euer Mund beleidigen, entweder die Wahrheit oder die Kindesliebe. Aber, was euer Vater denkt, das möcht' ich wissen! — Blauer Ritter, du logst nicht; aber du warst doch ein Schurke! — Sagt mir, wär' es euch leid, wenn euer Vater Wort gehalten hätte?

Kunegunde. Nein.

Otto. Nein? O, der gute Gott segne das arglose Herz, aus dem dies Nein kam! — Nun, ich bin ein Mann, und will nicht wimmern vor Verdruß. Seht, es ist nun geschehen! Ich will glauben, euer Vater habe sich im Namen geirrt. Eure Schwester Beatrix ist auch eine gute Seele.

Kunegunde. Meine Schwester?

Otto. Seht, da kommt sie eben.

Beatrix. Die Vorigen.

Beatrix. Gott grüß euch, Herr Pfalzgraf! Willkommen! Ihr müßt mit einem in die Wette geritten sein; kaum könnt ihr Bayern gesehen haben.

Otto. Ich hielt mich gerade so lange in Bayern auf, als ich nöthig hatte, um zu bemerken, daß es eine gute Sache um den Ehestand ist. Ich war zu Wittelsbach, und da fand ich, daß meine Söhne eine Mutter brauchen. Ich selbst möcht' einmal wieder auf meinem eignen Herde Feuer brennen sehn. — Ihr könnt wohl meine Jungen nicht? Der eine ist so groß, der andre so. Ich versichre euch, es sind wackere Knaben.

Beatrix. Sie sind ihres Vaters Söhne.

Otto. Und wer ihre Mutter sein will, wird gewiß keinen Verdruß an ihnen erleben. Glaubt ihr das?

Beatrix. Das glaub' ich gern. Wenn ich Mutter wäre, wünschte ich mir keine bessern Kinder.

Otto. Aber einen bessern Mann zum Vater?

Beatrix. Einen bessern als ihr? Ihr seid ein edler Mann, des besten Weibes werth.

Otto. Gebt Acht, gnädiges Fräulein, daß man euch nicht beim Worte hält! — Nun will ich zu eurem Vater. Wenn euch die Ohren klingen, so denkt an mich. Gott behüt' euch! (Geht ab, lächelnd auf Beatrix blickend).

Kunegunde. Beatrix.

Beatrix. Was hat der Pfalzgraf vor? Seine Miene ist so bedeutend.

Kunegunde. Ich fürcht', ich fürcht', es kommen betrübte Dinge zwischen ihm und meinem Vater. Denkt, Schwester! vor drei Jahren hat unser Vater eine von uns beiden dem Pfalzgrafen zur Ehe versprochen.

Beatrix. Hat mein Vater das?

Kunegunde. Otto erzählte mir's. Ich kann's nun nicht sein; denn Ottokar hat erst heute in einem Briefe auf unsre Vermählung gedrungen.

Beatrix. Nun, Schwester? nun?

Kunegunde. Auch du' wirst des Pfalzgrafen nicht.

Beatrix. Warum? Wer wird denn meines Vaters Wort erfüllen?

Kunegunde. Der Herzog Otto von Braunschweig läßt um dich werben. Dies ist der Auftrag des Gesandten, den Artenberg zum Vater führte. Vielleicht wird in diesem Augenblicke deine Hand vergeben.

Beatrix. Träumte dir das, Schwesterchen?

Kunegunde. Unser Vater hat mir's gesagt. Er war dabei so fröhlich, als hätte er diese Botschaft sehnlichst erwartet.

Beatrix. Ich will dir glauben, wiewohl es einem kurzweiligen Einfall ähnlicher sieht, als der Wahrheit. Aber ist es nicht betrübt, daß man unsre Hand verschenkt, ohne daß wir wissen, wem?

Kunegunde. Ja wohl betrübt. —

Beatrix. Aber wird der Pfalzgraf unsern Vater so seines Wortes entlassen? Das glaub' ich nicht.

Kunegunde. Du wünschst, daß er sehr darauf beharre; nicht wahr? — Nun, gesteh's deiner Schwester.

Beatrix. Und wenn du unter den Männern, die du kennst, zu wählen hättest, auf wen siele deine Wahl?

Kunegunde. Auf ihn.

Beatrix. Ei, du bist wahrlich meine Schwester mit Leib und Seele. Doch, Liebe, ich gönne dir den offenen, biedern, edlen Mann, und wäre froh ob deinem Glück von ganzem Herzen.

Kunegunde. Ach, Schwester, laß uns nicht länger träumen! — Gemeine Ritterstöchter sind darin weit glücklicher, als wir. Sie dürfen wohl ihr Herz um Rath fragen; für uns ist dieser

Wunsch schon ein Vergehen. — Komm mit mir! Im Garten wollen wir unsern Herzen Luft machen.

Beatrice. O ja. Wir wollen uns so glücklich wähnen, so glücklich — (seufzend) als wir niemals sein werden.

Des Kaisers Gemach.

Philipp. Friedrich von Reuß. Artenberg.

Philipp. Und so geleite dich Gott auf deiner Reise! Wenn meine Tochter als Braut in deines Herzogs Hoflager anlangen wird, so soll sie dir ein werthes Geschenk mitbringen.

Friedrich v. Reuß. Ich dank' euch, gnädigster Kaiser.

Otto. Die Vorigen.

Otto. Gnädiger Herr, nehmt mir's nicht übel! meine Begierde, euch zu sehen, wartet nicht gern im Vorzimmer.

Philipp. Willkommen, Pfalzgraf! — (Zu Friedrich v. Reuß) Noch einmal: versichert den Herzog von Braunschweig meiner Freundschaft, und lebt wohl!

Friedrich v. Reuß. Gott erhalte eure Majestät! (Geht mit Artenberg ab.)

Philipp. Otto.

Otto. Haben sich denn alle Dinge in der Welt geändert? oder haben sich meine Sinne geändert? Hat der Braunschweiger Eure Majestät zu Gebatter gebeten? Wie heißt das: Versichert den Herzog von Braunschweig meiner Freundschaft! Ich bitt' euch, gnädiger Herr, sagt mir, ob ich taub bin.

Philipp. Ihr seid nicht taub, Pfalzgraf; ihr habt recht wohl gehört.

Otto. Also Friede zwischen euch und dem Braunschweiger?

Philipp. Fried' und Freundschaft.

Otto. Nun, Glück zu! Aber es wäre doch recht gut gewesen, wenn ihr mich das hättet wissen lassen; ich hätte Vieles erspart an Zurüstungen auf den neuen Feldzug.

Philipp. Wie kommt' ich das? Eben heute kam die erste Botschaft vom Braunschweiger. — Wie befindet sich euer Vetter Herzog und seine Gemahlin?

Otto. Ludwig empfiehlt sich in eure kaiserliche Huld und Gnade. Er ist ein junger thätiger Mann. In München hat er ein Krankenhaus gestiftet, worin arme gebrechliche Unterthanen verpflegt werden, und noch andere gute Dinge, die unserm ruhebedürftigen Vaterlande wohl bekommen werden.

Philipp. Das sind die guten Früchte des Friedens. Ich will nun auch darauf bedacht sein.

Otto. Auch ich, gnädiger Herr. Ich will meine Waffenstücke in Küchengeräth verwandeln. Seht! dieser Helm wird ein guter Topf werden. — Ja so: ich dachte nicht an die Löcher! Eins, zwei, drei, vier. — Nun, ward ja mein Kopf auch wieder gestiftet! — Meine Wirthschaft soll schon gut werden: denn Eure Majestät hat für das Beste gesorgt.

Philipp. Ich?

Otto. Ja, ihr! Wenn ich euch daran erinnern soll, so müßt ihr erlauben, daß Otto von Wittelsbach mit dem Herzog Philipp rede. Wollt ihr das?

Philipp. Ja.

Otto. Ihr bedürft meiner nicht mehr. Eure Würde ist fest, eure Feinde sind gesunken. Nun ruft mich eine andre Pflicht in mein Vaterland zu meinen Söhnen. Diese Knaben sind so gut wie ein Schuldschein, wodurch ich verbunden bin, der Welt zwei Männer zu liefern. Dieser Pflicht will ich in meinem Wittelsbach leben; aber nicht ohne eine Gefährtin. Denn seht, ich bin nun seit meinem achtzehnten Jahre an dies wandernde unstäte Leben gewöhnt; es muß Jemand sein, der mich fest hält. — Ihr habt mir eure Kneiginde zur Ehe versprochen. Gebt mir sie!

Philipp. Ist das euer Ernst?

Otto. Wahrlich! Eure Frage ist der erste Spaß, der mir in den Sinn kommt. Soll ich euren Schalksnarren rufen?

Philipp. Nun, Otto; ich kann euch meine Kneiginde nicht geben.

Otto. Warum nicht?

Philipp. Sie ist Ottokars Braut.

Otto. Ist das nun gut? Wo bleibt euer Wort? Erfüllt' ich die Bedingung nicht? blieb ich nicht euer Freund?

Philipp. Ja; aber alle Siege, die ihr mir erkämpftet, sind nicht so ersprießlich für das allgemeine Wohl, wie diese Verbindung meiner Tochter mit Ottokar. Ihr habt so oft euer Leben für mich gewagt, und wolltet nun der Ruhe Deutschlands und meinem Glück nicht dieses kleine Opfer bringen? Dem Otto von Wittelsbach sind Deutschlands Ruhe und Philipps Glück um keinen Preis zu theuer!

Otto. Ich bin kein verliebter Seufzer. Wiewohl es meinem Herzen wehe thut, so will ich doch davon schweigen; will es unter meine andern Wunden zählen, die Zeit und Arznei geheilt haben. Gut, es ist geschehen! Aber warum geschah es hinter mir? Wer mir dies Geheimthum mit einer guten Absicht zusammenreimt, den will ich für den Meister aller Schwarzkünstler halten. Die glatten

Worte hasse ich. Gute, redliche Gesinnungen brauchen keine Zierde: nur den schlechten Metallen sucht man durch Kunst den Glanz des Goldes zu geben; dieses kostbare Metall läßt man in seiner eignen Farbe. — Nichts mehr davon, ich bitt' euch; nichts mehr! Ich will es aus meinem Gedächtnisse zu löschen suchen.

Philipp. Mein Freund, mein wackerer Otto! belohnen kann ich euch nicht: aber dankbar will ich sein, gewiß, ich will es.

Otto. Wohlan! so verschiebt das nicht, was ich so sehnlich wünsche. Ich fordre nichts zum Lohn oder Dank, sondern ich bitt' euch darum, als um einen Beweis eurer Huld und Freundschaft.

Philipp. Was wünscht ihr?

Otto. Euer Schwiegersohn zu sein. Euer Versprechen rechtfertigt meinen Wunsch. Gebt mir eure jüngere Tochter!

Philipp. Wie?

Otto. Beatrix, eure jüngere Tochter, gebt mir!

Philipp. O, es ist zu spät, mein lieber Pfalzgraf! Die Hand der jüngeren ist für den Braunschweiger bestimmt, damit sie ihn an mich festhalte.

Otto. — Bei Gott, bei Gott, Philipp! ich möchte vor keinem Manne so dastehen, wie ihr jetzt dasteht vor mir, und könnt' ich die Würde eines Heiligen dadurch erlangen! O Redlichkeit, siehe hier deinen Lohn! — Philipp, denkt die letzten zehn Jahre zurück!

Philipp. Ihr war't mein Freund, und ich der eurige, wie ich es noch bin. Fordert Alles von mir, nur keine unmöglichen Dinge. — Artenberg kommt nicht!

Otto. Warum unmöglich? Ich bin ein Fürstensohn vom Stamme der Agilolfinger. Wo ist der Deutsche, der da sagen kann: mein Stamm ist edler! Noch einmal, denkt die letzten zehn Jahre zurück!

Philipp. Es ist zu spät; und wär' auch die Hand meiner jüngern noch frei, so könnte sie die eurige nicht werden, da ihr den Blutsverwandten Ottokars, meines Sohnes, ermordet habt.

Otto. Ah! wohl, wohl! Ich hätte mich von einem Schurken sollen ermorden lassen, weil dieser Schurke — euer Vetter ist! — Hinweg, Gelassenheit und Zwang! mein Herz und meine Zunge leiden keine Fesseln. Erkauft nicht schändlich mit euren Töchtern, was ihr mit dem Schwert erkämpfen sollt! Ich bitt' euch um eurer eignen Ehre willen, thut das nicht, und haltet Wort. Ich will euer Heer mit viertausend Bayern verstärken. Hört ihr? viertausend Bayern! Verachtet meine Worte nicht! Ich bitt' euch als Freund, handelt nicht so mit mir, und haltet euer Wort!

Philipp. Ihr fordert unmögliche Dinge.

Otto. Haltet euer Wort, und handelt nicht so mit mir! ich bin ein deutscher Mann!

Philipp. Genug davon!

Otto. Haltet euer Wort! ich bin ein Bayer von Wittelsbach, und rath' euch, nicht so mit mir zu handeln.

Philipp. Ihr geht zu weit! Das duld' ich nicht. — Wo bleibt der Artenberg!

Otto. Nicht dulden? — Wo ist Philipp von Schwaben, der mich tausendmal an seine Brust drückte, für den ich blutete, der mich seinen Schild und seinen Ketter nannte? Ich will ihn bei dem Kaiser als einen wortbrüchigen Mann verklagen; und steht der Kaiser ihm bei, so will ich beide vor der Rechtschaffenheit belangen; und sind ihre Seelen noch von Einer Seite reizbar, so will ich mit einem Wort, oder nur mit einem Blick, all' ihr Blut in ihre Wangen jagen!

Philipp. Besinnt euch, Pfalzgraf, und dann kommt zu mir!

Otto. Bleibt! Hier nehmt diesen Helm; ich mach' euch ein Geschenk damit.

Philipp. Was soll er mir?

Otto. Ihr könnt ja euer undankbares Herz damit verkappen, daß ihm die Heue einst nichts anhaben kann. Wollt ihr ihn nicht? Nun, ich seh' ihn wieder auf, und bitt' euch um eine Gefälligkeit. Führt mit allen euren Kräften einen Streich auf mein Haupt!

Philipp. Laßt diese Grillen, Pfalzgraf, und hört mich an!

Otto. O, ihr thätet mir gewiß nicht weh; denn dazu gehört der Arm eines Mannes! Euer Schwert würde an meinem Helm abgleiten — und doch, Philipp, doch habt ihr mein Herz zerspaltet!

Philipp. Hört mich an, hört euren Freund —

Otto. Wer von euch beiden will mein Freund sein? der Herzog Philipp, oder der Kaiser?

Philipp. Beide sind es. Wahrlich, sonst hättet ihr nicht so reden dürfen!

Otto. Nicht reden dürfen? Wolltet ihr meine Zunge lahm zaubern? Beim Himmel! so lang' ich denke, werd' ich reden, wie ich denke! Die Wahrheit erhebt vor dem kaiserlichen Ansehen nicht, und — auch ich nicht. Ihr werdet mir dies, als einem Bayern, zu Gute halten; es liegt schon in unsrer Natur. Unserer Denkart nach gehört die Zunge dem Herzen, und die Gewalt über beide dem Himmel.

Philipp. Pfalzgraf, mich dünkt, es wäre besser, wenn ihr einen Ersatz von mir annehmen wolltet.

Otto. Welchen Ersatz?

Philipp. Habt ihr nichts gehört von der Tochter des Herzogs in Polen? — Ihr müßt; denn der Ruf ihrer seltenen Schönheit und Tugend hat sich durch alle Länder verbreitet. Fürsten und Edle bewerben sich um ihre Hand.

Otto. Was soll das? Ich weiß es. Man hält sie für das Muster weiblicher Vollkommenheit. Ich habe schon oft gewünscht, das Wunder zu sehen.

Philipp. Nur zu sehen? Doch, der Wunsch, sie zu sehen, ist auch der Wunsch, sie zu besitzen. Wahrlich, es wäre recht schön, wenn Otto von Wittelsbach, der erste unter den deutschen Fürsten an Ruhm und That, auch diesen kostbaren Preis vor allen davon trüge — und das kann er.

Otto. Wollt ihr euer Narrenspiel mit mir haben? des Polenherzogs Tochter mir auch versprechen?

Philipp. Ich kann es wahrlich. Ihr wißt, daß ihr Vater gegen die ewigen Befehdungen seiner Nachbarn sich kaum im Besitze seines Landes zu halten vermag. Mein Beistand wär' ihm höchst erspriesslich; und wenn ihr sein Heer anführt, so wird es durch den Ruf eures Namens dem Feinde furchtbar und siegreich. Gefällt euch mein Vorschlag, so soll ein Brief von mir euch den freundschaftlichen Empfang an des Herzogs Hofe verschaffen. Ich will ihn bitten, daß er euch als mich selbst oder als meinen Sohn betrachten möge. Seht, Pfalzgraf, dahin winkt euch die Ehre, zu großen Dingen winkt sie euch! Oder ist das Unternehmen, Königsreiche zu stiften, für einen Agilolfinger zu groß? — Im Reich ist Ruhe — euch sei Dank, Freund Otto! — im Reich ist Ruhe. Wollt ihr eure kraftvollsten Jahre in Unthätigkeit verschlafen? Eines Mannes Ruhm war nie so groß, daß er nicht noch größer hätte werden können.

Otto. Alles, Philipp, wie schön es auch klingt, rechtfertigt nicht euer Betragen gegen mich. Es ist nicht gut, daß ihr eine unendliche Handlung auf Deutschlands Wohlfahrt gründet. Es ist — schändlich! Das noch, und nichts mehr. — Gebt mir einen Theil eures Heeres, damit ich nicht wie ein wandernder Ritter zu dem Polen komme.

Philipp. Einen Theil meines Heeres sollt ihr haben; doch müßt ihr voraus dahin, um euch von der Lage der Sachen im Lande Polen zu unterrichten.

Otto. Fertigt ihr den Brief, ich will meine Reise bestellen. — Wir wollen sehen, was das wird. Ich bitt' euch, vergeßt nicht in dem Briefe zu sagen, wer ich bin, und was für ein Mann ich bin! daß ich mit dem Fuchs in meiner Natur gar nichts gemein habe, und folglich zum Brellen nichts tauge. Auch das bitt' ich

euch, ihm zu melden, daß ich mich nicht ungerächt am Narrenseile leiten lasse, wär' es auch aus eines Kaisers Bart gedreht. — Kurz und gut, schreibt ihm: er ist ein Mann aus dem Fürstenstamme der Bayern! (Weht ab.)

Philipp. Artenberg.

Philipp. Dank sei der guten Geduld, daß sie mich in dieser Stunde nicht verlassen hat! Ein Wort hätte die Wuth des Unbesonnenen gereizt; ich keune sein stürmisches Gemüth. — (Artenberg kommt.) Wo bleibst du? warum hast du dich entfernt?

Artenberg. Gnädigster Herr, ich war bei der Wache im Vorzimmer.

Philipp. Und hörtest unser Gespräch?

Artenberg. Wenn's Verbrechen ist, so mag Eure Majestät es strafen. Ich suchte einen Jeden von der Thür zu entfernen; denn der Pfalzgraf sprach so laut, daß man hätte taub sein müssen, um nicht jedes Wort zu vernehmen.

Philipp. Er sprach laut und kühn.

Artenberg. Nach seiner bekannten Art.

Philipp. Und ich muß es zu meinem höchsten Verdruss bekennen, er sprach wie ein Mann, der tief in seiner Seele eine Unbill fühlt. Ich hätte es besser überlegen und die natürliche Billigkeit zu Rathe ziehn sollen; denn, wirklich, er hat eine bessere Behandlung verdient. Ich schäme mich vor mir selbst, daß mein Verfahren ihn zu solchen Reden verleitet hat. Auf mich fällt alle Schuld; keiner von denen, die mich mit unaufhörlichem Eifer zu diesem Schritte bewegen, theilt mit mir die Vorwürfe oder die Reue. Freilich brachten sie Gründe vor, die an sich wichtig und überzeugend sind. Der Kaiser hat für des Reiches Wohl gesorgt, aber der Freund —

Artenberg. Des Kaisers erster Herzensfreund ist das Vaterland.

Philipp. Und verdient der nicht Dank, der diesen Freund vom Untergang erhielt?

Artenberg. Könnte man nicht sagen, der Pfalzgraf mache sich des Dankes verlustig, weil er das für sich fordert, was allein im Stande war, dem Reiche die Ruhe zu geben? — Habt ihr ihn die Ernennung des Grafen Wenzel nicht vorgedrückt?

Philipp. Ich hab', und schäme mich deß. Wenzel hat ihn wie ein Mordelmsörder angefallen, das wissen wir.

Artenberg. Ich bitte Eure Majestät, keiner Bedenklichkeit über diese Sache Statt zu geben. Es ist Alles gut, wie es ist. Glaubt ihr wohl, gnädigster Herr, daß der Pfalzgraf einen so vor-

theilhaften Frieden hätte erkämpfen können? Nein, nimmermehr! Es ist wahr, euer Heer war siegreich unter ihm; er demüthigte eure Feinde: aber Deutschland blutete dabei an tiefen Wunden. Eure Kräfte wurden durch die theuren Siege erschöpft. Rom nährte diese verderbliche Zwietracht im Reich; und ihr wißt, daß dieses vielsköpfige Ungeheuer nie grausamer und unersättlicher ist, als wenn es im heiligen Schutze raset. Ich seh' es als ein Zeichen der besondern Huld des Himmels für Eure Majestät an, daß sich die Ereignisse so fügten. Ein längerer Krieg wäre für euch und für Alle verderblich gewesen, nur der Pfalzgraf allein hätte seinen Ruhm mit dem Blut eurer Unterthanen in die Zukunft geschrieben. Es kränkt seine Ehrfucht, daß man ihr im besten Schwung Einhalt that. — Gnädigster Herr, mein Eifer für das Wohl und die Sicherheit Eurer Majestät führt mich vielleicht über die Schranken der Ehrerbietung. Aber selbst euer Zorn ist mir nicht so fürchterlich wie die Gefahr, die euch droht.

Philipp. Wo ist Gefahr?

Artenberg. Glaubt ihr denn, daß Otto diese Behandlung, welche er für den höchsten Schimpf hält, so geduldig ertragen wird? Ihr kennt sein stolzes Gemüth; und beleidigter Stolz fordert Rache. Er sucht sich Macht und einen Anhang; und dann: Erinnert euch seiner letzten Worte: Ich bin nicht der Mann, der sich ungerächt am Narrenseile leiten läßt, war' es auch aus eines Kaisers Bart gedreht!

Philipp. Sollten diese Worte den Sinn haben, den du ihnen gibst?

Artenberg. Welchen sonst? — Er sprach so vertraulich mit dem Gesandten des Braunschweigers, und eben jetzt ging er wieder zu ihm. Wäre das ohne Absicht, gnädigster Herr? — Ich zitterte vor der Thür, als Eure Majestät ihm versprach —

Philipp. Artenberg, deine Furcht ist nicht ohne Grund. Er sprach diese Worte mit einem Tone, mit einer Geberde, die innern Zorn und Rachsucht verriethen. Es können schlimme Dinge für mich und das Reich daraus entstehen. Ja, ja; ich sehe das wohl ein. Aber was ist zu thun? Er erwartet den Brief, den ich ihm versprach, an den Herzog von Polen. Da ist nicht mehr zu helfen.

Artenberg. Ein Mittel wäre übrig: eben dieser Brief.

Philipp. Was meinst du mit dem Briefe?

Artenberg. Man müßte ihn so einrichten, daß nichts zu befahren stünde.

Philipp. Wie?

Artenberg. Ersucht den Herzog in Polen, daß er den Pfalzgrafen recht wohl empfangt; lobt ihm seine Tapferkeit.

Philipp. Nun?

Artenberg. Warnt ihn zugleich, daß er ihm keine eigne Macht anvertraue, viel weniger aber die Hand seiner Tochter, bevor er eine geraume Zeit hindurch seine Gemüthsart geprüft habe.

Philipp. Und dann ersucht man ihn, den Pfalzgrafen mit einem andern Vorwande zu trösten. Geh', Artenberg, geh'! fertige den Brief nach diesem Inhalt. Geschwind, damit er gleich abreise.

(Artenberg ab.)

Mein Herz wirft mir dies Verfahren als unbillig vor; aber die Klugheit heißt es gut. Wer hat je einen Menschen getadelt, der einen mühsam erworbenen Schatz mit weiser Vorsicht bewahrte? Otto fühlt sich beleidigt, und es ist gefährlich, in beleidigte Freundschaft Vertrauen zu setzen. Auch überschattet die Größe des Mannes mein Ansehn zu sehr. Ich muß ihn entfernen. Seine Gegenwart ist mir beschwerlich, weil ein jeder Blick von ihm mir zu sagen scheint: du bist mein Schuldner!

D r i t t e r A u f z u g .

Im Schlosse des Friedrich von Neuß.

Der Hausmeister. Ein Reisender.

Hausmeister. Aber kümmert euch deshalb nicht; wenn schon der Ritter nicht hier ist, so könnt ihr doch eure Herberge bei uns nehmen. An Essen und Trinken und Pflege für eure Pferde soll's nicht fehlen. Nach eurem Gefallen könnt ihr bleiben und abreisen; nichts soll euch hindern; nicht einmal unsere Neugierde. Es ist uns genug, zu wissen, daß ihr nichts Arges im Schilde führt und blos als ein Reisender bei uns eingekehrt seid.

Reisender. Sonst nichts. Morgen früh, will's Gott, zieh' ich weiter.

Hausmeister. Wir erwarten unsern Herrn stündlich. Wenn er nicht bald kommt, so findet er vielleicht ein Paar Augen zuzudrücken, die ihm werther sind als seine eigenen. Unsere Hausfrau liegt gefährlich krank. Vor vier Tagen hab' ich einen Boten in des Kaisers Otto Hoflager gesandt. Der Ritter Friedrich war eben von Nachen zurück gekommen, wo er bei dem Philipp von Schwaben ein Gewerbe bestellt hatte. Man sagt, es beträff' einen Frieden.

Reisender. Meint ihr?

Hausmeister. Gott gebe seinen Segen dazu! Wir haben der Kriegsplagen satt und genug. Das Reich hat viel gelitten bei diesem Streit um die Kaiserwürde. Wenn der Bär und der Wolf um ein Schaf zanken — wer fährt dann am übelsten? Das Schaf. Wenn die Sonne und der Mond im Streit sind, so wird unsere Erde verfinstert und mit dem giftigen Aushauch ihres Jorns beträufelt, wovon manchmal ein großes Sterben unter das Vieh kommt. Ich möchte wohl wissen, welcher von beiden weichen wird, Otto oder Philipp? Denn Einer muß doch weichen, wenn Ruhe werden soll.

(Man hört außerhalb schreien: Willkommen, willkommen! Der Hausmeister ruft auch: Willkommen! und eilt hinaus. Gleich darauf kommt Friedrich von Neuß.)

Friedrich von Neuß. Die Vorigen.

Hausmeister. Seid tausendmal willkommen, lieber Herr! Seht, dieser Fremde lehrte bei uns ein auf seiner Reise.

Reisender. (gibt dem Ritter Friedrich die Hand). Grüß' euch Gott! Ich heiße Hans Wallrich, Herold, und bring' euch einen Gruß von eurem Sohn aus Palästina.

Friedrich von Neuß. Mein Görgel! Endlich nach langem Sehnen ein Wort von ihm! Ist er gesund? Ist er brav?

Reisender. Er ist ein Mann vom besten Schlage, bieder und tapfer. Ihr werdet ihn bald wiedersehn. Er bringt eurem Namen viel Ehre mit.

Friedrich von Neuß. Gott segne ihn für die Freude, die er seinem alten Vater macht! Ihr habt mir ein gutes Heilkrant mitgebracht für mein krankes Weib; diese Nachricht von unserm Sohne wird ihr wohlthun. — Geh', frag' ihre Magd, ob sie noch schläft. — (Hausmeister ab.) Ich dank' euch herzlich dafür! Wenn der liebe Gott eine sonderbare Freude machen will, dem gibt er einen rechtschaffenen Sohn.

Reisender. Den habt ihr. Nehmt ihm den Ruhm seines Vaters und seines Großvaters, so wird er doch groß und edel sein durch sich selbst.

Friedrich von Neuß. Der Himmel beschütze ihn! (Der Hausmeister kommt.) Schläft sie noch?

Hausmeister. Ja. Die Wärterin hält es nicht für gut, daß man sie aufweckt; seit vielen Tagen genöthigt sie keiner solchen Ruhe.

Friedrich von Neuß. Geh', hol' mir die Kräuter, die ich im Lenz gesammelt hab'. Sie hangen in einem Büschel vor dem

Fenster an der Ostseite des Thurms. Ich will einen köstlichen Trank zubereiten, der die Adern auspült und mit frischem Leben füllt. Geh', hol' mir diese Kräuter!

Hausmeister. Herr, ich kenne die Wunderkraft eurer Arznei; aber die Krankheit unserer Hausfrau kommt aus dem Gemüth. Da wird kein Salbei und Lavendel und Tausendblatt und kein Kräutchen fruchten.

Friedrich von Neuß. Woher weißt du das?

Hausmeister. Seit vielen Wochen ging sie immer traurig umher, seufzte nach euch und nach ihrem Sohne; sie sprach von nichts als von schrecklichen Dingen, die da kommen sollen. Das fürchterliche Erdbeben im vergangenen Herbst, und was sich zu Augsburg zutrug — (Eine Glocke läutet.)

Friedrich von Neuß. Sieh, was da ist! der Thurmwächter läutet. (Hausmeister ab.) Es ist wahr, der Himmel verkündet große Veränderungen durch solche seltsame Naturerscheinungen. Unserm Deutschlande muß etwas Großes bevorstehen.

Hausmeister. (kommt zurück). Fünf oder sechs Reiter kommen über die Haide dem Schlosse zu.

Friedrich von Neuß. Geh'! frag', wer sie sind! und wenn du ihre Namen kennst, so laß sie ein. — Manchmal lag ich so an meinem Kammerfenster und sah über die Haide; und wenn ich dann einen Ritter herankommen sah, so dacht' ich immer bei mir: wär's nur mein Görgel, oder käme mir wenigstens ein Gruß von ihm! Seit zwei Jahren hör' ich nun den ersten von euch. Ritter Hans Wallrich, noch einmal dank' ich euch dafür; ihr habt Freude und Genesung in mein Haus gebracht.

Reisender. Hab' Ritterpflicht gethan, sonst nichts.

Otto. Die Vorigen.

(Das Gefolge aus dem Schlosse geht hinter Otto, und bleibt außerhalb der Thür stehen.)

Otto. Guten Tag, Ritter Friz! Wollt ihr einem armen Pilgrim Herberg' geben?

Friedrich von Neuß. Ha, bei meinem Leben! Kaum glaub' ich, was ich sehe. Herr Pfalzgraf, wußtet ihr die Hülte eures alten Freundes noch zu finden?

Otto. Ich bin ein Streichvogel, alter Freund: bald da, bald dort. Ich reite spornstreichs durch mein Leben und finde keine bleibende Stelle, bis der Tod mich aus dem Sattel hebt.

Friedrich von Neuß. Was wollt ihr, Leute? Geht und bewirthet die Diener dieses edlen Gastes, so gut es in euren und

meinen Kräften steht. Ich will nur nach meinem kranken Weibe sehen und dann bei einem Willkommentrunk mich eurer Gegenwart freuen. Herr Pfalzgraf! Ich lasse euch bei dem Herold Hans Wallrich, der mir einen Gruß von meinem Sohn aus Palästina brachte. (Weht ab.)

Otto. Ritter, kommt ihr gerade aus Palästina?

Ritter. Jetzt komm' ich aus dem Polenlande, wo ich vor zwei Monaten anlangte.

Otto. Wie steht es um den Herzog in Polen?

Ritter. Sehr schlimm, Herr Pfalzgraf! Der Däne Kanut und der Schwede Knut sehen ihm wechselseitig den Dold an die Kehle. Beide freiten um seine Tochter, und ein jeder bediente sich seiner ganzen Macht und seiner ganzen Klugheit, um seinen Nebenbuhler zu verdrängen; so geschah es, daß durch gleiche Mittel gleiche Zwecke erlangt wurden; einer brachte den andern um die Hand der schönen Herzogstochter. Nun zerren die Buhler an dem Vater, der ohne fremde Hülfe verloren ist.

Otto. Fremde Hülfe wär' ihm also gut? Habt ihr seine Tochter je gesehen? Ist sie so schön wie ihr Ruhm?

Ritter. O, Herr Pfalzgraf, da findet keine Vergleichung Statt. Wenn man sie sieht, so hält man Das, was der Ruf von ihrer Schönheit spricht, für Verleumdung. Und wie sich die gute Seele abhärmt über die betrübten Umstände ihres Vaters! Allen ihren Schmuck gab sie zum Unterhalte seines Heeres; sie diente ihm als eine Magd, und folgte ihm überall nach. Wohl dem Manne, der mächtig genug ist, den Vater zu retten! Dem hat sie Hand und Herz bestimmt.

Otto. Ha, daß freu' ich mich! — Wer führt das Heer des Herzogs an?

Ritter. Er selbst. An Muth und Erfahrung mangelt's ihm nicht; aber das Glück flieht ihn. Auch ist sein Heer gegen zwei Könige zu klein.

Friedrich von Neuß. Die Vorigen.

(Ein Bube bringt silberne Becher und einen großen irdenen Krug mit Wein.)

Friedrich von Neuß. Schenk' ein, Bube! (Nimmt einen Becher.) Willkommen in meinem Hause, Herr Pfalzgraf Otto von Wittelsbach! (trinkt) und ihr, Ritter, willkommen! (trinkt.)

Otto. Wohl und Segen euch und den Eurigen! (trinkt.)

Ritter. Und eurer Hausfrau Genesung! (trinkt.)

(Der Bube schenkt die Becher voll, stellt den Krug hin und geht ab.)

Otto. Nicht wahr, Ritter Fritz, ich hab' euch zu Nachen erzählt, was da vorgefallen ist zwischen dem Kaiser Philipp und mir?

Friedrich von Neuß. Daß er nicht Wort hielt und hinter eurem Rücken handelte?

Otto. Ihr habt Recht; so heißt sein Befragen eigentlich: denn sein Ersatz kann ihn befreien von der Pflicht, Wort zu halten; aber wir wollen das Ding ausputzen sowohl für uns als für unsere Nachkommen und wollen sagen, es sei für die Wohlfahrt des Reiches geschehen, daß man mich belog und betrog. So klingt's beinahe wie gute Münze, und Jedermann wird's dafür annehmen, weil des Kaisers Gepräge darauf steht. — Nun, es mag gelten! Dieser Ritter ist schuld, daß ich ganz wohl damit zufrieden bin. Vielleicht gelingt es mir, den Polenherzog wieder zu erheben und die Huld seiner schönen Tochter zu erobern.

Ritter. Glück zu, Herr Pfalzgraf! Das Unternehmen ist für euch; denn es ist groß und herrlich, wie ihr.

Friedrich von Neuß. Seid ihr nicht des Kaisers Eidam, so könnt ihr wohl eines Königs Vater werden. Wie heißt das schöne Fräulein?

Ritter. Helika.

Friedrich von Neuß (nimmt einen Becher). Helika soll glücklich leben und dem Herrn Pfalzgrafen viel Wonnie geben! (trinkt.)

Otto. Ei, du alter Sänger! Deine Zunge möge noch lange solche muntere Reime trillern! (trinkt.)

Ritter. Und sie werden wahr! (trinkt.)

Otto. Der Kaiser hat mir einen Brief gegeben, der mir eine freundliche Aufnahme von dem Polenherzoge zuwege bringen soll, und find' ich es für gut und nöthig, so muß mir ein Theil dieser Kriegsvölker nach Polen folgen.

Friedrich von Neuß. Ohne des Kaisers Zuthun würdet ihr doch wohl fahren. Verlaßt euch nicht auf seine Empfehlung! Wer mir einmal falsch gesungen hat, dem geb' ich keine Erbsen für ein zweites Lied. Vielleicht hat der Kaiser diesen falschen Ton nicht von sich selbst; aber es ist ein Bube an seinem Hof, der ihn so stimmt.

Otto. Nein, Philipp von Schwaben ist nicht unedel! Oder kann der Stand unsern Sinn ändern? — O, da wär's ein schwankendes, armeliges Ding um unsere Tugend, wenn sie vom Flitter abhinge! Ich weiß, daß eine Krone die Denkart nicht veredelt; aber warum soll sie sie herabwürdigen? (nimmt einen Becher.) Auf Kaiser Philipps Wohl! (trinkt.)

Ritter. Es gilt, Herr Pfalzgraf! (trinkt.)

Friedrich v. Neuß. Ludwig, der Bayern Herzog, lebe!
(trinkt)

Otto. Das ist nicht recht, Ritter Fritz! Ihr hättet sollen Bescheid thun auf meine Gesundheit. Was habt ihr gegen den Kaiser?

Friedrich v. Neuß. Als ich ihn vom Herzog zu Braunschweig nach Nachen Botschaft brachte, empfing er mich mit Uebermuth und sprach unwürdig von dem edlen Braunschweiger, da ihm doch dieser weder an Stämmadel, noch an hohem Muth weicht. Das hätte Otto nicht gethan, wenn ich vom Philipp von Schwaben gekommen wäre. Ein deutscher Ritter läßt sich auch von einem Kaiser nicht verächtlich anblicken; denn er ist Kaiser, weil wir wollen, daß er unser Kaiser sein soll. — Seht, Herr Pfalzgraf, das vergeß' ich ihm nicht, bis ich eine schöne That von ihm höre; oder wenn sein Brief euch zu euerem Wohlergehen in Polen etwas frommt, so will ich ihm das als eine schöne That anrechnen.

Wolf. Die Vorigen.

Otto. Was willst du, mein Wolf? willst mich zur Abreise mahnen?

Wolf. Gnädiger Herr, an dem großen Briefe, den ihr mir zu Nachen gabt und den ich unter meinem Koller wohl verwahrt an meinem Busen trug, ist das Siegel weggeschmolzen. Ich bin nicht schuld, sondern die Wärme. Bin ich wohl härter als Wachs; und doch ist auf diesem Ritte viel von meinen alten Knochen losgeweicht.

Otto. Gib her den Brief. Er ist offen.

Wolf. Oder auch zu, wenn ihn Niemand öffnet. Ich hab' schon viele Briefe in Händen gehabt, und das Siegel hat mich nie verhindert, einen zu lesen.

Friedrich v. Neuß. Warum nicht?

Wolf. Ich kann nicht lesen.

Otto. Ich und mein Wolf sind ein Paar gelehrte Leute. Mein Vater ließ einst einen Mönch nach Wittelsbach holen, der mich im Lesen und Schreiben unterrichten sollte. Ich war im Lesen schon ziemlich weit, als mir der Mönch eine Schrift brachte, die so anfing: Das Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams ist der einzige wahre Schlüssel zur Himmelspforte. Von der Stund' an las ich kein Wort mehr.

Friedrich v. Neuß. Ha, ha! pfeift dem jungen Löwen vor, so lang' ihr wollt; er wird doch brüllen.

Otto. Da sagte mein Vater: Laßt den Jungen gehn! Sein Ahnherr Otto, der unserm Bayernlande seine alte Würde wieder-

gab, konnte auch nicht schreiben. — (Er faltet den Brief auf.) Ritter Fritz, lest mir diesen Brief, weil ihr doch an des Kaisers Wohlmeinen zweifelt.

Hausmeister. Die Vorigen.

Hausmeister. Herr Ritter! Ein Bote von Bamberg bringt die Nachricht, daß der Kaiser Philipp vorgestern mit seinem ganzen Hoflager allda angelangt ist. Er hat Ritterspiele angestellt, und heute wird schon das erste gehalten.

Ritter. Nun, so muß ich eilends fort. Ich kann bei dieser Gelegenheit mein Heroldenamt wieder antreten. Gebabt euch wohl, Ritter Friedrich!

Friedrich v. Neuß. Gott befehlen! noch einmal Dank!

Ritter. Viel Glück auf die Reise nach Polen, Herr Pfalzgraf!

Otto. Dank! lebt wohl! (Walter geht ab.) Ich komme doch gerades Weges von Nachen, und bei meiner Abreise wußte kein Mensch, daß der Kaiser nach Bamberg gehen wollte.

Friedrich v. Neuß. Das ist eine plötzliche Laune, Herr Pfalzgraf. Oder vielleicht will er seine Töchter näher bringen —

Otto. Nun, lest diesen Brief, Ritter Fritz!

(Hausmeister und Wolf gehen ab.)

Friedrich v. Neuß (liest). „Philipp, von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, entbietet dem Herzog von Polen seinen Gruß zuvor. Demnächst soll er ihm ohnverhalten, wie der bayerische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach die kaiserliche Majestät gehorsamlich gebeten um ein Empfehlungsschreiben an den Herzog im Lande zu Polen. —

Otto. Was? gebeten? Steht's so da? Der Kaiser las nicht so, Ich bitt' euch, gebt genau Acht auf jedes Wörtchen!

Friedrich v. Neuß. Herr Pfalzgraf, wenn vielleicht noch mehr folgen sollte, was der Kaiser euch nicht las, so müßt ihr mir auf mein ritterliches Wort glauben, daß Alles so dasteht, wie ich's lese.

Otto. Wohl. Fahrt fort!

Friedrich v. Neuß. „Dieweil nun ermeldter bayerischer Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ein tapferer Kriegermann ist und sich in allen Feldschlachten und Belagerungen gar mann- und rühmlich gehalten, so ersucht kaiserliche Majestät den Herzog von Polen, ihn freundlich zu empfangen und seine Tapferkeit und Kriegserfahrung gegen die Feinde nach Wohlgefallen zu gebrauchen.

Otto. Der Kaiser las andere Worte.

Friedrich v. Neuß. So steht's da.

Otto. Weiter!

Friedrich v. Neuß. „Zugleich aber wird der Herzog in Polen insgeheim verwarnt, dem Pfalzgrafen keine eigne Macht anzuvertrauen, viel weniger die Hand seiner weltberühmten schönen Tochter —

Otto. Ha, ha, ha! Weiter!

Friedrich v. Neuß. Himmel! was ist das?

Otto. Lies weiter!

Friedrich v. Neuß. „Schönen Tochter — als wonach des Pfalzgrafen Bestreben zielt — weil er ein allzu stolzes — und zu Aufruhr und Zwietracht geneigtes Gemüth hat.

Otto. Hat! Weiter, weiter!

Friedrich v. Neuß. „Doch wär' es rathsam, daß der Herzog durch einen wahren oder erdachten Verwand den Pfalzgrafen nicht gänzlich abweise, sondern auf eine geraume Zeit vertröste, auch von dem Inhalt dieses Briefes nichts entdecke, so werth ihm unsere kaiserliche Freundschaft ist. Gegeben in unserm Hoflager zu Nachen.

Otto. Philipp sei das Jubelgeschrei der Hölle, wenn ein Undankbarer verdamnt wird! Gib mir den Brief! Ach, könnt' ich nur diese Worte mit Feuer in das Blaue des Himmels schreiben, daß alle Völker ihn läsen, und ewiger Fluch des Menschengeschlechtes das Andenken des Undankbaren brandmarkte! — Ich will ihn unter meinem Panzer verwahren; mein Herz soll sein Gift einsaugen und Rache kochen. — So!

Friedrich v. Neuß. Eure Wuth ist gerecht, schändlicher ward noch kein Mann behandelt. Und ihr! ein solcher Mann, ein solcher Fürst! Bei Gott! das fordert Rache.

Otto. Rache? O! jeder Tropfen von meinem Blute könnte einen Menschen mit Rachsucht durchglühen; aber wenn wir denn alle Tausend über ihm raseten — was könnten wir mehr, als ihn tödten? Für den rechtschaffenen Mann gibt es weit schlimmere Dinge in dieser Welt, als den Tod! aber für den Bösewicht ist der Tod das schlimmste. Und was ist das?

Friedrich v. Neuß. Es gibt andere Mittel, euch zu rächen. O, kenntet ihr den Herzog von Braunschweig!

Otto. Nicht wahr, der wäre nicht so mit mir verfahren?

Friedrich v. Neuß. Bei meiner Ehre, nein, er wäre nicht! Ich muß euch gestehen, Herr Pfalzgraf, daß ich mich sehr wunderte über die Geburt, mit der ihr die erste verächtliche Begegnung vom Philipp ertrugt; denn, daß er euch eine seiner Töchter versprach und beide vermählte, ohne euch ein Wort zu sagen; daß er ohne euer Vorwissen Frieden machte mit Feinden, die ihr allein zum Frieden gedemüthigt hattet: das ist doch wahrlich eine verächtliche

Begegnung. Was wäre Philipp ohne euch? Habt ihr nicht die Freundschaft eures Veters und die Stärke der Bayern auf seine Seite gebracht? habt ihr nicht für ihn gekämpft und geküßt? Euer Lohn war Ruhm; und seht! diesen mißgönnt er euch.

Otto. Ha! nun seh' ich den Mann in seiner wahren Gestalt; dieser Streich brachte ihn in's Licht. O, Reidscher, Zweizüngiger, Undankbarer! — Als ich ihm in Nachen sein hämisches Betragen vorhielt, da hättet ihr sehen sollen, wie er sich zu verstellen wußte. Es schien, als thät' es ihm in der Seele wehe, daß er mein Glück dem Heil des Reiches aufopfern müßte — — Himmel und Erde! wenn ich d'r an denke, daß mein argloses, gutwilliges Gemüth so gemißhandelt wird! Ich hab' meine eigne Natur bekämpft, hab' meinen Stolz und meine Hitze gebeugt, um Das zu erdulden, was ich ohne Falch und Fährde und aus guter Absicht geschehen zu sein glaubte. Nun aber hast du selbst den Schaspelz abgeschüttelt, du wolfsartiges Ungeheuer, da du deine Klauen in mein Herz, in meine Ehre schlugst!

Friedrich v. Neuß. Herr Pfalzgraf, bringt dies beleidigte Herz dem edlen Otto von Braunschweig; bringt ihm Das, was ihr dem Philipp brachtet: bei meiner Ehre! ihr werdet ihm willkommen sein, als Philipps Tochter. Noch ist die Vermählung nicht vollzogen.

Otto. Still, Ritter, still! Auch du, alter Freund, erkennst den Bayern Otto. Soll meine Rache die schlafende Zwietracht wieder aufwecken und das Reich mit neuen Drangsalen heimsuchen? Gott weiß, wenn ich Blut vergießen half, so dacht' ich nicht an mich, nicht an meinen Ruhm, sondern an die gute Sache. Das Reich hat mich nicht beleidigt, sondern Philipp. Nein, ich will die höllischen Lügen nicht zur Wahrheit machen. Ich brauche keine fremde Hülfe zu meiner Rache, bin mir selbst genug. — Freund, habt ihr eine Turnierrüstung, die mir gerecht ist, gebt mir sie.

Friedrich v. Neuß. Was wollt ihr?

Otto. Nach Bamberg will ich und da die abscheuliche Unbild von meinem Herzen auf die Seele des Undankbaren wälzen. Ich bitt' euch, gebt mir eine Rüstung, damit man mich nicht gleich erkenne; und gebt mir ein andres Kleid für meinen Stallmeister!

Friedrich v. Neuß. In meiner Rüstkammer könnt ihr wählen. Ich möcht' euch gern begleiten; mein alter Kopf wär' euch vielleicht nicht unnütz; aber mein krankes Weib —

Otto. Pflügt ihrer und eures alten Kopfses, so gut ihr könnt. Gott erhalt' euch beide!

Friedrich v. Neuß. Herr Pfalzgraf! nur keine allzu rasche That, die eher euch, als Andern, verderblich werden könnte!

Otto. Seid unbesorgt! Was da werden soll, wird Gott schon fügen. Ich gehe nach Bamberg, um eine Lanze zu brechen im Turnier und um den Philipp zur Rede zu stellen. Vielleicht ist er sogar unschuldig; denn es kann wohl sein, daß irgend ein heimtückischer Schurke den Brief untergeschoben hat. Wie weit sind wir von Bamberg?

Friedrich v. Reuß. Vier Meilen.

Otto. Gut; es ist noch früh. Daß ich meinen Brief bei dem Umkleiden nicht vergesse! (nimmt ihn hervor.) O, wie's in mir siedet! Tod und Verdammung! Wird mir so gelohnt für Blut und Freundschaft? Ich zum Aufruhr geneigt mit diesem offenen Bayerherzen? Ich biete den Himmel auf, mich eines unedlen Gedankens zu überführen; und wär' ich schuldig, so wollt' ich selbst vor der ganzen Welt mich für einen Bastard ausgeben, der nicht aus den Lenden Wuitpolds entsproß, sondern aus einer üppigen Umarmung meiner Mutter mit irgend einem un deutschen Gaukelspieler in's Geschlecht der Wittelsbacher gesündigt ward. — Kommt, gebt mir eine Klüftung!

(Zu Bamberg in der alten Burg.)

Der Kaiser (kommt mit Gefolge und der Leibwache und setzt sich auf einen Lehnstuhl.) **Artenberg** (und andre **Große des Hofes** stehen neben ihm.)

Truchseß von Waldburg (tritt vor den Kaiser.)

Waldburg. Die Botschaft des Königs in Böhmen erwartet von Eurer Majestät Bescheid.

Philipp. Führt sie vor! (Der Truchseß öffnet die Pforte und führt zwei Gesandte vor den Kaiser.) Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn ich den König Ottokar, euren Gebieter, an meinem Hofe hätte bewirthen können; da ihm aber die häufigen Angelegenheiten seines Landes keine Entfernung gestatten, so will ich mich auf eine andre Zeit der Freude gewärtigen, ihn als einen theuren Schwiegersohn umarmen zu können. Meine Tochter Kunegunde ist bereit, mit euch abzureisen; doch müßt ihr euch diese drei Tage, die ich ehrenbaren Ergänzungen und ritterlichen Spielen gewidmet habe, an meinem Hofe gedulden. Was den andern Punkt eures Auftrages betrifft, so geht mir der Schmerz des Königs Ottokar über die Ermordung seines Vetter, des Grafen Wenzel, sehr nahe; doch bin ich außer Stande, die verlangte Genugthuung von dem Thäter zu erhalten; denn die Herzogin von Bayern selbst, die eurem Gebieter eben so nahe verwandt ist, bezeugte mir in einem Briefe, daß der Graf Wenzel mit seinen Leuten in einer Verfassung den Pfalzgrafen auf der Heerstraße angefallen habe. Die Leute des Ermordeten bestätigen dieses. Ich will schon noch umständlicher hier-

von mit euch reden; der König Ottokar wird sich über mein Verfahren keineswegs beklagen können. Nun sei euch erlanbt, die Braut eures Gebieters zu besuchen. Truchseß Waldburg, führe sie zu meiner Tochter Kunegunde! (Sie gehen ab.)

Heinrich von Andechs und Eckbert. Die Vorigen.

Heinrich von Andechs. Gnädigster Kaiser, wir wünschen euch Glück und Segen in diesem Lande!

Eckbert. Auch unser Vetter Herzog wünscht euch viel Glück zu eurer Ankunft.

Philipp. Ich danke ihm und euch. Seid mir willkommen, Grafen von Wittelsbach!

Heinrich von Andechs. Wir bringen Eurer kaiserlichen Majestät unsern besten Dank für die Gnade, daß ihr meinen Bruder Eckbert in dem hiesigen Bisthum und mich in den Grafschaften Kärnthen und Istrien habt bestätigen wollen. Zwar hätten wir schon vor einem halben Jahre, gleich nach dem Empfang eurer Guld, diese Pflicht der Erkenntlichkeit erfüllen sollen; allein mein Bruder ward durch Unpäßlichkeit und ich durch die immerwährenden Feinden in unserm Bayerlande daran verhindert.

Philipp. Euer Bruder, der Pfalzgraf, hat schon in eurem Namen gedankt. Nehmt euch in Acht, daß ihr künftig keinen Verdacht mehr erweckt durch einen vertraulichen Umgang mit Feinden des Reiches; ihr habt nun erfahren, wie schädlich es werden kann.

Eckbert. Eure Majestät hat unsre Unschuld erkannt.

Philipp. Ja, das hab' ich; aber ich sage nur, daß es gut ist, wenn man sich so beträgt, daß man auch seinen Feinden keine Ursache zu einigem Zweifel oder Verdacht gibt. — (Zu Heinrich.) Nun, Graf, ich hoffe, ihr werdet bei unserm Turnier eine Lanze nicht schonen. (Sieht auf.) Wenn die Richter in den Schranken sind, so soll man das Zeichen geben; ich werde bald erscheinen. — Artenberg, bleib' du! (Alle gehen ab, außer Philipp und Artenberg.)

Philipp und Artenberg.

Philipp. Meinst du, die Grafen von Wittelsbach wären so blos des Dankes wegen, ohne alle andre Absicht gekommen?

Artenberg. Sonst wüßt' ich keine. Zudem ruft den Eckbert seine Pflicht hierher.

Philipp. Gut, wenn es so ist. — Ich gesteh' es, nie war ich unruhiger, als jetzt, und verdrießlich bin ich, daß sich nichts so fügt, wie ich wünschte. Warum kommt Ottokar nicht selbst, mir für die

königliche Würde zu danken? Und der Braunschweiger läßt gar nichts mehr von sich hören. Ich verlegte mein Hofsager hierher, um ihnen näher zu sein, und weil ich dachte, daß sie sich freuen würden, unser Bündniß persönlich zu befestigen. Diese Zusammenkunft hätte beim Volk Eindruck gemacht und meinem Ansehen neuen Glanz gegeben; aber ihr kaltes Betragen läßt mich befürchten, daß ihre Herzen nicht in unsre Vereinigung stimmen, und daß sie blos eine Frucht der Staatsklugheit ist.

Artenberg. Gnädigster Herr, es ist überflüssig, den Triebfedern ihrer Handlungen nachzuspüren. Freund sein heißt unter Großen so viel, als: einander nicht schaden. Inneres Wohlwollen, oder Liebe, kommt bei solchen Angelegenheiten gar nicht in die Frage. Die Staatsklugheit, die ihnen rieth, um eure Freundschaft zu werken, rath ihnen auch, sich darin zu erhalten.

Philipp. Ja, so lange sie meine Macht überlegen finden. Sollten einige Stützen meines Ansehens weichen, so sind sie vielleicht die ersten, das Ganze zu stürzen. — Und Eine ist gewichen.

Artenberg. Wie so, gnädigster Herr?

Philipp. Der Pfalzgraf war eine gute Stütze. Mich dünkt, es sinkt schon, wo sie steht.

Artenberg. Eure Majestät gibt diesen beunruhigenden Gedanken zu gern Gehör.

Philipp. Artenberg, gib mir den Brief zurück und nimm die beste Grafschaft, die ich geben kann. — Otto ist mein Gedanke am Morgen und am Abend; seh' ich ein Schwert, ein Waffenstück oder sonst etwas Männliches, so den' ich an Otto. — Sag' mir doch, Artenberg, was hat er verbrochen, daß ich so mit ihm verfuhr? Denn man verbannt einen Mann doch nicht ohne Ursache. Alles fällt mir ein, nur sein Verbrechen nicht.

Artenberg. Und ich kann seine Strafe nicht finden. Vielleicht, daß ihr ihn nach Polen schicket, damit er sich Ruhm erkämpfe? Wenn's ihm nicht gefällt, so mag er zurückkehren. Ein mißlungenes Unternehmen demüthigt den Stolz. Er wird eine andre Belohnung nicht verschmähen. — Nun, gnädigster Herr, das Turnier hat angefangen.

Philipp. Was soll ich da? Es freut mich nicht.

Artenberg. Was wird das Volk, was werden die Ritter denken, wenn ihr nicht erscheint? Man wird tausend Dinge mutmaßen, die euch zurückhielten. Wahrlich! es wird Aufsehen erregen.

Philipp. Nun, ich gehe. Sag', muß ich nicht auch fröhlich aussehn?

Artenberg. Allerdings, gnädigster Herr; denn Jedermann schließt aus eurer Miene, ob es mit dem Zustande des Reiches und euren Angelegenheiten gut oder schlimm beschaffen ist.

Philipp. Ha, ha! das ist lächerlich. Also gehört meine Miene auch zur Staatsklugheit.

Truchseß Waldburg. Die Vorigen.

Truchseß. Gnädigster Herr, es ist ein unbekannter Abenteurer vor den Schranken erschienen und hat die Richter um Schwert und Lanze gebeten. Die Ehrenholde begehrt seinen Namen und sein Wappen; allein er wollte unerkant bleiben. Dem einzigen Ehrenhold Wallrich öffnete er sein Visir; darauf versicherte dieser Richter auf Ehr' und Leben, daß der Ritter von sehr edler Herkunft wäre. Da öffnete man ihm die Schranken und gab ihm die kartelmäßigen Waffen. Er ritt zweimal in der Bahn herum, grüßte die Richter und berührte mit seinem Speer euer Wappen.

Philipp. Mein Wappen? Ist das nicht Troß? heißt das nicht mich auffordern?

Artenberg. Nein, gnädigster Herr. Da ihr das Turnier zur Lust anstellt, so ist es eine Aufforderung für die andern Ritter alle, mit welchen es der Unbekannte aufnehmen will.

Truchseß. So legt es Jedermann aus. Eure Majestät billigt also das Verfahren der Richter?

Philipp. Ja. Es ist mir nur leid, daß ich nicht dabei sein kann: denn wirklich, mir ist nicht ganz wohl; ich mag nicht in die freie Luft. Man wird nun meine Gegenwart nicht vermissen, da die Tapferkeit des Unbekannten die Zuschauer unterhalten wird. Geh', Truchseß! und wenn das Turnier geendigt ist, so bitte die Ritter und Edlen zur Abendmahlzeit. Führe sie in diesen Saal: hier soll der Dank vertheilt werden. (Truchseß ab.)

Artenberg (vor sich). Wieder eine neue Grille!

Philipp. Der Fremde bietet alle Ritter auf? Das ist viel. Wäre nur der Pfalzgraf hier! der sollte ihm zeigen, was das heißt.

Artenberg. Erlaubt mir, daß ich's mit ihm aufnehme!

Philipp. Nein, mein Artenberg. Bleib' du. Heute haben wir beide mit meiner Layne zu thun. Ich hatte mir eine so schöne Zukunft gedichtet, wenn meine Töchter einmal versorgt und meine Feinde zur Ruhe gethan wären; beides fügte sich auf einmal, und ich bin verdrießlicher als je. Ich habe nun nichts mehr zu hoffen, und das ist sehr schlimm für den Menschen: denn die Hoffnung ist für unser Leben, was eine Krücke für den Lahmen ist. — Arten-

berg, suche dich des Vertrauens der böhmischen Gesandten zu bemächtigen. Vielleicht gelingt es dir, durch sie die wahren Gesinnungen Ottokars zu erforschen. Seine nähere Verbindung mit dem Herzog in Bayern ist sehr bedenklich.

Artenberg. Ludwig zog ihn ja herüber auf eure Seite.

Philipp. Seine Gemahlin that's. Aber wenn man nun die Macht des Bayern betrachtet, so findet man keinen andern deutschen Fürsten mit ihm zu vergleichen. Sonst wurde der Anwachs seiner Macht durch die Einfälle der Böhmen verhindert; aber nunmehr gedeiht sie in Ruhe. Wenn der Pfalzgraf — an Rache gedacht hätte. —

Runegunde. Beatrix. Die Vorigen.

Runegunde und Beatrix (beide im Hineingehen.) Mein Vater!

Philipp. Was wollt ihr? Warum so eilig? Was ist?

Runegunde. Ihr befindet euch nicht wohl? Der Truchseß Waldburg brachte die Nachricht, daß eine plötzliche Unpäßlichkeit euch überfallen hätte.

Philipp. Den Truchseß hat eine plötzliche Narrheit überfallen. Ich bin nicht krank; oder seh ich etwa krank aus?

Runegunde. Um Gottes willen, mein Vater, verhehlt uns nichts! wir sind ja eure Kinder. Eure Farbe und euer Blick zeugen nicht von dem besten Wohlbefinden.

Philipp. Seid unbesorgt; ich bin, trotz meinem Aussehen, gesund; nur ein wenig — Nun, Kinder, erzählt mir vom Turnier! Beatrix, erzähle du mir!

Beatrix. O, mein Vater! wär't ihr nur da gewesen! So etwas hab' ich nie gesehen.

Philipp. Was?

Beatrix. Ein unbekannter Abenteurer nimmt es mit allen Rittersn auf. Er bricht eine Lanze, wie ich einen Reckenstiel zerknickt, und seine Schwertschläge sind wie Lichtstrahlen. Alle halten sich zwar tapfer; aber gegen ihn ist es wie Knabenspiel. Ich wußte nicht, ob der Pfalzgraf ihm die Spitze bieten könnte!

Runegunde. Ja, Schwester. Der Fremde hat viel Aehnliches mit dem Pfalzgrafen; so faßt er seine Lanze, und so schwingt er sein Schwert. Auch seine Gestalt hat viel Aehnliches.

Philipp. Ich möcht' ihn kennen!

Runegunde. Die Bahnrichter müssen ihm den ersten Dank zuerkennen, und wenn ich ihm den überreiche, so will ich ihn ersuchen, seinen Namen zu sagen. Erlaubt ihr's?

Philipp. Ja. — Mich dünkt, ich höre sie kommen. Kann es schon geendigt sein?

Beatrix. O ja. Der Fremde kürzte den Handel ab.

(Philipp stellt sich vor seinen Lehnstuhl unter den Thronhimmel. Runegunde, Beatrix und Artenberg treten neben ihn.)

Truchseß Waldburg. Die Vorigen.

Truchseß Waldburg. Gnädigster Herr, sie kommen.

(Weht an die Seite zu Artenberg.)

(Der Reichs-Ehrenhold tritt herein, nach ihm vier Bahnrichter. Die Reize, welche in einem goldenen Schwert, einem Helm, goldenen Sporen, Panzer und Gürtel bestehen, werden auf Kissen nachgetragen. Den Bahnrichtern folgen Bahndiener und dann die Ritter und Turnierrichter, unter ihnen Otto. Das Thor bleibt offen, damit das Hofgesinde und das Volk zusehen kann. Am Thor steht Wache.)

Reichs-Ehrenhold (tritt vor den Kaiser.) Gnädigster Kaiser! Das Turnier, welches ihr zur Lust und zu mannlicher Uebung der edlen Ritterschaft angestellt habt, ist nach geziemender Art vollbracht.

Philipp. Theure Ritter und Edle! Ich dank' euch freundlich, daß ihr mit eurer Tapferkeit meinen Hof habt zieren wollen, und bitte euch, in dergleichen erspriesslichen Uebungen zu ritterlicher Zierde und zur Ehre deutscher Nation fortzufahren. — Ehrenhold, rufe zum Dank.

Der Kaiser setzt sich. Zwei Bahnrichter gehen zu Runegunden. Einer mit dem goldenen Helm stellt sich auf ihre rechte, der andere mit dem goldenen Schwert auf ihre linke Seite. Die zwei andern stellen sich neben Beatrix. Dreimal ertönen Trompeten und Panken und es ruft der

Herold. Der erste Dank der Lanze dem tapfern unbekannten Ritter in der Silberrüstung!

Otto von Wittelsbach (tritt vor.)

Herold. Theurer unbekannter Ritter! Da ihr in dem heutigen Turnier, nach Erkenntnis der Bahnrichter, eure Lanzen am besten und zierlichsten gebrochen, so will das gnädige Fräulein Runegunde euch den ersten Dank der Lanze überreichen.

Runegunde (nimmt den Helm vom Kissen und reicht ihn hin.)

Otto. Gnädiges Fräulein, ich dank' euch für eure Huld.

Der Kaiser (erschrickt über den Ton seiner Stimme.)

Herold. Weil ihr nun auch, nach Erkenntnis der Richter, eure Schwertschläge am besten und zierlichsten geschlagen habt, so will das gnädige Fräulein euch auch den ersten Dank des Schwertes geben.

Runegunde. Edler Ritter, wenn ihr euch nicht durch euer Wort habt anheischig gemacht, unerkannt zu bleiben, so bitte ich

euch, laßt mich wissen, wenn ich den ersten Dank des Schwertes überreiche.

Artenberg (kommt dazu.) Auch der Kaiser läßt euch darum ersuchen.

Otto. Mein Gesicht ist zu des Kaisers Befehl. (Er öffnet seinen Helm und wirt seinen ersten Blick auf Philipp.)

Alle (fast zugleich.) Der Pfalzgraf! Otto!

Otto. Bin ich wirklich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach?

Philipp erblickt und sucht sich zu fassen; aber vergebens. Ein plötzliches Wehen ergreift ihn. Kunegunde und Beatrix nehmen es wahr, laufen hinzu und umfassen ihn.)

Kunegunde. Mein Vater!

Beatrix. O weh! Ihr seid sehr krank!

Philipp. Hinweg! (Springt auf und geht nach dem Thore. Seine Töchter führen ihn. Artenberg und Waldburg schreien: Plaz! Plaz! und folgen. Alle sehen in Verwirrung und sehen ihnen nach.)

Otto (vor sich.) Ho! Lauf, lauf, du majestätisches Angeheuer! Könntest du dich mit all' deiner Majestät in eine Haselnuß verstecken, ich wollte dich doch finden!

Ehrenhold. Herr Pfalzgraf, was denkt ihr von diesem plötzlichen Anfall?

Otto. Es sind Aufwallungen im Gemüthe, oder es hat ihn etwa eine Bremse in's Gehirn gestochen. Heute wird nun nichts mehr zu thun sein. Sagt es den Rittern.

(Der Ehrenhold unterredet sich mit den Anwesenden, und sie gehen nach und nach truppweise ab.)

Otto (für sich.) Die Bosheit liegt nicht in der Natur des Menschen; sonst würde sich diese nicht so empören beim Vorwurf einer schändlichen That. Die natürliche Folter des Gewissens hat ihn zum Geständniß gebracht. Konnte ein Blick seine Sinne und Lebensgeister in Unordnung schrecken; was wird ein Wort, ein Wort, im heißen Gefühl erlittenen Unrechts gesprochen! Ich will wahr machen, was du schreibst, Undankbarer! will deine Seele mit Aufruhr und Zwietracht füllen, ihre Kräfte gegen einander aufheben und mit dem Flammenschwert der Wahrheit dich gegen dich selbst in Wuth peitschen!

(Der Saal ist nun leer.)

Heinrich von Andechs (kommt häufig herein.) Otto.

Heinrich von Andechs (zieht den Brief hervor.) Bruder! Bruder! es ist schändlich!

Otto. Schändlich! schändlich! — Hätt' ich nur die Stimme des Donners, diese unerhörte Beleidigung über alle Länder zu

brüllen! Gib her! (Nimmt den Brief.) Dies ist ein wahrer Talisman, der mein ganzes Wesen in Wuth zaubert. Was weiß ich hier! Leb' wohl, Bruder!

Edert. Die Vorigen.

Edert. Otto, willkommen! Was ist? Du bist außer dir! deine Stimme schallte mir fürchterlich entgegen.

Otto. Ein andermal. Laß mich!

Edert. Nein, um Gottes willen! Wolf hat mir gesagt, daß man dich entseßlich beleidigt hat. Aber wer? Mit wem hast du's?

Otto. Mit dem Philipp von Schwaben.

Edert. Mit dem Kaiser?

Otto. Mit dem Philipp von Schwaben.

Edert. Sag', mit dem Kaiser, Bruder? mit dem Kaiser?

Otto. Bete du für den Kaiser; indeß will ich mit dem Philipp von Schwaben reden.

Edert. Bleib', um Gottes willen! Wenn's noth ist, will ich ein Schwert um meine Lenden gürten. Noch bin ich nicht Priester; die heilige Stolz hat meinen Arm noch nicht entmannt. Aus einem Stab ist leicht eine Lanze gemacht.

Otto. Es wäre Schade um dich; denn du hast den Geist der Prophezeiung. Erinnerst du dich noch, da ich in Brauman von euch Abschied nahm? Du sagtest, große Dinge ständen mir bevor. Große Dinge sind nun nicht gekommen, aber schreckliche.

Edert. Was ist es?

Otto. Hintergangen ward ich, belogen und betrogen ward ich.

Heinrich von Andechs. Von seinem Freunde, für den er Blut und Gut hingab — von Philipp.

Otto. Beschimpfung ist mein Lohn.

Edert. Beschimpfung?

Otto. Ja, ja! Beschimpfung! Verheerung!

Heinrich v. Andechs. Achtung!

Otto. Lies, Bruder! (Gibt ihm den Brief.) Meine Gutherzigkeit machte ihm den Betrug ganz leicht. Ich Thor traute einem Menschen, der sein Wort brach! wie ein Knabe ließ ich mich mit diesem verrätherischen Briefe abspeisen. Wie sollt' ich Falschheit argwöhnen von einem Menschen, für den meine uneigennütige Liebe so viel that, und mehr zu thun bereit war! Selbst meine Ansprüche auf seine Tochter, die er mir feierlich zugestanden

hatte, gab ich ihm zurück, weil seine Wohlfahrt meinem Herzen näher lag, als meine eigne.

Eckbert (hat gelesen). O, Bruder, das ist unerhört!

Otto. Ruft es nicht um Rache?

Heinrich von Andechs. Um Blut!

Otto (kruzt). Blut!

Eckbert. Gott sei dir barmherzig, Bruder! du hast ein entsetzliches Wort gesprochen! Bedenkt, es ist der Kaiser, des heiligen Reiches heiliges Haupt!

Heinrich von Andechs. Geh' in die Kirch', Eckbert; erwärme dein Herz mit frommem Gebet für den —

Otto. Es ist der Kaiser! Willst du mich dadurch an Pflicht und Achtung erinnern? Ist nicht ganz Deutschland Zeuge von meiner unverbrüchlichen Treue, von meinem heißen Eifer, die Kaiserwürde zu schützen? Ist das kaiserlich gehandelt, seinen treuen Freund auf eine so betrügerische Art zu hintergehen? — Einen Wittelsbacher! einen Agilolfinger! — Bayern! Bayern! ich will keinen Schandfleck in die Geschlechtsstafel eurer Fürsten bringen! — Brüder, Gott befohlen! Ich will mein beleidigtes Bayerherz reden lassen; sein schändliches Betragen will ich in seiner abscheulichen Gestalt vor seine Augen stellen.

Heinrich von Andechs. Er wird deine Worte nicht achten.

Otto. So will ich vor den versammelten Fürsten des Reiches meine Klage vorbringen. Meine Stimme hat einen guten Klang im Reiche. Deutschland wird nicht zugeben, daß ein so arglistiger, heimtückischer, giftbezogener Mann seine Kron' entweiche.

Heinrich von Andechs. Bruder, verlaß dich darauf nicht! Die Gerechtigkeit ist eine feile Dirne; für Gold hilft sie den Großen Unfug treiben.

Otto. Nun, dann bleibt mir noch das Beste übrig: die Redlichkeit der Bayern! Ich weiß, sie lieben mich, weil ich ein Mann bin, ein Mann von Wittelsbach. Sie werden mir jeden Schwertschlag, den ich für sie that, und jeden Tropfen Bluts, den ich für sie vergoß, reichlich vergelten. Sie hoben mit ihren Lanzen die Kaiserkrone vom Haupte des Braunschweigers und setzten sie dem heillosen Philipp auf. Wenn sie nun diese Lanzen gegen ihn kehren? — Philipp! du hast die Grundsteine deines Thrones losgewühlt, hast ihn an einen Strohhalbm in die Luft gehängt! Thörichter Philipp, rauf dir deinen Bart aus und stopfe diese Lücken! Hast den Löwen getreten, der dich bewachte, mit dem Blute seiner Feinde seine Mähne befudelte! Thor! Thor! Thor! (Wehen ab.)

In des Kaisers Gemach.

Philipp. Artenberg.

Philipp (liegt auf einem Ruhebetto). Es ist recht gut, daß der Arzt einen Aderlaß nöthig fand; man wird nun gewiß glauben, daß mir eine plötzliche Unpäßlichkeit zugestoßen ist.

Artenberg. Ein plötzlicher Schrecken macht immer einen Aderlaß nöthig.

Philipp. Meinst du, man hätte bemerkt, daß ich bei seinem Aublick erschrak?

Artenberg. Man sah deutlich, wie ihr erblaßtet und zu zittern anfing, als hätt' euch ein scheußlicher Unhold am Barte gefaßt. Euer Erschrecken kitzelt seinen Stolz mehr, als eine gewonnene Schlacht. Ich bin der Mann, der mit einem Blicke den Kaiser in Ohnmacht ängstigt! So sagt er nun zu sich und zu Andern.

Philipp. Ha, verdammt! Ich will deinem Rathe folgen, Artenberg, und diesem Uebermuth, den meine Nachgiebigkeit mehr und mehr aufblähte, das kaiserliche Ansehen entgegen setzen. Geh', such' ihn auf! erforsche die Ursache seiner Wiederkunft, und sei klug und behutsam, wenn du mit ihm redest. — Der Truchseß Waldburg soll kommen! (Artenberg ab.) Artenberg hat Recht. Ich will nicht mehr den Trost mit Sanftmuth und den Stolz mit Herablassung beantworten; sonst geht der Frevel immer weiter und meine Würde wird ihm zum Scherz.

Truchseß Waldburg. Philipp.

Philipp. Truchseß, wir wollen fortspielen. (Setzen sich zum Schachbret.) Mein Spiel steht gut. Sieh zu, Truchseß!

Truchseß. Der Zug macht mir Lust. — So!

Philipp. Ei, du Schalk! — Was sagt man von dem scherzhaften Einfalle des Pfalzgrafen und von ihm selbst?

Truchseß. Allerlei.

Philipp. Unter Anderm?

Truchseß. Daß er mit Eurer Majestät ganz zerfallen sei.

Philipp. Und die Ursache?

Truchseß. Weiß man nicht. — Seht, gnädiger Herr, wie's steht!

Philipp. Was? Mit fünf Zügen so weit über mir? — Wer lärmt denn so im Vorzimmer?

Truchseß (steht durch die Thür. Otto geht nach ihm herein.) Der Pfalzgraf spielt mit den Hellebarden der Leibwächter.

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 4.

33

Otto. Die Vorigen.

Otto. Meint ihr etwa, die Hellebarden sollten mit mir spielen?

Philipp. Nur zu, Truchseß, nur zu! (Zieht verwirrt.)

Truchseß. Nun hab' ich gewonnen Spiel. Euer letzter Zug —

Otto (steht am Tische.) Ja, ja; der Truchseß zieht seinen König daher, und der Kaiser ist schwach und matt. (Er thut den Zug und wirft die Steine untereinander.)

Philipp. Was soll das?

Otto. Ihr seid schwach und matt!

Philipp. Nein, es war noch zu helfen.

Otto. Unmöglich! oder ihr hättet den Truchseß mit dem Spielbrette müssen zum Fenster hinauswerfen; da hättet ihr noch recht kaiserlich gewonnen!

Philipp. Kindisch, Herr Pfalzgraf!

Otto. Ihr seid schwachmatt an Leib und Seele!

Philipp. Wer rief euch? was wollt ihr?

Otto. Wie befindet ihr euch auf den Aderlaß? Wo ist euer Blut? Will gleich sehen, was euch fehlt.

Philipp. Ich habe schon einen Arzt.

Otto. Das ist ein Narr. Euer Beichtvater sollt' euch am Gewissen zur Ader lassen.

Philipp. Pfalzgraf, besinnt euch, mit wem ihr redet!

Otto. Laßt euch ein paar Worte insgeheim sagen!

Philipp. Bleib', Truchseß! Es walten keine Geheimnisse ob zwischen dem Pfalzgrafen und mir. Was er zu sagen hat, mag er in deiner Gegenwart sagen, und dabei nicht vergessen, mit wem er spricht.

Otto. Kennt ihr mich denn noch? — Ho! die Majestät hat des Wittelsbachers vergessen. Ich bin so fremd und mir ist Alles so fremd, als ob ich ein Pole wäre!

Philipp. Warum seht ihr eure Reise nicht fort?

Otto. Nach Polen geh' ich nicht; das kalte Land behagt meinem warmen Blute nicht. Wo ich jung ward, da will ich auch alt werden.

Philipp. So gebt mir meinen Brief zurück!

Otto. Ha! euren Brief! O, laßt mir ihn, den lieben Brief, ich bitt' euch! Will in Bayern eine Kirche bauen lassen; da soll er am Altar hängen vor Gottes Angesicht, als ein Heiligthum. Laßt mir ihn!

Philipp. Gebt ihn her! Ich will's.

Otto. Wollt's? Da, da! (hält ihn offen hin.)

Philipp. Wer zerriß mein Siegel? Das ist arglistig und hämisch!

Otto. Gott that's! Gott, Gott selbst!

Philipp. Träumer, gebt her! Eure Unbesonnenheit ist unerträglich!

Otto. O Geduld, heilige Geduld, halte die Sehnen meines Herzens zusammen, daß die Wuth sie nicht zerreiße!

Philipp. Pfalzgraf, vergeßt euch nicht!

Otto. Wohl mir! wenn ich vergessen könnte, wer ich bin!

Philipp. Gebt mir meinen Brief!

Otto. Nein, nein! Was? Ihr wollt mir den Lohn meines Blutes wiedernehmen? Wer seid ihr? Ihr gebt euch für einen Mann aus; ich bin einer! Die Gerechtigkeit soll uns auf ihrer Wage prüfen. — Philipp, soll der beleidigte Fürst oder der hintergangene Freund mit euch reden? Doch, was ist euch, Freund?

Der Eigennuß lehrt euch diesen Schall aussprechen; euer Herz kannte das Wesen nie. Kein Wort von der Vergangenheit! Befestigt nichts Edles thun, als mit dem Gethanen prahlen. Wortbrüchiger Herzog! Ich fordere keinen Dank von euch, habe nie Dank gefordert; aber Schande dulde ich nicht auf mir. Beweist mir einen Aufruhr, einen Zwist, den ich anspann; einen Verrath, eine Untreue, ein Vergehen wider das Reich oder euch! Beweist! — Beweist, sag' ich! — Nun, so schreibt mir die drei Worte unter diesen Brief: „Ich hab' gelogen.“

Philipp. Wahnsinniger! So zu deinem Kaiser!

Otto. Glück dem deutschen Manne, der seinen Kaiser nicht verehrt! Aber meint ihr, ihr trügt des großen Karls Schwert, um der Fürsten heilige Ehre zu kränken? Meint ihr, die Krone bedecke Schandthaten? Haltet ihr den Reichsapfel für einen Talisman, der alle Menschen für eure Thaten blind, stumm und lahm zaubert? — Philipp, schreibt, schreibt! Widerruft diese Lüge! Es ist besser, als wenn ich euch vor dem Reich über eine so schändliche Sache verklagen muß.

Philipp. Schweig', Rasender! Ich will ein Gericht bestellen über den Mörder Wenzels und über den Schänder der Majestät! Das letzte Wort meiner Huld zu dir ist: Fliehe! Nun nimm es mit meinem Borne auf, Ausgearteter deines Stammes!

(Geht mit dem Truchseß in ein Nebengemach.)

Otto (schlägt sich wüthend auf die Brust). Herzog Philipp! — Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell? (Er fährt mit dem Schwert um sich und hürzt in die Nebenthür.)

Heinrich von Andechs (kommt aus dem Vorzimmer).

Heinrich von Andechs. Bruder! Wo ist er? Ich hörte ihn heftig schreien! (Weht an die Nebenthür.) Großer Gott! Mordgeschrei! (Otto kommt blaß, zitternd, sinnlos.) Bruder, Bruder!

Otto. Kaiser — mörder — — (zeigt sein blutiges Schwert).

Heinrich von Andechs. O, fort! fort! fort! (Reißt ihn mit sich).

Truchseß (innerhalb). Hülfe! Hülfe! Mord!

(Die Wächter stürzen herein: die Thür des Vorzimmers bleibt offen. Artenberg kommt.)

Artenberg. Gilt ihm nach! Gilt, eilt!

Truchseß. Den Arzt! Hülfe! Hülfe!

Artenberg. Ich will dem Braunschweiger geschwind den ersten Boten senden! — Verfolgt den Mörder! eilt! eilt! (Weht ab.)

Runequunde. } O Gott! Gott! Mein Vater!
Beatrice. }

(Das Jammergeschrei nimmt zu. Alle drängen sich in das Nebengemach.)

Vierter Aufzug.

Zu Wittelsbach.

Otto.

Gib mir Frieden, Wittelsbach! Frieden! Ihr Mauern habt das freudige Lächeln meines Vaters gesehen, als die Anne mich in seine Arme gab. Da hätt' ein Erdbeben mich einwiegen und mich und die Mitwirker meines Daseins mit euren Trümmern decken sollen. Nun wäre der edle Berthold nicht der Vater eines Kaisermörders, und die Brüste meiner Mutter keines Fluches werth. Nein; du hast keinen Frieden mehr für mich, keine Ruhe, armes Wittelsbach! Sink! sink! Dein Glanz ist erloschen. Verbirg deine Gipfel tief unter der Oberfläche der Erde!

Otto, Ludwig (Söhne des Otto). Otto.

Otto S. Grüß dich Gott, Vater!

Ludwig. Grüß dich Gott!

Otto S. Vater, wo liegt Frankfurt?

Otto (zeigt durch das Fenster). Da, weit hinter jenen Bergen nordwärts.

Otto S. Gib mir ein Roß und einen Knappen, und laß mich dahin ziehen.

Otto. Was willst du dort?

Otto S. Wolf hat mir erzählt, daß da viele Fürsten versammelt wären, um böse Anschläge wider dich zu machen. Ich will zu ihnen sagen: Ihr Fürsten, thut das nicht! Mein Vater ist stark, und wenn er zornig wird, so geht es euch schlimm. Ihr wißt, er hat sogar den Kaiser ermordet, der doch stärker ist, als alle Leute. Nehmt euch also in Acht, daß —

Otto. Fort mit dir, Zunge, fort!

Otto S. Nach Frankfurt?

Otto. Nimm deinen Bogen und schieß Sperlinge! Tödtet sie alle, so viel sich wollen treffen lassen.

Otto S. Mag kein Thier mehr tödten, das kleiner ist als meine Hand.

Ludwig. Die Sperlinge hab ich gern; ihr Gezwitscher lautet bald, als schriegen sie: Philipp! Philipp!

Otto. Ha! fort mit euch!

Otto S. Vater, gib mir einen größern Bogen, daß ich ein Reh erlegen kann, oder gar ein —

Otto. Bist nicht stark genug, ihn zu spannen.

Otto S. Meinst du? Gib mir dein Schwert, ob ich's in die Höhe schwingen kann. (Will es ausziehen.)

Otto. Laß, Zunge. (Abhaltend.)

Otto S. (betrachtet das Schwert aufmerksam.) Vater, hast du mit diesem Schwert den Kaiser erschlagen?

Otto. O, nun will ich euch, wenn ihr nicht geht, ihr Anarten! (Sie eilen hinaus.)

Otto.

Wer gab meinen Kindern die Geißel, mein Gewissen zu peitschen? Schon ihre Einfalt hat Verwürfe für mich. Wenn sie nun in reiferem Alter den Fluch fühlen, den ich ihnen zum Erbtheile gab — wie werden sie mir danken! Mit Fluch. O! es thut weh, es thut sehr weh! Aber, so will ich meine Seele auf die Folter spannen, bis sie zu sich selbst sagt: es ist genug!

Wolf. Otto.

Wolf. Herr! trauert nicht! die Sonne scheint noch, und der Himmel ist blau über Wittelsbach.

Otto. Pah! herrliche Dinge!

Wolf. Spottet dessen nicht! Daran seh' ich, daß der alte Gott noch lebt, der euch rettete, wenn tausend Todesengel um euch schwirrten. —

Otto. Wolf, laß mich allein, daß ich nachdenk' über mein Leben!

Wolf. Ich will die Stelle eures Gedächtnisses vertreten; die kleinste Begebenheit will ich euch so umständlich erzählen, als wäre sie von gestern. Laßt euch die Grillen aus dem Kopfe singen! Hört ein Liedchen, das ich auf euch gemacht, als ihr mit euren Lehns-knechten die blutige Fehde in Franken abthatet.

Otto. Sing' nicht, Alter!

Wolf. Warum nicht?

Otto. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn die Käuzchen quiten.

Wolf. Es läspelt freilich nur durch die Zahnlücken; aber ihr müßt nur auf die Worte merken.

Der Wittelsbacher Otto kam
Einmal in's Frankenland,
Wohin er in des Kaisers Nam'
Gar eilig war gesandt.

Otto. Warst du auch bei diesem Zug?

Wolf. Ja. (Man hört, daß es ihm eher um's Weinen, als um's Singen ist.)

Da war groß Fehd' und Zwietrachtswuth
Unter den Edelständen;
Der Unterthanen — armes Blut —

(Umsomst ist seine Mühe; statt zu singen, fängt er an zu weinen.)

Otto. Warum kräht mein alter Hahn nicht mehr? He, warum weinst du?

Wolf. Ach, Herr! Frankfurt, Frankfurt! Da ich Franken nannte, fiel mir Frankfurt ein!

Otto. Und das konnte noch Wasser aus deinen alten Nerven pressen? Warum weinst du über Frankfurt?

Wolf. Das Gericht, Herr! das Gericht!

Otto. So? Nicht wahr, Wolf, da sind hingetreten die Fürsten, um zu richten über mich und meine That! Wie heißt meine That?

Wolf. Rache.

Otto. Kaisermord! — O, Jammer und Wehe über den Menschen, der mit solcher Kraft, mit solchem Blut und Herzen und Sinn in diese Welt kommt! Natur, schaffe keine Menschen mehr aus männlichem Stoff, wenn du gute Mutter heißen willst! Sie taugen nicht für diese Zeit; ihr Loos ist Elend und Verderben. Sollen deine Kinder glücklich sein, so gib ihnen Sehnen keine Kraft, ihren Adern keine Wärme, ihrem Busen kein Herz; gib ihnen Schalksinn und eine doppelte Zunge und immer lächelnde Lippen; dann schaffst du Meisterstücke in dieses Krankenhaus.

Wolf. Wohl wahr, lieber Herr.

Otto. Horch! Es kommen Reiter in den Hof.

Wolf. Gott! Man hätte das Thor schließen sollen!

Otto. Wittelsbach soll kein Kerker werden; und das wird' es jezt. — Wer kommt da?

Die Herzogin mit einer Kammerfrau. Die Vorigen.

Otto. Frau Herzogin! Wie, ihr schont eures Ansehens so wenig?

Herzogin. Lieber Vetter, nehmt mir es nur nicht übel, daß ich euch überfalle. Ich muß über gewisse Dinge mit euch sprechen. Sagt mir, ich bitte euch, war nicht die Ermordung des Grafen Wenzel schuld, daß der Kaiser seinen Groll auf euch warf?

Otto. Nein, es ist nicht so. Philipp bediente sich zwar dieses Vorwands, um seinem Verfahren einen Anstrich von Billigkeit zu geben; aber eigentlich war es meine Neelichkeit, die in seine Ungnade fiel. Seht, wie's geht, Frau Herzogin! Ich trug den undankbaren heillosen Mann auf meinen Schultern bis zum Throne. Kaum saß er im Brunn, so stieß er mich von seiner Seite, damit die Welt glauben sollte, er sei durch eigene Kraft gestiegen. Verachtung für Treue, Betrug für gänzliche Aufopferung, Schimpf für Blut und Wunden: das war mein Lohn!

Herzogin. Abscheulich! Abscheulicher Undank! Ich muß euch gestehen, Herr Pfalzgraf, es lag mir schwer auf der Seele, daß ich es war, die den Grafen Wenzel gegen euch erbittert hatte.

Otto. Ihr?

Herzogin. Er reizte mich zum Zorn gegen euch durch unerhörte Lasterungen, die er mir hinterbrachte. Ich Thörin glaubte dem Bösewicht und forderte ihn zur Rache auf. Mein Gemahl zeigte mir meinen Irrthum zu spät. O, ich ward sehr beängstigt durch den Gedanken, an eurem Unglück einige Schuld zu haben. Gott Lob, daß es nicht ist! — Laßt mich doch eure Söhne grüßen, lieber Vetter! Wo sind sie?

Otto. Wolf, bring' sie her! — Nun, Frau Herzogin, darf Bayern hoffen? —

Herzogin. Meint ihr vielleicht, weil ich Lust habe, eure Kinder zu sehen? (vergüßt lachend) Nun, wenn ihr's denn meint, so sprecht euern Segen darüber!

Otto. Zweimal willkommen, Herzogin Mutter! Ach, seht! der arme Otto kann sich noch freuen! Lieber Herr Gott, milder Vater, segne sie! — Athmet frei von dieser Lust, Vase! Edle Weiber trugen ihre Bürgen hier, und gaben hier ihre Frucht dem Vaterlande zu Heil und Bier. O, kein falsches Lüftchen weh' euch an,

Gesegnete! Seht, ich möchte meine Hände unter eure Füße legen! Ihr tragt Bayerns Wohl, meinen heiligsten Wunsch.

Herzogin. So wahr ich gern Mutter heißen möchte, ihr seid ein edler Mann! Mancher wünschte Unfruchtbarkeit in meinen Schooß, wenn ihm dadurch Bayerns Herrschaft würde.

Otto. Pfui des Gedankens in eines Menschen Herzen! — Seht, da kommen meine Jungen!

Otto Sohn, Ludwig. Die Vorigen.

Herzogin. Ach, lieb und schön! Ich will sie recht betrachten, damit jeder Zug sich in meine Einbildung drücke. So holde Knaben sah ich noch nie. Kommt her, ihr Lieben!

Otto S. (reicht ihr seine Hand. Ludwig betrachtet sie neugierig und verwundernd.) Ei, Vater, ist das die Mutter, die du uns versprachst?

Ludwig. Ja?

Otto (zum ältern). Junge, du erinnerst mich an Alles, was mich schmerzt. Es ist die Herzogin, deines Vaters Gemahlin.

Otto S. Ich wollt', es wäre unsere Mutter! Mich verlangt nach einer Mutter.

Ludwig. Sie ist so schön wie eine Mutter.

Herzogin. Lieb, Lieb! (küßt beide). Vetter, ich will meinen Gemahl, der diesen Morgen von Frankfurt zurückkommt, auf der Grenze empfangen. Ich habe nicht weit von hier an der Straße einige Zelte aufschlagen lassen, wo ich ihn erwarte. Nun bitt' ich euch, laßt doch eure Kinder mit mir gehen! Ihr könnt mich dadurch recht erfreuen. In einigen Stunden sind sie wieder bei euch.

Otto S. } O, Vater, laß uns! laß uns!

Ludwig. }

Herzogin. Seht!

Otto. Nehmt sie, wohin ihr wollt. Sie sind bei euch in guten Mutterhänden.

Herzogin. Nun, lebt wohl, Vetter! Gott sei mit euch! Kommt bald nach Braumau!

Otto. Will's Gott, zur Kindtaufe. Reiset wohl im Schutz der Engel! reiset wohl!

Otto S. } Vater, Gott befohlen!

Ludwig. }

Otto. Er bewahr' euch!

(Herzogin mit den Knaben ab.)

Wolf. Otto.

Wolf. Herr! Euer Bruder Heinrich ist gekommen.

Otto. Wo?

Wolf. Er sprengte eben in den Hof, als die Herzogin hinabkam; aber er verbarg sich vor ihr. Er und sein Roß sind mit Schweiß übergossen, als kämen sie aus einem Schlachtgetümmel.

Otto. Ruf' ihn!

Heinrich von Andechs. Die Vorigen.

Heinrich von Andechs (stürzt herein in Otto's Arme). O mein Bruder! armer Bruder!

Otto. Was ist, Bruder! Ich bin nicht arm, mich hungert nicht.

Heinrich von Andechs (noch in seinen Armen). Armer! Verbannter! Aechter!

Otto. Ho!

Wolf. O, mein Gott! Aechter!

Otto. Rede, Bruder! Ist gerichtet?

Heinrich von Andechs. Schrecklich.

Otto. Ach ist wider mich gesprochen?

Heinrich von Andechs. Schwere Ach!

Otto (nach einigem Stillschweigen mit Gelassenheit). Dazu glaubt' ich nicht geboren zu sein! — So hat man gerichtet über mich? — über mich! — Wie nannte man mein Verbrechen?

Heinrich von Andechs. Kaisermord.

Otto. Nun, das Urtheil ist gerecht. Meine That heißt Kaisermord; ich aber heiße nicht Kaisermörder vor Gott. Er weiß es, ich sah nur den meineidigen Betrüger, fühlte nur die grausamste Beschimpfung: sonst sah und fühlte ich nichts; und zwischen Mann und Mann richtet das Schwert: das sagte mir mein Zorn.

Heinrich von Andechs. Und nun?

Otto. Otto ist in den Staub gefallen, wie eine gebrochene Lanze. Laß ihn liegen! Er hat sich selbst dahin geworfen. Laß ihn liegen!

Heinrich von Andechs. So spricht Otto von Wittelsbach?

Otto. So spricht er. Oder soll er weinen und jammern? Nein, meine Mannheit wird mich nicht verlassen.

Heinrich von Andechs. Mannheit duldet Unrecht nicht.

Otto. Die Fürsten richteten über mich nach dem Geseze, und dieses betrachtet die That, die Folgen und das Beispiel. Ich habe gestritten für das Ansehen der Gewalt, die mich nun verdammt. O

Bruder, ich bin hart geschlagen; aber selbst in meinem Unglück liegt Trost, wenn ich bedenke, zu welcher Höhe Deutschland sich schwingen kann durch diesen Geist der Gerechtigkeit, der nicht geblendet von Stand und Größe über Thaten richtet. Man kennt mein Gemüth; man kennt den Anlaß zu meiner That. Mancher Biedermann wird über mein Unglück seufzen; Verbrecher wird mich keiner nennen. Ich weiß, daß die Fürsten lieber vergeben als verdammt hätten; aber wie konnten sie? Das Reich, die Sicherheit der Völker und der Staaten fordern Rache an mir. Es war ein unseliger Augenblick, da das erwachende Gefühl der natürlichen Freiheit in mir den Bürger, den Freund, den Diener betäubte; da war ich nichts als Mensch der Natur, unwissend alles Gesetzes außer ihr, äußerst beleidigter, gemißhandelter, zur Wuth gepeitschter Mensch — und er fiel!

Heinrich von Andechs. Der Bürger fiel; der Mensch steht noch. Man hat dich aus dem bürgerlichen Leben gestoßen; ist nun deine Kraft gemindert, dein Wesen geändert? Wer setzte dir Menschen zu Richtern? Hast du je zu einem Menschen gesagt: sei mein Herr? Ist die Uebereinkunft unserer Väter eine Erbschuld für uns? Wüssen wir das Joch tragen, das sie ihrem Nacken aufhuden?

Otto. Wir müssen; denn wir genießen der Vortheile, die sie uns mit ihrem Blut erkämpft oder durch diese Uebereinkunft verschafft haben.

Heinrich von Andechs. Man raubt dir diesen Genuß!

Otto. Wer? — Ich selbst. Ich hab' ein wichtiges Bedingniß übertreten.

Heinrich von Andechs. Gut, Bruder, wenn du dich an deinen Träumen legen kannst; ich kann's nicht. Was hab' ich verbrochen, was hat Eckbert verbrochen, daß man uns verdammt?

Otto. Euch? euch?

Heinrich von Andechs. Verdammt als Mitschuldige deines Verbrechens!

Otto. Euch, Brüder, euch?

Heinrich von Andechs. Ach, schreckliche, schwere Ach, wider die drei Brüder von Wittelsbach!

Otto. Euch?

Heinrich von Andechs. Ja! Eben so stänkte ich, als ich, geküßt in ein Pilgrimkleid, zu Frankfurt in dem Nichtsaal unter dem Volke stand, und dreimal meinen Namen von dem Herold rufen und den Bannfluch wider mich sprechen hörte. Noch behte mir jede Ader von dem Fluch über dich, von den Worten: Kaisermörder, Hochverräter! Nun kam meine Verdamnung, wie ein unerwarteter Donnerschlag; dann galt es dem frommen Eckbert. — O, da empörten sich alle meine Kräfte! Meine Arme stemmen sich an die

Nächstanstehenden; mein Athemzug ward lautes Gebrüll; meine Kläerei erschütterte den ganzen dichtgedrängten Haufen. — (Otto schnauft härter, seine Augen rollen.) O, mein Bruder, wär'st du da gewesen!

Otto. Ich bin da! — Euch verdammt? Euch Brüder? Heinrich? Eckbert? — Kein Tröpfchen von Philipps Blute klebt an euch, und ihr verdammt? Wo ist eure Schuld? — Ha, ihr Verdammten! Der Richter Otto wird ein schreckliches Blutgericht über euch halten! Ihr habt das Schicksal meiner Brüder auf mich gewälzt; ich will es tragen. Otto wird nun nicht sinken, weil das Heil seiner Brüder an ihm hängt. Nun mag Blut fließen der Bruderliebe! Ich nehme die Schuld auf mich! will diesen Richtern in der Verheerung ihrer Länder ein würdiges Denkmal stiften! — Was that Ludwig im Gericht?

Heinrich von Andechs. Der Herzog? deines Großvaters Enkel?

Otto. Was that er im Gericht?

Heinrich von Andechs. Er sprach viel und gut zu deinem Schutz; und da man dich doch verdammt, stimmte er ungewei-gert ein.

Otto. Und zu eurem Urtheil?

Heinrich von Andechs. Sprach er nichts, und ging, weil unsre Schuld ihm nicht erwiesen schien.

Otto. Wo ist Eckbert?

Heinrich von Andechs. Ich sah und hörte nichts von ihm, seitdem wir aus Bamberg entflohen. Ich glaube, daß er nach Ungarn gewandert ist zu unsrer Schwester. Der Arme hat nun Alles verloren, was er hatte und hoffte.

Otto. Und was bleibt dir, Heinrich? — O das schmerzt den gefallenen Otto recht im Grunde des Herzens, daß seine Brüder durch ihn elend sind. Das Gericht nennt mich Kaisermörder; mein Gewissen aber nennt mich Brudermörder! Schwere Schuld, bei Gott! Nein, nein, die duld' ich nicht auf mir! So viel bleibt mir wohl übrig, daß ich sie auslöschen kann. Ihr fielt durch einen Mord, durch tausend werdet ihr steigen. Auf, Brüder, such' deine Freunde! bring' sie zu mir! Ich will die Fehde führen; bleib' du ruhig. Man soll euch in eure Rechte wieder einsetzen, und dann, wenn man will, noch Einen Bannfluch auf mich werfen.

Heinrich von Andechs. Anders, Bruder, nicht so!

Otto. Geh', such' Freunde, die meinigen sind bald bei der Hand.

Heinrich von Andechs. Aber für dich sollst du —

Otto. Heinrich, geh', damit ich ihnen kann auf Rath und That, Gott befohlen! Komm bald wieder!

Heinrich von Andechs. Wenn dein Thurmwächter von fern Noßgewieher und Waffenklang hört, so kommt Heinrich von Andechs. Leb' wohl!

Otto. Ich will ein Mahl bestellen für unsre Freunde; man soll noch einmal weiblich schmausen bei dem Aechter Otto. Wirst sehen, daß mein Fraß so gut schmeckt, als käm' er aus der frömmsten Küche zu Rom. Lade deine Freunde zum Gastmahl nach Wittelsbach, da wollen wir am Tische die Fehde beginnen. Leb' wohl!

(Gehen ab.)

Freies Feld bei Alsha, nicht weit von Wittelsbach.

Herzogin. Otto's Kinder. Kammerfrau. In einem Zelte.

Herzogin. Verstehst du? Du hältst die Kinder so lange hinter dem Busche versteckt, bis ich rufe.

Kammerfrau. Wohl! Ihr überrascht ihn gewiß auf die angenehmste Art.

Herzogin. Meinst du, es könnte ihm gefallen? Was wird er wohl denken, wenn er von fern diese Zelte sieht?

Kammerfrau. Die Liebe wird ihm schon sagen, daß es ihr Werk ist.

Herzogin. Nun, dafür will ich gern das Vergnügen der Ueberraschung hingeben. — Otto, was erzählst du deinem Bruder?

Otto S. Er meint, dies wär' euer Haus; ihr hättet kein andres.

Ludwig. Was macht ihr denn hier?

Herzogin. Wir erwarten deinen Rathen.

Otto S. Wo kommt er denn her?

Herzogin. Von Frankfurt.

Otto S. Von Frankfurt?

Herzogin. Warum wundert dich das?

Otto S. Ei, das ist recht gut, daß er da war! Er hat gewiß die bösen Aufschläge zernichtet, die man wider meinen Vater stiftete. Nun wird meinem Vater kein Unheil widerfahren.

Kammerfrau. Ich glaube, sie kommen. Seht! der Knappe auf der Anhöhe winkt mit seinem Fähnlein!

Herzogin. O, wie fren' ich mich! wie klopf mein Herz! Ob auch Ludwig solche Sehnsucht fühlt? Ich kann hier nicht harren, muß ihm entgegen. Gib wohl Acht, daß er sie nicht erblickt!

(Gest ab.)

Kammerfrau. Seht, da ist er schon! Gnädige Frau, ich wünsch' euch Glück zu dieser Eil! — Kommt! wir wollen uns geschwind verbergen.

Otto S. Warum verbergen? Ich habe nichts Schlimmes gethan und will meinen Vetter Herzog grüßen.

Kammerfrau. Nun ja, nur zum Scherz, hier nah' im Busch. Seht, er steigt schon ab!

Otto S. Nun, wenn's nur zum Scherz ist, so kommt! (Nimmt seinen Bruder an der Hand. Gehen ab.)

Herzog. Herzogin. Friedrich von Neuß.

Herzog. Dank dir, holde Gattin, für deine Liebe. — Hier ist der Ritter Friedrich von Neuß, den der Herzog von Braunschweig zu mir sandte.

Friedrich von Neuß. Der Herzog Otto wünscht euch alles Wohlergehen und bittet um eure Freundschaft.

Herzogin. Ich danke ihm.

Friedrich von Neuß. Und ich bitt' euch um euer gnädiges Wohlwollen.

Herzogin. Seid mir willkommen, ehrsammer Ritter, Friedrich von Neuß!

Herzog. Meine Liebe, wollen wir nicht nach Braunnau?

Herzogin. Wie, Herzog? Warum so eilig? Ich hab' eine kleine Mahlzeit anrichten lassen.

Herzog (blickt schwermüthig in die Ferne).

Herzogin. Mein Ludwig, wo bist du?

Friedrich von Neuß. Gnädiger Herzog, was ist das für ein Schloß, nach dem ihr so hinstarrt? Es prangt gar hoch über die ganze Gegend, als wär' es die Krone des Landes.

Herzog. Wittelsbach. — Meine Liebe, wollen wir nicht nach Braunnau?

Herzogin. O, mein Herzog, du hast dein altes Herz nicht mitgebracht; dies ist kalt und kummervoll. — Ha, daß ich über deinen Anblick Alles vergaß! Vielleicht Otto's Schicksal — sprich!

Friedrich von Neuß. Otto's Schicksal? Gnädige Frau, es ist mir leid für euer Herz, wenn ihr die ganze Vortrefflichkeit eures Veters kennt.

Herzogin. Warum, Ritter?

Friedrich von Neuß. Wenn er im harten Winter nackt und hungrig vor eure Thür käme, so dürftet ihr ihm kein Obdach und kein Wamms um seine Brust, um sein edles Wiederherz geben.

Herzogin. Wie meint ihr das?

Friedrich von Neuß. Der schwere Bannfluch liegt auf ihm, jeder Schandbube darf ihn tödten.

Herzogin. Herzog!

Herzog. Liebe, mein Herz ist wund; rühr' es nicht an!

Herzogin. O, du guter, herrlicher Mann! so bist du gefallen? — Ich war bei ihm, und seine schöne Seele belebte jedes Wort, das er sprach. Er segnete mich und meine Hoffnung; und wie erquickend ist der Segen eines edlen Mannes! Ich empfing ihn mit Andacht — (äußert wehmüthig) Gott, das ist sehr hart!

Friedrich von Neuf. Wie schön glänzt diese Thräne auf eurer Wange, gnädige Frau!

Herzog. Traute Gattin, schone mein, und tränke dich nicht!

Herzogin. Sag, Ludwig, wie konnten die Fürsten einen solchen Mann verdammen?

Herzog. Nicht wir verdammen ihn, sondern das Gesetz Gottes und der Menschen. Verzeihung für ein solches Vergehen wäre doppeltes Verbrechen.

Herzogin. Und keine Hülfe? keine Rettung?

Herzog. Keine.

Herzogin. Niemals?

Herzog. Niemals!

Herzogin. Könnte nicht dein Ansehen nach einem Jahre den Bann lösen?

Herzog. Mein Ansehen wird nie dem Verbrechen Schutz gewähren. Otto war immer meinem Herzen werth, und ist es noch. Ich bezeuge vor Gott, daß ich mit meinem Blute sein Verbrechen auslösen möchte. Aber ständ' es auch bei mir, die Strafe von ihm zu wenden — ich thät' es nicht; dadurch bräch' ich Schand' in das Geschlecht der Wittelsbacher und über Bayern.

Herzogin. Wehe! wehe dem edlen Manne und seinen armen Kindern! — Wart', wart'! (Geht schnell ab.)

Herzog. Was ist das? — Ritter, ich bitt' euch, geht nach Wittelsbach. Ersucht den Unglücklichen, sich zu entfernen; es muß schon ein Haufen Landsknechte im Anzuge sein, das Schloß zu schleifen. Grüßt ihn von mir und bringt ihm diesen Handschlag!

Friedrich v. Neuf. Alter und Erfahrung haben meine Brust mit Mannheit gestählt; aber mein Herz weint Blut ob diesem Jammer. Noch einmal, Herzog: Ihr habt einen herrlichen Mann verdammt. Gott schuf ihn mit feurigem Blut und großer Seele; dadurch ward er Held und — Verbrecher

Herzogin. Otto Sohn. Ludwig. Die Vorigen.

Herzogin. O, seht da seine Kinder!

Otto S. } Willkommen, Vetter Herzog!

Ludwig. } Willkommen, Pathe!

Herzog. Wie kommt ihr her?

Otto S. Die Herzogin nahm uns mit von Wittelsbach.

Herzog. Gattin, du hast mir bitter Qual bereitet!

Herzogin. O nein, nein, Herzog; fürchtet nichts! Es ist kein abgedroschener Anschlag. Ich nahm sie mit aus keiner andern Absicht, als um sie bei mir zu haben; denn seht, es sind gewiß liebwürthe Kinder. Es ist ein Zug in ihren Gesichtern, der ihre selige Mutter für eine grundehrliche Frau erklärt. — Hört, Kinder! wißt ihr den Weg von hier nach Wittelsbach?

Otto S. O ja! ich will ihn schon finden.

Ludwig. Ich auch.

Herzogin. Nun, so lauft in Gottes Namen nach Hause!

Ludwig. Allein?

Otto S. Pui, schäme dich, Bruder! Warum nicht allein?

Herzogin. Hast wohl recht, Otto! Ihr werdet noch größere und gefährlichere Wege wandern müssen ohne Geleitsmann.

Ludwig. Ja, wenn wir aber unsere Heimat nicht finden und uns verirren?

Herzogin. Schlimmer kannst du dich nicht verirren, Ludwig, als wenn du nach Wittelsbach geräthst. Laßt in den nächsten Wald, und laßt euch von Wölfen füttern! Die Menschen haben euch Stand, Hoffnung und Vater geraubt!

Otto S. Unsern Vater? O, lieber Gott! unsern lieben Vater? Die Fürsten zu Frankfurt haben ihn geraubt?

Ludwig (weint mit der Herzogin).

Otto S. Ach, Vetter Herzog! zwingt sie doch, daß sie uns ihn wiedergeben!

Friedrich v. Neuf. Nein, nein, Kinder, jammert nicht! ihr habt euren Vater noch.

Herzog. Das schwör' ich bei allen Heiligen, ich will's sein. Dieser Kuß bestätige es! (Küßt die Knaben.)

Otto S. (nimmt seinen Bruder bei der Hand). Komm, komm, Bruder! wir wollen zu unserm Vater eilen. (Wollen fort.)

Herzog. Wartet! — Ritter, nehmt sie mit! Ich geb' euch keinen Auftrag; denn ihr kennt meine Gesinnungen und mein Herz. Ich erwart' euch heute zu Braunau.

Friedrich v. Neuf. Nun, in Gottes Namen! Kommt, ihr jungen Wittelsbacher!

Herzogin. Ritter, bringt sie doch wieder mit nach Braunau!

Friedrich v. Neuf. Das möcht' ich freilich gern. Lebt wohl!

Herzogin. Gott befohlen!

Otto S. } Lebt wohl!

Ludwig. }

Herzog. Herzogin.

Herzog. Komm, Liebe! komm nach unserm Hofe!

Herzogin. Ach!

Herzog. Dein Kummer thut mir weh! — Innerer Gram vergiftet die Lebensäfte. Bedenke, Gattin, bedenke, wie der Mehlschau die reisende Frucht verdirbt. Ich lebe dreifach in dir, und dreifach quält mich deine Qual. O, komm, ich bitte dich!

Herzogin. Und keine Hülfe für den edlen Nechter?

Herzog. Keine, als in meiner Schande!

Herzogin. Nun, so sei er von den Menschen verdammt, und von Gott gesegnet!

(Gehen ab.)

Zu Wittelsbach.

Otto. Wolf. Hernach Heinrich von Andechs.

Wolf. Achtzig Männer, wohlgemuthet und wohlbewaffnet, sind eingezogen in unser Schloß mit Jubelgesang.

Otto. Sie sehen rüstig aus. Was sind es für Leute? Vielleicht heimloses Gefindel, das Fehde sucht des Raubes wegen?

Wolf. Es ist keiner unter ihnen, der nicht einmal neben euch kämpfte. Sie hörten von dem Unheil, das euch traf; da verließen sie Haus und Hof, und kommen nun, Arm und Herz euch anzubieten. Sie wollen mit Blut den Bannfluch von euch waschen. Das sagte mir Konrad von Archa im Namen Aller.

Otto. Konrad ist dabei? — Ho, Wolf, öffne Ruch' und Keller! Gib hin, was das Haus vermag! — Was ist das? kommen neue Gäste?

Wolf. Seht, euer Bruder kommt!

Otto. Bruder, schon wieder da? Meine Taube oder mein Rabe?

Heinrich v. Andechs. Rabe! Rabe! Unglück!

Otto. Krächze, mein Rabe!

Heinrich v. Andechs. Eine Schaar Fußknechte ist in Anzug wider den Nechter Otto. Heinrich von Kallheim mit seinen Spießgesellen ist dabei, und führt sie an. Nicht wahr, Bruder: zu einer Hochzeit könnte Ludwig nicht mehr eilen, als zu deinem Verderben!

Otto. Laß sie kommen! Sie sollen fühlen, daß des Nechters Schwert ihre Zungen zu treffen weiß. Hast du meine Vögel gesehen im Hofe? Die werden ihnen ein Todtenliedchen singen, des-

gleichen nicht bald eins gehört worden ist. Geh', Wolf, bewirthe meine Gäste weidlich; denk' nicht an morgen!

(Wolf geht ab.)

Heinrich v. Andechs. Sorg' eher für guten Behrstand, Bruder! Kallheim ist nicht mehr fern mit seiner Schaar.

Otto. Wohl! der fette Dampf von meinem Rauchfang soll diese Jagdhunde so nahe heranziehen, daß wir sie von der Mauer mit unsern Lanzen todtschlagen können.

Heinrich v. Andechs. Dein Häuflein ist klein, Bruder. Nur achtzig!

Otto. Ja, nur achtzig, aber Männer! Konrad von Nida ist dabei; der mischt sich unter kein schlechtes Gepäc, wiewohl er nur ein gemeiner Mann ist. Sind seine Gefährten alle so wackere Gesellen von ächtem bayerischem Schrot und Korn, so bleiben wir nicht lang' in diesem Käfig. Bis morgen ist Wittelsbach rein ausgezehrt, und dann ziehen wir Land aus, Land ein, so weit deutscher Boden reicht. Mit blankem Schwert will ich deinen Richtern den Rachen öffnen, daß sie den Bannfluch über dich und Eckbert wieder einschlucken!

Konrad mit einigen seiner Spießgesellen. Die Vorigen.

Konrad. In's freie Feld, Herr Pfalzgraf! führt uns in's freie Feld! Wir haben vom Thurm einen Haufen Landsknechte herannahen sehen.

Otto. Wart' bis morgen, Konrad! Laßt euch heute wohlsein!

Konrad. Erst geschlagen, dann zum Fraß! Es ekelt mir nicht vor blutigen Händen. Ich sag's euch rund heraus: zwischen vier Mauern bleiben wir nicht. Führt uns in's Feld, oder wir ziehen wieder heim.

Otto. Seid ihr alle Bayern?

Konrad. Alle. Es ist keiner unter uns, den ich mich schäme Bruder zu nennen. O, seid versichert, ihr werdet Freude erleben, werdet euch den Bannfluch aus dem Leibe lachen! Denn sind des Herzogs Knechte lauter kernichte Bayern, wie wir, so schlagen sie sich zu uns, oder es gibt ein herzliches Gemekel!

Otto. Nun, wir müssen sie kennen, ehe wir gegen sie ziehen. Wollt ihr euren Köpfen folgen, so zieht heim; oder wenn ihr bleiben wollt, so überlaßt euch meiner Führung, und ihr seid mir willkommenen Brüder. — Wo bist du herumgezogen, Konrad, seitdem wir uns in Thüringen das letzte Mal sahen?

Konrad. Bin durch Franken und durch's Sachsenland gewandert und hab' mancher ehrbaren Fehde beigezogen. Dann

bin ich gezogen nach Rom, hab' meine Sündenlast dort abgelegt. Vor zehn Tagen kam ich zurück mit frischem Muth und frohem Sinn.

Otto, Ludwig (kommen hereingesprungen). **Die Vorigen.**

Otto S. Vater, bist du da?

Ludwig. Haben sie dich nicht genommen?

Otto. Gott Lob, daß ich euch sehe! — Ha, wer kommt denn da? Friedrich von Reuß! Grankopf! willst du deine Rüstung bezahlt haben? — Konrad, sei du mein Hausmeister; bewirthe deine Gefellen! Ihr Jungen, geht mit diesen Männern in den Hof!

(Konrad mit den Knaben ab.)

Otto. Heinrich von Andechs. Friedrich von Reuß.

Otto. Alter Freund, kennst du mich noch? Sei mir tausendmal willkommen!

Friedrich v. Reuß. So grüßt euch euer Vetter Ludwig.

(Gibt ihm die Hand.)

Heinrich v. Andechs. Den Aechter Otto? Das heißt dem Erschlagenen Arznei senden.

Friedrich v. Reuß. Meint ihr, ich ließe mich zu solch' einem thörichten Gewerbe brauchen? Ich sah in Ludwigs Herz; es ist arglos und edel. Wahrlich, einen Wittelsbacher erkannt' ich in ihm!

Otto. Ludwig ist ein wahrer Mann; er wollte meine Brüder nicht verdammen.

Heinrich v. Andechs. Aber dich wohl gern!

Friedrich v. Reuß. Wohl gern? Nein, Graf Heinrich; ihr habt nicht gut gesprochen. Ich war Zeuge des Kampfes in seiner Seele zwischen Ehr' und Mannheit und vetterlicher Liebe. Feurige kraftvolle Worte sprach er für euch.

Otto. Für mich? Das hieß wohl für einen Verdamnten beten. Aber warum sprach er nicht für meine Brüder? Ha, man will die Söhne Bertholds auf einmal vertilgen; und das soll nicht gelingen. Nein, meine Brüder sollen mein Verbrechen nicht büßen. Hätte man nur mich verdammt, so wäre nun jede Kraft meiner Seel' erloschen; ich trüge mein Unglück mit kummervollem, stillem Herzen. Aber da man meine Schuld und mein Elend auch auf meine unschuldigen Brüder warf, da empörte sich meine ganze Natur; selbst die Stimme des Gewissens und jeder andern Pflicht schweigt in mir. Eher wollt' ich Greuel auf Greuel häufen, wollte lieber Menschenwürger und Landverderber heißen, als daß ich einst

zu mir sagen müßte: deine Brüder liebten dich, und du hast unverdienten Jammer über sie gebracht!

Heinrich v. Andechs (umarmt ihn). Bruder!

Friedrich v. Reuß. Auch Friedrich darf ein Wort reden aus wohlmeinendem Herzen. — Herr Pfalzgraf, wann habt ihr je gehört, daß ein Fehl, im Zorn begangen, durch Zorn und Hise wieder gut gemacht wird? — Warum kam keiner eurer Brüder, ihre Unschuld zu zeigen? Freies Geleit hätte man euch gern zugestanden.

Heinrich v. Andechs. Noch stand kein Wittelsbacher vor Gericht.

Friedrich v. Reuß. Noch fehlte keiner! — Herr Graf von Andechs, gesteht es selbst, war nicht aller Schein wider euch? Ihr kamt gerade an jenem unglücklichen Tage nach Bamberg und flüchtet mit eurem Bruder von dannen. Ich bin der Einzige, der eure Unschuld bezeugen kann, und bin dazu bereit mit Ehr' und Leben vor den gesammten Fürsten des Reiches. Ludwig hat eure Verdammung nicht gut geheißt. Herr Graf von Andechs! hier habt ihr meine Hand und mein ritterliches Wort! der Bann soll gelöst werden von euch und eurem Bruder Eckbert, wenn mir der liebe Gott mein Leben fristet!

Otto. Friedrich!

Friedrich v. Reuß. Ihr seid Zeuge Dessen, was Friedrich von Reuß dem Grafen Heinrich von Andechs versprach.

Otto. Du meinst, es sei keine Arglist und Fährde vorgegangen beim Gericht?

Friedrich v. Reuß. Ich behaupte, nein! Mit bebenden Lippen sprachen die Fürsten Verdammung über euch. In Ludwigs Augen stand eine Thräne. Selbst Philipps treueste Diener weinten Mitleid in euer Unglück; denn sie hatten die letzten Worte des Sterbenden gehört.

Otto. Glück über mich?

Friedrich v. Reuß. Nein, Segen seinem Freunde Otto! Er verfluchte den Tag, an dem er euch je beleidigte, er jammerte laut über eure Hise, die euch beiden verderblich ward! Weh! rief er über Den, der den Irrsal zwischen euch brachte; er verzieh euch herzlich, nannte euch seinen edlen Freund, und so starb er.

Otto (mit der heftigsten Bewegung). O, Friedrich! Friedrich! nun bin ich ein armer Mann! — Meinen Freund ermordet! Philipp! Philipp! Philipp! —

Heinrich v. Andechs. Lieber, lieber Bruder! was ergriff dein Herz so ungestüm?

Otto. Ha, jetzt fühl' ich den wahren Bannfluch in meiner Seele von Gottes Zorn gesprochen! Auf einmal sind nun tausend

Plagegeister in meinem Innern erwacht! O Wehe! Wehe! Ich bin nicht mehr Otto! So war ihm nie zu Muth! — Meinen Freund ermordet! meinen Philipp! meinen Kaiser! dessen Herz nie Falschheit gegen mich hegte! O, Tag des Unglücks, an dem ich ward! Friedrich v. Reuß. Tag des Unglücks, an dem ich euch die Rüstung gab und euch allein ziehen ließ in euer Verderben! Was hilft aber mein Wehklagen über geschehene Dinge? Denkt auf Rath!

Otto. Rathe dem Todten aufzustehen, oder dem Lahmen zu gehen! Kümmerst euch nicht um mich! Ich bin von jeher meine letzte Sorge gewesen, und nun will ich gar nichts mehr denken, als Philipp den Edlen. Friedrich! ich empfehle dir meine Brüder. Ich lege nun ihr Heil auf deine Seel' und deine ritterliche Ehre. Hülfe mir Gott noch eine schwere Last vom Herzen wälzen! Ich muß den allerschmerzlichsten Theil meines Jammers berühren. — Friedrich, meine Kinder, die armen Wichte!

Friedrich v. Reuß. Sollen nicht zu Grunde gehen! Ludwig schwor bei allen Heiligen, ihr Vater zu sein. Gebt sie der Liebe des Edlen und der Herzogin; dann sind sie geborgen vor Noth und Kummerstand.

Otto (geht sinnend). Nein! — Nein! Ihr Anblick würd' ihn an den Vater erinnern. Im Reich ist kein Bleiben für sie. Ich hab' einen Freund im Ardenner Walde; dem will ich sie senden. — Ja, so ist es besser.

Heinrich v. Andechs. Ich höre Kriegsgeschrei.

Wolf. Konrad. Die Vorigen.

Wolf. Herr, macht Lust! Wir sind eingesperrt, Wittelsbach umringt!

Konrad. Hinaus, hinaus! Laßt uns den Kallheimer heimjagen!

Friedrich v. Reuß. Sie sind schon da? — Wie hab' ich nun des Herzogs Auftrag erfüllt!

Otto. Konrad, sprichst du im Namen deiner Schaar?

Konrad. Ja. Mein Wort ist ihr Wort.

Otto. Laß die Aeltesten hereintreten, daß ich euch meine Herzensmeinung sage. Ruf' sie, Wolf.

Otto S. und Ludwig (kommen). Vater, Vater! Kriegsmänner sind gekommen. Viele, viele, dich zu fangen!

Otto. Otto, leg' dich an's Thor, und wenn sie herein wollen, so balle! Lerne bei Zeiten das Handwerk eines Hundes; wirst es einst treiben müssen! (Wendet sich gramvoll von seinen Söhnen.)

Ludwig. Soll ich auch, Vater? (Sie wollen fort. Heinrich von Andechs und Friedrich von Reuß halten sie an sich.)
Wolf (führt die Aeltesten von Konrads Schaar herein.)

Otto. Was wollt ihr, Bayern? Warum seid ihr gekommen mit Waffen zu mir?

Konrad. Ihr seid verbannt worden vom Gericht zu Frankfurt, und da sind wir gekommen, euch zu schützen.

Otto. Was heißt das, einen Verbannten schützen? Sich wider des Reichs Urtheil auflehnen, des Verbrechens sich theilhaft machen. Wißt ihr, was ich that? Wenn ihr's auch wißt, so wird euch doch schaudern, und die Haare müssen euch zu Berge stehen, wenn ich's euch noch einmal sage. Hört's: ich habe den Kaiser ermordet! — Empört sich eure Natur hierüber nicht, so hört noch mehr: er war mein Freund, er liebte mich. Er hatte mich sehr beleidigt, meine Ehre gekränkt; aber er war mein Kaiser, war mein Freund. Wollt ihr mich schützen?

Konrad und Alle. Ja.

Otto. Wenn einer unter euch vom Herzog Ludwig aus Uebereilung gekränkt würde, und er tödtete den Fürsten, wolltet ihr den Mörder schützen gegen Strafe? — (Sie schweigen.) Ihr würdet die schändlichsten Verräther durch solches Beginnen. Fürstenthum ist Vätermord; dem Fürsten sollen Väter sein, und Vätermord ist unverzeihlich selbst vor dem ewigen Erbarmen. Bayern, wollt ihr mich schützen? — (Sie schweigen.) O, ich bitt' euch, zieht in eure Heimat, oder wenn ihr eure Panzer nicht losschnallen wollt, so gelobt dem lieben Gott eine Wallfahrt nach Jerusalem! Dort sehen wir uns vielleicht wieder. Ich hieß euch Anfangs willkommen, weil ich glaubte, es habe Arglist obgewaltet beim Gericht gegen meine Brüder. Nun aber ist es nicht. Unschuld und Wahrheit werden sie retten vom Bann; mich aber verdammt die schwere Schuld. Wenn ihr Zehde sucht, so folgt nicht dem Ungefähr, nicht dem Ruf oder blinder Neigung, sondern der gerechten Sache; denn wer sein Blut hingibt, ohne zu untersuchen, wem: der ist ein leichtfertiger Hube. — Kommt, kommt! Ich mag selbst hier nicht mehr bleiben.

Heinrich von Andechs. Bruder, wohin?

Otto. Kommt, kommt! (Nimmt seine Kinder und geht ab. Alles folgt ihm.)

Mauern und Thor von Wittelsbach.

(Heinrich von Kallheim kommt mit seiner Schaar und umringt das Schloß.)

Heinrich von Kallheim (stößt mit einer Lanze an die Pforte).
Achter! Achter! biete der Gerechtigkeit nicht Trost! gib dich! gib dich! — Stellt euch hierher, meine Lehensknechte, zu mir! Gebt ihm

ein Zeichen mit der Trompete, damit er unsern Auftrag vernehme! (Trompetenstoß.) Otto von Wittelsbach! vernimm den Befehl Ludwigs, des Bayernherzogs! (Eine Trompete antwortet im Schlosse.)

Otto (kommt auf die Mauer). Was befohl Ludwig, der Bayernherzog?

Heinrich von Kallheim. Er befohl, die Strafe zu vollziehen an dem Raismörder nach Zug und Recht, ihn zu fangen und seine Wohnung zu zertrümmern, damit das Dentmal der Schande nicht auf der Welt bleibe!

Otto. Sind das Ludwigs Worte?

Heinrich von Kallheim. Meine Worte sind es, aber Ludwigs Sinn.

Otto. Ha, du nichtswürdiger Zungenheld! was nennst du dies edle Schloß ein Schandmal?

Heinrich von Kallheim. Es gibt dem Raismörder Schutz!

Otto. Nein, das soll es nicht. (Ruft hinein.) Deffnet das Thor! Konrad, zieh voran mit deinen Gefellen! Begebt euch in Frieden nach Hause! Ich danke euch für eure Liebe! (Steigt hinunter.)

(Das Thor wird geöffnet. Konrad zieht heraus mit seiner Schaar.)

Heinrich von Kallheim. Halt! Was sind das für Bewaffnete? He! wer seid ihr?

Konrad. Bayern, Otto's Freunde. Voran, voran! macht Platz! Dahin geht unser Weg.

Heinrich von Kallheim. Halt, sag' ich! was wolltet ihr hier?

Konrad. Wir wollten eure Knochen auf die Bleiche legen; aber Otto befohl uns, in Frieden heim zu ziehen. Voran! meine Lanze wackelt schon, und mein Schwert hüpfet. Voran! oder wir kommen nicht so trocken nach Hause. (Ziehen durch.)

Heinrich von Kallheim. Man sollte dies verdächtige Gesindel nicht so hingehen lassen! Ha, da kommt er selbst.

Otto (führt seinen ältesten Sohn an der Hand). Heinrich von Andechs (führt den jüngeren). Friedrich von Neuß. Wolf und Hausgesinde. Die Vorigen.

Heinrich von Kallheim. Greift an die Aechter! Greift an! (Er geht mit einigen seiner Leute auf den Pfalzgrafen los; die bayerische Schaar bedeckt diesen und sein Gefolge mit ihren Lanzen.)

Friedrich von Neuß (zieht sein Schwert). Keiner rühr' ihm ein Haar an!

Heinrich von Andechs (zieht sein Schwert). Mein Bruder!

Heinrich von Kallheim. Was ist das? So befolgt ihr eures Herzogs Befehle? Ihr Meineidigen!

Otto. Bayern! ich dank' euch für mein Leben, meiner Kinder wegen; mir ist es eine Last. Seht, ich habe mein Schwert nicht ergriffen, um mich zu schützen gegen die Gerechtigkeit. Ist einer unter euch, der mein Blut verlangt, um Philipps Schatten zu besänftigen und den Ruf des Gesetzes zu erfüllen, so tret' er hervor. Willkommen ist mir der Tod von der Hand eines Biedermannes, der mich einer solchen edlen Absicht opfert! Seinem Schutze wollt' ich meine Kinder empfehlen. — Friedrich, noch einmal, gedenke meiner Brüder und deines Wortes! bring' meinem Vetter Ludwig meinen letzten Gruß, und empfehl meine Leute seiner Großmuth. Leb' wohl! Leb' wohl, Bruder! (Sprachlos nimmt er Abschied von ihm. Ein dumpfes Lebewohl ist Alles, was er sagen kann.) Meine Kinder! sagt das letzte Lebewohl eurem Vaterlande und euren Landsleuten! (Er nimmt den älteren auf seinen Arm, Heinrich von Andechs den jüngeren.)

Otto S. Leb' wohl, Vaterland! Leb' wohl, Bayern!

Ludwig. Leb' wohl!

(Die Bayern danken durch eine Bewegung der Lanzen.)

Otto. Dankt ihnen euren Vater!

Otto S. } Ich dank' euch meinen Vater.

Ludwig. }

Otto. Nun fort, fort! Ich darf hier nicht mehr weilen. Kommt, Kinder! der Jammer ruft uns. Noch einen Blick auf meine Geburtsstätte, noch einen auf Bruder und Freunde! Fort!

(Nimmt seine Kinder und geht ab. Wolf folgt ihm.)

Heinrich von Andechs. O, mein Bruder!

Friedrich von Neuß. Freund Otto! (Geht mit Heinrich von Andechs und Otto's Hausgesinde fort. Kallheim zieht mit seiner Schaar in das Schloß.)

Fünfter Aufzug.

Wittelsbach ist zertrümmert; die Gegend mit Steinhäufen und Schutt bedeckt.

Konrad und ein Einwohner von Nisa (kommen um Mitternacht; jeder trägt seine Lanze und eine Hacke auf der Schulter).

Konrad. Nachbar! gib Acht, daß du die Glücksruthe nicht verlierst!

Einwohner. Sorg' nicht; hab' sie wohl verwahrt. Konrad, die Sterne meinen's gut mit unsern Schienbeinen; wär's nicht so

hell, ich wüßte weder Weg noch Steg zu finden, so bekannt mir auch sonst hier jeder Winkel war.

Konrad. Nachbar, ist das Wittelsbach?

Einwohner. Es war, Nachbar!

Konrad. Warum hat man die Heimat des Edelmuths und der Rechtschaffenheit den Eulen eingeräumt? Hier war der sichere Zufluchtsort für Nothhafte und Bedrängte. Viele Tausende gingen in dieses Thor mit schwerem, bekümmertem Herzen, und kamen fröhlich wieder heraus. Wer du auch warst, und hätte man deine Muttersprache auf hundert Meilen in der Runde nicht verstanden, hier fandest du Hilfe für deine Noth, und Pflege für deinen siechen Körper. Wenn nun ein Fremdling daher wandert, der in seiner Heimat von dem Hause der Gastfreiheit gehört hat, wie wird er hinstrahlen auf diesen Schutt, wird fragen: warum fiel die Wohnung der Edlen? Dann wird er auf seinen Speer gelehnt die traurige Geschichte hören und seufzend von dannen ziehn.

Einwohner. Nachbar, es ist Mitternacht. Laß uns nicht leer von himmen gehn!

Konrad. Ich verliere alle Lust zum Golde bei diesem Anblick.

Einwohner. Soll ich nicht einmal versuchen im Schuttgewölbe, ob die Ruthe zieht?

Konrad. Meinestwegen!

Einwohner. Hier, nimm meine Lanze! (Er geht hinter die Steinhäufen.)

Konrad. Ich glaube, mein guter Nachbar bemüht sich umsonst. Die Wittelsbacher vergruben ihren Reichthum nie in die Erde.

Einwohner. Konrad!

Konrad. Schlägt es an?

Einwohner. Noch nicht. Aber es ist so unheimlich in diesem Schutt.

Konrad. Ha! ha! Pfeif' oder sing', daß ich's höre; dann kommt dir keine Angst an. Wenn dir ein Unhold begegnet, so ruf' mich!

Einwohner. Die Glücksruthe will sich nicht rühren, weder rechts noch links, weder vor- noch rückwärts.

Konrad. Vielleicht taugt sie nichts. Hast sie nicht geschnitten in der heiligen Christnacht um die zwölfte Stunde.

Einwohner. Ja freilich!

Konrad. Bist nicht drei Schritte rückwärts gegangen nach dem Haselbusch.

Einwohner. Ja.

Konrad. So war's kein junges Geschöß von diesem Jahr, oder hast sie nicht abgeschnitten mit einem einzigen Schnitt aufwärts.

Einwohner. Ja, ja! Der fromme Mönch Dietbold von Scheiven hat es mich selbst gelehrt.

Konrad. Nun, wenn das ist, Nachbar, so weiß ich schon, warum die Glücksruthe nach keinem Golde zieht.

Einwohner. Warum?

Konrad. Weil keins da ist.

Einwohner. Keins da? Hatten die Wittelsbacher nicht immer vollauf? Gaben sie nicht immer mit vollen Händen?

Konrad. Eben darum!

Einwohner. Doch waren sie immer reich!

Konrad. Nachbar, Fürsten werden nicht reich durch's Nehmen, sondern durch's Geben. — Komm, komm! Es ist thöricht, im Hause der Tugend Geld zu suchen. Komm! jetzt bedenk' ich's erst, daß Konrad einen erzdummen Streich gemacht hat. Nachbar, deine Noth geht mir nahe; aber hier gibt's keine Hilfe unter der Erde. Ich schämte mich zu Tode, wenn mich Jemand ertappte. Weinen sollte der Bayer in diesem Schutt; denn hier reiste die Größe Bayerns. Sieh, ich möchte mit jedem dieser Mauerstücke reden und — weinen.

Einwohner. Ich bin so voll von eigener Trübsal. — Merk' auf! Ich hab' etwas gehört!

Konrad. Es kommen Leute. Um aller Welt willen soll man mich hier mit diesem knechtischen Werkzeuge nicht finden. Wir wollen uns verstecken, daß wir hören, wer's ist. (Ab.)

Otto. Wolf. Otto's Kinder.

Otto (kommend). Die Schwalbe flattert ja auch noch einmal mit dankbarlichem Gezitscher um ihr Nest, ehe sie davon zieht. — (Weißt stehen.) Wittelsbach! Wittelsbach! —

Wolf. Herr! warum seid ihr daher gegangen, eurem Gram neue Nahrung zu holen? Ich bat euch so sehr, diese Gegend zu fliehen.

Otto S. Vater, wer hat unsre Heimat so zerstört?

Ludwig. Nun haben wir kein Haus und keine Ruhestätte.

Otto. Still, still, Kinder! Der Nachbar Todtengräber wird schon für unsre Herberge sorgen. — So lange das Elend uns leben läßt, wollen wir mit den Hirschen Kost und Wohnung theilen; da können wir unbezahlt zehren und unbezahlt verhungern, wie der liebe Gott will. O, bittet ihn, daß er euch statt dieser zarten Haut mit einem wollichten Felle bedecke, und statt dieser Hände euch noch zwei Füße gebe, damit ihr weit von den Menschen fliehen könnt und um kein Wammis zu betteln braucht. Ihr armen Geschöpfe! Der elendeste Mensch hat doch einen Namen; aber ihr nicht. Könn't' ich

weinen, so wollt' ich euch in meinen Thränen umtaufen und euch Jammerreich nennen. Seht! Wittelsbach ist nicht mehr; unsre Wiege ist zerbrochen; die Geburtsstätte der Fürstenmänner ist ein Brutnest für Schlangen und Rattern geworden! — Ha! und ich bin der Thäter! ich! Kaisermörder! Freundesmörder!

Wolff. Herr! lieber, lieber Herr!

Otto S. Vater, sprich keine so schrecklichen Worte mehr!

Otto. O, ihr Geister meiner Väter, wenn euch nie eine große Absicht oder eine ungebüßte Schuld aus eurer ewigen Ruhestätte zur Mitternachtsstunde gerufen hat, so schwebt ihr gewiß jetzt über den Trümmern eures Hauses! O, werdet mir sichtbar —

Wolff. Schweigt um Gottes willen! Stört nicht die Ruhe der Todten!

Otto. Horch! horch! sie jammern Wehe über mich! Wehe über den Verbrecher Otto!

Konrad (ruft aus dem Schutt). Heil dem edlen Otto!

Otto (bestürzt). — Wie war das?

Wolff. Heil dem edlen Otto, sprach eine männliche Stimme.

Otto. Heil dem Verfluchten? Nein, hier ist Betrug; entweder in unsren Ohren, oder auf der Zunge dessen, der sprach. Das will ich wissen. Gib mir meine Lanze!

Wolff. O Herr, bleibt! bleibt!

Otto S. } Vater, bleib! bleib!

Ludwig. }

Otto. Meine Lanze, daß ich Weg suche! (geht in den Schutt.)

Wolff. Nehmt euch in Acht! Vielleicht ein schadenfroher Geist!

Otto. Wer du auch bist, wiederhole deine Worte! sprich!

Konrad (kommt hervor). Heil dem edlen Otto! — Nachbar, komm; fürchte dich nicht!

Otto. Wer bist du?

Konrad. Konrad von Nisa, euer alter Knecht. (Kommt mit seinem Gefährten hervor.) Noch einmal: Heil dem edlen Otto!

Einwohner. Heil dem edlen Otto!

Otto. Was macht ihr hier?

Konrad. Eine Thorheit, Herr Pfalzgraf.

Otto. Mit der Arbeit verdient ihr nichts als Neue. Wie heißt eure Thorheit?

Konrad. Ich will's euch geradezu gestehen; will lieber sagen, Konrad ist ein Narr, als den Narren Konrad klug schelten. Mein Nachbar hier hat einen neunzigjährigen Vater, der krank und hilflos auf der Streu liegt. Da kam er zu mir und forderte Beistand an Geld oder Lebensmitteln; aber ich hatte meine ganze Habe, bis auf meine Rüstung, verschmaußt und verspielt. Was war da zu

thun? Geholfen mußt' ihm werden; doch wie? Auf einmal fuhr meinem Nachbar die Grille in den Kopf, in diesem Schlosse Schätze zu graben. Ich ließ mich leicht bereben; denn geholfen mußt' ihm werden.

Otto. Habt ihr Schätze gefunden?

Konrad. Pfui, wir Thoren!

Otto. Warum? Es liegen gewiß Schätze da. Weißt du, Konrad, wie mein Großvater Otto ein ganzes Heer aus seinem Säckel unterhielt zur Hilfe Bayerns? Weißt du, wie mein Vater Berthold in den Tagen der Hungersnoth seine Kassen aufthat und an seinem eignen Tische die alten Brodkrusten in Wasser tauchte und aß, um viele tausend Bayern zu nähren? Weinst du, sie hätten sich dabei keinen großen Gewinn erwuchert?

Konrad. Ja, welchen Gewinn?

Otto. Den Segen Bayerns über Wittelsbach.

Konrad.

Einwohner. } O, wahrlich, wahrlich! Ihr habt Recht!

Otto. Ich aber habe den Segen von mir weggeschüttelt und Fluch auf mich geladen. Ich war ein guter Nebenast vom Stamme Wittelsbach, trug aber giftige Früchte; und da war's Jug und Recht, mich los zu hauen. In ewigem Segen gedeihe nun Ludwigs Stamm und werde fruchtbar der Nachwelt! Er gebe Schutz und Schatten der Ruhe vielen Völkern und bis an's Ende der Welt soll Keiner fragen: warum ward der älteste Ast von diesem edlen Stamme losgehauen?

Konrad. Herr, sagt ein Wort und ihr sollt nicht zu Grunde gehen.

Otto. Welch' ein Wort?

Konrad. Krieg!

Otto S. und Ludwig. Krieg!

Otto (zu seinen Kindern). Ihr Unbesonnenen! was ruft ihr? Hab' ich nicht Blut und Jammer in das alte ehrwürdige Haus der Schwaben gebracht? Soll ich nun Plag' und Verderben über ganz Deutschland bringen? Wehe dem Manne, der sein Heil in Zwietracht sucht! O, wüßt' ich, daß einer von euch eines Tages rathgierige schädliche Gedanken gegen das heilige Reich hegen könnte — ich wollte jetzt sein Haupt an diesem Steine zerschmettern!

Wolff. Herr, weilet nicht! der Morgen kommt.

Otto. Ach! sonst durft' ich wohl in Gottes Sonnenschein durch Städt' und Länder ziehen; aber nun —! — Still! still! still! Ich walle in's gelobte Land — Du, bringe deinen alten Vater in's Krankenhaus nach München!

Einwohner. O, Herr Pfalzgraf!

Otto. Warum willst du das nicht?

Einwohner. Lieber wollt' ich für ihn stehlen. Wär's nicht eine ewige Schande für mich, wenn ich meinen Vater dem Herzog in's Futter gäbe, da es meine Pflicht ist, ihn zu ernähren?

Otto. Segne dich Gott, Bayer! WOLF! hast du nicht noch einiges Geld?

WOLF. Zu eurer Nothdurft.

Otto. Gib her zu meiner höchsten Nothdurft! — Da, theil' es mit dem Konrad! (Gibt es dem Einwohner von Nisa.)

Konrad. Nein, nein, Herr!

Otto. Höre nur, du unartiger Kobold, das ist Geld für ein Amt, das ich dir zugebach habe. Hier, nimm meine Jungen, und bewahre sie! Nach einigen Tagen wird ein Mann kommen aus dem Ardenner Walde, der wird sie mit sich nehmen. Nimm sie bei der Hand und geh'!

Otto S. Wollen bei dem Vater bleiben!

Otto. Habt ihr einen? — O, armes Blut! Da ich euch eine Mutter geben wollte, raubt' ich euren Vater! — Geht, Kinder! geht mit diesem Manne! Ihr kennt ja den Konrad von Nisa.

Otto S. } Ja.
Ludwig. }

Otto. Nun, so geht mit ihm! Konrad, führe sie hinweg!

Ludwig. Warum jagst du uns fort?

Otto. Geht, geht! Ich kann das Gewimmer und Gejammer nicht dulden. Konrad, wenn du mich liebst, so geh' geschwind! geschwind, ohne dich umzusehen! Da, da! nimm sie — Lebt wohl!

Konrad. Nun denn, ich fühle wohl selbst, warum ich eilen muß.

Otto. Ich muß euch doch noch einen väterlichen Ruch geben! — O, mein Gott! Ewige Trennung von Lieb' und Leben ist doch schwer! Gehab' dich wohl, mein Erstgeborener, mein Otto! — Mein Ludwig, gehab' dich wohl! — Nun, ihr Herzenskinder, geht hübsch mit dem gutmüthigen Konrad! Gott sei euer Geleitsmann! Du warst gerade wie gerufen hier; ich wußte nicht wohin mit meinen Jungen, bis man sie nach Lotharingen abholt. Nun geh', Konrad! grüß' mir meine Nachbarn von Nisa.

Konrad. Gott behüt' euch, lieber Herr Pfalzgraf! Hättet ihr mir diesen theuren Schatz nicht anvertraut, so wär' ich mit euch gewandert. — Doch Konrad wird euch schon noch finden.

Otto S. Vater, komm bald wieder!

Ludwig. Ja, Vater! bald wieder!

Otto. Bis dahin seid glücklich! (Gehen ab.)

Otto. WOLF.

Otto. Bis dahin! (Setzt sich auf ein Mauerstück.) Ich habe mich wohl oft heimlich meiner männlichen Starkmüthigkeit gefreut, die mich beim Ungemach fröhlich und herzhast erhielt; aber jetzt — (verbüllt sein Angesicht und bleibt still sitzen).

WOLF (betrachtet ihn einige Augenblicke). Das männliche Auge weint nicht; aber das Herz blutet. — Dies war Wittelsbach! — und dies war Otto!

Otto. Auf! hinweg von hier!

WOLF. Ja, ja, kommt!

Otto. WOLF!

WOLF. Herr!

Otto. Wie alt bist du?

WOLF. Fünf und sechzig Jahr'.

Otto. Alter! geh' nach Braunau zum Herzog Ludwig! Sag', du wärst seines Vaters Knappe gewesen; er solle dich nähren.

WOLF. Ich bleibe bei euch. Wenn ich euch schon zu sonst nichts nütze bin, so kann ich euch doch einen Dorn aus dem Fuße ziehen und die Wunde salben.

Otto. Komm her, mein Arzt! ziehe mir diesen Dornstachel aus dem Herzen und salbe die Wunde!

WOLF. Kann nicht, Herr.

Otto. O, so komm! Da links hinab. Ich will diesen Morgen meine Hände in der Donau waschen; bei Neuburg ziehen wir vorüber.

WOLF. Habt ihr nicht gehört, daß der Kallheimer in der Gegend späht?

Otto. Du sollst mein Arzt, mein Leichenweib, mein Todtengräber sein; aber nicht mein Wegweiser. — Halt: Willst du undankbarer sein, als der Storch? deine Heimat ungegrüßt verlassen? Sieh da! Wittelsbach!

WOLF. O!

Otto. Mein Haus! mein Name! mein Vaterland! Bayern! ich scheide von euch! Gab es je eine schmerzvollere Trennung, so möge der liebe Gott meiner Leiden spotten!

WOLF. O, kommt! —

Otto. Ja. Fort! Fort!

Morgenbämmerung. In einem Walde bei Oberndorf in der obern Pfalz.

Heinrich von Andechs und Edbert (kommen als Pilger gekleidet).

Edbert. Bin ich so aus Ungarn gewandert bis in diese Gegend, um meinen Bruder Otto noch einmal zu sehen, und sollt' ihn nun nicht finden!

Heinrich von Andechs. Sehen muß ich ihn, oder Das, was von ihm noch da ist, wär' es auch schon von den Würmern abgebissen. Er streicht gewiß noch um Wittelsbach, bis er seine Kinder untergebracht hat.

Edbert. Unsere Schwester in Ungarn wird ihnen eine gute Mutter sein.

Heinrich von Andechs. Drum laß uns gen Wittelsbach ziehen; da werden wir ihn finden. Die Nachricht, daß er sich in dieser Gegend aufhalte, ist eine Lüge; denn er weiß gewiß, daß der Herzog Ludwig nach Neuburg gekommen ist.

Edbert. Warum kam Ludwig in dieser Zeit nach Neuburg?

Heinrich v. Andechs. Er erwartet da den Otto von Braunschweig, den er nach Aachen begleiten wird zur Kaiserwahl. Ein günstiger Umstand für uns, wenn der Gesandte Friedrich von Neuf Wort hält!

Edbert. Aber unser armer Bruder?

Heinrich v. Andechs. Sind wir beide wieder einmal zu unserer Würde gekommen, so haben wir Macht genug, ihn zu retten. Kommt! wir müssen ihn auffuchen!

Edbert. Ich höre ein Geräusch, wie von Bewaffneten!

Heinrich v. Andechs. Ja, es kommt näher. Wir wollen uns hier verbergen, bis sie vorüber sind.

Heinrich von Kallheim

(Kommt mit einer bewaffneten Rotte.)

Heinrich v. Kallheim. Meine Kundschaft trägt mich nicht; er wird durch diesen Wald kommen. Dies ist die einzige Brücke über den Bach; hier will ich selbst lauern. Müßt' ich auch noch zwanzig Nächte vergebens umherziehen, so will ich es mich doch nicht verdrießen lassen; denn ich kann nicht dulden, daß ein solcher Verbrecher Gottes Erdboden betritt. Kommt! ich will euch eure Späßen von fern anweisen. Ihr müßt nicht auf der Heerstraße bleiben; denn solche Leute fliehen die gangbaren Wege. Kommt! (Zieht durch.)

Heinrich von Andechs. Edbert.

Heinrich v. Andechs. Da steh' ich mit wehrlosen Händen und heißer Wuth im Busen! — Kallheimer! Kallheimer! du abscheulicher Auswurf der Menschheit!

Edbert. O laß uns eilen, daß wir ihn finden! Fort, Bruder!

Heinrich v. Andechs. Hierdurch gen Wittelsbach! Ich weiß die Fußstege.

(Gehen ab.)

Heinrich von Kallheim (kommt mit einigen von seiner Rotte zurück.)

Heinrich v. Kallheim. Hier an dieser Brücke ist unsre Lauerstelle. Mein Kundschafter Görg hat mir nie Falsches hinterbracht; und seiner Nachricht gemäß ist der Kaiserhinderer Sinnes, durch Ungarn nach Jerusalem zu wallfahrten. (Vor sich.) Freilich, mein guter Freund Artenberg! bliebe dieser Mann am Leben oder in freier Luft, so könnte er dir, trotz seiner Rechtertschaft, schlimme Händel anzetteln, wenn er hörte, daß du den alten, schwachherzigen Philipp gegen ihn erbittert hast. Aber dein Brief hat gewirkt. Du sollst es nicht bereuen, deine Ruhe und Sicherheit meinen Händen anvertraut zu haben; auch bin ich nicht so undankbar, daß ich die Ermordung meines Wohlthäters ungerächt lassen sollte. (Er geht nach der Brücke, wo seine Lehnknechte sich hingestreckt haben.) Schlaft ihr schon, ihr Trunkenbolde? Wartet! ich will euch euer Kopfstücken zu recht legen! Wer kommt da?

Otto. Wolf.

Wolf. Rechts und links hab' ich ganz vernehmlich reden hören. O, lieber Herr, gebt Acht, daß ihr nicht in des Kallheimers Schlinge fallt!

Otto. Sind wir nicht ungehindert auf der Heerstraße fortgewandert? Keine Feldmans ist uns begegnet; aber nun bin ich müde; mich schläfert.

Wolf. Wie? Ihr müde und schläfrig? Um aller Welt willen, säumet nicht an diesem Orte! Hier kommt mir ein Grauen an!

Otto. Der Uhu heult den Gespenstern zum Tanz. Huil da flattert eine Spectmans um unsre Köpfe! Das häßliche Nachtgeschmeiß zählt uns schon unter seine Bruderschaft.

Wolf. Ich bitt' euch, laßt uns weiter ziehn!

Heinrich v. Kallheim. He da! Wer seid ihr? (Seine Aechte zwingen auf.)

Wolf. Flieht, flieht! (Will seinen Herrn fortziehen.)

Otto. Holla, Freunde! kommt näher! Wer hat euch zu Zöllnern bestellt an dieser Brücke? Ich bezahle nichts.

Heinrich v. Kallheim. Hal nach dieser Stimme, und wenn Dunkelheit mich nicht trügt, ist es —

Wolf. Zieht euer Schwert!

Otto. Ein Mann ist es, oder wenn ihr daran zweifelt, so kommt so nahe, daß ich euch mit meinem Barte eure schläfrigen Augen abwische!

Heinrich v. Kallheim. Kommt, kommt hinzu! — Ei wahrlich, er ist es!

Wolf. O liebster, theuerster Herr! fort, fort! Es ist der Kallheimer, euer Feind, der Zerstörer von Wittelsbach! fort!

Otto. Ich bin's. — Gott vergelte dir deine Mühe, Kallheimer! Du warst ein tapferer Mauerbrecher an Wittelsbach. Hast du dein Gewerbe geändert? bist du nun ein Nachtwächter? oder was bist du?

Heinrich v. Kallheim. Rächer der Majestät und des Reichs bin ich. Gib dich, Kaisermörder! Hier schweben keine Lanzen über dir, wie bei Wittelsbach.

Wolf. Zurück, Herr! zurück!

Otto. Schweben keine bayerischen Lanzen über mir, so ist doch noch Bayerns Boden unter mir. Darauf steh' ich fest, wie eine Eiche. Wer will sie fällen?

Heinrich v. Kallheim. Ich! (durchstößt ihn von hinten.)

Wolf. O! (Will sein Schwert ziehen; man entwaffnet ihn.)

Otto. Das war recht hübsch! — Ihr Schurken, laßt doch den alten Mann da gehen — Ah, gut getroffen!

Heinrich v. Kallheim. Sei zufrieden mit diesem Lohn! Kaisermord hat mehr verdient.

Otto. Das ist wahr, Bube! deshalb verzeih' ich dir —

Wolf. Herr! Herr! sinkt nicht!

Otto. O, ja! Ja, Wolf — Leb' wohl! Kinder! — — Bayern!

Wolf. Wehe! Wehe! Wehe! (Rauft sein Haar in schmerzvoller Betäubung. Einige der Knechte stehen erschüttert bei dem Anblick des Sterbenden.)

Heinrich von Andechs und Eckbert (werden von des Kallheimers Leuten herbeigeführt.)

Heinrich v. Kallheim. Wen bringt ihr da?

Heinrich v. Andechs. Was ist hier? O, mein Bruder!

Otto, Otto!

Eckbert. Gott! Gott! (Sie fallen neben dem Leichnam nieder.)

Wolf. Hinweg! Raubt mir meine Erbschaft nicht! Ich bin sein Arzt, sein Leichenweib, sein Todtengräber.

Heinrich v. Andechs. Wer ist der Mörder?

Heinrich v. Kallheim. Rächer der Majestät und des Reiches, Vollzieher des Gezeßes, Straßer des höchsten Verbrechens — ich!

Heinrich v. Andechs. Ha, so! — Nun, es ist vollbracht.

(Der Vorhang fällt.)

Agnes Bernauerin.

Ein vaterländisches Trauerspiel von Joseph August von Törring.

Personen.

Agnes Bernauerin.

Ernst, Herzog zu Bayern-München.

Albrecht, sein Sohn, Herzog und Graf zu Hohburg.

Georg von Gundelshagen, Hofmeister.

Werner Seibelsdorfer, Kammermeister.

Der Vicomte zu Straubing.

Oswald Luchsenhauser, Kanzler.

Hans Preisinger.

Wilhelm Marektrainer.

Hans Pienzenauer.

Ortholph Sandzeller.

Kaspar von Tore.

Hans Zenger, Pfleger zu Hohburg.

Perrisal Zenger.

Stephan von Emershofen, ein würtembergischer Ritter.

Kaspar der Thorringer, ein bayerischer Ritter.

Bürgermeister und Räte von Straubing.

Fürken und Ritter auf dem Turniere.

Agnesens Frauen, Knechte und Wachen. Volk.

Zeit der Handlung: das Jahr 1435.

Erster Aufzug.

Schloß zu Hohburg. Gemach.

Erster Auftritt.

Albrecht. Agnes. Hans Zenger. Perrisal Zenger.

Im Hereinkommen von der priesterlichen Einsegnung.

Albrecht (sähet Agnesen bald sie umarmend herein). Nun! Agnes! Liebe! es ist vollbracht. Du bist mein; ich dein; die Erde mir umgeschaffen in Eden! — ah! — wie wohl ist mir! Freunde! meine Zenger! freut euch mit mir! — aber stille!

H. Zenger. Gnädiger Herr! wären wir Schurken, so hätten wir ja unser Leben zu wagen! so sind wir Ritter und haben euch unser Wort für das Geheimniß verpfändet.

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 4.

P. Zenger. Und noch darüber sind wir eure Freunde und Waffenbrüder.

Albrecht. O ihr! erste Bayern, die mich lieben, und also Erste meiner künftigen Unterthanen und Stände! meine Gefährten im blutigen Kampfe! meine Zeugen am heiligen Altare! oh! was soll ich euch sagen? — seht, daher seht; (deutet auf Agnesen) ob? wie ich's euch danke; ob ich's euch ewig danken werde? — und du! Agnes! du? du schweigst?

Agnes. Gnädiger Herr! — noch weiß ich nicht — ob ich lebe? ob ich träume? — ob Liebe? — ob mein Herz? —

Albrecht. Mädchen! — nein; Weib! mein Weib! — liebe Verwirrung; Ringen jungfräulicher Unschuld gegen Liebe; willkommene, aber neue Pflichten!

H. Zenger (leise). Bruder! da brauchen wir ja wohl nicht mehr Zeugen zu sein?

P. Zenger. Nein! laß uns gehen. Ihr Rausch möge ewig dauern!

H. Zenger. Wer kann sagen, er habe nicht einmal in seinem Leben so einen Rausch gehabt? (Weibe Zenger ab.)

Zweiter Auftritt.

Albrecht. Agnes.

Albrecht. Setz dich, Agnes! sie sind fort, unsere Freunde; setz dich! sprich, Liebe? warum so betäubt? so niedergeschlagen? — was? Thränen?

Agnes (sinkt auf ihn hin). Der, den ich liebte mehr als Leben; den ich anbetete, der — mein Gemahl? Bayerns Herzog! Albrecht! der Edle! der Liebenswürdige! dem das unschuldige Mädchen kaum zu widerstehen vermochte; den zu besitzen nur Tugend wehren konnte; der mein Gemahl? — Ihr seid es, ja!

Albrecht. Könntest du zweifeln, Agnes! sind dir Ritterwort und Priestersegen nicht heilig, nicht Bürgen genug?

Agnes (fällt zu seinen Knien). Mein Gemahl? — und ich sollte nicht weinen Thränen der Freude? namenloser Wonne?

Albrecht (erhebt sie). Steh auf, meine Agnes! welche Stellung! ich war nie dein Herr, nun bin ich's geworden nur durch die Rechte der Liebe. — So wärst du denn auch so vollkommen glücklich, als ich? hättest dich auch so hingerissen gefühlt, wie mich so Alles in mir an dich zog? sag, o sag's mir, theures Weib! war dir Albrecht alles Das, was ihm Agnes ist? was dieser Engel ewig ihm sein wird? sag es wieder! von meinen Armen umschlungen sagtest du mir noch nie „ich liebe“.

Agnes. Mein Albrecht! — ich darf euch ja so nennen, gnädiger Herr?

Albrecht. Du sollst es. Ist der Mensch mehr werth, als sein Herz? und unsere Herzen, Agnes, sind die nicht gleich? oder schlägt deines matter, als meines?

Agnes. Mein Albrecht! Gemahl! — o ich kann — ich kann nicht reden — noch nicht! immer noch nur weinen, wimmern an eurem Busen; euch ansehen; hängen an euerm sanften Blicke; küssen die edle, die liebe Hand; sie halten, fest halten, denn sie ist mein, mein!

Albrecht. Dein! weil ich sie dir gab; weil du sie verdientest; weil du sie nahmst.

Agnes. — Mein Leben steht stille. Ich fühle mit Uebermaß mein Glück: kann nicht denken, wie's kam; nicht denken an Dauer; — da bin ich umarmt von euch und nenne euch mein.

Albrecht. Mein! könnte ich die Sylbe sagen vom römischen Reiche, so nannte man mich Kaiser; aber Agnes mein! da bin ich glücklich, unaussprechlich. — Du warst, du bist die Einzige! das Paar meines Herzens, Schwester meiner Seele; gestimmt zum Einklange mit mir; geschaffen zu meiner Liebe.

Agnes. Und doch so tief unter euch geboren!

Albrecht. Und doch wieder so nahe gekommen! Eins jetzt! unzertrennlich!

Agnes. — Und Elisabeth von Württemberg?

Albrecht. Mein Vater wählte sie, nicht mein Herz. Ich sah sie nie; wie konnten wir uns lieben? — sie meine Braut, du meine Gemahlin; wie konnte sie mir bestimmt sein?

Agnes. Hätte sie euch je gesehen, ich müßte nun weinen über sie. Euch sehen, und euch lieben, war ja nur ein Augenblick bei mir!

Albrecht. Doch sahst du so ernst, so feierlich, als zum ersten Mal in Augsburg mein Engel dich mir zeigte, und umgewandt mein Blick an deiner holden Schönheit bezaubert hing.

Agnes. Ah, konnt' ich's nur wähen damals, was jetzt ist? — Gott weiß es, wie das Knie mir zitterte; wie das Herz in der gekränkten Brust sich empörte; wie das arme Mädchen nicht wußte, wie ihr geschah; wie sie erschrocken zusammenfuhr, wenn euer glühendes Auge sie traf; und dann doch wieder schlichtern aufblickte, und Albrechten in jeder Stellung gierig verfolgte; — dann heimging und weinte, und sich härmte, und wenn Alles von Albrecht, dem Herzoge, sprach und ihn lobpreiste, allein schwieg, alle Welt schaute; Albrechten immer vor sich sah, und wenn sie nur dachte an seinen Blick, immer neu ihn fühlte, und immer doch ihn dachte, und es

doch wieder nicht wagte hinzugehen, wo sie ihn hätte wiedersehen können.

Albrecht. O Liebe! — und wie ward's mir? erzogen im Prunk der Höfe; Mann geworden im Harnische; gewohnt, abwärts zu blicken; Befehle zu geben; Gehorjam zu fordern; Gefälligkeit zu erwarten; zuvorkommende Zudringlichkeit zu dulden; der Wollust nach Kämpfen und Siegen zu frohnen, unbekannt mit der Liebe; so ganz ein Fürst, anmaßend das Uebermenschliche, und hinwirbelnd in Höhen, wo man sich und die Menschen nicht mehr sieht, und immer weiter will und muß, und nie hinkommt, weil man das Wahre, das Wesentliche, das Beglückende vorübergegangen hat? — und wie dein Anblick mich wieder herabstürzte zum Menschen, und ich fühlte, ich sei es auch, nur Rauch und Nebel um mich her sah, und das heiße Blut, wie vor meinen Ritterthaten in meinem Busen kloppte, und mein Innerstes rief zu dir, und Ahnung wahren Glückes, und Liebe, wahre Liebe wollüstig durch alle Adern schlichen: — wie ward's mir da! — Wie sie staunten, die Fürsten und Ritter, als die lärmende Munterkeit einer kriegerischen Jugend verstummte; traurig sich niederschlug das Auge, gewohnt, Heere zu übersehen und Könige zu messen; als alle Geschäfte stockten, und meine Busenfreunde mein Herz verschlossen fanden! — Percival Zenger war's, der errieth mich, der ertappte mein Geheimniß; der, dem ich in Schlachten das Leben gerettet, der gab Albrechts Muth; der — du weißt ja noch, wie wir zusammen dich mit deinem Vater im Spaziergange trafen!

Agnes. Ob ich's noch weiß? o der Tag war das Gestern des heutigen! ich glaubte hinzusinken todt in meines Vaters Arme.

Albrecht. Und du sankst wirklich; aber bald erwachtest du.

Agnes. Ja! wie ein Todter zum Himmel. Da stand der Herzog vor mir in all seiner eigenen Glorie; und mein Vater entrißet durch eure Gegenwart, und meine Schwachheit; und die arme Bürgerstochter vor euch in der Demuth ihres Standes, ringend mit Tugend, daß ihr's nicht merken solltet, daß sie euch liebe; ringend mit Vernunft, daß sie's nicht wage, einen Herzog zu lieben; und doch über schwänglich hingerissen, zitternd die Lippe, und jede Nerve, stammelnd sinnlose Worte; betäubt durch Albrechts Dasein, entzückt durch seine Güte, seine Herablassung; gefoltet — berauscht — wieder niedergeschlagen durch den Verdacht dunkel geahnter, nicht zu hoffen gewagter Gegenliebe. Ich hörte euch da wie eine Stimme im Traume. Die fürstlich edlen Worte donnerten mich in meines Vaters Bude zurück; der sanfte, wärmende Ton Albrechts war mir wieder Melodie der Engel. Schlug ich dann die Augen auf, Albrecht! — und durst' euch nicht an meine Brust drücken, wie jetzt; — und liebte euch wie jetzt; — und war

nur noch Mädchen; — und ihr nur noch ein Herzog — fühlst ihr das? —

Albrecht. Ja, Agnes! und ich fühle auch die Niedrigkeit des Fürstenstandes in des alten Vaters ehrwürdigem Mißtrauen. O! ich hätte hinfallen mögen an seinen Hals, und ihm jagen: meine Seele sei auch eine Bürgersseele werth. — Was sagte er, als Percival dich holte?

Agnes. Ach! — ich darf's nicht wieder denken; nicht mehr wiederholen die feierlichen Worte des heiligen Greises! — Er hielt mich lange umarmt; fest, stumm! endlich kam ein Thränenkuß rollend über den Silberbart; er sprach: — noch hör' ich's! — „daß Albrecht dich liebt, das weiß ich; daß er dich heirate, das glaub' ich; daß du ihn behaltest, das gebe Gott!“ dann fiel er zurück in seinen Stuhl, und Percival riß mich weg, und ihr wißt, wie ihr mich fandet eine Stunde außer Augsburg?

Albrecht. Kaum athmend. — War das Liebe, Agnes?

Agnes. Kindliche Liebe; Mädchen-Tugend; Angst; Ahnung war's; die Liebe zu euch erhielt mich nur.

Albrecht. Warum Angst? — welche Ahnung — Mißtrauen in Albrecht?

Agnes. In Elisabeth; in Herzog Ernst, euren Vater — ich bebe, wenn ich's denke; es wird schwarz, finster, eiskalt um mich her.

Albrecht. Schwärmerin! — Ich bin Albrecht der Wittelsbacher, und du Herzogin! Was kann Elisabeth gegen Agnes? was mein Vater gegen Gott, der uns verband?

Agnes. Ihr liebet; — euer Vater ist Herzog; ist Herr. — Wenn er uns je trennte! ah! besser, nie geboren, Albrecht!

Albrecht. (neht auf). Schweig! nicht weiter. Nochmal, ich bin Albrecht, der Wittelsbacher, und scheide eher von Bayern, als von dir! Ich bin eher Mensch, als Fürst; und bin ich Fürst? bin ich Ritter? so wird mir Liebe die Waffen wieder geben.

Dritter Auftritt.

Hans Zenger. Die Vorigen.

H. Zenger. Verzeiht, gnädiger Herr! es sind zweien Ritter gekommen, Stephan von Emershofen, den sendet der Graf von Württemberg, und Hans Preisinger, der kommt von eurem Vater.

Agnes. Gott!

H. Zenger. Sie haben Eile.

Albrecht. Agnes! ich muß: entferne dich.

Agnes. Von den Feinden unserer Liebe! — zugleich! — heute! — schon?

Albrecht. Desto besser! bald aus! dann Ruhe, Ruhe in deinen Armen. (Er umarmt sie; sie geht weinend ab. Zu Zengern) Laßt sie kommen, die Ritter. (Zenger ab.)

Vierter Auftritt.

Albrecht (allein). Agnes ist mein; durch Liebe, durch Priesterhand mein! Wer darf sich an Albrechts Gemahlin wagen? — Sie kann Wittive werden, aber nicht aufhören mein zu sein, so lang' ich lebe.

Fünfter Auftritt.

Albrecht. Stephan von Emershofen. Hans Preisinger. Hans Zenger.

Albrecht. Ritter Emershofen, willkommen! — aber in der That desto unwillkommener, je fröhlicher euer Auftrag.

Emershofen. So komm' ich erwünscht, gnädiger Herr, leset diesen Brief.

Albrecht (liest). Dann für sich. Ja wohl erwünscht! Gott! ein Sturm ist vorüber. Wie wird sich Agnes freuen! (laut) Also hat Elisabeth selbst gewählt? und Hans von Werdenberg ist —

Emershofen. Leider! ihr Gemahl.

Albrecht. Und warum sagt ihr dazu leider!

Emershofen. Gnädiger Herr! diese Frage klingt wunderbar in eurem Munde. Und wer nach ihrem Vater hat mehr über Schimpf und Unrecht zu klagen, als ihr selbst?

Albrecht. Welches Unrecht? kannte sie mich? verlobte sie sich mir? oder war ihr Herz nicht auch frei? — und welcher Schimpf? der Graf von Werdenberg ist ein Ritter, und mag leicht bei Elisabeth einen Unbekannten aufwiegen; und dann, ist Ehe nicht mehr, als Verlobung?

Emershofen. Ich errathe, woher euch dieses kalte Blut kömmt; aber was ist euer Entschluß auf meines Herrn Brief?

Albrecht. Sagt ihm, es thäte mir leid, daß seiner Tochter heimliche Verbindung so sehr ihn tränke; daß ich vielmehr — doch nein! daß ich ihm aber nie in seiner ~~Ver~~ und Verfolgung beistehen werde. Sagt ihm, Albrecht habe an ~~un~~ gewählt, und Alles sei aus.

Emershofen. Aber, gnädiger Herr! wenn ihr euren Beistand zu Verfolgung dieser Flüchtlinge versagt, so wird Graf Eberhard auch die verdungenen Strafgelder nicht geben; das soll ich sagen; das ist mein Auftrag.

Albrecht. Sagt das meinem Vater, dem Herzoge, der den Bund für sich, nicht für mich schloß: mir wagt nicht, davon zu sprechen. Hätt' ich Elisabeth geliebt: so müßte man sie mir mit Blute zahlen; so aber nehm' ich vom Württemberger kein Trinkgeld dafür, daß ich einmal umsonst meinen Namen schrieb. Geht! (Emershofen ab.) Und ihr, Preisinger! wozu kommt ihr?

Preisinger. Ich komme zwar, gnädiger Herr! vermutlich ungelegen; aber von eurem Vater gesandt, euren kriegerischen Muth wieder zu wecken, und zum Turnier, das er in Regensburg angestellt, zu berufen.

Albrecht. Meinen Muth wieder zu wecken? — und wann schlief er? — Preisinger! ihr seid meines Vaters Rath.

Preisinger. Ich verstehe den Wink. Ich bin nicht Ernstens, aber des Herzogs Rath, und mehr des Thronerben, als Albrechts Freund. Kommt ihr zum Turnier?

Albrecht. Aber warum jetzt ein Turnier? warum mein Vater? — etwa zu Werdenbergs Hochzeit?

Preisinger. Ich soll euch berufen; mehr weiß ich nicht.

Albrecht. Mehr sagt ihr nicht. (Für sich) Stolzler Mann! auch so einer von Stahl innen und außen. — Das gilt dir wieder, Agnes! entfernt wollen sie mich haben. (laut) Wann ist das Turnier?

Preisinger. Morgen fängt's an.

Albrecht. Und heute beruft man mich? ist das Ritterfitt?

Preisinger. Wo hätte man euch suchen sollen, gnädiger Herr! drei Monate waret ihr abwesend, nicht erkennbar in eurer fürstlichen Würde: gestern kamt ihr hier an; der Herzog erfuhr's und läßt euch sogleich berufen, mehr zum Troste eures alternden Vaters, als zum Ritterspiele.

Albrecht. Zum Troste? — spricht geradezu, Preisinger! wie Ritter zu Ritter; bei ja und nein! — weg soll ich wegen Agnes, nicht wahr? zerstreuen, aufhalten will man mich! — kurz und gut! ich liebe Agnes, und werde sie lieben, so lang' ich ein Herz habe. Weh dem, der sie herausreißen will!

Preisinger. Also kommt ihr nicht?

Albrecht. Ich komme! meine Hand d'rauf; Abends bin ich dort. Sagt's meinem Vater, und daß ich noch Albrecht bin. Ihr sollt mich kämpfen sehen um — nichts, und lernen, was ich that für meine Liebe. Berichtet euren Auftrag; seht zu morgen und merkt's euch dann. (Preisinger geht stolz ab.)

H. Zenger. Gott Lob! da habt ihr wieder einmal gesprochen wie ein Ritter.

Albrecht. Könntet ihr mich auch erkennen, Zenger? Ist es denn entehrend zu lieben? und hat der Fürst nicht auch ein Herz für sich?

H. Zenger. Wohl! aber ich bleibe dabei, Liebe sei Zeitvertreib, Erholung; niemals eines Mannes Beschäftigung, eines Fürsten nun einmal gar nicht. Auch ist's mir nur darum lieb, daß ihr sie gar geheiratet habt; so seid ihr uns Bayern wieder gegeben.

Albrecht. Hätte euch nie gemangelt im Nothfall.

H. Zenger. Wenn ihr heute noch in Regensburg sein wollt, so müßt ihr bald thun, was hier noch zu thun ist.

Albrecht. Und dann fort? — am Hochzeitstage fort? —

Sechster Auftritt.

Agnes. Percival Zenger. Die Vorigen.

Agnes. Albrecht! — ihr geht! ihr verlaßt mich! ach! ihr kommt nicht wieder.

Albrecht. Mit Ehre komme ich wieder, und bringe dir den Kampfspreis zur Morgengabe.

Agnes. Am Tage, wo ihr mein wurdet! — eine Stunde lang euer liebendes, glücktrunkenes Weib, und schon Wittve! schon zurückgestoßen durch eure herzogliche Würde! —

Albrecht. Nicht so, meine Agnes! — Ritterpflicht, Sohnespflicht, Hoffnungen entfernen Albrechten. Noch oft, wenn du Herzogin bist, wird das Vaterland rufen, und auch an deinem Busen wird er hören den Ruf, und ihm folgen! für Land und Ehre wird er kämpfen, dann wiederkehren, und seinen Lohn suchen, und finden in deinen Armen.

Agnes. Aber euer Vater — Gott!

H. Zenger. Mit der von Württemberg ist's ja aus.

P. Zenger. Und was will er thun? das Sacrament wird er doch nicht wegreden und sein ganzer Rath nicht.

Albrecht. Und mein Herz? Agnes! — meine Liebe? — Ich will nicht Gemahl sein, bis ich wieder komme; das sei dir Pfand meiner Rückkehr.

H. Zenger. Gnädiger Herr! es ist Zeit. Die Abschiede taugen so zu nichts, wenn man fort muß und bald wieder kommt.

Agnes. Harter Mann! ihr habt nie geliebt.

H. Zenger. Nie zur Unzeit.

P. Zenger. Kommt! wir wollen uns waffnen und rüsten.

Albrecht. Hans Zenger! ihr bleibt, wißt, was ich zurück lasse.

H. Zenger. Ja, und ihr wißt bei wem.

P. Zenger. Kommt! Agnes soll euch waffnen!

Albrecht. O! warum nur zum Turnier!

P. Zenger. Nicht wahr! — da wird einem so leicht. Ging mir auch so, als ich um mein Weib noch freite; da, wann sie mir das Schwert gab, da schwang ich's, rufte jauchzend den Feldruf, drückte ihr die Hand, und Hui! auf's Roß.

Albrecht. Nun wohl! — ich muß! — fort! (geht.)

Agnes (im Geheh). Albrecht! mein Albrecht! wäret ihr wieder da! (Alle ab.)

Siebenter Auftritt.

Straubing. Gemach.

Ernst. Gundelfingen. Seybelsorfer. Vicedom von Straubing.

Tuchsenhauser. (Sind schon da.)

Pienzenauer. Maxelrainer. Sandizeller. Tore. (Kommen eben an.)

Ernst. Gott grüß' euch, Ritter! ihr kommt eben recht.

Sandizeller. Ha! wer wird vom Turnier außenbleiben, gnädiger Herr!

Tuchsenhauser. Mehr als Turnier! mehr als Turnier! ihr kommt mehr als fürstliche Räte, denn als Ritter.

Pienzenauer. Also nicht zum Turnier?

Tore. Dazu berief man uns doch?

Tuchsenhauser. Was euch doch nicht an einem Turnier gelegen ist, ihr Ritter!

Maxelrainer. Ohne Anmerkung, Herr Kanzler!

Ernst. Ich wollte euch nicht zum Rath entbieten lassen, daß man nicht merke, worüber ich mit euch mich berathen will. Nun kurz! — Ritter! Bayern ist beruhigt; keine Plage des Himmels straft das Land; kein Unrecht drückt den Unterthan; aber Schande droht dem Geschlechte der Wittelsbacher. Errathet!

Sandizeller.

Tore.

Pienzenauer.

Maxelrainer.

Blut und Tod sollen sie abwenden!

Ernst. Ihr errathet nicht, das zeigt euer rascher Eifer; behaltet ihn! Seht, diese wissen's, und sind stumm. — Albrecht, mein Sohn, ist er noch der, der er war? Bayerns Hoffnung? der Ritter Beispiel? — wo ist er? (Alle schweigen.) Eine elende Baderstochter; ha! kann ich's denken! eine schwäbische Dirne hat ihn verstrickt; und der Held! mein Sohn! — hurt. Geschäftlos, ohne Waffen vermunmt, herabgewürdigt schwärmte er drei Monate um Augsburg; das war des Sohnes Antwort auf seines Vaters und Herzogs Zureden, Warnen und Gebote. Elisabethen ließ er bundbrüchig warten, und Bayerns künftiger Herzog thronte in der Badstube, und reichstädtische Bürger sprachen ihm Hohn. Nun hat die von Württemberg auch den Hund gebrochen, einen armen Grafen ihm vorgezogen. — Damals schon, als er meine Worte nicht hören wollte, nicht sehen seine Schande, der Verblendete! da dachte ich schon an Rache meines väterlichen, meines fürstlichen Ansehens, an Strafe des Rebellen: ich berief euch unter'm Vorwande des Turniers. — Nun ist's ärger geworden. Er entführte die Neke, führt sie in mein Land, setzt sie in Boheburg, und man spricht von Ehe. Schamloser! — Preisinger lud ihn zum Turnier: dort soll er gefangen werden; ausschlagen in einem Thurne die unwürdige Thorheit; und kommt er nicht, so soll Bayern wissen, daß Ernst keinen Sohn mehr hat. Könnt ihr besser rathe? so sprecht.

Tuchsenhauser. Oft schon hab' ich's gesagt, gnädiger Herr! und sage es wieder: mit Härte und Strafe werdet ihr nichts ausrichten. Liebe mag nun eine Thorheit sein, wie sie in diesem Falle gewiß ist, so ist sie doch auch eine Leidenschaft; und eine Leidenschaft ist ein Strom, gegen den man nicht fahren, den man aber einschränken und leiten kann: hemmt man ihn in seinem brausenden Laufe, so läuft er über und verheert die Ufer und Gegenden ohne Unterschied, wie er den widerstehenden Damm einreißt. So werdet ihr es entweder nicht dahin bringen, daß sich Albrecht eurer Gewalt anvertraue; oder ihr erbittert ihn, reizt ihn zur Gegenwehr, und da alles Volk ihn liebt, wie allemal den Thronerben; und da er tapfer und ein wilder Krieger ist, denn, glaubt mir, der Löwe schläft nur, so ist Aufstand und bürgerlicher Krieg zu besorgen, und da helfen dann die Herzoge Heinrich von Landsbut, und Ludwig von Ingolstadt, der so nie ruhen kann, gleich auch mit zu; und alle das Unheil, warum? — wegen einer elenden Baderstochter, wie ihr wohl sagt. Mag er sie doch haben, und behalten zu seinem Nebenweibe: denn das glaube ich nimmermehr, daß ein Fürst, wie Albrecht, sie heiraten wolle. Er wird sie schon satt werden, und wenn kein Widerstand da ist, und der Genuß alltäglich wird, so ver-raucht so bald die Liebe; das sieht man im heiligen Ehestande, und wie soll's erst sein draußen? Gnädiger Herr! wenn ihr sie ihm

verborgen zu halten erlaubt, so käme er wieder, verrichtete seine Geschäfte und wär' euch ein braver, treuer Sohn und ein lieber Herr und Fürst, ob dem ihr und Bayern sich freuen könnten.

Ernst. Man sieht es euch doch immer an, Tuchsenhauser! daß ihr kein Ritter seid und daß die Gelehe der Ehre in die Herzen und nicht in die Bücher geschrieben sein müssen. Sprecht, Hofmeister Gundelfingen!

Gundelfingen. Mir sind sie in's Herz geschrieben! das bewies mein Schwert; das ist kund von mir im Lande. Doch rathe ich, wie der Kanzler, zur Güte, so lang' es bei einer Liebe von der Art bleibt, wo es besser stünde, gnädiger Herr! ihr stelltet euch an, als ob ihr sie gar nicht wüßtet. Das sind jugendliche Thorheiten; wer war nicht einmal ein Thor in seiner Jugend? laßt das wilde Roß ausreißn, so ermüdet's eher. Es kommt nur auf die Folgen an; ich kann keine bösen vermuthen; zu oft schon bewies er sich edel und ritterlich; nochmal! das ist Thorheit, nicht Verderbniß; eine Ausschweifung, die ohne Widerstand vielleicht schon am Ende und gewiß nicht so ruchbar wäre. Allenfalls kann man bösen Folgen vorkommen durch verborgene Aufsicht, ruhige Gegenanstalten. Darum solltet ihr euren Sohn immer nahe bei euch und in Ehren haben; mag er dann sein Mädchen an demselben Orte verborgen halten, oder nicht: die Bequemlichkeit wird ihn ermüden, oder eure Güte seine Leidenschaft überwinden.

Ernst. Auch so? — Seybelsorfer!

Seybelsorfer. Gnädiger Herr! als Ritter den! ich wie Gundelfingen, als Kammermeister wie Tuchsenhauser. Albrechts Schuld ist nicht groß genug, um einen Ritter in den Thurm zu werfen, und würde er's? so sind die Folgen zu schrecklich, um sich selbst auszusehen. Ein bürgerlicher Krieg! Gott! hat Bayern nicht genug schon gelitten? sind der Unterthanen Armuth, die Schulden der fürstlichen Kammer nicht Beweise genug davon?

Ernst (zornig). Und ihr, Vicedom!

Vicedom. Wenn ich im Brande meiner Schlösser und Festen einen Schandfleck an meiner Ehre ausbrennen sollte, so zündete ich sie heute noch an; und wenn der Herzog und seine fürstliche Ehre beleidigt sind, so mag Alles zu Grunde gehen! die Ehre muß gerettet werden. So den! ich. Ihr habt nun das Mädchen in eurem Lande, in eurer Gewalt; fort mit ihr aus der Welt; und dann ist's aus. Eures Sohnes weibliche Thränen werden Bayern nicht empören; und sollte er mehr als weinen, so ist er ein Rebell.

Maximilianer. Kein Rebell! ein Ritter, ein Landstand, frei wie wir! — Glaubt ihr, Vicedom! daß ich, der unter des Thoringers Fahne gegen Heinrich, als er noch Tyrann war,

gefochten habe, es leiden würde, wenn man mein Mädchen mordete? und wenn's auch der Herzog gethan hätte? — Was? ohne Verhör? ohne Spruch? ohne Verbrechen? oder meint ihr, Albrecht sei eine Menne? oder Niemand werde beistehen dem künftigen Herzoge? — Nein, gnädiger Herr! bei der Ehre müßt ihr euren Sohn fassen, denn seine Liebe ist unanständig, und da sie ruchbar geworden, nun gar schimpflich. An eurer Stelle hätt' ich ihn nicht zum Turnier laden lassen: dieser Ausschluß hätte sicher auf sein ritterliches Gemüth gewirkt; er hätte sich vor sich selbst geschämt, nicht dabei gewesen zu sein; und wer sich schämt, den reut's; und wen es reut, der liebt schon nicht mehr. Findet ein anderes solches Mittel, und ich heiße es gut.

Pienzenauer. Es ist noch Zeit. Ihr könntet ihm durch die Marschälle die Schranken verbieten lassen, so lange er dem Mädchen nicht entsagt.

Sandzeller. Ich denke auch so. Unedle Sitte schließt den Ritter vom Turnier aus.

Lore. Ich halte es für das beste, das gegenwärtigste Mittel.

Ernst. Das Mittel, das ich ergreife, das ich will! — Fort nach Regensburg. (Alle ab.)

Zweiter Aufzug.

Eine waldige Aue am Ufer der Donau nahe an Boheburg.

Erster Auftritt.

Agnes. Frauen (spazierend. Morgenröthe).

Agnes (bleibt gedankenvoll am Ufer stehen). Strömt, strömt fort, stille Wogen der Donau! — Strömt hin zum glücklichen Regensburg, wo mein Geliebter ist. — Ihr zeigt mir mein Bild? wälzt es fort mit euch; und wenn Albrecht an eurem Ufer kämpft, zeigt es ihm wieder, und die Thräne, die im Auge mir zittert, von seiner Agnes Sehnsucht geweint — Liebe! Liebe! gib mir meine Ruhe wieder, wie als ich Albrechten noch nicht gesehen hatte; als in sorgloser Unschuld, unbewußt meines Herzens, stille meine Tage einer auf den andern flossen, wie diese kleinen Wogen. Gib sie mir wieder, oder meines Albrechts Umarmung! — Ah! seit ich ihn

sah, seit ich ihn sprach, seit er mir sagte: „Agnes! ich liebe dich“, seitdem leb' ich nur für ihn, durch ihn, kann mich nicht denken ohne ihn: Liebe! gib mir ihn wieder! — Ich war ja zufrieden mit meinem Stande; ich wollte ja nicht lieben: ich wäre ja nie unglücklich gewesen an meines Vaters Seite; muß' ich ihn sehen, den Herzog? — Ja, ich mußte, ich sollte: nur mein Albrecht konnte ausfüllen das Leere meines Herzens; nur er war's, bei dem das sehrende Klopfen des jungen Busens stockte: er war des Mädchens Mann; — und ich sein Mädchen. — Nun hab' ich ihn ja! halte ihn fest! Gott schlang die heiligen Bande um uns! — O sie sollen dir Rosenketten werden, Albrecht! — Was klag' ich? warum wein' ich? — Was soll die ängstliche Beklemmung? — der leise Frost, der über die Glieder hinabschauert? — das Beben, als wär' ich eine Verbrecherin! — Verbrecherin? — Gott! du weißt es, was ich litt! dir sag' ich's ja damals, wie hinreißende Liebe mit jungfräulicher Tugend kämpfte; dir sag' ich's: tödte mich, Allmächtiger! tödte, oder gib du mich dem Manne, den ich lieben, anbeten muß; oder nie gesehen haben sollte! — Verbrecherin? — Du schufst mich ja! du webtest in mein Inneres das — nennt sich das, was mich in Albrechts Arme warf? — du machtest ihn zum Sohn eines großen Fürsten, mich zur armen Bürgerstochter. — Ich bin auch ein Mensch! du bist's auch, Albrecht! ich bin unschuldig an deiner Würde. — Soll' ich's jemals büßen, dich geliebt zu haben, weil du auch Herzog bist? Ich, die ich vor dem Herzoge nur zittere, nur Albrechten liebe? — Stille! stille, ängstliches Herz; poche nicht so. Er liebt mich ja; er ist ja mein Gemahl; er kommt ja wieder; kommt wieder! — Noch nicht stille, Herz? immer ängstlicher? bänger? — Ach! Liebe! ist das, das dein Lohn?

Zweiter Auftritt.

Hans Zenger. Die Vorigen.

H. Zenger. So ganz in trüben Gedanken, gnädige Frau?

Agnes. Albrecht ist nicht hier.

H. Zenger. Aber er kommt wieder; um's Wiederkommen ist's doch eine gute Sache.

Agnes. Ritter! was meint ihr damit?

H. Zenger. Ich? nichts.

Agnes. Nichts?

H. Zenger. Nein, nichts; was sollt' ich denn meinen?

Agnes. Wenn er nicht wiederkäme? —

H. Zenger. Wer? der Herzog! Ei! was das Phantasien sind! acht Tage herum, und er ist bei euch.

Agnes. Gewiß? — acht Tage? — Das ist lang', schrecklich lange! — So lange leb' ich nicht. — Mein Herz sagt mir's, er kommt eher, oder nie wieder.

H. Zenger. Das wäre nicht gut, wenn er käme, eh das Turnier aus ist; da kann man nicht so weg eines Weibes wegen. Wahrlich! wäret ihr nicht Albrechts Liebe und Frau, meines Weibes wegen wäre ich sicher nicht aufengeblieben: nun bin ich aber euer Wächter.

Agnes (demüthig). Edler Ritter! Gott vergelt's euch!

H. Zenger. Pflicht, und nichts mehr; dafür gehört noch kein Dank.

Agnes (wimmernd). Also bin ich nicht sicher hier? — Also meint ihr —

H. Zenger. Ich meine, Herzog Ernst, — der euch nicht kennt — verzeiht! der nur weiß, daß ihr eine Baderstochter seid; — wenn er's erführe, daß ihr nun gar seines Sohnes Frau geworden — freilich nicht so nach den Gebräuchen der Ehre —

Agnes. Weh' über die Ehre, der das Herz und die Tugend fremd sind!

H. Zenger. Ja, da könnt' es noch gewaltigern Lärm geben! Blut! —

Agnes. Blut? — Wessen Blut? doch nur meines?

H. Zenger. Das kann dann doch auch alles noch besser gehen: mir wär's aber lieber, ihr wäret in Schwaben geblieben; ich hab' es Albrechten gesagt — nun! es ist eure Sache; ich thue, was mein Freund wünscht, mein Herr befiehlt: Vorsicht ist aber höchst nöthig. Ihr thätet wohl, euch vom Schlosse nie zu entfernen.

Agnes. Ach Ritter! entfernt man sich je von seinem Schicksale? — Das meine — Gott weiß es! — Aber ich ahne es traurig, schwarz. — Wenn ich nur ihn wiedersehe, da wird's mir leichter werden.

Wache. Es kommt ein Salzzug die Donau herauf; wird hier windfeiern.

H. Zenger. Nun schnell zurück in's Schloß; man darf euch nicht sehen.

Agnes. Ach! sah' ich nur Albrechten wieder!

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Regensburg.

Platz, eingerichtet nach alter Sitte zum Turnier.

(Ringsum die Häuser verziert und die Wappen der Ritter aufgehangen; am Ende eine Bühne für den Herzog, das Frauenvolk, die Fremden und des Herzogs Gefolge. Die Marschälle stehen an den Schranken, nachdem sie den Kampfplatz geordnet. Menge Volks rings herum.)

Trompeten und Pauken.

(Ernst kommt mit dem Gepränge des Hofes, steigt auf die Bühne und setzt sich; Fremde, Frauen, Hofleute um ihn herum. Nach ihm kommen paarweise im Harnisch.)

Gundelstingen. Seybelsborjer. Vicedom von Straubing. Pienzenauer. Preisfing. Maxelrainer. Lore. Sandzeller. Albrecht. Percival Zenger.

(Viele andere Ritter, von ihren Schildknaben begleitet. Die Trompeten blasen. Das Turnier fängt an. Die Marschälle rufen jedes Paar auf und öffnen ihm die Schranken.)

Kämpfe.

Albrecht (stellt sich vor die Schranken).

Erster Marschall. Albrecht, der Pfalzgraf, und Graf zu Boheburg, kann nicht turnieren.

Zweiter Marschall. Die Gesetze verbieten es, wir öffnen euch die Schranken nicht. (Allgemeines Gemurre.)

Albrecht (ergrimmt). Was! verkennt ihr mich? — Mir! diesen Schimpf?

Erster Marschall. Es sind Kläger da über euch, die sagen, ihr führtet ein unedles Leben; hieltet eine Hure öffentlich; hättet euch drei Monate vermunnt; wäret ohne Schwert herumgegangen und wolltet eine Bürgerstochter heiraten.

Zweiter Marschall. Rechtfertigt euch, oder ihr turniert nicht.

(Stille Alles.)

Albrecht. Verborgten lebte ich, nicht vermunnt, nicht unedel: ein liebes, tugendhaftes Mädchen liebe ich, keine Hure: auf mein Wort! nie hab' ich sie berührt. Seit wann ist Lieben verboten, oder unrühmlich? Ritter! wer unter euch hat nie geliebt? — Und wer darf Rechenschaft meiner Handlungen fordern? wer wagt es, mein Ankläger zu sein? — Marschälle! öffnet die Schranken!

Erster Marschall. Wir dürfen, wir können es nicht.

Albrecht. Öffnet sie, oder meine Lanze — (senkt sie gegen einen Marschall. Die Ritter eilen herbei, halten auf.)

Vicedom. Was? gegen die Marschälle?

Albrecht (wirft die Lanze über die Schranken, zieht das Schwert). Gegen die Schurken, die mich entehren, gegen Alle, die ihnen beizustehen wagen.

Pienzenauer. Die Forderung ist billig; die Turniergesetze heilig; rechtfertigt euch.

Albrecht. Mit dem Schwerte! nicht anders.

(Getümmel, P. Zenger zieht auch.)

Ernst (kommt vor die Schranken). Ich bin dein Ankläger!

Albrecht (steht ein). Ihr? mein Vater? — entehrt euren Sohn in Gegenwart der Ritter Deutschlands? vor seinen Unterthanen?

Ernst. Schweig! weiche von den Schranken, Verwegener! oder rechtfertige dich. Als Vater, als Herzog, als Kampfrichter, fordere ich's, befehl' ich es dir. Der deutsche Adel soll richten zwischen uns, und Bayern soll Zeuge sein!

Albrecht. Schildknahe! bring' meine Lanze. (Man bringt sie, und er bricht sie.) Ich breche sie; ich will nicht mehr turnieren: wer's noch thut, dem sei Rache geschworen, so lang' ich athme. Das Turnier ist aus. Nun sprech' ich mit euch, gnädiger Herr und Vater! Ich bin eben der Albrecht der Wittelsbacher, der vor zehn Jahren euch bei Alling die Schlacht gewann; der zweimal die Böhmen und Hussiten von Bayern zurückgeschlagen; ich bin's, vor dem Ludwig von Ingolstadt und Heinrich von Landshut beben; ich, der Keger Schrecken! Bayerns Wehrmann. — Seht mich an; erkennet ihr einen meiner Züge? oder will es wer versuchen, ob ich Arm und Schwert, oder Herz und Muth verwechselt habe? — Nun, ich war in euren Geschäften in Augsburg; verrichtete, vollendete sie; ihr waret zufrieden. In Ruhe schlummerte mein Vaterland, und ich sah dort ein Mädchen von edler, sanfter Bildung; seht ihr eine Krone auf, sie schiene Kaiserin; laßt Strahlen um ihr Haupt schimmern, und ihr malt eine Heilige; eine reine Seele durch Mischung edler, ungeschminkter Tugend, mit der stillen Anmuth einer rührenden Schönheit, ganz gebildet zur Liebe eines Helden. — Ich liebte sie. Statt zu jagen und müßig zu sein in Boheburg, gab ich nach dem Drange meiner Liebe; — lange hernach erhielt ich Gegenliebe. Wie hab' ich ihr Bett bestiegen; sie ist Jungfrau; wer das Widerspiel besauptet, hebe den Handschuh auf. (Er wirft seinen Handschuh auf den Boden.) Um meiner Würde nichts zu vergeben, ging ich öffentlich von Augsburg fort; Liebe führte mich wieder hin, aber in Friedensracht; in der Tracht, wie die Männer einhergehen, die uns und unser Volk richten, und der Gesetze Stimmen sind. — Ich hörte nichts von euch, gnädiger Herr! als zuweilen Boten eures Zorns, die so sprachen, daß ich Gott um meine waffenlose Kleidung dankte:

nichts von Geschäften; nichts von Feinden; nichts, das mich als Bayer, oder Sohn ausgerufen hätte. — Jetzt sollte nur ein Turnier sein; ich kam pfeilschnell auf den Ruf meines Vaters und der Ritterpflicht — und die Schranken werden vor mir verschlossen, und Albrechten wird beim Spiele der Lorbeer vom Haupte gerissen, den er auf Schlachtfeldern geerntet hatte, mit dem ihn Kriegsbeere und seine Nation geschmückt haben. Richtet nun, Ritter Deutschlands! steht auf wider mich, meine Landsleute! ihr Bayern!

Ernst. Und die Jungfrau ist nun in Boheburg? und was thut sie da? — Schäm' dich! lüge nicht! Entweder nimmst du sie zum Weibe, oder sie ist eine Hure. In jedem Falle entsage ihr, oder du turnierst nicht, bist ausgeschlossen vom Rittermahle, und du meinst dann, du bleibst noch Ernsts Sohn?

Die zwei Marschälle. Entsagen!

Viele Ritter. Entsagen!

(Großer Lärm.)

Albrecht. Entsagen? — Ich nehm' es auf mit Allen, die das rusten, auf Lanze und Schwert. Unterliege ich, mein Vater, so habt ihr nichts verloren; ihr habt so keinen Sohn mehr, denn könnte ich meiner Liebe entsagen, so hättet ihr nie einen gehabt; und überwinde ich, so mag euch dieser Ritter Blut Bürge dafür sein, daß Bayern allemal an seinem Herzoge haben wird, was Agnes an Albrechten fand. Zu Pferde, wer Muth hat!

Ernst. Halt! ich verbiete den tollkühnen Kampf.

Vicedom. Und einer bürgerlichen Dirne wegen wird kein Ritter sechten.

Albrecht. Ehre genug! wenn ich mit ihm sechte. (Zieht und schlägt den Vicedom mit dem Rücken des Schwerts.) Ihr aber, Verwegener! sechtet nimmer; ich entehre euch; ich: euer Herzog!

Ernst (zieht und schlägt Albrechten eben so). Und ich dich, dein Vater! mit dir sieht Niemand mehr.

(Noch größerer Lärm; Zusammenlauf der Ritter. Aufrubr des Volks; die Schranken werden eingestossen: das Volk deckt den ganzen Platz.)

Albrecht. Ihr werdet sechten, ihr! ehemals mein Vater! an der Spitze einer Horde von Troßköpfen, die hinter eurem Ansehen verborgen wie Schurken auf mich ihre giftigen Bolze schießen: gegen Albrechten werdet ihr sechten, dem die Nation, gewohnt, unter seinem Befehle zu siegen, folgen wird. Auf, meine Bayern! wer Ottons Enkel liebt! wer mit mir schon für Religion und Vaterland gekämpft hat, folge mir! — (Menge Ritter und Volks umsehen Albrechten.) Mottet euch! werbet Kriegsbeere! ein Wittelsbacher, hinter dem seine Bayern stehen, kann auch Deutschland Trost bieten. Auf! fort!

(Als mit Percival Zenger und Allen, die ihn umgaben. Das Volk läuft ihm nach und lärm. Ernst bleibt betäubt stehn; seine Räte und wenige Ritter um ihn her, stülte, auf ihn aufmerksam.)

Wiblickef der deutschen Klassiker XI. 4.

Ernst. Ist das der Albrecht, dem ich auf Altings Schlachtfelde zum zweiten Mal das Leben gab? mit meinem Blute erkaufte?

(Alle schweigt.)

Was sagt ihr nun, Ritter! die ihr meinen Entwurf verwarft? anders rietet?

Gundelfingen. Und was wäre es erst gewesen, wenn ihr auf dem eurigen beharrt hättet?

Pienzenauer. Ich gab diesen Vorschlag, gnädiger Herr! Er wäre gut gewesen, wenn Albrecht ein Ritter geblieben wäre. Kann ich dafür, daß Fürsten sich immer eigene Gesetze, oder vielmehr sich zur Ausnahme der allgemeinen machen?

Gundelfingen. Gnädiger Herr! euren Ansehen habt ihr durch diese öffentliche, wahrlich zu harte Beschimpfung mehr als genug gethan. Ich rathe nun noch viel weniger auf gewaltsame Maßregeln, sonst werdet ihr den Aufruhr erst vollenden, den Albrechts Aufruhr in die erste Gährung gebracht. Glaubt mir, seine Ehre, sein ritterliches Herz sind verwundet; seiner Agnes Anblick wird die Wunde nicht mehr heilen, aber aufreißen; er wird mehr in ihr die Ursache seiner Beschimpfung, als den Gegenstand seiner Leidenschaft forthon sehen: seine Ausweisung war eine Folge seines jugendlichen feurigen Temperaments; folgt, helfst diesem Temperamente, das nun für seine Ehre, folglich wider seine Liebe, ohne daß er's merkt, aufgebracht ist. Er liebt nicht als Duhler; Albrecht hätte nicht für eine Weile den Handschuh hingeworfen, und Kampf angeboten: er liebt aus dem Herzen, und ein empfindsames Herz hat mehrere schwache Seiten. Könnt ihr zweifeln, gnädiger Herr! daß ein Vater nicht ganz seine zärtlichen Rechte über ihn behaupten würde, wenn er ihn nur als Vater vor sich sähe? meint ihr, der warme, biedere Bayer würde nicht aus Liebe für seinen Herzog und sein Land heldenmüthig aufopfern, was tausendfacher Tod ihm nicht abgezwungen hätte?

Marekrainer. Und wenn man dem Ritter Wiedererstattung seiner Ehre, Zuwachs an Ruhm zeigte? ha! was wär' ich da nicht fähig zu thun!

Gundelfingen. Darum rathe ich mehr als jemals zur Güte, zu einer freundlichen Gesandtschaft, die des Vaters wohlmeinende Warnungen Albrechten zum Ohre brächte.

Vicedom. Und den Sohn etwa um Verzeihung bäte?

Gundelfingen. Rauher Mann! mit euch sprech' ich nicht.

Ernst. Wer Ernstens Freund ist, wer nicht Rebellion in seinem Busen kocht, rathe mir zu keinem Schritte, der des Vaters Ansehen, des Herzogs Gewalt zu nahe trete.

Gundelfingen. Gnädiger Herr! wenn Friede und Rückzug gegen Feinde des Vaterlandes oft erlaubt, nothwendig, rühmlich sind, so wird Ausöhnung des wirklichen mit dem künftigen Herzoge, des Vaters mit dem Sohne euch nicht entehren. Sicher, das erwartet Bayern von euch, und der Nation Erwartung soll jedem Landesherrn ein heiliger Wink sein.

Sehbelstorfer. Zugleich könntet ihr von Annen von Braunschweig sprechen lassen, die euch Herzog Erich hier vorschlagen ließ: so würde Albrecht, der nun schon einmal liebt, nicht so ganz auf einmal entwöhnt; es wäre nur mehr Wechsel, und an der Würtembergerin wäret ihr auch gerächt.

Vicedom. Aber die Dirne muß weg; weit weg; außer des Rückfalls Gefahr.

Gundelfingen. Ich wette, er trennt sich nicht, er scheidet von ihr, er versorgt sie fürstlich; und das ist dann auch recht.

Ernst. Heu, Ritter! — wiewohl ich könnte; — vielleicht sollte; — geht, Gundelfingen! und ihr, Preisinger! nochmal nach Boheburg; spricht, wie ihr's meint, für Ehre, für Vaterland — für einen Vater, der verzeihen will. Sprecht von der Braunschweigerin; thut das Beste; redet für euch, wie ihr wollt; behaltet mir den Entschluß bevor. Gilt!

Preisinger. Zu dieser Gesandtschaft, gnädigster Herr! ist's an Gundelfingen allein genug. Meine erste Sendung hat mich Albrechten schon verhaßt gemacht, und sanft zu reden hab' ich im Kriege nie gelernt.

Marekrainer. So sendet einen Mann von Ansehen mit. Kaspar der Thorringer ist hier; er führte seinen Sohn zum ersten Turnier. Das ist ein Mann! bei Gott! der ist gewiß unserer Meinung; er wird mehr wirken, als wir Alle zusammen.

Ernst. Ob er auch gehen wird? ich war ehemals sein Feind.

Gundelfingen. Laßt ihn kommen; bittet ihn darum; es ist Bayerns Sache, die schlägt er nicht aus.

(Alle ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Boheburg.

Saal. (Trompeten von ferne, Getümmel). **H. Zenger** (kommt von einer Seite.) **Agnes** und ihre **Frauen** (von der andern).

H. Zenger. Der Herzog kommt.
Wachen, Knechte. Der Herzog!
Agnes. Albrecht wieder da!

(Wollen Alle entgegen eilen.)

Zweiter Auftritt.

Albrecht. P. Zenger. Viele Ritter. (Alle geharnischt und hastig)
Die Vorigen.

Agnes (will laufen in Albrechts Arme, sieht die Menge, erschrickt, steht beschämt).

Albrecht (erblickt sie, thut einen Schritt zurück, besinnt sich, sieht um sich auf die Ritter). Die ist's. (Alle sehn Agnesen an und schweigen. Albrecht nähert sich ihr, faßt sie bei der Hand.) **Agnes! Agnes!** (deutet auf eine Rüfung.) Im Ernste trag' ich sie.

P. Zenger. Sollen die Ritter bleiben, gnädiger Herr?

Albrecht. Liebe Landsleute und Waffenbrüder! dank' euch für euer Geleit und eure Liebe. Wenn euch meine Ehre lieb ist, kommt gerüstet mit euren Leuten in vier Tagen wieder. Ich erwarte euch. Seht! dieser Arm wird euch vorfechten, und für diese — meine Frau, wird er sechten.

Die Ritter (unter einander). Seine Frau?

Albrecht. Percival! Hans Zenger! entlasset, begleitet die Ritter. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Albrecht. Agnes.

Agnes (endlich sich nicht mehr mächtig, fällt auf Albrechten hin, bebt).
Albrecht! was ist das?

Albrecht. Ich bin entehrt! deinetwegen. Krieg wird sein zwischen Albrecht und Ernst.

Agnes (fällt auf einen Stuhl). Entehrt! Krieg! deinetwegen! **Albrecht.** Halt aus, Weib! halt aus! du Herzogin, oder ich todt. Du kennst mich noch von der Seite!

Agnes (jammernd). Ich todt! ich todt! Ruhe über euer Land! Friede mit euch, Albrecht!

Albrecht. Vom Turnier durste mich Ernst schließen, vom Ritterspiele; kämpfen durst' ich nicht mit schwachen Stangen gegen Deutschlands Jugend, weil ich eine Bürgerstochter liebe? Aber bayerische Männer werden mit schweren, versuchten Schwertern hinter mir in vier Tagen dastehen und fragen, wer's leugnet, daß **Agnes Albrechts Gemahlin** sei! — O weh! weh über den, der mich zwingt, den eingebildeten Fleck deiner Geburt in meiner Unterthanen Blute zu waschen! Weh' über Bayern! oder es soll Heil über dich rufen.

Agnes. Krieg! weh! — Albrecht! und dazu führte uns unsere Liebe?

Albrecht. Nicht sie; Liebe führt ja zum Glücke, oder was führt sonst hin? Vergessenheit der Rechte der Menschheit; der herauschende Dampf, der die Thronen umnebelt; Ernsts Stolz; seiner Rache eigennütziger Haß gegen mich; des Vicedoms alte Feindschaft sind's. — Aber er soll schwinden, der Dampf vor dem Hauche meines Zorns, und kriechen sollen die Schurken unter meines Rosses Hufe. Was? gewankt hätte Roms unbeweglich sein sollen der Stuhl ohne diesen Arm? ein Flüchtling oder ein armer Edelmann wäre der hochmüthige Ernst ohne dieses Schwert! — und das Weib, das ich liebe? das Gott mir gab? — Nein! mein sollst du sein und bleiben, und alle Streiche des Schicksals und alle Schwerter Deutschlands und alle Donner des Himmels sollen mich nicht trennen von dir!

Agnes (in der Stellung der tiefsten Schwermuth).

Albrecht. **Agnes!** was fürchtest du hinter meinem Schilde?

Agnes. Nichts für den Herzog, Alles für Albrechten, und in dem nur leb' ich ja. — Albrecht! Lieber! wird das Band, das uns bindet, enger geknüpft sein, wenn ihr das, so euch an euren Vater bindet, zerrissen habt? werdet ihr lieben können das Ehebett vom Blute eurer Unterthanen bespritzt — Sieger und Herzog! wird euch die Bürgerstochter dann nicht zu theuer gekauft sein? und werdet ihr nicht zurückschaudern vor dem Preise der Empörung, des Vatermords?

Albrecht. Vatermord! — **Agnes!** — So weit kömmt's nicht. Gegen Ernsts Stolz, nicht gegen meinen Vater werd' ich kriegen;

überwinden will ich seine Macht, aus dem Felde schlagen sein Heer; er vergebe und segne uns dann, und es wird Friede sein.

Agnes. Ach Albrecht! ihr liebt mich nicht wie ich euch liebe.

Albrecht. Sieh auf diese Waffen; was kann ich mehr für dich?

Agnes. Ohne Waffen, ohne Brunt, ohne Herzogshut reisen in freie Gegenden; mich mit euch nehmen; leben, wie glücklich niedrigere Menschen; warten im Schooße der Liebe, bis euch Erbrecht und Nation wieder rufen, oder auch fortwandern den sichern Pfad des stillen Lebens und häuslicher Freude.

Albrecht. Fliehen von Bayern? fliehen, wenn ich siegen kann! herabsteigen vom Throne, da ich dich zu mir hinaufzuheben vermag? Nein, Agnes! nein! ich kenne besser die Pflichten der edeln Liebe.

Agnes. Pflicht der Liebe ist ja nur Gegenliebe und Treue. Liebt euch denn nicht als Bürgermädchen? und muß ich Herzogin heißen, um euch ewig zu lieben? und muß Blut unsern Bund versiegeln, daß er euch auch edel scheine? Albrecht! ist euch ein schuldloses, tugendhaftes Herz, das euch ganz hingegeben ist, nicht adelig genug?

Albrecht. Aber meine Ehre! meine Ehre, die ist angetastet vor den Augen Deutschlands und meiner Nation! sollt' ich sie nicht rächen, Agnes! da ich's kann? da ich's muß?

Agnes. Freilich ist's so euer adeliger Gebrauch. — Aber rächen an einem Vater! — Albrecht! laßt uns fort! — laßt sie sich setzen, die erste kriegerische Hise, — ruht aus, — dann laßt uns fort und glücklich sein, und kein Blut vergießen.

Albrecht. Liebes Weib! wolle es nicht; du würdest es mich auch wollen machen.

Vierter Auftritt.

Hans Zenger. Die Vorigen.

H. Zenger. Es ist nun schon einmal so, gnädiger Herr! die Leute, denen Fürsten ihre Geschäfte anvertrauen, müssen ihnen immer unangelegen kommen.

Albrecht. Warum? was gibt's Neues?

H. Zenger. Auf eurer Spur folgt eine Gesandtschaft von eurem Vater.

Albrecht. Von ihm? — Wenn's Preisfänger ist, so kann er wieder gehen.

H. Zenger. Nein; es ist der Hofmeister Georg von Gundelfingen, und noch einer mit ihm.

Albrecht. Und wer?

H. Zenger. Ein ehrwürdiger alter Ritter; er will sich nur euch nennen, und nach Gundelfingen sprechen; ob's nicht gar Kaspar der Thorringer ist? sieht mir gerade so aus.

Albrecht. Der kann's nicht sein, der lebt nun für sich in Ruhe, und wir Fürsten spielen ihm nur mehr ein Lustspiel, das der ausgediente Bürger belacht. Ich kenne ihn.

H. Zenger. Nun, die zween wollen euch sprechen, unverzüglich. Agnes. Ich gehe, Albrecht! ich eile weg. Es sind vielleicht Boten des Friedens; hört sie! hört sie! Nur euch, wäret ihr ein Bauerssohn, will ich mein haben! nur euch! — Kann es aber nicht sein? müßt ihr Herzog bleiben? darf ich nicht lieben den Mann, der so eine Kette um den Hals trägt? — Nun! sei es! gerne! — noch mehr, wann ich's könnte für euch! — mein Blut sei Siegel des Friedens zwischen Vater und Sohn, Albrechten und Bayern. (Sie umarmt ihn und geht hastig mit Zengern ab.)

Fünfter Auftritt.

Gundelfingen. Albrecht.

Albrecht. Wie, edler Ritter! ihr kommt zu einem Mann, der nach Rittergefehen entehrt ist? — gesandt von —

Gundelfingen. Gesandt von eurem Vater! — Ihr müßtet nicht mehr Albrecht sein, um diesen feierlichen Namen ohne andere Regung als des Zorns zu hören; und ihr müßtet Gundelfingen verkennen, um einen andern Auftrag, als Friedensbotschaft zu vermuthen.

Albrecht. So bleibt mir Agnes? so —

Gundelfingen. Ich dachte, gnädiger Herr! euer Blut wäre mehr abgefüllt, der traurige Vorfall selbst hätte euren Gedanken eine andere Richtung gegeben.

Albrecht. Wenn das euer Vorderatz ist, so erpart mir die Folgerungen. Agnes, oder Krieg! das ist mein einziger Gedanke, all mein Wille. Habt ihr darauf noch was zu antworten, so sprecht! sonst, Gundelfingen! macht nicht, daß ich euch hassen müsse.

Gundelfingen. Agnes, oder Krieg? — das soll wohl heißen: Rache meiner gekränkten Ehre, oder Krieg? anders könnt ihr's nicht meinen.

Albrecht. Ja! aber nur wenn Agnes Herzogin ist, dann erst ist meine Ehre gerächt.

Gundelfingen. Diese Rache fordern weder der Ritter Sitten, noch euer Volk; sie ist also eben nicht nothwendig. Wiedereinführung aber in eines Ritters Manns Vorrechte, in eures Vaters Gnade, die sind nothwendig: dieses euch vorzustellen, sandte er mich, und euch seine Bedingungen zu sagen.

Albrecht. Bedingungen dem Beleidigten? dem, der die Gewalt sich zu rächen hat?

Gundelfingen. Gnädiger Herr! ich kam, mit eurer Verunft, zu eurem Herzen zu sprechen: laßt uns schweigen von Beleidigung und Rache; darauf, wenn's sein müßte, würde Ernst sein Heer und nicht einen Friedensboten antworten lassen. Seine Forderung ist, daß ihr zurückkehrt zu ihm; die Leute, die ihr aufgebieten, entlastet und künftig nahe bei ihm die Regierungsgeschäfte theilt. Er wird euch liebreich, öffentlich empfangen, und zum Pfande seiner Veröhnung sollt ihr dann von seiner Hand eine holde, edle Gemahlin annehmen, die ihr schon kennt — Annen von Braunschweig.

Albrecht. Und Agnes?

Gundelfingen. Von der hab' ich nichts zu sagen; da mögt ihr euch selbst Bescheid geben.

Albrecht. — Gundelfingen! so kann's nicht sein! — Agnes oder Krieg! — glaubt mir, Ritter! ich bin's mir, ich bin's Agnesen schuldig.

Gundelfingen. Schuldig? gibt's noch höhere Pflichten, als gegen Vaterland, Vater und Gott, der euch beiden gab, beiden unterwarf?

Albrecht (geht heftig und verwirrt herum). Ja! — ich muß! leider! — Agnes oder Krieg!

Gundelfingen. Soll das euer letztes Wort gegen mich sein? ist's so euer fester Wille?

Albrecht. — Ich muß! lebt wohl! als Feinde sehen wir uns wieder.

Gundelfingen. Nun noch ein Friedensbote, und dann soll Krieg sein. (Geht zur Thüre und führt den Thorringer herein.)

Sechster Auftritt.

Thorringer. Die Vorigen.

Albrecht (erscheint, eilt ihm entgegen). Wie! Kaspar der Thorringer? — Edler Ritter! wie kommt ihr her? was soll das?

Thorringer. Von Seefeld, wo ich ruhete, ritt ich nach Regensburg mit meinem Georg, der zum ersten Male turnieren sollte;

wollt', ich wäre zu Hause geblieben! — da sagt' ich so vorher zu meinem Knaben: „Es ist Zeit, daß du dich zeigst; ich will dich hinführen zum Turnier, wo du die deutschen Ritter wirst versuchen können, da sollst du unsern gnädigen Herrn Albrecht sehen, den tapfern Mann, der einst dein Feldherr sein wird: kann sein, daß er deinem Vater zu Liebe einmal gegen dich reunt“, so sagt' ich — und was mußte ich sehen, gnädiger Herr!

Albrecht. Einen mißhandelten Sohn, einen entehrten Ritter.

Thorringer. Und warum?

Albrecht. Weil er nicht entsagen wollte dem Weibe, das er liebt.

Thorringer. Und wen liebt er?

Albrecht. Die ihm von oben herab bestimmt war; die seiner würdig ist, aber Vorurtheil tief unter ihn setzt! er aber rächen wird am Vorurtheile, und an denen, die es verblendet.

Thorringer. Das ist Albrechts Sprache, fester Muth, männlicher Ton; aber, gnädiger Herr! ich hab' in meinem Leben nie geschmeichelt, auch die Wahrheit den Fürsten schon mit dem Schwerte verklärt. Wenn's eure Sprache noch ist, so erkenne ich euren Geist und euer Herz. Gewohnheiten und Gebräuche, Volksklassen und Stammordnungen, die das Reich erkennen; die es von den Teutonen erbt; denen ihr, Agilolfinger! eure Rechte über uns Bayern zu danken habt; die zur Rittersitte geworden; die sollen euch verehrliche, unverbrüchige Gesetze und nicht Vorurtheile sein. Ich darf euch nicht erst sagen, wie nothwendig die Bürgerklassen, wie unentbehrlich der Adel einem freien Staate, wie Deutschland; wie wesentlich die Reinigkeit des Bluts und der Stammsfolge bei Fürsten und Rittergeschlechtern seien? — Nun, ihr seid ein Deutscher, ein Wittelsbacher, ein Ritter, geboren zum Throne; und ihr wolltet des Reiches Gesetze, das Gesetz, wodurch ihr Ritter und Herzog seid, brechen? — Ihr seid geboren, Unterthan der Gesetze, sie zu befolgen und handzuhaben, nicht sie zu beurtheilen, — ihr seid geboren ein deutscher Fürst, eine Stütze des Reichs zu sein, nicht seine Grundvesten zu erschüttern; — ihr seid geboren, ein bayerischer Herzog, Richter einer Nation zu sein, nicht nach ungestoßenen Gesetzen ihr Despot zu werden, oder des Aufruhrs Beispiel zu geben: so solltet ihr denken! — Und sei es auch, ich will Agnesen alle Vorzüge ihres Geschlechts eingestehen; erkennen die entwerfende Macht der Liebe auf einen Jüngling; den Zauber einer edlen schönen Bildung; das Unwiderstehliche, das in der Gegenliebe zu liegen scheint; ich will noch mehr thun: ich will sagen, daß die Jugend und das holde Wesen der jungfräulichen Unschuld edlen Herzen am gefährlichsten und eben diese dem Eindrucke der Liebe am offensten seien: das ist dann Alles, was ihr Wesentliches sagen könnt. Aber,

gnädiger Herr! ist's genug an Agnesens Tugend und Reizen? und an eurer Liebe? und könnt ihr Bayern eine Herzogin und Fürstentum, wie euren Sinnen ein Mädchen geben? und wenn keine Gesetze wären? bleibt euch kein Herz mehr für einen Vater, der auf Allings Schlachtfelde mit seinem Blute euch aus den Feinden gerettet? den Lorbeer um euer Haupt befestigt? den ihr nun tränkt, und dessen graues Haar ihr in Schande begraben wollt? — kein Herz mehr für euer Vaterland, das ihr mit Kriegswuth erobern, nicht erben? eher verheeren, als mit friedlichem Scepter gesetzmäßig regieren wollt? Habt ihr es darum mit mächtigem Arme beschützt? und als das Volk euch als Sieger seiner und der Religionsfeinde zujauchzte, hätte es ahnen können, daß ihr einst über selbes, über Vaterland und Gesehe selbst Sieg jauchzen wolltet? Wie könnte Albrecht die braven Männer, die ihm sein Erbland schützen halfen, die unter ihm für Bayern kämpften, nun hinführen zum schmachvollen Tode, gottlosen Kampf gegen Vater und Herzog? und hinströmen lassen auf vaterländischem Boden Ritter- und bayerisches Blut, um den Besitz eines Bürgermädchens? — Vergebt, gnädiger Herr! dem alten Manne die vielen Worte, und dem Thorringer die Hise im Ausdruck; Wahrheit hat ihren eigenen Ton, und bei des Vaterlands Sache wallt noch immer mein Blut, und jede Senne spannt sich verjüngert. — Eures Vaters Antrag ist billig, ist euch rühmlich; Alles ist wieder gut gemacht dadurch.

Gundelfingen. Und hättet ihr auch weitere Forderungen; wolltet ihr die Ehe mit Annen von Braunschweig nicht gleich schließen; — auch das! Nur kommen zu eurem Vater, euch ausöhnen mit ihm.

Albrecht. Thorringer! Gundelfingen! — ha! wär' ich in Augsburg nie gewesen!

Gundelfingen. Das wird vorübergehen, glaubt mir! Die heftigste Leidenschaft ist die kürzeste.

Thorringer. Und was ist denn endlich auch Leidenschaft gegen Pflicht und Ehre? der einzelne Mann gegen sein Vaterland?

Albrecht. Es ist vorbei! — nur zwei Wege sind übrig.

Thorringer. Der Ehre, oder der Schande; der Pflicht, oder des Verraths.

Albrecht. Nein! Ausnahme der Gesetze werden durch Kriegsmacht, oder entsagen dem zu hart bedungenen Erbe!

Thorringer. Also Bayern an das Mädchen tauschen.

Albrecht. Nicht mehr Mädchen; — mein Weib, von Priesterhand, vor Ritterzeugen!

Thorringer. Gnädiger Herr! lebt wohl.

Albrecht. Bleibt, bleibt, Thorringer!

Thorringer. Und was soll ich noch? Auf eures Vaters Bitte kam ich, zu euch zu sprechen; ich sprach; zu spät. Ich lehre nach meiner Weise, und bedaure euch.

Albrecht. Und verachtet mich?

Thorringer. Wenn ihr euer Vaterland bekriegt, ja! und so wird's jeder gute Bayer.

Albrecht. Verachtet? — und wenn ich die heiligsten Schwüre bräche? wenn ich die Tugendhafte entehrte? wenn ich die zur Hure vor der Welt machte, die ich vor Gottes Angesicht zum Weibe nahm? wenn ich doppelt meineidig hinging, eine Andere zu betrügen? wenn ich kriechend dem undankbaren Ernst für den entehrenden Schlag dankte? wenn der Böhmen Sieger demüthig vor seines Vaters Rächen sich schmeigte? wenn ich die Ritter, die mir folgten, ihrer Rache preis gäbe? wenn ich Herz und Gefühl, und Lieb' und Treue, und Ehre und Religion verleugnete? dann wär' ich so ein Fürst, ein Held, nicht wahr? Ha! verdamntes Umding, eure Ehre, eure Fürstenschaft!

Thorringer. Gnädiger Herr! ihr vergeßt, daß ihr mit einem Manne sprecht, der eine Leidenschaft bedauern kann, aber Thorheiten nicht hören mag. — Vergebt mir, und laßt mich —

Albrecht. Zümt nicht, alter braver Rittersmann! antwortet und rathe.

Thorringer. Ich antworte: ihr habt eine Unglückliche gemacht, die Zeit wird es lehren; ich rathe: unterwerft euch eurem Vater, und erwartet seine Befehle; nur er kann und soll jetzt entscheiden.

Albrecht. Ist das euer Rath? mein Vater? der Gefühllose? o Agnes, was wäre dein Schicksal!

Gundelfingen. Euer Weib zu bleiben, nie Herzogin, nie der Herzoge Mutter zu werden.

Albrecht. Gundelfingen? blieb sie es? seid ihr mir Bürge dafür?

Gundelfingen. Wenn Ernsts erster Zorn vorüber ist, ja! so den' ich.

Thorringer. Und ihr wollt Herzog bleiben?

Albrecht. Ja, oder —

Thorringer. Also keine Fehde?

Albrecht. Dann nicht.

Thorringer. Wille des Verbrechens ist auch Verbrechen. Dankt die Unvorsichtigen ab, die euch von Regensburg folgten; noch wollen sie um Boheburg.

Albrecht. Daß ich mich bloß gäbe? daß Ernst dann handle, wie er wolle und jede Gewaltthätigkeit übe?

Gundelfingen. Das wird er nicht! er ist auch Vater; das habt ihr eher erfahren; er wird's sein, wenn ihr Sohn bleibt, und eure Großmuth wird nicht unvergolten sein.

Albrecht. Wenn er aber mißbrauchte die Macht, die ich ihm lasse? wenn —

Thorringer. Dann werdet ihr Schuß und Mittler in Denen finden, die nun eure Feinde werden müßten. Aber Agnes nimmermehr Herzogin!

Albrecht. Aber ich Herzog und ihr Gemahl!

Gundelfingen. Gilt's?

Albrecht. — Meine Kinder! — nun wohl! sie werden darum glücklicher sein, daß sie keine Fürsten werden! — nur noch der Schimpf —

Gundelfingen. Wenn ihr sie behaltet; wann ihr Fürst bleibt, ist's nicht genug?

Albrecht. Nun! es gilt.

Gundelfingen. Eure Hand darauf, und euer Wort.

Albrecht. Hier. — Bringt mir bald Antwort.

Gundelfingen. Morgen, wenn's sein kann.

Thorringer. Und eure Leute werden verabschiedet?

Albrecht. Thut es, Thorringer! euch ist's Ernst schuldig.

Thorringer. Gott Lob! so kostet's nur ein Leben mehr.

Albrecht. Wie? wessen?

Thorringer. Eurer Agnes. Merkt's euch, gnädiger Herr! was ich nun sage, und dann gehe. Wenn auch jetzt Alles gut ginge, so werdet ihr ihrer müde werden; das Feuer wird verrauchen; aus der Asche der Fürstenstolz aufleben; mit jedem Sohne wird sie euch Neue gebären; ihr werdet sie verachten; Kummer und Schande werden sie tödten; gut für sie, wenn's noch so geht. Lebt wohl! haltet euer Wort! nochmal, vergebt meiner Freimüthigkeit; ich sprach nie anders.

Albrecht. Umarmt mich, Thorringer! daß ich's sehe, daß ich noch Ritter bin.

Thorringer. Die Umarmung eines Freundes; der Segen eines Greises über euch! Lebt wohl!

Gundelfingen. Morgen komm' ich wieder.

Albrecht. Geht, und bringt mir Ruhe, Ehre und Glück wieder. (Mit ab.)

Siebenter Auftritt.

Straubing. Gemach.

Ernst. Schbelsdorfer. Bicedom. Tuchsenauser. Pienzenauer. Preisinger. Maxetrainer. Sandzeller. Torre.

Ernst. Verheiratet! ein Tag zum Ausbruch, zur Rebellion bestimmt!

Bicedom. Das dacht' ich. Hätte man mir gefolgt, Alles wäre aus.

Tuchsenauser. Aber wer hätte sich das auch einfallen lassen? Müßten doch erst hören, was Gundelfingen und der Thorringer ausgerichtet haben.

Bicedom. Was werden sie haben thun können? sie kamen zu spät —

Ernst. Verheiratet! — Mußt' ich das erleben an dir, Albrecht! — mein Sohn, meine Enkel sollen nicht einmal Ritter sein? nicht sitzen auf Ottens Throne? verlöschen soll mein Stamm in Niedrigkeit und Schande?

Bicedom. Entrüstet euch nicht, gnädiger Herr! wer Gewalt hat, hat auch Rettungsmittel. Die Dirne fort, und alles Uebel ist weg.

Ernst. Kämpfen mit meinem Sohne! das Schwert ziehen gegen meine Unterthanen!

Tuchsenauser. Nein, nein! In der Hitze, wo ich Alle sehe, die mehr auf den Schimpf als auf die wahre Gefahr sehen, da läßt sich nicht urtheilen. Habt ihr nun schon einmal eine friedliche Gesandtschaft an ihn gehen lassen, so müßt ihr auch die Antwort hören; vielleicht gibt er doch vom Kriege nach; eher wird der Thorringer wohl nicht abgelassen haben! In jedem Falle fährt dann fort in der äußerlichen Güte —

Bicedom. Güte und Güte! und Alles wird dabei wahrhaft.

Tuchsenauser. Geduld! — dann sucht ihn zu entfernen unter dem möglichst freundschaftlichen Scheine, und wenn er weg ist, da laßt das Mädchen bereden, daß sie von ihm lasse. Ist's eine gute Seele, so sage man ihr, die Ehe sei nicht gültig. Denkt sie niedrig, so bestecht sie, oder schafft ihr einen andern Mann. Man kann am Ende auch wohl drohen, und wenn nichts hilft, sie schnell in ein andres Land führen lassen.

Bienzenauer. Ja, wenn's Albrecht nicht vor merkte.
 Seybelstorfer. Die Strafgelder der von Württemberg
 wären eben eine schöne Gelegenheit, ihn an die schwäbische Grenze
 zu schicken.

Tuchsenhauser. Hier muß wohl Politik gebraucht werden;
 die Gefandten müssen einzuschläfern wissen.

Marekrainer. Doch nicht lügen? nicht in des Herzogs Na-
 men ein falsches Wort geben?

Vicedom. Und das ist Alles noch nichts. Kommt er dann
 zurück, wird er sie nicht wieder fordern? Von Gott mag er sie for-
 dern, wann sie todt ist.

Ernst. Vielleicht auch ist sie unschuldig, verführt, verblendet!
 — Aber Ehre und Vaterland fordern ein Opfer, besser sie, als
 Tausende! — Seht, Tuchsenhauser! und ihr, Tore! ich will euch
 meinen Befehl schriftlich an Albrecht geben, daß er fortlebe zu dem
 von Württemberg. Beredet dann das Mädchen; thut, was ihr
 könnt: seid vorsichtig! — Will sie aber von ihm nicht lassen, auf
 keine Weise, entführt sie hieher. Vicedom, ihr und der Rath spricht
 dann gesehmäßig über sie. Ich eile nach München und rüste mich
 auf alle Fälle. Es ist mir schwer, über sie zu sprechen, als Richter:
 aber hängt ein Dieb? stirbt ein Mörder? muß im Kriege der
 unwillkürliche Soldat fallen? soll die leben, die meinem Stamme den
 Thron, meinem Lande den Frieden, mir meinen Sohn raubt? —
 aber wendet Alles zuvor an.

Tuchsenhauser. Sie wird sich schon geben. So weit
 kommt's nicht.

Ernst. Ihr werdet Gundelfingen unterwegs treffen; hört
 auch seinen Rath. (Stille zu Tuchsenhauser) Ich gehe nur bis Waller-
 storf. (Alle ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Boheburg Gemach.

Albrecht. O. Zenger. P. Zenger. Tuchsenhauser. Tore.

Albrecht. Was? schon eine Antwort von meinem Vater?
 wie möglich?

Tuchsenhauser. Er stellte sich's schon so vor, wie es uns
 Gundelfingen unterwegs sagte: dieser Brief, gnädiger Herr! enthält
 seinen Willen.

Albrecht. Er muß friedlichen Inhalts sein, daß ihr ihn
 bringt, Tuchsenhauser!

Tuchsenhauser. Ich soll hoffen, ihr werdet zufrieden sein.

Albrecht (hält den verschlossenen Brief). Gott! was mag er
 enthalten! (erbricht ihn, liest.)

„Freundlich lieber Sohn!

Es werden Euch zwar schon unser Hofmeister, der Gundel-
 fingen, und der Ritter Thorringer unser Willens unterrichtet
 und, wie wir hoffen, auch bereit gefunden haben, alle Fehde
 zwischen uns abzuthun. Wir mögen uns vorstellen, was Ant-
 wort sie uns von Euch bringen werden, da wir derweil ander-
 wärts berichtet worden, wie Ihr mit der Agnes Bernauerin
 steht. Wenn Ihr denn forthin im Frieden leben, Euer Erbland
 schonen und Eures Vaters und Herzogs Gnade wieder haben
 wollt, so müßt Ihr Euch zuvörderst sogleich nach Wemding an
 Schwabens Grenze begeben, um wegen der Strafgelder der
 Elisabeth mit dem von Württemberg die Frrung zu schlicht-
 en; wir haben auch seine Anwälte schon dahin geschieden. Ihr
 könnt glauben, daß Euch dieser Gehorsam zu Eurem wahren
 Nutzen und Ruhme in der Folge sein wird. Wir geben jetzt
 nach München und erwarten Euch dort nach verrichtetem Ge-
 schäfte. Unser Kanzler und Ritter Tore werden Euch das
 Mehrere sagen: wir empfehlen Euch Gottes und aller Heiligen
 Schutze.“

So erkennt er Agnesen als meine Frau?

Tuchsenhauser. Das steht eben nicht im Brief, aber ver-
 stehen läßt sich's wohl, weil er's nun schon einmal weiß, und euch
 mir gleichsam Bedingnisse setzt.

Albrecht. Aber ich soll fort?

Tore. Ja und unverzüglich.

Albrecht. Aber warum die Eile? sollte mein Vater mich
 betrügen wollen?

Tore. Wie? der Herzog?

Tuchsenhauser. Seht, gnädiger Herr! man muß das Eine
 thun, das Andere nicht lassen; eines nach dem andern vornehmen;
 schön ordentlich verfahren. Da muß dann das Ding mit der Würt-
 tembergerin ganz aus sein, und da der Herzog aus dem Turnier
 wegen der von Braunschweig sich auch verbindlich gemacht hatte, so
 wird er wohl mit dem Gelde der Elisabeth die Anna befriedigen
 müssen. Ihr begreift wohl, daß die Württemberger von eurer Ehe
 nichts wissen dürfen, sonst wären ja die Strafgelder streitig.

Albrecht. Aber zu alle dem bin ich ja nicht nöthig? das hättet
 ihr auch verrichten können?

Tuchsenhauser. Es ist höchst weislich von eurem Vater gehandelt, gnädiger Herr! denn seht ihr, erstens bekräftigt ihr ihn dadurch, daß ihr zu dem in drei Tagen bestimmt gewesenen Aufgebote nicht mehr kommen wollt; zweitens ist's eine Prüfung von seiner Seite und ein Beweis des Gehorsams und Friedens auf der euren; drittens gereicht's zu eurer eigenen Ehre; da der Vorfall beim Turnier vermuthlich viel Lärm und Aufsehens und Nachredens gemacht, so sieht man dann, wenn ihr nach Wemding geht, daß ihr mit eurem Vater wieder gut seid; man wird eher glauben, Herzog Ernst habe sich übereilt. Endlich, wenn die Herzoge von Ingolstadt und Landshut auf die Uneinigkeit schon ihres Vortheils wegen gerechnet, so werden alle ihre Anschläge bei Zeiten zu Wasser, und von Allen wird bald gar nicht mehr geredet. Viertens —

Albrecht. Schon genug! wenn nur das Alles so ist.

Tore. Und warum zweifelt ihr, gnädiger Herr? wir haben doch sicher Befehl, alles das zu sagen.

Albrecht. Mein Vater sollte einwilligen! — so schnell! — ehe er mit Gündelfingen sprach? — Aber wird Agnes meine Gemahlin dann?

Tuchsenhauser. Sie ist's ja schon; und euer Vater schreibt, daß er's weiß; und bricht alle Unterhandlungen ab; ist das nicht klar genug? — Eben weil er mit Gündelfingen noch nicht gesprochen hatte, gab es seine Würde nicht zu, deutlicher zu schreiben.

Albrecht. Wartet. Bald sollt ihr meinen Entschluß hören. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Tuchsenhauser. Tore.

Tuchsenhauser. Ich hab' ihn schon. Er geht gewiß.

Tore. Ja, wenn die Zenger nicht kälter dächten und das Ding einsehen; ihr hättet nicht aussetzen sollen, bis er sein Wort von sich gegeben hätte.

Tuchsenhauser. Ei! mit eurem Worte! daß er's dann auch von uns gefordert hätte? und das, Herr Ritter! wäre dann wohl gelogen gewesen! Ein eigener Entschluß hält fester, als ein beschwornes Wort. War' ich nur mit der Agnes auch so glücklich!

Tore. Wollen sehen, wann er wiederkommt, ob's einmal mit ihm richtig ist.

Tuchsenhauser. Unsere Leute habt ihr ja gut beordert?

Tore. Am Mittag kommen sie mit einem Salznuge herauf, und halten in der Rue ganz nah am Schlosse.

Tuchsenhauser. Daß man sie nur nicht wittre; sonst — Tore. Ja, ohne Geräusch wird's kaum ablaufen! darum haben wir auch hundert; jetzt laßt uns ein wenig herumgehen; ich will die Gelegenheit auspähen.

Tuchsenhauser. Will auch sehen, ob ich an Hans Zenger kommen kann; wie er denkt?

Tore. Und etwa dabei Alles verrathen?

Tuchsenhauser. Herr Ritter! ich werde euch das Fechten und ihr mich das Negociren nicht lernen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Agnesens Gemach.

Albrecht. Agnes. H. Zenger. P. Zenger.

P. Zenger. Das ist verdächtig! höchst verdächtig!

Agnes. Jede eure Abwesenheit ist mir schon Unglück.

P. Zenger. Nein, das kann nicht angehen! wir müßten Verräther sein, wenn wir dazu riethen.

H. Zenger. So sanft spricht Ernst nicht, wenn er wahr spricht; und das beschließt kein Rath, in dem der Vicedom von Straubing sitzt.

Albrecht. Aber sollte denn Religion nicht den aufbrausenden Stolz niederschlagen? sollte mein Vater nicht auch Mensch sein? ein Herz haben? sich doch einbilden können, was ich fühle? bin ich denn nicht sein Sohn? hat er nicht schon sein Leben für meines gewagt?

P. Zenger. Gnädiger Herr! damals galt's euch, euer Leben, seinen Sohn. Aber jetzt —

Albrecht. Gilt's mehr als mein Leben.

H. Zenger. Das denkt Ernst nicht; er kann's nicht; es läßt sich nicht denken, nur empfinden, und das nur von euch.

Agnes. Was sollte er denn wollen mit mir? mit einem harmlosen Weibe? das nicht schuf ihr Herz; sich nicht gab ihre Liebe: Gegenliebe freilich nicht verdiente; freilich doch wünschte, aber nicht suchte; die Das ward, wozu sie Gott, er allein bestimmt hatte, und das sie bleiben muß, bis sie nicht mehr ist?

P. Zenger. Oh! es gibt der Ränke und Schwänke viel in Gesetzbüchern; und wer hat je der Fürsten Gesetzbuch gelesen?

Albrecht. Ich bin auch ein Fürst, und kenne die Gesetze, die Gott uns in's Herz schrieb, als er uns schuf; worüber er zum Wächter das Gewissen setzte. — Wenn auch der ganze Rath dawider

sich empörte, wird mein Vater die Stimme des Blutes nach verbrauchtem Sturme der Leidenschaft hören, so wie ich nun die höre der kindlichen Pflicht. Man kann zürnen über einen Vater, aufstehen gegen seine Gewalt; aber nur ein Verruchter kann dem Segensblicke des ausgeübten Vaters widerstehen.

H. Zenger. Ihr verdientet, gnädiger Herr! einen Vater zu haben mit einem Herzen, wie ihr.

Albrecht. Und das hat er.

P. Zenger. Schöner Beweis, den er euch auf dem Turnier gab.

Albrecht. Noch deutlicher der bei Alling. Lange regieren, und nicht stolz sein, immer befehlen, und nicht heftig werden, könntet ihr das? — Nein, Agnes! ich will schuldlos bleiben. Von Ernstens Rittern, Gewalt und Heere hätte ich dich erkämpft; ich kenne keine Gewalt, als die auf's Herz wirkt, und leide keine andere: aber von meines Vaters Gnade will ich dich gerne haben; dann wird Friede in meinem Busen wohnen, und Segen über uns schweben, und ganz uns werden die Wonnen der Liebe.

Agnes. Der Vater, der euch zeugte, kann kein Tyrann sein, kann nicht betrügen. Geh! vollzieht seine Befehle und kommt bald wieder. — Gott! wenn du mir Glück vorbestimmtest, warum ist die Ahnung davon mir so schauerhaft?

Albrecht. Liebe! es ist freilich anders im Fürstenstande, als in der ruhigen Klasse, in der du geboren wardst; doch du hast mein Herz, des Herzogs Wort, diese Männer und Freunde für dich, fürchte nichts.

P. Zenger. Also fort, gnädiger Herr? soll's gewagt sein?

Albrecht. Nicht gewagt. Ich soll's und ich will's.

H. Zenger. Nun, merkt's euch; wir haben keinen Theil daran, und uns trifft nie ein Vorwurf. Vorsicht werdet ihr doch nicht auch ausschließen?

Albrecht. Und welche?

H. Zenger. Eine Schloßwache biet' ich auf, und die zwei da draußen kommen mir nicht weg, bis ihr wieder da seid. Das thut' ich für mich, als Pfleger hier, und solltet ihr's auch nicht wollen.

Albrecht. Wie? meines Vaters Gesandten gefangen halten?

H. Zenger. Sie werden gerne bleiben, wenn ihr Auftrag redlich ist; und ist er's nicht, so ist durchaus nothwendig, sie als Geiseln zu behalten, und wer weiß, was dann Alles ihr Aufenthalt hier verhindert!

P. Zenger. Einen Tag können sie ja wohl zechen hier; und in anderthalb längstens seid ihr so wieder da.

Albrecht. Wenn sie's freiwillig thun, sei es! laßt sie kommen.

H. Zenger. Ich gehe, und ein fünfzig Knechte will ich auch bald haben. (Ab.)

Agnes. In anderthalb Tagen!

Albrecht. Aber dann! —

Agnes. Dann! — Jenseits des Grabes ist auch ein Dann!

Albrecht. Und das wird heißen: „nach ruhig durchlebten Jahren einer wonnervollen Ehe; nach gezeugten Kindern der tugendhaften Liebe, nach erfüllten Fürsten- und Menschenpflichten; dann ist es herübergekommen über das Grab, das Paar Albrecht und Agnes“, übermorgen aber ist das Dann — Freude, Genuß und Segen.

Agnes. Ungläubig bleibt mein Innerstes, und meine Ahnung spricht dazu nicht Amen! — Laßt mich weg; ich mag sie nicht sehen, die Botschafter. Ihr nehmt doch Abschied?

Albrecht. Ich komme; aber kein Abschied. Uebermorgen bin ich ja wieder da, liebe Trauernde!

Agnes. Uebermorgen! und was ist morgen?

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Luchsenhauser. Tore. Albrecht. H. und P. Zenger.

Albrecht. Ich gehe nach Beming; dann nach München. Seid ihr nun zufrieden? und wird's mein Vater sein?

Tore. Das dünkt' ich! aber, bei Gott! das hätt' ich nicht erwartet.

Albrecht. Weil ihr mich verkennt, ihr Alle. Das Gefühl, das mich an Agnesen bindet, dasselbe bindet mich an meinen Vater.

H. Zenger. Ihr werdet doch hier verweilen, bis der Herzog zurückkommt?

Luchsenhauser. Unser Auftrag ist, nach vollendetem Geschäfte wieder zurückzukehren.

H. Zenger. Er ist ja vielleicht morgen wieder da.

Albrecht. Dann gehen wir zusammen nach München.

Luchsenhauser (hätte zu Tore). Merkt ihr's, wie fein?

Tore (eben so). Die haben sich verrechnet. Gerade, wie wir's wünschen konnten. (Sant.) Gnädiger Herr! das können wir wohl thun, daß wir auf euch warten.

Luchsenhauser. Unsere Ankunft wird dem Herzoge in eurer Gesellschaft desto willkommener sein.

Albrecht. Also lebt wohl auf Wiedersehn!

(Ab mit beiden Zengern.)

Dore. In einer Stunde ist's Mittag und sie sind da; schon ist ein Bote gekommen.

Tuchsenhauser. Wie wir aber jetzt zu der Agnes kommen? der Zenger ist vorsichtig, und ihr merkt wohl, daß man uns nicht traut.

Dore. Wißt ihr was? redet ihr Herr von der Feder mit ihr, ich bleibe dann beim Zenger, bereit, meinen Schwertstreich anzubringen, wenn's Noth sein wird.

Tuchsenhauser. Wird sich schon geben.

Dore. Das glaub' ich nimmermehr. (Weide ab.)

Fünfter Auftritt.

Albrecht. G. und P. Zenger. Agnes. Frauen. Knechte.

(Alles bereit zur Reise.)

Agnes (hält Albrechten bei den Händen). Albrecht! noch nicht, noch nicht, daß ich dich noch sehe, noch höre! laß mich's noch tiefer eindrücken, dein Bild in meine Seele.

Albrecht (windet sich los). Haltet sie; tröstet sie; ich kann ihre Qual nicht sehen; kann ihr nichts sagen: ihre Ahnungen könnten mich versteinern hier.

Agnes. (Man hält sie zurück, sie streckt ihre Arme gegen Albrechten). Und du verstößt mich! mein Albrecht! mein Gemahl! noch einmal! —

Albrecht (stürzt in ihre Arme). Noch oft. Morgen wieder.

Agnes (heftig). Nimmermehr! (fällt ohnmächtig.)

P. Zenger (reißt Albrecht weg). Zehet, gnädiger Herr!

Albrecht (steht sie starr an). Wenn's wahr sein sollte, daß Nimmermehr! —

G. Zenger. So bleibt.

Albrecht. Nein! ich gab mein Wort, sorgt für sie, Zenger!

(Alle ab. Man schleppt Agnesen fort.)

Sechster Auftritt.

Agnesens Gemach.

Agnes. Frauen.

Agnes (erholt sich). Albrecht — (sieht um sich). Auf meinem Zimmer! — ha! — nach! (steht auf; setzt sich wieder). Er ist fort! — fort?

Frauen. Fort.

Agnes. Fort! — der liebe Mann; der Glückliche! er hofft wiederzusehen, was er liebt — Aber ich! —

Siebenter Auftritt.

G. Zenger. Die Vorigen.

G. Zenger. Geht's nun besser, gnädige Frau?

Agnes. Ach! mein Zustand kennt keine Besserung!

G. Zenger. Ei! warum nicht gar? morgen ist morgen, und dahin sind nur vier und zwanzig Stunden.

Agnes. Nur? — lieber Zenger! ein Augenblick bestimmt des Menschen Schicksal.

G. Zenger. Eitel Schwärmerei, gnädige Frau! Wir wollen's bald hören, was euer Schicksal ist; da ist der Kanzler Tuchsenhauser draußen, und der will durchaus in Ernstens Namen mit euch sprechen; er sagt, er habe lauter gute Dinge euch zu melden, und zum Beweis will sein Kamerade Dore derweil, daß er euch spricht, Geißel sein.

Agnes. Mich will er sprechen? von Ernstens wegen?

G. Zenger. Ja, und vor Albrecht durfte er's nicht sagen, spricht er, es hätte sich nicht geziemt, daß sein Vater sich so gut so bald zeige, und was noch Weiteres der Forderung daher schwächt. Hören könnt ihr ihn immer, das Antworten steht ja bei euch. Das Schloß ist nun mit Fünfzig bewacht, und vor der Thüre werd' ich sein, und mich kennt ihr!

Agnes. Von Ernstens! — Gott! laßt ihn herein.

(G. Zenger ab. Die Frauen ab.)

Achter Auftritt.

Agnes. Tuchsenhauser.

Tuchsenhauser (für sich). Schön und herrlich!

Agnes (auch so). Ein alter Mann; er muß gelitten, gefühlt haben in seinem Leben: er wird ein Herz haben. (Setzt auf.)

Tuchsenhauser. Gott grüß' euch, schöne Frau! — Ihr wißt, wer ich bin; Albrechts Abreise wird euch die Macht meiner Aufträge bewiesen haben. Auch an euch hab' ich welche.

Agnes. Ich erwarte des Herzogs Befehl mit Demuth und zitternd.

Tuchsenhauser. Kein Zittern! keine Befehle! liebe Tochter! Ernst ist kein Tyrann; er regiert mit Güte. Gewalt wird ihm nur abgedrungen. Ich komme euch zu rathen in seinem Namen in der traurigen, gefährlichen Lage, in der ihr seid. Wer kann besser rathen, als der Herr eures Schicksals?

Agnes. Das ist nur Gott. — Doch was befiehlt der Herzog?

Tuchsenhauser. Nochmals, er befiehlt nicht; er rathet. Aber dazu, nehmt's nicht übel, muß ich euch vor kennen lernen und erfahren, wie ihr denkt.

Agnes. Keiner meiner Gedanken ist verschwiegen dem Richter der Könige; der Herzog darf sie alle wissen. — Wird er sie wissen wollen? — und sie richten wie Gott? — (Sie sehen sich.)

Tuchsenhauser. Nun also; wer glaubt ihr zu sein?

Agnes. Ich war eine arme Bürgerstochter; — leider! weiß es nun Deutschland. — Ein unbescholtener Name und Keuschheit waren meine Aussteuer; Unschuld mein Reichthum, mein Verdienst. Gott that Wunderdinge an mir, sei's Glück oder Unglück, ich hatte keins verdient — Nun bin ich Albrechts Weib vor Gottes Angesicht.

Tuchsenhauser. Also auch Herzogin?

Agnes. Das ist ein Name, den mir nur Bayern und Ernst geben können, den ich nie verlangen, auch nie wünschen werde, ich müßte denn sonst Albrechts Frau nicht sein können.

Tuchsenhauser. Wenn's aber so wäre?

Agnes. So würde ich wohl gerne dem herzoglichen Titel entsagen, wie dem heiligen Recht einer Frau.

Tuchsenhauser. Wenn man euch aber bewiese, daß ihr auch nicht Frau seid?

Agnes. Herr Kanzler! Albrecht kann nicht trügen, noch weniger die Kirche.

Tuchsenhauser. Trügen! wer sagt das? Gott bewahre, daß ich so von meinem gnädigen Herrn Albrecht spreche; aber man glaubt oft thun zu können, was man nicht darf; da haben die Leidenschaftlichen immer Scheingründe vor sich zum Verführen, und Nebel hinter sich zum Verblenden; die machen aber die That nicht gültiger.

Agnes. Gelübde, aus dem innersten Gefühl unserer Herzen beschworen; Segen eines Priesters; Feierlichkeiten der Kirche; Zeugenschaft von Rittern: sind das Blendwerke?

Tuchsenhauser. Liebe! — darnach heiraten nur eure Bürger und das Volk, das unter einander so wenig zu gewinnen als zu verlieren hat. Ein Priester, das ist noch die Kirche nicht; und ein Paar mitverschworne Ritter, sollen die mehr als der Herzog, mehr als die bayerischen Stände, des Reichs Adel? und mißbrauchte Ceremonien mehr, als Ritters, Landes- und Rechtsgesetze gelten? Bedenkt doch!

Agnes (steht auf). Ich wäre nicht Frau? — und was wär' ich dann?

Tuchsenhauser. Seht euch, ich will aufrichtig sein. Ihr habt Vernunft, und seht so wohl, wo mein Auftrag hinausgeht. — Ihr seid der unglückliche Gegenstand einer geiz- und vernunftwidrigen Liebe. Seht ihr's ein, so habt ihr nur so einen wunderlichen Traum gehabt, aus dem ihr zu einem glücklichen Leben noch erwachen könnt; seht ihr's nicht ein, so seid ihr eines von den Ge-

schöpfen, die Gott hier unglücklich werden läßt, und da fragt ihn, warum? wollt ihr's nicht einsehen, so —

Agnes. So werde ich meine Ehre retten, meine Pflicht erfüllen, meine Liebe nicht verleugnen.

Tuchsenhauser. Schön gesprochen; aber weder klug, noch wahr in eurem Munde.

Agnes. Ich bin nicht mehr Mädchen, und wäre nicht Frau? — Ich schwur Albrechten meine Treue, nahm seinen Eid, und brähe ich die Schwüre? — Ich liebe ihn unaussprechlich, und verleugnete ich mein Herz? Gott! was wär' ich? — Ein verworfenes entehrtes Weib, das zwischen den Peinen des Gewissens, dem Hohn- gelächter aller Welt, dem Nagen des Kummer und Elends ihre rastlosen Tage und Nächte durchhungern, verweinen müßte. Ach! könntet ihr lesen in meinem Herzen! sehen meine Seele! ihr müßtet's gestehen, Ernst müßte es: das hab' ich nicht verdient.

Tuchsenhauser. Verdient! Glück und Unglück sind selten Belohnung und Strafe, Verhängniß sind sie; aber dafür ist wohl Rath bei euch, wenn ihr nur selbst wollt.

Agnes. Ich kann nur Das wollen, was ich thun kann; Das bleiben, was ich bin; oder nicht mehr sein.

Tuchsenhauser. Man sieht's euch wohl an, daß ihr verliebt seid! aber ihr thätet wohl, das Ding ernstlicher zu beherzigen. Ich will meinen Auftrag kurz heraus sagen, dann könnt ihr wählen. Der Herzog wird nimmermehr eure Ehe für gültig ansehen, auch nie Bayern, nie das Reich.

Agnes. Armer, betrogner Albrecht! und du bist fort?

Tuchsenhauser. Das hat Ernst auch geschworen, und wird's halten.

Agnes. Schwur er höher, als bei Gott, bei dem wir schwuren?

Tuchsenhauser. Euch bleibt übrig, entweder mit einem ansehnlichen Gehalt in ein entferntes Land zu reisen —

Agnes. Mit Albrecht?

Tuchsenhauser. Allein — mit eurem Vater. Oder einen jungen, braven Mann mit guter Aussteuer in Bayern, oder in Augsburg zu wählen; oder in ein Kloster euch zu verbergen, bis —

Agnes. Bis wann?

Tuchsenhauser. Bis Albrecht Das gethan, was ihr nun thun solltet, wenn ihr klug seid.

Agnes. Ist kein Oder mehr?

Tuchsenhauser. Bewahre mich Gott vor allem weiteren Oder!

Agnes. Ich weiß noch eins. Das Herz soll mir im treuen Busen zerspringen; sterben!

Tuchsenhauser. Wiederholt euch selbst meinen Auftrag, und denkt dabei, daß es um Ruhe des Staats, um Aufrechthaltung der

Gesehe, um Albrechtens Herzogshut, um Ernstens Ehre, um Bayerns Thronfolge zu thun ist; vergleicht euch mit diesen hohen Dingen und entschließt euch dann. Ueber eine Weile komm' ich wieder. Bedenkt euch! (Sie stehen auf.)

Agnes. Und wär' ich auch frei, so würde ich mich nicht bedenken. Lieber todt, als Trennung, als Untreue.

Tuchsenhauser. Hört! wenn ihr einander denn gar so unbegreiflich liebt, so ist's ja auch damit nicht aus: es ist ja nur um den Titel einer Frau zu thun; ihr haltet ja selbst nicht auf Namen und Titel.

Agnes. Ich bin niedrig, aber über diesen Antrag geboren. Auch Albrecht, mein Albrecht mußte mein Gemahl sein. Sein Herz wählte nicht so tief.

Tuchsenhauser. Ich kann euch nur sagen und rathe — bedenkt euch!

Agnes. Wenn ich dastehen sollte bis zum Gerichte der Welt, so würde ich's heiß fühlen, daß ich ihn überschwenglich liebe, und sagen, daß ich seine Frau bin.

Tuchsenhauser. Es könnten Zeitpunkte kommen, wo ihr weniger entschlossen sprächt.

Agnes. Spricht man noch darüber jenseits des Todes?

Tuchsenhauser. Agnes! Agnes! ihr stürzt in euer Verderben. Ich — bitte euch — seht euch vor!

Agnes. Martert nicht mein armes Herz; seine Sprache ist unwillkürlich. Ihr und der Herzog und alle Welt könnt nicht auflösen, was der Schöpfer hineingeschrieben.

Tuchsenhauser (für sich). Nun muß ich höher sprechen; wahrhaftig, es thut mir weh. (Laut.) Agnes! ich warne euch zum letzten Mal. Vielleicht hab' ich schon mehr gesagt, als der Würde Dessen, der mich gesandt hat, und meiner eignen anstund. Ich bedaure euch, noch mehr euren Eigensinn. Wißt, daß es ein Staatsverbrechen ist.

Agnes. Ein Verbrechen! und mein Gewissen schweigt? und befehlt mir, zu beharren? — Was ist ein Staatsverbrechen? (Man hört läuten.)

Tuchsenhauser. Was läutet man?

Agnes. Es ist Mittag.

Tuchsenhauser. Diese Glocke läutet euch kein gutes Zeichen.

Agnes (ängstlich). Ich ahne es; ich weiß es; mir wird so bange. — Albrecht! und du verläßt mich!

Tuchsenhauser. Entschließt euch.

Agnes. Ich bin ja entschlossen; hab's euch ja oft gesagt; hab' nie gewankt.

Neunter Auftritt.

Lore. Die Vorigen.

Lore (bleibt an der Thüre stehen). Es ist Zeit.

Tuchsenhauser (zu Agnes). Hört ihr's?

Agnes. Gott! was soll mir geschehen? — wo ist Zenger? — o Albrecht!

Lore. Soll ich?

Tuchsenhauser. Ja! —

(Lore ab.)

Zehnter Auftritt.

H. Zenger (kommt von der andern Seite). Die Vorigen.

H. Zenger. Herr Kanzler! wißt ihr, wie Schurken und Verräthern mitgefahen wird?

Tuchsenhauser. Wozu diese Frage?

H. Zenger. Weil ihr's an euch selbst bald erfahren sollt. Folgt mir, gnädige Frau!

(Man hört Waffengeklirr und Trommel.)

Tuchsenhauser. Verwegener! Agnes soll da bleiben, auf des Herzogs Befehl.

H. Zenger (zieht). Verräther! das gilt mehr, als dein Herzog. (Will fort mit Agnesen.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Lore (dringt mit einem Haufen sich schlagender Knechte herein).

Agnes (fällt ohnmächtig). Tuchsenhauser (schleicht sich fort).

H. Zenger und Lore (raufen durcheinander. Ein wüthendes Gefecht).

H. Zenger (deckt Agnesen; fällt neben sie hin verwundet. Albrechts Knechte fliehen).

H. Zenger. Albrecht! ich hab' dich gewarnt! —

Lore (deutet auf Agnesen). Nehmt sie, tragt sie fort, hurtig.

(Ab mit den Knechten.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Straubing. Rathhaus.

Tuchsenhauser. Vicedom von Straubing.

Vicedom. Sie ist gut verwahrt, sagt's dem Herzoge, vier schwere Ketten halten die Here gefesselt, die Kriegsgewitter über Bayern bringen wollte.

Tuchsenhauser. Herr Vicedom! nicht zu viel! vergeßt nicht, daß ihr nur Richter seid. Bei Gott! das arme Weib ist eine Märrin, aber unschuldig. Ich mußte sie euch liefern; das war mein Auftrag.

Vicedom. Und glaubt ihr, daß ich den meinigen nicht auch verstehe? Es gibt so Aufträge, die die Fürsten nie deutlich geben; ihr solltet's wissen, alter Hofmann! das sind die verbindlichsten.

Tuchsenhauser. Leider wahr! vielleicht doch dieses Mal nicht. Aber ihr, Herr Ritter! sprächt auch nicht so, wenn euer raubes, blutdürstiges Gemüth nicht da so ein willkommenes Schlachtopfer fände, und dieser bluttriefende Sieg nicht eure Rache gegen Albrechten sättigte. O! man kennt auch euren Patriotismus, ihr Herren! die ihr statt Vernunft im Kopfe und eines Herzens im Busen ein Schwert an eurer Seite tragt.

Vicedom. Ihr seid ein Bürger, Kanzler und Rath des Herzogs, könnt sagen, was ihr wollt; aber ich bin hier Vicedom und werde thun, was ich will. (Bei Seite.) Halb hab' ich schon die Stimmen.

Tuchsenhauser. Was der Rath beschließt, was die Gesetze gebieten, so will's der Herzog; dafür ist dem Staate euer Amt, vielleicht Albrechten euer Kopf versündigt, stolzer Mann! das sagt euch der Bürger, der eure Obrigkeit ist. Ich gehe, ich darf nicht bleiben; dringt auf Landesverweisung, oder Berbergen in ein Kloster, das ist dem Staate genug; fließt Blut, so widerströme es auf Die, so es vergießen; ich bin unschuldig daran.

Vicedom. Man kann sterben, ohne Blut zu vergießen. Leb' wohl! morgen hat der Herzog Nachricht von mir.

Tuchsenhauser. Wohl eher; denn wißt, daß er in Mallerstorf weilt; das sei euch Warnung. (Weide ab.)

Zweiter Auftritt.

Kerker. Nacht.

Agnes (in schweren Ketten angeschmiedet an einen Stuhl. Es brennt eine Lampe. Eine stumme Scene der innigsten Wehmuth). Wo bist du, mein Albrecht! wo? — Du reißt dich von Ketten los, die dich nicht banden, und deine Agnes halten eiserne Zentner an Tod und Abwesenheit geschmiedet! — „Morgen wieder! Morgen wieder!“ Ach! für mich ist kein Morgen mehr, denn da oben ist's immer ein Tag; — aber die Nacht vor dem Tage gräßlich! erschrecklich! — Nein, nicht gräßlich, mein Albrecht! — hat dies Herz dich lieben können! hat's das Bürgermädchen gewagt, so wird sie auch sterben können. —

Ich muß ja; es ist nicht einmal Opfer; ich kann ja nicht dich immer lieben — — Aber Tod! Tod! — — oder sollte dieser schauervolle Ort meine Wohnung werden? mein lebendiges Grab? — Auch das! (küst ihre Ketten.) So seid ihr mein Brautschnuck! bei euch schwöre ich sie wieder, die ewige Liebe. O nicht schwer, wie ihr, aber eiserner, fester noch sind die Bande unserer Liebe; kann ich doch euch nicht brechen. (Paus. Sie weint.) Aber verdient hab' ich doch Kerker und Fesseln nicht! nicht den Tod! — — O mein Vater! deine Weissagung! — daß du mir doch vorangegangen wärst! — — und du, ohne den ich mir kein Leben denken kann, du, mein Einziger! mein Albrecht! wenn du es wüßtest! — warum ahnte es dir nicht auch? — (hebt auf.) Wenn er's erführe! wenn sein mächtiger Arm mich rettete! — O ja! dein guter Engel wird dich mahnen; dein Herz wird ängstlich dir klopfen, dein innerer Schauder wird dir sagen: Agnes ist fort, zum Tode; rette sie! rette sie!

(Die Thüre des Kerkers öffnet ein Waffenknecht, er schließt sie vom Stuble los und sagt.)

Waffenknecht. Folgt zum Gericht! (Er hält sie bei den Ketten.) Agnes (ringt mühsam die Hände zum Himmel und beugt ein Knie). Sprich du mein Urtheil, Allmächtiger! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Gerichtssaal.

Vicedom von Straubing. Vier Bürgermeister. Oberrichter. Elf Rathsherren.

(Sie sitzen in Ordnung auf beiden Seiten, der Vicedom oben an, bei Lichtern.)

Vicedom. Alle die Formalitäten da braucht's nicht; das hält nur auf, und hier kommt Alles auf Schnelligkeit an.

Bürgermeister. Aber, gestrenger Herr! die gottgeheiligte Justiz läßt sich wohl nicht präcipitiren.

Zweiter Bürgermeister. Und ein förmliches Verhör muß auf alle Fälle vorausgehen.

Vicedom. Ei was, mit euren Schulsüchereien! — dacht' ich's doch! ist das schon wunderbarlich genug, daß der Herzog euch noch dazu braucht, um die Dirne in die andre Welt zu schicken. Da, Oberrichter! habt ihr Fragpunkte; die leset ihr vor, wir wollen bald fertig sein. (Zieht die Schellen an; es kommt ein Knecht.) Führt sie vor. (Knecht ab.)

Vierter Auftritt.

Agnes (wird ohne Ketten hereingeführt, und unten an neben einem Stühlchen gestellt. Knechte ab. Alle schweigen und betrachten sie. Ein Schreiber schreibt beim Verhör, das langsam gehalten wird.)

Oberrichter. Agnes Bernauerin! warum steht ihr vor Gericht?

Agnes. Ich weiß es nicht, kenne auch das Gericht nicht.

Vicedom. Du stehst vor des Herzogs Vicedom und seinem Fraißgericht in Straubing.

Agnes. Der Bernauerin Gericht war die Reichsstadt Augsburg; mein Richter ist der Herzog selbst und Gott.

Vicedom. Hier sollst du antworten. Das ist des Herzogs Wille, das beweisen dir deine Ketten.

Agnes. Albrechts Unterthanen können seine Frau nicht richten, und der Vicedom nicht die Frau seines Feindes. Doch ich will antworten, wen hat Unschuld zu scheuen?

Oberrichter. Wie kam's, daß Albrecht euch lieb gewann?

Agnes. Würdet ihr mich verstehen, wenn ich's euch sagte? weiß ich's selbst? — wir sahen uns und liebten.

Oberrichter. Wie ging's weiter?

Agnes. Er wollte mich besitzen! er mußte mich heiraten; er führte mich nach Boheburg; dort geschah's; das Uebrige, ach! wißt ihr ja selbst.

Oberrichter. Was sind eure Ansprüche?

Agnes. Auf Albrechts Herz und Treue; auf alle Rechte einer Frau.

Oberrichter. Das Gericht sagt euch, eure Ehe sei nicht gültig. Was weiter?

Agnes. Es kann nicht wider Gott sprechen, der uns verband.

Oberrichter. Wenn Albrecht sich gültig vermählen wollte, ließt ihr ihn frei?

Agnes. O das wird er nicht! — Doch gerne, wenn's sein Glück wäre, aber auch dann könnt' ich und dürfte es nicht.

Oberrichter. Was hofft ihr vom Gerichte? oder von der Gnade des Herzogs? oder von Albrechts Liebe?

Agnes. Vom Herzoge sollt' ich hoffen, daß er das Albrechten gegebene Wort halten werde! von Albrechten eheliche Liebe und Treue bis an den Tod, von euch Gerechtigkeit.

Oberrichter. Was könnte euch zu anderen Gesinnungen bewegen, auf die des Landes Ruhe und vielleicht eure eigne Rettung sich gründen?

Agnes. Meine Gesinnungen sind unwillkürliches Gefühl und geliebte heilige Pflicht. Nichts kann sie umstoßen.

Oberrichter. Habt ihr noch was zu sagen?

Agnes. Daß ihr mich morden könnt, nicht verurtheilen; daß ihr Albrechts Gemahlin ehren, euch der Unschuld doch erbarmen, oder zittern sollt vor ihrem Rächer da oben.

Oberrichter. Wollt ihr eure Aussagen nochmal hören?

Agnes. Sie stehn in meinem Herzen geschrieben.

Vicedom (zieht die Schelle an; Knechte kommen; man führt Agnesen fort). Habt ihr sie gehört, die stolze Dirne? was ist da noch zu überlegen? Sterben, oder bürgerlicher Krieg! eine Welt muß zwischen die zwei gesetzt werden, oder es ist nichts gethan! geschwind muß es sein; sonst kommt Albrecht zurück, oder es reut Ernstens gar; Verführung, Verrath, Empörung sind ihre Verbrechen, darüber sprecht! erspart euch Reden, die zu nichts taugen, die auch gefährlich werden könnten: eine schwarze Kugel in den Helm da, wenn ihr dem Herzoge treu seid; wenn euch Bayern lieb ist, wenn eine schwäbische Hure nicht eure Herzogin werden soll.

(Der Helm geht herum. Die Räte ballotiren mit großer Bestürzung. Der Vicedom wird unruhig. Der Oberrichter sammelt die Stimmen.)

Vicedom. Zählt, Oberrichter!

Oberrichter. Acht weiße, acht schwarze Kugeln.

Vicedom. Also an mir? so sterbe sie! (steht auf, die Räte auch; viele weinen.) Nun, Oberrichter! die Anstalten! vorsichtig und schnell. Morgen bei Tages Anbruch. (für sich.) Bis ihr's vernehmt, verliebter Junge! alter, guter Vater! hat der Vicedom Bayern und sich gerächt.

(Ab; Alle folgen, still und traurig.)

Fünfter Auftritt.

Boheburg. Saal. Nacht.

Albrecht kommt mit **P. Zenger** und **Knechten** mit Hackeln herein. **P. Zenger** liegt noch auf dem vorigen Plage auf dem Boden in seinem Blute.

Albrecht. Keine Wache? — die Thore offen? — Niemand entgegen? Alles öde? — ha! was wollen die Waffentrümmern hier auf dem Boden? — Gott! Agnes! (erblickt P. Zenger.) Wer liegt dort? wie? seh' ich recht? — Zenger! seid ihr's?

P. Zenger. Mein Bruder!

H. Zenger (ganz kraftlos). Fort! wieder fort, gnädiger Herr! rettet eure Agnes.

Albrecht. Agnes! wo ist sie? was soll das?

H. Zenger. Verrath! die Schurken haben sie geraubt; sie hatten hundert Mann; die Euringen flohen; mich seht ihr; da liegt ich seit Mittag. Eilt, eilt, Straubing zu.

Albrecht. Waffen! meine Waffen! ha! wär' ich ein Donner, daß ich sie erreichen, zerschmettern könnte!

H. Zenger. Lebt wohl, gnädiger Herr! daß ich euch doch noch gesehen habe!

Albrecht. Armer Zenger! treuer Freund! — Muth und Schmerz zerreißen mein Herz. (Man bringt Waffen.) Her! her! (Waffnet sich, zieht.) Das Schwert, Zenger! rächt euch und mich. Eure Hand, alter Biedermann! — Percival, bleib, sorg für ihn!

P. Zenger. Er stirbt, aber ihr lebt noch; gnädiger Herr! ich ziehe mit euch. Gute Nacht, Bruder! euer Weib und Kinder sind mein.

Albrecht. Edler! — tragt ihn hinab zum Pfarrer; und noch einen Kuß, Freund! und noch einmal Rache geschworen in eure ritterliche Hand. (Ab.)

(P. Zenger küßt seinen Bruder und folgt. Knechte tragen H. Zenger weg.)

Sechster Auftritt.

Straubing.

Ufer der Donau und die Brücke. Früher Morgen.

(Menge Volks auf der Brücke und an den Ufern Gewirre. Erwartung. Gemurre. Von der Stadt her kommt ein langsamer Zug von Waffenknechten: Agnes gebunden unter ihnen. Der Vicedom, der Oberriechter und einige Räte zu Pferde. Es wird Platz gemacht. Das Getöse wird lauter, auf einmal stille.)

Agnes. Wohin? wohin? — Gute Bayern! Eures Herzogs Albrechts Frau? (jammert.)

(Das Volk wird sehr laut.)

Vicedom. Verhaltet ihr den Mund. (Zum Volke.) Glaubt's nicht, eine Here ist's, die man verbrennen sollte, eine Rärin.

(Man schleppt sie auf die Brücke; Alles drängt sich; man sieht Rähne auf der Donau.)

Vicedom. Stürzt sie hinab!

Agnes (fällt auf die Knie; schreit) Albrecht! — Gott! — Barmherzigkeit! (windet sich unter den Hufen.) Mein Gott! (stürzt.)

(Das Volk schreit: sie ist hängen geblieben. Gnade! Gnade! Man hört Agnes aus dem Strom rufen: Helft! helft! Das Volk schreit wieder wild durcheinander: Helft ihr! helft ihr! fahrt ihr nach! stürzt den Vicedom hinein.)

Vicedom. Henker! nimm die Geländerstange da und tauche sie unter.

(Der Henker thut's; das Volk räumt die Brücke; ein Reiter kommt und ruft: Herzog Ernst kommt in einer halben Stunde, sollt warten! Das Volk ruft: zu spät! räumt wieder; der Vicedom flieht auf der andern Seite mit den Knechten und Räten; das Volk theils ihm, theils Agnes nach, längs dem Ufer.)

Siebenter Auftritt.

Ufer der Donau nahe unter Straubing.

Albrecht. P. Zenger.

(Schnell vorbei mit Waffenknechten.)

Albrecht (hält ein). Was schwimmt da auf der Donau?

P. Zenger. Kann's nicht sehen noch. — Ein Weibsbild ist's — scheint gebunden zu sein.

Albrecht. Agnes, Agnes ist's, meine Agnes! (will in's Wasser sehen. P. Zenger hält sein Pferd auf.) Laß mich, laß mich zu ihr.

P. Zenger. Nimmermehr!

Albrecht (springt vom Pferde; will in den Strom.)

P. Zenger (hält ihn fest). Gnädiger Herr, um Gottes willen! (zu den Knechten) Schwimmt hinein; holt den Leichnam da.

(Knechte ab.)

Albrecht. Laß mich! ich muß hin! ich ihr Henker! ich, der zu spät kam! ich, der den Schurken sie preis gab! laß mich, laß mich!

(Sie ringen.)

Achter Auftritt.

Ernst. Gundelfingen. Preisfänger. Maxetrainer. Pienzenauer. Sandigeller. Tore. Gefolge. (Alle eilig.) Die Vorigen.

Ernst. Ha! was ist das?

(Zum Pferde Alle. Ernst läuft auf Albrechten zu. Zugleich ziehen Knechte den Leichnam an's Ufer. Albrecht erblickt sie beide zugleich. P. Zenger nimmt ihm sein Schwert; er merkt's nicht im Affekte.)

Ernst. Was willst du thun, mein Sohn?

Albrecht (fährt mit der Hand an den Platz des Schwertes). Zum Spotte kommst du, Tyrann?

(Alle Ritter umringen Albrechten. Man bringt den Leichnam unter einen Baum.)

Ernst. Ich verstehe deine Bewegung. Albrecht! das verdien' ich nicht von dir, denn dieses (deutet auf Agnes) wollte ich nicht. Gott! in welchem Augenblick mußt' ich kommen!

Albrecht (windet sich los, faßt Ernsts Hand; reißt ihn zum Leichnam). Ihr wolltet's nicht; rührt an den Leichnam der Unschuldigen, daß er blute und zeuge gegen den Mörder! O Agnes! meine Agnes! und ich verließ dich, vertraute dich, Taube! den Geiern, die vom Wirgen leben! Agnes! (harrt im höchsten Grade des Schmerzes über dem Leichnam stehend. Alle schweigen, den Blick auf ihn geheftet, nur Ernst wendet sich weg und verbüllt sein Gesicht. Albrecht faßt Agnesens Hand und läßt sie wieder fallen) Tod! — Tod! — und ich? — (reißt P. Zenger das Schwert weg; dann zu Tore und Gundelfingen.) Ha, Rache noch von euch, Verräther! (will auf sie los; Ernst hält ihn.)

Ernst. Ehre die Thräne deines Vaters. — Entfernen mußt' ich sie ja von dir! — nur der Vicedom entriß sie dir so. Eben

wollt' ich hin; ich hatte das Urtheil gehört; hätt' es gemildert; — zu spät! Es war ihr Schicksal! räche dich an Gott! du sollst sehen —

Albrecht. Weg, Mann! der mir ein Leben gab, das ich verfluche! weg! Gottes Gericht komm' über euch! — Aber ihr, (wilt ausloten) in eurem Schurkenblute sollt ihr ersäufen! (Alle wieder um ihn.)

Gundelfingen. Haltet ihn nicht. — Gnädiger Herr! hier steh' ich mit unbewaffneter Hand und sage, daß ich ein ehrbarer Ritter bin und daß es die Alle sind. Wir wollen es euch beweisen morgen bei kühlerem Blute, oder wir haben auch Schwerter!

P. Zenger. Erinnert euch des Streiches, den ihr dem Vicedom auf dem Turnier gabt.

Albrecht. Und auch der Gesandtschaften? des Brieses? Rache muß ich haben, Rache! blutige Rache! und sollte Vater und Vaterland darüber verbluten.

Ernst. — Sohn!

Gundelfingen. Gnädiger Herr! Thränen verdient dieser Leichnam; er fordert nicht Rache. Seht ihn an und weint, und preist sie selig, daß sie für Bayern starb. Ihr seid ihr euren Herzogthum schuldig: ihr Tod ist Friede, ist Huldigung eurer Unterthanen.

Ernst. Und Thränen ihres Richters, Hochachtung ihrer Feinde sollen sie in's Grab begleiten, daß ich ihr bauen werde, und Rache soll folgen dem Manne, der durch entheiligte Geseze sie mordete.

Albrecht. Begraben könnt ihr sie; begraben! — O Agnes! (alle Alles. Zu Ernst) Und ihr könnt weinen, weinen über sie?

Ernst. Ja, mein Sohn! Priester will ich stiften und Nonnen, die an diesem Orte ewig singen, mich ausöhnen mit der Seele der Verbleichten, und zeugen von Ernstens Thränen über das Schlachtopfer des Staats.

Gundelfingen. Und nennt sie „Frau“ in der Urkunde; ihre Treue und Tugend haben sie geädelt.

Sandizeller. Und Meistersänger sollen ihr ein Lied singen.

Albrecht. Und der Vicedom soll sterben hier! und sein Wapen an ihrem Grabsteine zertrümmert werden!

Alle. Vergebung!

Ernst. Vergebung ist deiner würdig, mein Sohn! laß Gott die Rache!

Albrecht. Was wäre dann mein Trost?

Ernst. Bayern.

(Er umarmt halb seinen Sohn, der an den Baum über den Leichnam sich stützt. Die Andern umher gruppiert.)

Friedrich Ludwig Schröder.

Friedrich Ludwig Schröder.

(Geb. 3. Nov. 1744. Gest. 3. Sept. 1816.)

Schröder, der größte deutsche Schauspieler und Schauspiel-
direktor; der eigentliche Begründer einer klassischen Schauspiel-
schule; ein außerordentlicher Mensch, der auch als solcher noch
weit hinauswirkte über seinen Kreis und seine Zeit; der Verfasser
von Dramen, die vortrefflich für ihre Gegenwart waren, zum
Theil noch werthvoll sind für die unsere und interessant sein werden
für jede kommende: auch er gehört den klassischen Erscheinungen
des Vaterlandes an. Da aber sein hauptsächlichstes Wirken auf
seiner Persönlichkeit beruhte, — da dem Mimen die Nachwelt
keine Kränze flücht, — da der ehrwürdige Kunsttempel, den er schuf
und viele Jahre mit königlicher Hand beherrschte, schon lange Zeit
zu einer Gaullerbude herabgewürdigt wurde; da der große Mensch
längst vermodert ist unter dem schweigenden Grabstein: so muß bei
ihm das hauptsächlichste Gewicht auf seine persönliche Erscheinung
gelegt, ihr also eine ausführlichere Darstellung gewidmet werden
als bei Denjenigen, die ihr hauptsächlichstes Wirken in dauernden
Schriften hinterließen. — Dies zur Motivirung der ungleichen
biographischen Behandlung Schröders gegenüber den andern
Klassikern.

Im Jahre 1734 heiratete die schöne, anmuthige und talentvolle Tochter des Hofsticker's Bierreicherl in Berlin, Sophie Charlotte, den schönen und talentvollen Organisten Schröder daselbst. Das war aber eine unglückliche Ehe: Schröder war auch ein Künstler auf der Harfe, sein Talent aber nicht gewaltig genug, um energisch durchzudringen und doch auch nicht klein genug, um ihn befriedigt hinleben zu lassen: so machte es ihn unglücklich, dann unwillig, gereizt und bitter; dabei war sein Charakter noch schwächer als sein Talent: er wurde ein Trunkenbold, verlor sein Amt, zerrüttete sein Hauswesen, und die Frau mußte das Brod schaffen. Endlich sendete sie ihr Vater nach Schwerin; er hatte für den Hof daselbst in Gold gestickt und dadurch gewisse Verbindungen angeknüpft; aber sie halfen der Tochter vorläufig nichts und diese reiste mit weiteren Empfehlungen ihres Vaters nach Hamburg. Hier wohnte sie bei einer Frau, die für Theatergarderobe arbeitete und machte die von ihrem Vater erworbene Fertigkeit geltend: sie stückte für die Theatergarderobe; so kam sie dann und wann mit dem Theater in Berührung, der große Schauspieler Eckhof lernte sie kennen, wurde überrascht von ihrer Schönheit und Begabung und ermunterte sie zum Theater. Am 12. Januar 1740 spielte sie zum ersten Male bei der Schönnemannschen Truppe in Lüneburg; sie spielte mit Eckhof und Ackermann, ihrem späteren Gemahl und dem so berühmten werdenden Schauspieldirektor.

Schröder besuchte seine, schon nach 3 Jahren in guten bürgerlichen Verhältnissen zu Schwerin sich befindende Frau, nahm ihr das Ersparte mit weg und hinterließ ihr das Kind, das am 3. Nov. 1744 geboren wurde. Von ihrem Manne ausgeplündert, und auch der dämonischen Lockung des so ehrenvoll und vortheilhaft für sie gewesenem Theaters nicht mehr widerstehen könnend, ging Charlotte Schröder aufs Neue zur Bühne und zwar nach Petersburg. Hier betrat Ludwig als dreijähriges Kind zum ersten Male den Boden, auf dem er groß für alle Zeit werden sollte und zwar in einer Rolle „die Unschuld“; Kaiserin Elisabeth, entzückt von der

wunderbar lieblichen und auffallenden Erscheinung des Kindes, ließ dasselbe in ihre Loge bringen, herzte und beschenkte es. Nach dem in Berlin erfolgten Tode ihres Mannes heiratete Charlotte Schröder ihren Kollegen Ackermann. Die Hochzeit wurde in Moskau gefeiert und da beide die ersten Koryphäen dieser Bühne waren: wohnte fast der ganze hohe und reiche Adel der Hochzeit bei. Von den Hochzeitsgeschenken desselben sah sich das junge Ehepaar in den Stand gesetzt, nun selbst eine Direktion zu übernehmen und so entstand die in der Geschichte der Schauspielkunst berühmte Ackermannsche Gesellschaft, die viele Jahre hindurch von Rußland und Polen bis nach der Schweiz, von Straßburg bis nach Flensburg reiste und zuletzt in Hamburg ihr hauptsächlichstes Stammquartier aufschlug. —

Ackermann war durch und durch brav und seelengut, aber von unbändiger Wildheit und oft erschreckendem und gefährlichem Züßorn wie besessen; die Mutter schwach, empfindlich, reizbar, Mann und Sohn gleich sehr liebend; dieser schon früh entwickelt, scharf, klug, selbständig und selbstbewußt; dazwischen das ausflühende Mädchen, die unvergeßliche Charlotte Ackermann, als ein verzogenes, leidenschaftliches Töchterchen und als eine lieblose Stiefschwester: das Alles mußte zwischen Ludwig und seiner Familie eine immer größere Kluft reißten und zu vielen und schweren Drangsalen für ihn werden. — Schröder's ganzes Jugendleben bis zum Beginn seines Mannesalters ist eine Kette merkwürdiger Abenteuer, die hier ausführlich zu erzählen nicht der Ort ist. Nur das hauptsächlichste sei in kurzen Zügen angedeutet. Wir sehen Schröder abwechselnd seine Familie auf ihren weiten Reisen unter immer neuen und heftigen, oft fürchterlichen Scenen begleiten; auf der Jesuitenschule in Warschau und in einem großen Lehrinstitut zu Königsberg studiren; wir sehen ihn aus seiner Familie entweder verjagt oder wild trotzig verlassen; sehen ihn als Figurant, Tänzer, Springer, Billardspieler &c. &c., als Pantomimen, Schauspieler die Welt durchstreifen; oft im tiefsten Elend, in Todesgefahren, in Leichtsin,

Thorheit, ja in Sünde; dazwischen auch oft in Ueberfluß und Ehren, und immerfort den großen Kern in sich festhaltend und ausbildend; immer ein großes Ziel im Auge und mit immer leidenschaftlicherem Fleiße, mit immer ernsterer Strenge, mit immer höherem Geiste, mit immer reinerer Seele dem Ziele zustrebend. So wurde er ein großer Schauspieler, hochgefeiert durch ganz Deutschland, dessen wenige Gastreisen ununterbrochene Triumphzüge waren, mitbegangen von den Edelsten der Nation; so wurde er der einflußreiche Dramendichter, so wurde er die eiserne Stütze seines Stiefvaters, und nach dessen Tode auch die seiner Mutter, bei der Direktionsführung in Hamburg; so gründete er nach dem Tode der Mutter endlich selbst ein Theater und eine Schule, einzig dastehend in der Kunstgeschichte. —

Dreizehn Jahre lang regierte er sein kleines, aber unendlich bewegtes Reich mit starker, königlicher Hand; einigemal zwar verbittert und sittlich beleidigt durch Unverstand, Bosheit, Neid und dergleichen von Seiten des Publikums, der Kritik, des Personals und dann ernstlich gewillt, zurückzutreten; doch stets wieder von dem allgemeinen Vertrauen, der allgemeinen Liebe und Bewunderung festgehalten; bis er endlich 1798 dem Drang nach Ruhe und Sammlung, nach Natur und Freiheit und edlerem Studium nicht mehr widerstand und auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit stehend, zugleich auch als ein wohlhabender Mann zurücktrat und sein benachbartes Gut Mellingen bezog. Hier trieb er eifrig Landwirthschaft, schrieb neue Theaterstücke, Lebenserinnerungen, machte Forschungen in Sachen der Maurerei, in der er als Reformator auftrat, und fühlte sich glücklich wie seit langen Jahren nicht.

Nach und nach zog es ihn jedoch immer unwiderstehlicher zur Bühne zurück und nach dreizehn Jahren stand er von Neuem an der Spitze seines berühmten Institutes. Aber es geschah zu böser Zeit: die Franzosenherrschaft hatte Alles corumpirt und niedergedrückt, ja demoralisirt, was grade ihm, als Direktor, Schauspieler und

Dichter nothwendig war, um in seinem alten Sinn und Geist fruchtbar wirken zu können; er selbst in seinem strengen, wahren, deutschen Wesen war einigemal persönlicher Gefahr ausgesetzt; dazu schwere und immer neue Geldverluste; ein kränkender Körper und ein verbitterter Sinn — kurz, schon am 12. Januar 1812 trat er das ganze Theater ein für allemal an Herzfeld ab und kehrte nach Mellingen und zu seinen frühern Beschäftigungen zurück. Ein Veinschaden aus seiner Jugendzeit entwickelte sich aber in seinem Greisenalter, immer heftiger und gefährlicher um sich greifend, dem endlich der edle Mann erlag. Er starb am 3. Sept. 1816 kurz vor seinem 73. Geburtstag.

Schröders Buchs übertraf nach J. L. B. Meyer (in seiner trefflichen Biographie Schröders) die gewöhnliche Länge und beachtete ein angenehmes Verhältniß. Sein Kopf war edel geformt und das Gesicht hatte einen unverkennbaren Ausdruck von Ruhe, Scharfsinn und Wohlwollen. Die Augen waren nicht groß, aber sie gehörten diesem Antlitz und hätten nicht anders sein dürfen, ohne es zu entstellen. Die Nase von schönem Ebenmaß, der Mund unaussprechlich lieblich, die Zähne wohlgebildet und geordnet, weiß, fest und vollständig. Brust, Hände und Füße hätten zum Modell dienen können. Dem blonden Haar entsprach die Reinheit der Haut und die leichte Röthe der Wangen, ohne den Ausdruck der Gesundheit und Stärke zu schwächen. Wie trübe Erfahrungen seiner Seele auch vorübergegangen waren, sie hatten seinen Zügen keine Furchen eingegraben; den Denker verriethen sie, aber den heitern und hellen. Dieser Gestalt entsprach ein angenehmer, wenn er heftig ward, etwas heiserer, sonst reiner Tenor und ein überaus gefälliger, ungekünstelt feiner und vornehmer Anstand, der Hand und Arm selten bewegte und dessen leiseste Regung nicht unbedeutend blieb. — Schröder war nicht eigentlich gelehrt; aber an ausgedehnter Belesenheit und Bekanntschaft mit den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens dürfen ihm nicht Viele verglichen werden; und in dem ganzen großen Gebiet seiner Kunst, mit

Allem, was darauf Beziehung hat, entging schwerlich etwas Bedeutendes seiner Aufmerksamkeit. Sein Verstand, seine Rechtschaffenheit und sein beispielloser Fleiß hätten ihn in jedem Beruf ausgezeichnet, jedem Ehre gemacht. Sein Geschick führte ihn zu dem des Schauspielers und vorzügliche Anlagen der Natur rechtfertigten diese Wahl.

Begünstigt von der Natur und durch körperliche Ausbildung, unter Mustern, wie sie selten einem Zögling zu Theil werden, leuchtete Schröders früh der Grundfah ein, jeder Rolle, die er übernahm, das Gepräge der Wahrheit und Uebereinstimmung zu geben. Das ist Keinem mehr gelungen als ihm. Ich habe nie eine Rolle von ihm gesehen (sagt Meyer), nie eine Rede von ihm vernommen, oder eine Gebehrde bemerkt, die dem nicht angehörten, für den er galt. Die ersten Auftritte, die ersten flüchtigen Worte, die vorübergehendste Erscheinung, eigneten dem Ganzen und bereiteten das Wichtigste vor. Die Beobachtung dieses innern Zusammenhangs beschäftigte den denkenden Zuschauer, wenn der Reiz der Ueberraschung längst verschwunden war, und ließen bei jedem wiederholten Anblick neue Tiefen der Kunst entdecken. Dieser leitende Grundfah von Schröders Spiel, die vollendete Harmonie des Ganzen, ist unstreitig schwer durchzuführen; aber ist diese Schwierigkeit einmal gehoben, so verliert sich eine Menge derer, die Andern viel zu schaffen machen. Schröder fiel nie aus seiner Rolle. Er war heiter, witzig, spöttisch im Tragischen; herzerreißend, erschütternd, rührend im Starkkomischen, wo es sein mußte: und verwischte doch keinen Augenblick das Hauptgepräge des Charakters, oder die Verhältnisse der Gattung. Er erhob sich im Lustspiel zum Ausdruck der Erhabenheit, ohne den Stand und die Gewöhnung des Sprechers der Wahrnehmung zu entziehen. Er war Lear, Hamlet, Macbeth, Jago, Fallstaff, war, was er sein sollte, ohne von den Verzierungen des Orts, wo er sich befand, oder von der Geschicklichkeit seiner Umgebungen abzuhängen. Mochten diese den Genuß der Zuschauer stören, Schröders Fassung blieb unwandelbar. Er

verstand jede Rolle jedes Faches, und hat während seiner langen theatralischen Laufbahn auch jede ausgefüllt. Schwärze des Charakters, unversöhnlicher und hinterlistiger Groll, Tyrannei und Niederträchtigkeit waren ihm allerdings im Leben zu verhaßt, als daß er sich auf der Bühne gern mit ihrer Darstellung befaßt hätte. Doch gehören einige bedeutende Rollen dieser Art, die er der Nothwendigkeit einer würdigen Besetzung nicht abschlagen durfte, zu seinen vorzüglichern. Er war in ihnen, was er sein sollte, nie mehr als er durfte. Sein richtiges Gefühl bewahrte ihn nicht bloß vor der Klippe, sogar in bewachten Augenblicken das Siegel der Verworfenheit deutlich an der Stirne zu tragen, sie begeisterte ihn sogar, einige Züge der bessern Menschheit durchblicken zu lassen, ohne der strengen Wahrheit und der Absicht des Dichters zu widersprechen. Man entdeckte Verwilderung des Gemüths, Einseitigkeit und Besangenheit des Verstandes, Verirrung der Leidenschaft; aber man erkannte in dem Gefallnen einen Verwandten, in dem verlorenen Sohn den Gegenstand ehemaliger Liebe des Vaters. Nur gegen tragische Karikaturen, wie z. B. Franz Moor, die ihm wie Hochverrath an der Natur erschienen, war er unversöhnlich, und nichts in der Welt vermochte ihn, solche zu spielen. Dagegen gaben sogenannte zweideutige Charaktere, die Unheil anrichten oder befördern ohne es zu wollen, die nicht glücklich sind und nicht glücklich machen, ihm besondere Gelegenheit, den tiefsten Schatz seiner Menschenkenntniß zu enthüllen, und vielleicht gehörte ihre Darstellung zu seinen unerreichbarsten. — An der Vorschrift des Dichters, wenn sie nur dem Gesetze der Natur nicht widersprach, hing Schröder treu und innig, so daß er sich nie verleiten ließ, von ihr abzuweichen, um einen herkömmlichen Triumph der Kunst zu erlangen, oder sich das Spiel zu erleichtern, so sehr er auch das Drückende dieses Gesetzes empfand. Er war schwer befriedigt. Er hielt sich nicht an das Gelungene, so lange noch eine Möglichkeit blieb, es zu übertreffen. Er wählte endlich nicht das Glänzende, Ueberraschende und Neue, sondern das Wahre und Sichere. Hatte er aber gewählt, so hielt er es auch so fest, daß

es nie mißglückte. Die reinste Aussprache war ihm heilig. Seine Stellungen und Gebärden waren der ungekünstelte und uneinstudirte Ausdruck seiner Empfindungen und er wußte, daß sie diesen folgen würden. Das thaten sie, ohnerachtet ihrer Mäßigung, so bedeutsam, daß ihn sogar Zuschauer errriethen, denen seine Sprache unbekannt war. An Glut und Wahrheit (urtheilt Meyer weiter) mußte Schröders Ekstase weichen; an Wohlklang wich Ekstase keinem. Aber über wenige einfach empfundene Worte ergoß Schröder einen Zauber, eine Feinheit, die ich sonst nur von zarten weiblichen Lippen vernommen. Ich gab ihm immer Schuld, er habe sie seiner Mutter gestohlen. Alles kam zusammen: Verklärung des Gesichts, Aufschlagen des reinen Auges, sanftes Emporheben und NiederSenken des Armes, um den leisen Ausruf Hamlets: „Ich sehe einen Cherub, der sie sieht!“ zu dem Andächtigsten und Schauerlichsten zu machen, was ich je gehört. Es beugte mir unwillkürlich die Knie, und wird nie vor meiner Seele verschwinden. Im Komischern war es eben das.

Was diesem Bilde der ausgezeichneten Erscheinung noch fehlt, möge der Leser aus dem nachfolgenden Stücke sich ergänzen. Man wird darin keinen großen Dichter finden, aber einen edlen, feinen, sittlich-hohen Menschenkenner und Menschendarsteller, einen gesunden Humor und eine Innigkeit und Zartheit des Gefühles, die hoch steht über den Rührmaschinen und Thränenpumpen birchpfeiferscher Stücke.

A. S.

Das Porträt der Mutter,

oder

Die Privattomödie.

Ein Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Hofrath Waker.	Gebhard, der Mad. Waker Buchhalter.
Wilhelmine, dessen Tochter.	Kall, } Gerichtsdienner.
Madame Waker, des Hofraths Schwägerin, Wittwe.	Kräbe, }
Johanna, ihre Tochter.	Franz, Bedienter der Mad. Waker.
Hekau.	Fritz, ein Junge, Hekau's Aufwärter.
Bernheim, Doktor der Rechte.	Ein Kellner aus einem Wirthshause.
Sir Barrington, ein Engländer.	Ein Bedienter des Sir Barringtons.
	Friedrich, Bedienter des Hofraths.

Erster Aufzug.

(Ein schlechtes kurzes Zimmer.)

Erster Auftritt.

Hekau (sitzt an einem Tisch und siegelt Briefe).

Verwünscht sei die Polizei! — Nicht genug, daß ein Mensch das Unglück hat, hungrig zu werden und, um des Essens willen, Schulden zu machen, man benimmt ihm auch die Mittel, bezahlen zu können. — Da sitz ich! darf nicht zum Hause hinaus, ohne von den dienstbaren Geistern der löblichen Polizei aufgefüßt zu werden. (Er läßt das Licht aus und schreibt die Aufschriften.) An Herrn Hofrath Waker! — Papa! Papa! Wenn Sie der Brief nicht wieder zum Vater macht, so sind Sie eines solchen Sohnes nicht werth. A Madame Madame Waker! — Frau Tante! Frau Tante! hilft die Lektion nicht, so dank' ich für die Ehre Ihrer Gesellschaft, wenn Sie aus dieser Welt reisen. A Mademoiselle Mademoiselle Wilhelmine Waker. Das Mädchen zeigte schon im dritten Jahre ein gutes Herz, hab' ich mich aber auch in ihr geirrt, so soll mich der Hentler holen, wenn sie Zeit Lebens einen Mann bekommt. Ich will sie verleunden und verlästern —

Zweiter Auftritt.

Rekau. Frik.

Rekau. Nun? hast du den Doktor gefunden?

Frik. Ja; er folgt mir auf dem Fuße. Er erstannte gewaltig, daß Sie noch hier sind.

Rekau. Und was sagte der Buchhändler?

Frik. Recht viel; aber er gab mir kein Geld.

Rekau. Befahl ich dir denn nicht, Schlingel! ihm nicht eher vom Halse zu gehn, als bis er mit dem Gelde herausrückte?

Frik. So bald Sie ihm das Manuskript schicken, will er auf der Stelle bezahlen, sagt er! und wenn diese Komödie eben so gut ist, als die erste, um die Hälfte mehr, sagt er! und dann sagt er: Sie sollen es ihm nicht übel nehmen, daß er Ihnen nicht traut, sagt er! denn Sie sind ein Fremder, sagt er!

Rekau. Und du ein dummer Junge, sagt er! (Vor sich.) Ich glaube, der Mann hat mir's abgemerkt, daß ich nur bei leerem Beutel fleißig bin. Abermals umsonst angezogen, und abermals ein Tag, an dem ich hungrig zu Bette gehe! Je nun, ich muß das Ding heute fertig machen, und Morgen doppelt essen. — He, Frik! sind die Gerichtsdiener, meine guten Freunde, noch unten?

Frik. O ja; sie wanken und weichen nicht.

Rekau. Die Leute tragen außerordentliche Sorgfalt für mich. Kein König kann in seinem Palaste besser bewacht werden.

Frik. Soll ich das Essen bestellen?

Rekau. Nein, heute nicht. Mir ist nicht wohl, und der beste Arzt ist Hunger.

Frik. Es kommt Jemand die Treppe herauf; es wird der Herr Doktor sein. (Er geht ab.)

Rekau. Sonderbar, daß ich nicht eher an den Doktor dachte!

Dritter Auftritt.

Bernheim. Rekau.

Bernheim (umarmt ihn). Ist möglich! Sie noch hier, mein liebster Baron?

Rekau. Ja, wie Sie sehen! und bedarf Ihrer Hülfe, um noch länger hier zu bleiben.

Bernheim. Befehlen Sie! Ich kann Ihnen für die freundschaftlichen Dienste, die Sie mir in Paris leisteten —

Rekau. Wärmen Sie doch die Suppe nicht so oft auf.

Bernheim. Wie, ich sollte meinen Dank —

Rekau (singt und tanzt, damit er ihn nicht hört).

Bernheim (legt die Fingerringe auf den Mund). Ich schweige! Was kann ich für Sie thun?

Rekau. Nichts, als eigenhändig drei Briefe überliefern.

Bernheim. Liebesbriefe?

Rekau. Jammerbriefe. Was hat ein Kerl meines Gleichen mit Liebesbriefen zu thun?

Bernheim (seufzend). Um so glücklicher sind Sie!

Rekau. Was fehlt Ihnen? In Paris waren Sie weit munterer — Nicht ausgegessen? etwa gestern geschwärmt?

Bernheim. Das ist meine Sache nicht.

Rekau. Drum eben. Wer des Dinges gewohnt ist, dem thut's nichts — zum Exempel, mir!

Bernheim. O, mein lieber Baron, ich bin sehr unglücklich!

Rekau. Was bin denn ich? Sie sind ein junger gesunder Mann, in einem Ante, das Sie ernährt —

Bernheim. Aber keine Frau ernährt.

Rekau. Ist auch nicht nöthig. Man muß es so einrichten, daß man keine Nahrungsorge hat.

Bernheim. Wären Sie in meiner Lage —

Rekau. So sprang' ich vor Freunden an die Decke. Aber erstickt! — Sie sind also verliebt? —

Bernheim. Unbeschreiblich! — Ich werde wieder geliebt habe das Jawort vom Vater; bin also meines Glücks gewiß —

Rekau. So viel man's auf Erden sein kann. —

Bernheim. Der Vater stirbt vor einem Jahre —

Rekau. Da haben wir die Gewißheit!

Bernheim. Ich setze meine Aufwartungen ununterbrochen fort; die Mutter versichert mich täglich, daß nach dem Trauerjahre die Tochter mein sei —

Rekau. Sie haben mich zum Besten! Nicht einmal bis nach der Trauer warten wollen, das heißt auch sehr eifertig sein.

Bernheim. Sparen Sie doch Ihre Lunge!

Rekau. Hm! an der Lunge hab' ich keinen Mangel. — Nur weiter!

Bernheim. Vor vierzehn Tagen geh' ich zu ihr, um Alles zu Stande zu bringen. Sie versichert, daß sie noch wie ehemals geneigt sei, mir ihre Tochter zu geben — aber ohne die mindeste Aussteuer; sie habe große Absichten mit ihrem Sohne; ihm habe sie ihr ganzes Vermögen zugedacht.

Rekau. Man muß sie pressen. Hat der Alte viel nachgelassen?

Bernheim. Sehr viel. Er war einer der reichsten in der ganzen Stadt, der alte Vater.

Kekau. Wer?

Bernheim. Der alte Vater.

Kekau (fällt ihm um den Leib, singt und walzt mit ihm).

Bernheim. Sind Sie rasend? Lassen Sie los!

Kekau (schlägt in seine Hand). Willkommen, Herr Vetter!

Bernheim. Was?

Kekau. Laß uns Brüder sein, Vetter, Brüder!

Bernheim. Von Herzen. Aber wie versteh' ich das?

Kekau. Wie nenn' ich mich?

Bernheim. Baron Kekau.

Kekau. Wirf den Baron weg, und dann buchstabir' meinen Namen rückwärts.

Bernheim. U A R E R. Vater?

Kekau. Zu dienen! Ich habe die Ehre, ein Vetter deiner Dulcinea zu sein.

Bernheim. Was? Du wärst des Hofraths Sohn, den jeder für todt hält?

Kekau. Todt?

Bernheim. Du Johannens Vetter? Um's Himmelswillen, deine Geschichte! —

Kekau. Ist eine Lumpengeschichte. — Es ist nicht so viel Empfindsamkeit drin, als ich im Auge leiden kann.

Bernheim. Nun?

Kekau. Nun? — Für's erste muß ich der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß ich schon im zwölften Jahre ein außerordentlicher kluger und ehrlicher Junge war. — Da beide Familien in einem Hause wohnten, so ward es mir leicht, hinter eine Menge Spitzbübereien meines Onkels zu kommen und hatte meine herzliche Freude, sie bekannt zu machen. Du kannst wohl denken, daß Onkel und Tante auf Rache sannten und meinen Vater durch boshafte Lügen gegen mich ausbrachten. Mehr als einmal wollt' er mich aus dem Hause jagen und nur die Liebe meiner Mutter, die mich aber ebenfalls für strafbar hielt, schützte mich. Bei ihrem Tode gab sie mir ihr Porträt, und mein Vater gelobte ihr, mich, so lange dieses Porträt in meinen Händen wäre, nicht gänzlich zu verstoßen. Sie starb und mir ging es übel. Meinem Vater wurde oft Geld entwendet, die Nachbarn wurden beunruhigt; den Hühnern und Gänzen die Häse umgedreht; ein paar schöne Hunde vergiftet, einem armen Jungen ward der Arm durch einen Steinwurf zerschmettert; und immer war ich der Thäter. Trotz meiner Sorgfalt, stahl man mir endlich das Porträt meiner Mutter. Der Vater glaubte, ich hätt' es durchgebracht; ließ die Thüre öffnen; erzählte

mir, daß die Welt hübsch groß sei, und ersuchte mich höflichst, ihm nie wieder vor Augen zu kommen.

Bernheim. Armer Teufel!

Kekau. Um mich nun zu überzeugen, ob die Welt wirklich hübsch groß sei, bin ich die halbe Christenheit durchstrichen. Es kam mir sehr zu Statten, daß ich meine Jugend wohl angewendet und zu Wissenschaften und Sprachen guten Grund gelegt hatte. Bald war ich Sprachmeister, bald Soldat, bald Spieler, bald Tanzmeister, bald Maler, bald Fechtmeister, bald Autor —

Bernheim. In Paris hielt man dich für einen heftigen Offizier.

Kekau. Eigentlich war ich damals italienischer Sprachmeister und die Uniform schaffte mir Zutritt in gute Häuser.

Bernheim. Bei deinen Kenntnissen hätte dir ein solides Brod nicht fehlen sollen.

Kekau. Wenn ich gewollt hätte — Da liegt's! Mir wird überall und bei jeder Sache die Zeit lang. So hat mich die Längeweile durch die halbe Welt gepeitscht; und aus lauter Längeweile entschloß ich mich endlich, meinem Vater die Augen zu öffnen und ein ruhiges bürgerliches Leben zu führen.

Bernheim. Es ist auch Zeit — Du bist in einem Alter —

Kekau. Was Alter! — Mit einem heitern Gemüthe ist man im hundertsten Jahre noch jung. — Weiter im Text! — So lange der Onkel lebte, hatte ich keine Hoffnung; sein Tod machte mir Muth. Und dennoch ist mir auf ein Duzend Briefe, die ich seit einem Jahre an meinen Vater schrieb, keine Zeile geantwortet worden; drum reiste ich her.

Bernheim. Die Briefe sind unterschlagen; denn dein Vater hält dich für todt, das weiß ich gewiß. Aber warum hast du nicht seit deinem Hiersein persönlich Zutritt gesucht?

Kekau. Meine Beschäftigung in den ersten vierzehn Tagen, da ich im Wirthshause wohnte —

Bernheim. Bestand im Spielen und Trinken.

Kekau. Nichtig. Und seit den vier Wochen hier, bin ich nicht vom Zimmer gekommen.

Bernheim. Warum?

Kekau. Hm! — Ich war unpäßig. (Es wird geklopft.) Herein!

Vierter Auftritt.

Borige. Ein Kellner.

Kellner. Gehorsamer Diener!

Kekau. Diener! — Was will er, Freund!

Kellner. O, das wissen Sie wohl.

Kekau (weise). Er kommt gewiß wegen des Wechsels.

Kellner. Ja, Herr Baron.

Kekau (weise). Um ihn zu prolongiren? Gut, ich will gleich einen andern schreiben.

Kellner (laut). Bemühen Sie sich nicht. Mein Herr hat schon zweimal prolongirt.

Kekau. Aller guten Dinge sind drei.

Bernheim. Wie viel beträgt der Wechsel?

Kellner. Fünfzig Thaler.

Kekau. Bekümmre dich darum nicht. — Freund! Er erinnert sich doch noch des Kurländers, mit dem ich in seinem Hause Piquet spielte?

Kellner. O ja; Sie gewannen zweihundert Thaler.

Kekau. Zweihundert Tensel hab ich gewonnen. Der Lumpenhund gab mir einen Wechsel, der eben so schlecht ist, als sein Champagner. — Da ist er! Er ist falsch und daher kommt meine Verlegenheit. — Also ist es ganz natürlich, daß sein Herr den Wechsel prolongiren muß.

Kellner. Mein Herr findet natürlicher, Sie arretiren zu lassen, wenn Sie mich nicht auf der Stelle bezahlen.

Kekau. Denkt er, mir sei unbekannt, daß man Niemand Schulden halber auf seinem Zimmer arretiren kann?

Kellner. O, Sie werden doch endlich ausgehen!

Kekau. In Jahr und Tag gewiß nicht. Ich studire jezt die Kameralwissenschaft, die mir seit einiger Zeit ganz aus dem Kopf gekommen ist.

Bernheim (der unterdessen unbemerkt Geld abgezählt hat). Da ist das Geld; geb er mir den Wechsel.

Kekau. Durchaus nicht.

Kellner (nimmt geschwind das Geld und gibt den Wechsel). Danke für gute Bezahlung! (Zu Bernheim.) Mein Herr ist der Wirth im schwarzen Mohren; gönnen Sie uns die Ehre Ihrer Kundschaft. Alle vornehme Herrschaften kehren bei uns ein; wir halten Mittag- und Abendtisch; haben auch ein Billard und extrafeine Weine, und —

Bernheim. Schon gut. Geh er nur!

Kellner. Unterthäniger Diener!

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Kekau. Bernheim.

Bernheim. Kannst du deine falsche Delikatesse wohl entschuldigen? Ich verdanke dir so viel, und —

Kekau (der unterdessen verächtlich auf und ab ging). Ich mag nicht ohne Noth verbindlich sein. —

Bernheim. Ohne Noth? — Der Wechsel —

Kekau. Wäre gewiß auch zum drittenmale prolongirt worden. Der Wirth ist ein braver Kerl — aber die andern Burche, die mir aufauern lassen —

Bernheim. Du bist also noch mehr schuldig? —

Kekau. Noch ein paar Wechselchen — dort liegen die Rechnungen.

Bernheim (nimmt sie unbemerkt zu sich).

Kekau. Ich mußte mich ja gehörig equipiren; um vor meinem Vater zu erscheinen. — Ist der Frack nicht recht hübsch? — Und daher kommt mein Stubenarrest.

Bernheim. Ich will schon Rath schaffen.

Kekau. Durchaus nicht. Wärest du reich, je nun! — Der verwünschte Kurländer mit seinem Wechsel auf ein englisch Haus, das gar nicht in der Welt ist!

Bernheim. So nimm wenigstens die Kleinigkeit, die ich noch bei mir habe; es sind nur vier Dukaten.

Kekau. Meinestwegen. Ich verspreche aber nicht, sie wieder zu bezahlen; ich könnte zum Lügner werden.

Bernheim. Sonderbarer Mensch!

Kekau. Nun sag mir, wie fang ich's an, daß ich meinen Vater spreche?

Bernheim. Das wird dir unendlich schwer werden. Er wird wie ein Gefangener bewacht. Selbst ich habe ihn außer unserer Komödie kaum zweimal gesprochen.

Kekau. Was, mein Vater spielt Komödie?

Bernheim. Er läßt sie spielen. Es ist ein Haus theater errichtet, auf welchem wir alle vierzehn Tage ein kleines Stück vorstellen, vermittelst, um deinen Vater zu zerstreuen. Grade heute ist Komödie; ich spiele mit, und du kannst denken, mit welchem Herzen!

Kekau. Der Tensel! ich möchte wohl auch mitspielen. — Sag mir doch: wie steht's mit meines Onkels Buchhalter, Gebhard?

Bernheim. Gut — er gilt Alles bei deiner Tante.

Kekau. Der Schurke war das Hauptinstrument gegen mich. Hm! hm! ich hab einen herrlichen Anschlag. — Siebzehn Jahre

Bibliothek der deutschen Klaffter XI. 5.

39

war ich abwesend — Weder Tante, Schwester und Cousine haben mich auf der Promenade erkannt — Aber sag mir, Bruder, warum du dich nicht lieber in meine Schwester verliebt hast? sie scheint mir viel hübscher.

Bernheim. Die Liebe —

Rekau. Ist blind, wie eine Gule bei Tage. Nehm's dir auch nicht übel. Mein Vetter ist auf Reisen?

Bernheim. Ja, unter dem Namen eines Baron Waterhoff.

Rekau. Bist du rasend? Baron Waterhoff?

Bernheim. Ja, ja, Waterhoff.

Rekau. (Singt und walzt mit ihm.)

Bernheim. Du bist rasend! laß mich!

Rekau. Hör zu, Bruder Herz! Diesen sogenannten Baron Waterhoff hab ich, unter dem Namen Baron Westerborg, in Venedig aus einer Lebensgefahr gerettet. (Zieht eine Brieftasche hervor.) Auf! da sind fünf Briefe von ihm, die mir wohl bei der Mutter Zutritt schaffen sollen.

Bernheim. Es kann ja ein andrer sein —

Rekau. Das eben will ich untersuchen. Ist dieser sogenannte Baron mein Vetter und erkennt mich Gebhard nicht, so soll mich der Aetna verschlingen und der Vesuv wieder auswerfen, wenn ich nicht meines Vaters Sohn werde, und du meiner Cousine Mann. Den Augenblick will ich auf Kundschaft gehn.

Bernheim. Wenn aber deine Schuldner dich auffangen?

Rekau. So erkundige dich nach mir in der Wache.

Bernheim. Nein, bleib noch einige Stunden zu Hause; ich will unterdessen deine Sachen in Ordnung bringen, ich wohl, Bruder! ich sehe dich bald wieder. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Rekau.

Ein braver Kerl! ich wollte, er hätte sich in meine Schwester vergafft, um näher mit ihm verwandt zu sein. (Er sieht zum Fenster hinaus.) Zum Fenster! die Luft ist ja rein; die Spürhunde sind gewiß zum Essen gegangen. — Keine lebendige Seele auf der Straße! — (Macht das Fenster zu.) Und ich sollte die edle Zeit so ungenutzt lassen? Das stünd' auch einem edlen Gemüthe an! — Wie ordne ich aber meinen Plan? — Es wird mir wohl unterwegens etwas einfallen. — (Nimmt Hut und Stock und sieht wieder zum Fenster hinaus.) Ist die Passage noch frei? — Ja — Sollten sie mich auch erwischen; hab ich doch vier Dukaten! und ein einziger macht solche Kerle blind. He, Frits! Frits!

Siebenter Auftritt.

Rekau. Frits.

Rekau. Trag den Tisch in das Loch, das dein Vater ein Kabinel nennt, und räum auf. (Er geht ab.)

Frits. (Setzt die Stühle an die Seite und trägt den Tisch in's Kabinet.) Der Doktor hat ihm gewiß Geld gebracht; nun wird der Vater auch wohl Miethe bekommen.

Achter Auftritt.

(Das Theater verändert sich in eine Straße.)

Falk. Krähe. Rekau.

Rekau. (Sieht bedächtig aus dem Hause; da er Niemand erblickt, tritt er hervor.) Die Luft ist rein, aber lange will ich mich doch nicht aufhalten.

Falk. (Der hinter Rekau's Hause versteckt war.) Ihr Diener, Herr Baron!

Rekau. Sein Diener!

Falk. Können Sie mir nicht sagen, wie viel die Uhr ist?

Rekau. Ungefähr weiß ich, wie viel's geschlagen hat — halb zwölfe. Sein Diener! (Er will gehen, unterdessen hat sich Krähe genähert und vertritt ihm den Weg.) Was will er?

Krähe. Sie nach dem Stockhause begleiten.

Falk. Auf obrigkeitlichen Befehl sind Sie unser Gefangener.

Rekau. Hört, Kerls! bleibt mir vom Leibe, oder —

Falk. Herr! schimpf er nicht und komm er ohne Komplimente —

Krähe. Oder wir wollen's ihm einbringen, Herr Baron, daß er uns acht Tage genarrt hat.

Falk. Warum sehn Sie uns so an?

Rekau. Ich überlege nur, ob ihr Beide stärker seid als ich, und ich denke ja.

Krähe. Das denk ich, bei meiner Seele, auch.

Rekau. Drum wollen wir lieber als vernünftige Leute mit einander reden.

Falk. Reden wollen wir nicht; wir wollen gehen.

Krähe. Es ist Zeit zum Essen.

Rekau. Wie wär es, meine Herren! wenn Sie mich nicht gesehen hätten! —

Falk. So müßten wir ja blind sein.

Kekau. Ich meine — darf ich mir Ihre Namen ausbitten?

Falk. Ich heiße Falk.

Kekau. Und Sie?

Krähe. Krähe.

Kekau. Sehr analoge Namen! — Wie wär es, meine Herren Falk und Krähe! wenn ich jedem von Ihnen einen Dukaten in die Hand drückte und Sie die Gewogenheit hätten, mich zu einer andern Zeit zu arretiren?

Krähe. Zu einer andern Zeit?

Kekau. Wann es Ihnen gefällig ist; ich bin immer zu Befehl.

Krähe. Bliß! ich glaube, Sie wollen uns bestechen?

Kekau. Bewahre der Himmel! O ich kenne Ihre Gewissenhaftigkeit, mein Herr Krähe.

Falk. Sparen Sie nur Ihre glatten Worte. Sie haben es uns das erstemal zu sauer gemacht. Marsch!

Kekau. Ich hab' ein sehr wichtiges Geschäft, das zehnmal mehr beträgt, als meine Schuld.

Krähe. Kann wohl sein.

Kekau. Ich geb Ihnen mein Wort, daß ich in einer halben Stunde wieder bei Ihnen bin.

Falk. Keine Sperenzen weiter; Marsch!

Kekau. So führen Sie mich zum Doktor Bernheim, der soll Sie auf der Stelle bezahlen.

Krähe. Der Henker müßte mich plagen, bis an's andre Ende der Stadt zu gehen, da das Stockhaus hier in der Nähe ist.

Kekau. Ich versichre Sie, meine Herren, daß es mir gar nicht am Gelde fehlt. Da sehen Sie! (Er zieht die Brieftasche hervor.) Hier ist ein Wechsel auf zweihundert Thaler, den jeder Engländer für baar Geld nimmt.

Falk. Jeder Engländer.

Kekau. Jeder, der zweihundert Thaler hat.

Falk. Hören Sie, Herr Baron! wenn Sie uns vier Dukaten geben, so wollen wir Sie hinführen. Bruder Krähe, das ist uns nicht aus dem Wege. Da in dem Hause wohnt ein Engländer.

Krähe. Meinethwegen; aber geschwind! sonst wird mir die Suppe kalt.

Kekau. Sie sind ein paar charmante Leute, meine Herren Falk und Krähe! Die vier Dukaten will ich Ihnen von ganzem Herzen geben. — Wie nennt sich der Engländer?

Krähe. Barrington — es ist ein Schivair.

Kekau. Wohnt der jetzt hier? O, das ist mein bester Freund auf der Welt! Haben Sie nie von einem Geniestreich gehört, meine Herren?

Krähe. Ne. Was ist das?

Kekau. Sie werden es gleich sehen. Kommen Sie! Kommen Sie!

(Sie gehen nach dem Hintergrunde Kekau's Haus grade über und klopfen an eine Thüre.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter. Was wollen Sie?

Kekau. Ist der Squire zu Hause?

Bedienter. Ja.

Kekau. Ich muß ihn sprechen.

Bedienter. Wer sind Sie?

Kekau. Kennt er mich nicht?

Bedienter. Nein.

Kekau. Ei, mein Freund! so bedauere ich sein Gedächtniß! In dem andern Quartiere bin ich ja täglich bei seinem Herrn gewesen.

Bedienter. Kann mich nicht erinnern. Treten Sie nur herein! (Er geht hinein.)

Kekau. (zu den Gerichtsdienern). Nur zu, meine Herren! ohne Komplimente!

Falk. Ne, ne!

Krähe. Gehen Sie nur voraus!

Kekau. Wenn Sie so befehlen! (Er geht voraus, sie folgen.)

Zehnter Auftritt.

(Das Theater verändert sich in Barringtons Zimmer.)

Kekau. Falk. Krähe. Der Bediente.

Bedienter. Warten Sie hier! ich will's meinem Herrn melden. (Er geht in die gegenüberstehende Thüre.)

Falk. Ein hübsches Haus!

Krähe. Schöne Meubles!

Kekau. Ja, mein Freund hat Geschmack. (Vor sich.) Ein wahrer Geniestreich! aber es ist ein Engländer und die sind Freunde der schönen Wissenschaften.

Krähe (steht auf eine große silberne Uhr). Mein Seel! die Suppe wird mir kalt werden.

Kekau. Mit zwei Dukaten kann man sie schon erwärmen; nicht wahr, mein Herr Falk?

Falk. Ja, ja, aber geben Sie sie unterdessen her.

Kekau. So bald mir der Wechsel ausbezahlt wird. Auf wessen Ansuchen wollten Sie mich denn arretiren, meine Herren?

Falk. Auf Ansuchen des Galanteriehändlers Buer, wegen vierzig Thaler Schuld.

Kekau. Es soll dem Manne gereuen, daß er mir einer solchen Lumperei wegen Angelegenheit macht, die ich bloß vergessen habe.

Krähe. Oho, Herr Baron! der Kaufmann Wiebler hat fünfzig Thaler zu fordern.

Kekau. Fünfzig und vierzig macht neunzig — und Ihre vier Dukaten — Da kommt mein Freund!

Filfter Auftritt.

Vorige. Barrington.

(Die Gerichtsdienner treten zurück an die Thüre.)

Kekau (geht freundlich auf ihn zu). Parlez vous françois, Monsieur? Barrington. No, Sir!

Kekau (vor sich). Schön! und ich kein Englisch. (laut.) But, you speak, you understand german?

Barrington. Yes, Sir!

Kekau (näbert sich ihm und spricht leise). Ohne daß ich die Ehre habe, Sie zu kennen, bitte ich Sie um Ihren Beistand. Ich soll, einer Kleinigkeit wegen, von diesen Schurken arretirt werden — (laut.) Hier ist ein Wechsel von zweihundert Thaler, um dessen Bezahlung ich bitte. (leise.) Thun Sie, als ob Sie mich bezahlen wollten und lassen Sie mich durch einen andern Weg zum Hause hinaus.

Barrington. Ha, ha, ha!

Falk (zu Krähe). Er hat uns doch nichts weiß gemacht.

Barrington. Ein excellenter Wechsel!

Krähe. Hörst du? Der Wechsel ist gut.

Kekau (leise). Wenn Sie mir helfen wollen, so machen Sie bald.

Barrington. Kommen Sie herein, ich will den Wechsel bezahlen. Ha, ha, ha! (Er geht in's Kabinett.)

Kekau. Nun, meine Herren!

Falk. Nehmen Sie's ja nicht übel! Sie wissen ja wohl, Herr Baron! Obrigkeitlicher Befehl —

Kekau. Hat nichts zu sagen — Haben Sie die Wechsel bei sich?

Krähe. Ja, da sind sie beide.

Kekau. Desto besser, so sind wir gleich richtig (nimmt sie ihm aus der Hand und geht Barrington nach). Bis auf Wiedersehen, meine Herren!

Zwölfter Auftritt.

Falk. Krähe.

Krähe. Hör', Bruder! hier gibt's einen Fang!

Falk. Wie so?

Krähe. Du weißt; jeder von den Herren hat die Schuld schon in den Schornstein geschrieben!

Falk. Das ist wahr. Sie wollen ihn nur zur Rêvange einstecken lassen, weil er sie gefoppt hat.

Krähe. Also wären sie gewiß mit der Hälfte zufrieden.

Falk. Das denk' ich auch.

Krähe. Und wir können mit der andern Hälfte auch zufrieden sein.

Falk. Ja, aber —

Krähe. Laß mich nur machen. In drei Stunden soll Alles in Ordnung sein. Es ist nicht mehr wie billig, daß mir meine kalte Suppe bezahlt wird. Fünf und vierzig Thaler und vier Dukaten!

Falk. Ein herrlicher Fang! — Er bleibt lange.

Krähe. Vielleicht bezahlt er ihn in Silbergeld; das hält auf.

Falk. Die Gerichtskosten müssen wir nicht vergessen!

Krähe. Ich will ihm schon die Rechnung machen.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Barrington.

Barrington. Wollt ihr sprechen mit mir?

Falk. Mit Ihr Gnaden Erlaubniß, nein.

Krähe. Mit dem Herrn, der mit Ihr Gnaden hineinging.

Barrington. Der ist im Hause nicht mehr.

Falk. Was?

Krähe.

Barrington. Ich gab ihm sein Geld und er ging hinaus zur Hintertüre.

Krähe. Bliß und alle Wetter über den Spitzbuben.

Barrington. Wie so?

Falk. Er ist unser Gefangener.

Krähe. Peter über den Dieb!
 Barrington. Warum habt ihr nicht gesagt das gleich?
 Krähe. Weil wir — O verflucht! Fünf und vierzig Thaler!
 vier Dukaten! meine Suppe!
 Falk. Der Henker soll ihm's Licht halten, wenn wir ihn noch
 einmal in die Klauen kriegen.
 Barrington. Fort, ihr Narren! gebt Acht ein andermal
 besser!

Falk. Sapperment, oben drein hat er die Wechsel!
 Krähe. Mord Pestilenz! ich unglücklicher Mann!
 Barrington. Fort, oder ich ruf die Bedienten!
 Krähe (im Abgehen). Fünf und vierzig Thaler! vier Dukaten!
 Falk. Die Wechsel! die Wechsel! (Sie geben ab.)
 Barrington. Ha, ha, ha! — Ich muß kennen lernen den
 Menschen! der kann mir nützlich sein. (Öffnet das Kabinett.) Kommen
 Sie, Herr! sie sind fort.

Vierzehnter Antritt.

Barrington. Refau.

Refau. Ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie mich aus den
 Klauen der Bluteigel gerettet haben.

Barrington. Ist geschehen gern. Ich liebe witzige Leute.
 (Setzt sich.) Ha, ha, ha! — Wer sind Sie?

Refau. Sie wünschen also das Vergnügen meiner Gesellschaft
 noch länger?

Barrington. Ja.

Refau. So muß ich mir wohl einen Stuhl präsentiren, denn
 ich stehe nicht gern. (Setzt sich, vor sich.) Der Herr Engländer ist
 kein Freund von Komplimenten.

Barrington. Sie haben viel gewagt mit den Leuten. —
 Wenn ich nicht unterstützt hätte Sie —

Refau. So war ich auf ein paar Stunden in Arrest spaziert,
 und mein Glaube an brittischen Edelmutth wäre mächtig gesunken.

Barrington (lächelnd). Lassen Sie ihn nicht sinken. — Ich
 muß genau mit Ihnen bekannt werden.

Refau. Thun Sie's nicht, meine Bekanntschaft ist Ihnen
 keinen Heller werth.

Barrington. Und ich glaube, daß Sie sind der Mann, der
 mir einen wichtigen Dienst kann leisten.

Refau. Das wäre sonderbar! Lassen Sie hören!

Barrington. Ich bin nun zwölf Jahre in Deutschland, und
 will auch sterben hier, denn ich darf nicht wieder nach England.

Refau. Daran kann unmöglich eine verdienstliche Handlung
 Schuld sein.

Barrington. Auch keine schlechte. Doch hab ich geklagt
 gegen die Gesetze und es ist billig, daß ich dafür leide. Man nahm
 mir den großen Theil meines Vermögens.

Refau. Ich kann's Ihnen wahrhaftig nicht wieder schaffen.
 Barrington. Das weiß ich; aber Sie sollen mir etwas anders
 schaffen.

Refau. Das wäre?

Barrington. Ein Mädchen.

Refau. Kuppeln? — Tausend Sapperment! wofür sehen
 Sie mich an?

Barrington. Ha, ha, ha! für einen dienstfertigen Mann.

Refau. Der Teufel hole solche Dienstfertigkeit!

Barrington. Ich würde keinen Augenblick mich bedenken,
 eben das für Sie zu thun.

Refau. So haben Sie sich nicht richtig ausgedrückt. Wollen
 Sie heiraten?

Barrington. Ja und nein.

Refau. Bestimmter, wenn ich bitten darf.

Barrington. Ich will heiraten, weil ich liebe; ich will nicht
 heiraten, weil man dem Mädchen eine Aussteuer nicht geben will.

Refau. Sind Sie reich genug, so müssen Sie darum nicht
 anstehen. Sind Sie arm, so suchen Sie erst Ihr Glück zu machen.

Barrington. Ich habe nur zweihundert Pfund jährlich.
 Genug für mich, aber —

Refau. Warum will man das Mädchen nicht aussteuern?

Barrington. Weil der Sohn soll Alles haben.

Refau (vor sich). Der Henker! sollte wohl — (laut.) Und was
 kann ich dabei thun?

Barrington. Wir wollen uns erkundigen genau, ob man
 das Mädchen kann enterben. Kann man nicht, so sollen Sie mir
 helfen es entführen —

Refau. Entführen? Ei der Teufel! Noch einmal, Herr!
 wofür sehen Sie mich an?

Barrington. Noch einmal, Herr! für einen unternehmenden
 Mann.

Refau. Verdammt sei mein Gesicht, wenn nicht in jedem Zuge
 Ehrlichkeit geschrieben steht. — Aber Sie lesen wohl nicht Deutsch?

Barrington. Sollt' ich mich geirrt haben! —

Refau. Das haben Sie. Halten Sie mich für arm und
 ehrlich, so irren Sie nicht.

Barrington. Sie haben mich nicht lassen ausreden. Kann
 ich durch die Obrigkeit die Mutter nöthigen zur Aussteuer, so

entführe und heirate ich sie. — Wo nicht, so geb ich auf das Mädchen.

Nekau. Das läßt sich hören. Wie heißt das Mädchen?

Barrington. Johanna Baker.

Nekau. Ha, ha, ha! hab' ich's nicht gedacht? Auch Sie sind in meine Cousine geschossen?

Barrington. Ihre Cousine?

Nekau. Dummer Streich! — nun ist's heraus! — ja, meine Cousine. Aus der Sache kann nichts werden, auch wenn Sie sie ohne Aussteuer heiraten wollten.

Barrington. Wie so?

Nekau. Ich hab' sie schon versagt.

Barrington. Wie?

Nekau. An einen braven jungen Mann. Aber nehmen Sie meine Schwester —

Barrington. Ha, ha, ha! — Sie sind also ein Sohn des Hofraths?

Nekau. Zu dienen!

Barrington. Den man für todt hält?

Nekau. Zu dienen!

Barrington. Den der Vater verstoßen hat?

Nekau. Zu dienen!

Barrington. Weil er ein Bösewicht war.

Nekau. Nicht zu dienen! — Das ist eine Lüge.

Barrington. Das hoffe ich auch.

Nekau. Hoffen? Zum Henker! Sie müssen davon überzeugt sein.

Barrington. Doch nicht nach dem Streiche mit den Gerichtsdienern?

Nekau. Was halten Sie für ehrlicher? daß ich mich nicht einsperren lasse und unterdessen Mittel schaffe, meine Gläubiger zu befriedigen, oder —

Barrington. Wie viel Geld brauchen Sie?

Nekau. Keinen Heller. — Wieder auf Sie zu kommen — Wollen Sie meine Schwester haben?

Barrington. Sie gefällt mir nicht so gut, als die Cousine.

Nekau. Das ist Beweis eines schlechten Geschmacks. Sie ist auf meine Ehre wenigstens eben so hübsch, als Johanna; und da mein Vater die Freundschaft hatte, mich zu enterben, auch sehr reich.

Barrington. Nein; sie hat abgetreten ihr Vermögen ihrem Vetter und hat nur zehntausend Thaler.

Nekau. Thorheit! ich will ihr schon begreiflich machen, daß man so ein hübsches Kapitalchen nicht abtreten muß und mein Vater sie nicht zwingen kann. Sie ist wahrscheinlich ein gutes

Gänschen und hat gleich Ja gesagt; und damit denkt der alte Mann, es ist richtig. Wo haben Sie die Mädchen kennen gelernt?

Barrington. Auf dem Concerte.

Nekau. Ist Ihnen denn die Cousine gewogen?

Barrington. Ich weiß das nicht; denn ich hab' ihr noch kein Wort von einer ernsthaften Absicht gesagt.

Nekau. Weil Sie keine hatten.

Barrington. Das sagt ein —

Nekau. St! Herr Engländer! bedenken Sie, daß man ein Wort nicht ungesagt machen kann. Es freut mich, daß Sie edel denken! drum nehmen Sie meine Schwester.

Barrington. Ich muß bekennen, daß mir Ihre Schwester eben so gut gefiele — wenn sie reden könnte.

Nekau. So ist sie aus der Art geschlagen. Die übrige Familie plaudert nicht schlecht.

Barrington. Sie ist stumm wie ein Fisch.

Nekau. Sie hat doch etwas von mir — ich trinke wie ein Fisch. (Geht unter dieser Rede an's Fenster, reißt es auf und ruft hinaus.) He! he! Doktor! Doktor! hierher!

Barrington. Was ist das? wen rufen Sie?

Nekau. Einen guten Freund. Ich will Sie mit ihm bekannt machen.

Barrington. Ich bin kein Freund von vielen Bekanntschaften.

Nekau. Da haben Sie Unrecht. Ich denke anders. Hunderttausend Bekannte, aber nur einen Freund. (Es wird geklopft.) Herein!

Fünfte Auftritt.

Vorige. Bernheim.

Bernheim. Verzeihen Sie! —

Barrington (neigt sich).

Nekau. Ich habe das Vergnügen, dich mit dem Herrn — wie heißen Sie?

Barrington. Barrington.

Nekau. Barrington bekannt zu machen —

Bernheim. Ich habe schon die Ehre —

Barrington. Wir kennen uns aus dem Concert.

Nekau. Weißt du denn auch, daß er dein Nebenbuhler ist?

Bernheim (verwundert). Nein.

Nekau. Wie wär' es also, Bruder, wenn du meine Schwester nimmst, und ihm die Cousine liegest?

Bernheim (empfindlich). Nekau!

Nekau. Ja oder Nein.

Bernheim. Nein.

Nekau (zu Barrington). So kann ich Ihnen nicht helfen. Er hat das erste Wort.

Barrington. Ha, ha, ha! lustiger Mensch! wem können Sie wohl schaden oder helfen, in Ihrer Situation?

Nekau. Trauriger Mensch! meine Situation ist die eines Menschen von Kopf und Herz. Wer das hat, kann Alles, was er will. Sie werden entweder mein Schwager oder nichts.

Barrington. Ha, ha, ha!

Bernheim (sieht Nekau bei Seite). Da sind die quittirten Rechnungen der Kaufleute. Die Wechsel sind noch in den Händen der Gerichtsdienner.

Nekau. Nein, sie sind in meinen Händen. Siehst du!

Barrington (vor sich). Wenn sie ihn wieder liebt, so — (laut.) Wollen Sie bei mir essen?

Nekau. Meinethwegen! so kann ich Sie vielleicht, in Ansehung meiner Schwester, auf andre Gedanken bringen.

Barrington. Soll mir lieb sein — Denn, wenn Johanna den Herrn liebt, und Ihre Schwester lernt reden —

Nekau. Ich will ihr schon die Zunge lösen.

Barrington. Ich wünsche zu sein Ihr beider Freund!

Bernheim. Sie sind sehr gütig!

Nekau. Das nicht; aber billig.

Barrington. Kommen Sie!

Nekau (nimmt beide unter den Arm). Haben Sie guten Wein?

Barrington. Ja; aber ich trinke Wasser.

Nekau. Das thun alle Enten.

(Im Abgehen.)

Der Wein ist Vater aller Freuden,
Und Wasser schmeckt nur Enten gut.
Wer Mädchen liebt und Wein mag leiden,
Das ist ein echtes deutsches Blut.

Zweiter Aufzug.

(Zimmer mit zwei Thüren im Hause des Hofraths.)

Erster Auftritt.

Wilhelmine. Johanna.

Johanna. Sag, was du willst — der Engländer ist dir nicht gleichgültig.

Wilhelmine. Das behaupte ich von dir, und berufe mich auf das Zeugniß der ganzen Gesellschaft im letzten Concerte.

Johanna. Das sind Zeugen, mein Kind, die nur nach dem Scheine urtheilen können; und sehr schlecht von Dem unterrichtet sind, was in deinem Herzen vorgeht.

Wilhelmine. War ich es, bei der er saß? war ich es, mit der er unaufhörlich plauderte? war ich es, die durch das beständige Gefickere die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung unterbrach?

Johanna. Muß ich nicht antworten, wenn man mit mir spricht? Hab ich dich nicht ersucht, den Platz mit mir zu wechseln?

Wilhelmine. Ja, aber mit einer Art, aus der ich deutlich sah, daß dich meine Willfährigkeit schmerzen würde.

Johanna. Ha, ha, ha!

Wilhelmine. Ich zweifle, daß der Doktor gelacht hätte, wenn er dich unbemerkt hätte belauschen können.

Johanna. Glaubst du, daß ich mich schene, in seiner Gegenwart zu thun, was ich mir in einer großen Gesellschaft erlaube?

Wilhelmine. Wenn er bei einem solchen Betragen gleichgültig bleibt, so ist er sehr sanftmüthig, und deine Wahl nimmt mich nicht Wunder.

Johanna. Du wirst bitter, Wilhelmine! Ich will bescheiden sein, und die Ursache deiner Bitterkeit nicht nennen — du fühlst sie.

Wilhelmine. Meine Bitterkeit rührt von deiner Beschuldigung her.

Johanna. Wessen hab ich dich beschuldigt?

Wilhelmine. Daß ich einen Menschen liebe, der noch kein Wort mit mir gewechselt hat.

Johanna. Hätt' ich doch nie unwahrer geredet.

Wilhelmine. Siehst du? schon wieder!

Johanna. Ja, ja, du liebst ihn, ich wiederhol' es tausendmal, du bist aufgebracht, weil mich ein Ohngefähr an seine Seite führte;

weil meine Gesprächigkeit anziehender ist, als deine Zurückhaltung, und er sich darum an mich wandte. Kurz, du bist eifersüchtig.

Wilhelmine. Ha, ha, ha! Nun muß ich lachen.

Johanna. Und die Thränen stehn dir in den Augen.

Wilhelmine. Nun lern' ich dein boshaftes Gemüth kennen.

Johanna. Wenn Das, was ich sagte, Beweise der Bosheit sind, so hab ich sie deinem Exempel zu danken. Eben so boshaft bist du mit mir umgegangen, da du wie ein Spion meine Neigung zum Doktor auskundschaftet hattest.

Wilhelmine. Falsch, wie du selbst bist. So hab ich nie gegen dich gehandelt. Ich habe deiner Liebe kein Hinderniß in den Weg gelegt; ich habe mich nicht zwischen euch gedrängt; ich habe nicht des Doktors Aufmerksamkeit auf mich gezogen; ich habe nie heimlich mit ihm gestüßert, und wohl gar über dich gespottet.

Johanna. Wann that ich das?

Wilhelmine. Ist's nicht auf vier Konzerten geschehen?

Johanna. Aber mein Kind, wie komm' ich zu den Vorwürfen, da du den Engländer nicht liebst?

Wilhelmine. Sieh, wie boshaft! Immer der Engländer! Wer spricht denn vom Engländer?

Johanna. Wer saß denn sonst in den letzten Konzerten bei mir?

Wilhelmine. Du denkst mich durch deine Arglist zum Geständniß zu bringen — der Engländer — sei mir nicht gleichgültig — Aber du irrst dich, Johanna, du irrst dich! So dumm bin ich nicht; so laß ich mich nicht fangen.

Johanna. Nein, du fängst dich selbst.

Wilhelmine. Die Aergerniß hast du mir nicht umsonst gemacht.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Der Hofrath.

Hofrath (von innen). Wilhelmine! Johanna!

Johanna. Der Onkel! laß uns gehen, sonst kommt er heraus.
(Sie wollen gehen, der Hofrath tritt heraus.)

Hofrath. Kommt her, Mädchen, und laßt euch beschämen! Ich? ich hätte kein Gedächtniß? — Ich? Ich könnte meines Gedächtnisses wegen nicht Komödie spielen? — Noch heute will ich mitspielen.

Johanna. Sie?

Wilhelmine. Welche Rolle?

Hofrath. Des Generals Rolle.

Johanna. Die spielt ja unser Nachbar, der Legationsrath.

Hofrath. Ich will sie selbst spielen. Die Rolle gefällt mir gar zu sehr.

Wilhelmine. Wissen Sie sie denn?

Hofrath. Wie das Einmaleins.

Johanna. Aber mein Himmel! wenn haben Sie sie gelernt?

Hofrath. Ha, ha, ha! ich studire schon seit vierzehn Tagen heimlich daran; aber diesen Morgen hab ich das Beste gethan.

Wilhelmine. Darum hatten Sie sich eingeschlossen, und machten uns solche Angst?

Hofrath. Ha, ha, ha! ich muß euch beschämen, weil ihr über mein Gedächtniß spottet. — Nun kommt, überhört mich.

Wilhelmine. Es wird gewiß nicht gut gehn, Papa!

Hofrath. Es wird recht gut gehn, du Naseweis! Da ist das Buch — nun überhört mich!

Wilhelmine (nimmt das Buch). Sie haben die erste Rede.

Hofrath. Es ist wahr. — Hm! (Sich besinnend.) Hm! — Wie ist der Anfang?

Wilhelmine (einsagend). Ja, ja, mein —

Hofrath. Ja, ja, mein — wie?

Wilhelmine (einsagend). Liebes Kind, Alter —

Hofrath. Ja, ja, mein liebes Kind, Alter macht weise, — weise — Ru?

Wilhelmine (einsagend). Und zähmt —

Hofrath. Und zähmt — (wisse.) Nun, was zähmt's?

Wilhelmine. Unsere Leidenschaften.

Johanna. Fangen Sie nun lieber von vorne an, lieber Onkel!

Hofrath. Recht, Hannchen — Alter macht weise —

Wilhelmine. Das ist ja nicht der Anfang, Papa! — (Einsagend.) Ja, ja, mein liebes Kind —

Hofrath. Ja, ja, mein liebes Kind — —

Wilhelmine. Alter —

Hofrath. Alter macht weise, und — Alter macht weise —

Wilhelmine. Und bezähmt —

Hofrath. Und bezähmt das Blut —

Wilhelmine. Nicht das Blut, sondern —

Hofrath. Nicht das Blut, sondern —

Johanna. Es geht nicht, lieber Onkel! es geht gewiß nicht.

Hofrath. Es ist doch ein rechtes Unglück, sein Gedächtniß zu verlieren. Aber vielleicht bin ich jetzt nur ein wenig perplex geworden —

Dritter Auftritt.

Borige. Gebhard.

Gebhard. O weh, Herr Hofrath! laufen Sie geschwind auf's Theater; die ganze Bauernstube ist heruntergefallen.

Hofrath. Hm! hm! hm! — Hat man nicht immer Sorgen! — Komm, Mädel! hilf mir. — Gebhard, schick' er mir den Friedrich.

(Geht ab.)

Gebhard (vor sich). Den Herrn Theatermeister.

Wilhelmine (leise zu Johanna). Das ist gewiß ein Stückchen von dem Alten.

Johanna (leise). Natürlich!

Gebhard. Mamsell Mädchen! haben Sie gehört? Der Papa thut nach Ihnen verlangen.

Wilhelmine. So will ich gehn thun. (Zu Johanna.) Ich bin froh, daß ich von dir komme, du Spion!

Johanna (lachend). Bei so viel Verschlagenheit würden aller Welt Spione ihre Mühe verlieren.

Wilhelmine. Spotte nur, du weißt doch nichts.

(Geht dem Vater nach.)

Vierter Auftritt.

Johanna. Gebhard.

Johanna. Nun, Herr Gebhard, wissen Sie Ihre heutige Rolle?

Gebhard. So, so, Mamsellchen! ich thu mich auf's Einblasen verlassen.

Johanna. Schön! gerade wie die rechten Schauspieler.

Gebhard. Ja, von denen ist's nicht gut; aber unser einer hat ganz andre Komödien im Kopfe.

Johanna. Sie sind unglücklich, wenn Sie fehlen!

Gebhard. Will's schon machen. Thu Ihnen ja Alles zu lieb. — Spiel Ihnen zu lieb Komödie; spiel Ihnen zu lieb lauter garstige Rollen. — Ist ein recht häßlicher Mann, der Herr Wirth in der heutigen Komödie. — Warum thun Sie mir denn immer dumme Teufel oder Spitzbuben geben? He, Sie Böse! Böse!

Johanna. Weil Sie die am natürlichsten spielen; ha, ha, ha!

Gebhard. Ha, ha, ha! Es thut mich immer herzlich freuen, wenn ich Sie so munter sehe.

Johanna (vor sich). Wenn es mir doch gelänge, das Faktotum der Mutter ganz auf meine Seite zu ziehen.

Gebhard. Auf einmal in Gedanken, liebes Mamsellchen?

Johanna. Ich hab Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen, lieber Herr Gebhard.

Gebhard. Ich auch, Herzchen; drum ließ ich die Bauernstube herunter fallen.

Johanna. So! und machen dem armen Onkel Verdruß. —

Gebhard. Hm! —

Johanna. Haben Sie wohl bemerkt, daß meine Mutter seit des Vaters Tode sehr wunderlich geworden ist?

Gebhard. Der Hochmuthsteufel that sich ihrer bemächtigen.

Johanna. Was hab ich denn verschuldet, lieber Herr Gebhard, daß sie mir ihre Liebe entzieht, und solche gänzlich meinem Bruder zuwendet?

Gebhard. Warum thut manchmal der Mensch blind sein! Sie hat nun einmal die Schwachheit, daß er ein großer Herr werden soll. Lassen Sie ihn nur, schönes Herzchen! wer weiß, wer glücklicher wird, Sie oder Ihr Bruder!

Johanna. Auf was für Glück kann wohl ein armes Mädchen hoffen?

Gebhard. Hm! man hat sehr häufig in der Historia, daß ein armes Mädchen sehr reich wird.

Johanna. Es gibt viele Dinge in der Historia, die ich hoffentlich nicht erleben werde.

Gebhard. Wenn nur der rechte Mann um Sie anhält, so thut die Mama wohl mit der Aussteuer heranzürücken.

Johanna. Warum ist denn der Doktor nicht der rechte Mann?

Gebhard. Herzenskind! denken Sie nicht mehr an den Menschen, der nur um Ihr Vermögen freit.

Johanna. Das thut er nicht, Herr Gebhard. Wäre er reich genug, mich anständig zu unterhalten, er würde an keine Aussteuer denken.

Gebhard. Sie kennen die Welt nicht, Herzchen! — Wenn Ihnen Mama auch zwanzig bis fünf und zwanzigtausend Thaler bewilligen thäte — wahrlich keine Kleinigkeit! es gibt wenig vornehme Damen, die ihren Männern so viel zubringen — würde Sie diese Summe wohl beide glücklich machen?

Johanna. Sie würde zu unserer Zufriedenheit hinlänglich sein.

Gebhard. Herzchen! Sie thun die Welt nicht kennen! drei Monate nach der Hochzeit würden Sie sich die schönen Augen ausweinen. Lassen Sie ihn laufen, sag ich.

Johanna. Das ist leicht gesagt.

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 5.

Gebhard. Ich thue nie etwas wegnehmen, ohne etwas an die Stelle zu setzen.

Johanna. Was heißt das?

Gebhard. Ich setze den Doktor weg, und will Ihnen einen andern Mann schaffen.

Johanna. Wer ist der Mann, kenn ich ihn?

Gebhard. Er thut sich nicht eher nennen, bis er weiß, wie Sie denken.

Johanna (vor sich). Was gilt's! der Unverschämte meint sich selbst!

Gebhard. Sie thun so in sich brummen?

Johanna. Ich rathe hin und her — Sagen Sie mir seinen Namen.

Gebhard. Es thut noch zu früh sein, Herzchen! — Darf nicht.

Johanna. Ist er alt?

Gebhard. Nein.

Johanna. Doch gegen die fünfzig?

Gebhard. Sieben und vierzig, den achten März.

Johanna. Das ist ja Ihr Geburtstag.

Gebhard. Den achtzehnten, wollt' ich sagen.

Johanna. Ist er reich?

Gebhard. Reicher, als die ganze Stadt glaubt.

Johanna. Und sein Stand?

Gebhard. Thut bloß von Ihnen abhängen. Hat Geld genug, alle Tage ein Edelmann zu werden.

Johanna. Das wäre nicht übel.

Gebhard. Ist ein sehr wichtiger Mann, kann machen, daß Mama Ihnen die Hälfte des Vermögens geben muß.

Johanna. So sagen Sie diesem braven Manne, daß er das gerichtlich und bündig zu Stande bringt, dann will ich mich erklären.

Gebhard. Thut's nicht, Herzchen! es ist ein schlauer Fuchs. Erst mit Ihnen richtig — Mama muß wohl.

Johanna (vor sich). Wart, Schelm, ich fang dich gewiß. (Laut.) Wie sieht der Mann aus?

Gebhard. Gut, recht sehr gut.

Johanna. Doch nicht häßlicher, als Sie?

Gebhard. Nein, nicht häßlicher — auf mein Gewissen.

Johanna. So könnt ich mich wohl entschließen, ihn gegen den Doktor zu vertauschen.

Gebhard. Thut's Ernst sein, Herzchen?

Johanna. Wer wird in einer so wichtigen Sache scherzen!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Mad. Waker.

Mad. Waker (von innen). Laßt vorfahren! Wo ist Herr Gebhard?

Johanna (vor sich). Höchst unglücklich! ich wäre gewiß hinter Alles gekommen.

Mad. Waker (tritt herein). Nun, was machst du hier? Wer ist dein Schwager?

Johanna. Wilhelmine!

Mad. Waker. Wie oft soll ich's dir befehlen, den alten Mann nicht allein zu lassen. Das Mädchen plaudert ihm wohl unaufhörlich von ihrem lieblichen Bruder vor!

Johanna. Gewiß nicht, Mama! was könnt es ihr helfen, von einem Todten zu sprechen, der nun der Verzeihung und des Vermögens des Vaters nicht mehr bedarf.

Mad. Waker. Beschäftigt ihn mit seinen Komödien. Er will ja heute selbst mitspielen?

Johanna. Ja, aber er hat kein Gedächtniß; es wird nicht gehen.

Mad. Waker. Laßt ihn spielen, desto mehr bekommen wir zu lachen. Unbillige Kritik dürfen wir nicht befürchten, denn unsre Zuschauer sind Freunde. Geh zu ihm. (Johanna geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mad. Waker. Gebhard.

Mad. Waker. Sind keine Briefe von meinem Sohne gekommen?

Gebhard. Franz ist nach der Post gegangen.

Mad. Waker. Und wie steht es mit dem Freiherrn-Diplom meines Sohnes? Ich denke immer, Sie ziehn die Sache in die Länge!

Gebhard. Thut's auch, Madam. Ich thu Ihnen Zeit lassen zu bedenken, daß zwanzigtausend Thaler viel Geld ist.

Mad. Waker. Und ich thu Ihnen sagen, daß Sie das ganz und gar nicht kümmern. Ich hoffe, daß ich mit dem Meinigen schalten kann, wie's mir beliebt.

Gebhard. Thun Sie nur bedenken, liebe Madam, daß ohne mich das Ihrige nicht so ansehnlich wäre, und mir das ein Recht gibt, Ihnen zu rathen.

Mad. Waker. Das gilt mir gleich, was Sie mit meinem Manne gekartet haben. Ich hatte keinen Theil daran und bin jetzt Frau meines Vermögens.

Gebhard. Es würde sehr klein sein, Madam, wenn ich den seligen Mann nicht gehindert hätte, seine letzten Befehle an Sie durch den Notarium aufschreiben zu lassen.

Mad. Waker. Das ist ja — (sehr bestig.)

Gebhard. Nu, nu, thun Sie sich nicht ärgern! Ihr Sohn soll Baron werden.

Mad. Waker. So sind wir wieder gute Freunde. Aber treiben Sie die Sache recht eifrig, lieber Gebhard! ich schließe noch heute den Kauf des Ritterguts.

Gebhard. Thun Sie sich nur nicht übereilen, liebe Madam! der Verkäufer ist in Noth.

Mad. Waker. Sorgen Sie nicht — Noch eins, lieber Gebhard! meine Tochter wird mir nach gerade zu klug; ich muß sie mir vom Halse schaffen. Wären ihr die Familiengeheimnisse bekannt, mir würde bange. Ich will ihr lieber einige tausend Thaler geben und sie mit dem Doktor verheiraten.

Gebhard. Dazu thu ich nicht rathen, Madam. Es kann sich vielleicht noch eine bessere Partie finden.

Mad. Waker. Sie kann sich finden, aber wann? — Ueberdies ist das Mädchen in den Doktor geschossen.

Gebhard. Ist nicht stark geschossen, liebe Madam, hab' sie sondirt.

Mad. Waker. So?

Gebhard. Es thut Ihnen nicht unbekannt sein, liebe Madam, wie tren ich dem seligen Herrn und Ihnen gedient habe.

Mad. Waker. Nun?

Gebhard. Er that Ihnen gerade so viel an Interessen hinterlassen, als ich an Kapital fand, da ich zu ihm kam.

Mad. Waker. Was hat denn das Alles für Verbindung mit der Heirat meiner Tochter?

Gebhard. Viel, sehr viel. Wissen auch, liebe Madam, daß durch meinen Rath und That des Hofraths Sohn aus dem Hause gestochen und enterbt ward.

Mad. Waker. So?

Gebhard. Hm! Thut Ihnen nicht unbekannt sein. Auch daß der Hofrath Ihrem Sohne sein Vermögen testamentarisch vermacht hat, und seiner Tochter nur zehntausend Thaler hinterläßt, kommt von mir her.

Mad. Waker. Wirklich?

Gebhard. Ihr seliger Mann hatte viel guten Willen, reich zu werden, aber es that ihm hier fehlen. (Auf die Stirne zeigend.)

Mad. Waker. Weinabe sollt' ich denken; Ihnen noch mehr. Und was folgt aus dem Allen?

Gebhard. Daß ich glaube, für so viele Dienste eine Belohnung zu verdienen.

Mad. Waker. Sollten Sie sich nicht schon selbst belohnt haben? — Aber lassen Sie doch hören: worin soll die Belohnung bestehen?

Gebhard. In Ihrer Tochter.

Mad. Waker. Herr! sind Sie von Sinnen?

Gebhard. Nein; hab' sie alle. Zur Heirat darf nichts fehlen.

Mad. Waker. Hat man je solche Unverschämtheit gesehen! — Ich sehe, guter Freund! daß mein höfliches Betragen Sie immer dreister macht; es ist daher Zeit, daß ich geradezu mit Ihnen spreche. Sie glauben, weil mich Ihre Spitzbübereien reich gemacht haben, mir vorschreiben zu können. Aber Sie vergessen, daß ich nie Theil an Ihren Anschlägen nahm. — Hat mein Mann unrecht gehandelt, desto schlimmer für ihn! ich weiß von nichts. Es ist wohl mehr als großmüthig, daß ich mir noch keine Rechnung ablegen ließ: aber nehmen Sie sich in Acht! ich will Ihnen zeigen, daß es mir nicht da fehlt, wo es meinem Mann fehlte. — Ich habe meines Vetter's Briefe unterschlagen, und ihn für todt ausgegeben; das ist Alles, was Sie von mir verrathen können. Thun Sie's, so fordere ich Rechnung, und hoffe darüber die Erbschaft des Schwagers vergessen zu können — und so, Adieu! (Sie geht nach der Thüre.) Friedrich!

Siebenter Auftritt.

Borige. Friedrich.

Friedrich. Madam!

Mad. Waker. Ist der Wagen da?

Friedrich. Ja, Madam!

Mad. Waker. Ist Franz schon wieder zu Hause?

Friedrich. Eben ist er gekommen.

Mad. Waker. Er soll auf's Haus Acht geben. Jakob soll auch mit. (Sie geht ab; Friedrich folgt.)

Achter Auftritt.

Gebhard.

Undank ist der Welt Lohn! das thu ich nun auch erfahren. — Aber hat nichts zu sagen! will mich schon revangiren. (Weht auf und ab und reißt sich festig die Hände.) Mit Gewalt thu ich nichts

ausrichten; sie hat den Kopf aus der Schlinge gezogen. Aber, will's schon machen — schon machen! Rechnung ablegen? — schon gut! — Es thut gerade zur rechten Zeit kommen. Das Geld für's Rittgut ist in Kassa; und kann auch noch mehr zusammen treiben. Wie du mir, so ich dir! Wie du mir, so ich dir!

Neunter Auftritt.

Gebhard. Franz.

Franz. Es sind keine Briefe vom jungen Baron da.

Gebhard. Baron? — Ich will ihm die Baronie so hoch hängen, daß er sie Zeit seines Lebens nicht kriegen soll.

Franz. Oho! Sie sind ja recht im Eifer!

Gebhard. Ich thue schöne Dinge erleben, Franz! Aber schon recht! Untreu schlägt seinen Meister. Mancher geht nach Wolle, und kommt geschoren zurück.

Franz. Was gibt's denn?

Gebhard. Nach unserer Abrede hab ich meinen Antrag gemacht; erst bei dem Mädchen, und da ging's gut: aber die Mutter hat mich angefahren, wie einen Hund.

Franz. Desto besser für Sie!

Gebhard. Desto schlimmer!

Franz. Was für ein Vergnügen versprechen Sie sich denn mit einer Frau, die Sie nur darum nimmt, um ihr eigener Herr zu werden? Oder glauben Sie etwa, daß Sie schön sind?

Gebhard. Hm! ich thue mich für einen hübschen Mann halten.

Franz. Daran thun Sie Unrecht. Folgen Sie meinem Rathe: zusammengepackt, und in alle Welt.

Gebhard. Das will ich auch, Franz. Weiß nur nicht recht, wie ich sicher davon komme.

Franz. Dafür lassen Sie mich sorgen. Wie viel baar Geld können Sie zusammen bringen; denn den Wechseln traue ich nicht.

Gebhard. Ueber hunderttausend Thaler gewiß.

Franz. Dazu Ihr eigenes Vermögen — hm! davon kann ein ehrlicher Mann schon leben. Aber Sie werden mir doch Wort halten?

Gebhard. Auf mein Gewissen!

Franz. Ich will mich lieber auf Ihr Wort verlassen. — Nun wenden Sie den Nachmittag an, so viel Geld, als möglich, zusammen zu bringen; dann packen Sie Ihren Koffer, den ich in der Dämmerung schon aus dem Hause praxicieren will. Sobald die Komödie vorbei ist, so gehn Sie zum rothen Thore hinaus, wo Sie mich und eine gute Chaise mit vier tüchtigen Postpferden finden

werden. Setzen Sie sich ein, und so reisen wir unter dem Geleite unsers guten Gewissens nach Holland.

Gebhard. Du bist ein Mann nach meinem Herzen, Franz! Ach! wie es einem doch so wohl thut, bei diesen gottlosen Zeiten einen rechtschaffenen Menschen anzutreffen! Pünktlich will ich deinem Rathe folgen, du Herzensmann!

Franz. Und ich will unterdessen hier ein wachsam's Auge haben. Gehn Sie nun an Ihr Geschäft! Aber vorsichtig, Herr Gebhard, vorsichtig!

Gebhard. He, he! Wer sieben und vierzig Jahre vorsichtig war, macht hernach nicht leicht einen dummen Streich. (Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Franz.

Hast du wahr geredet, so bist du der Teufel selbst! und doch fehlen dir alle seine Kennzeichen. — Nun, Franz! nun ist der Zeitpunkt, dein Glück zu machen! Dir soll vor dem rothen Thore die Zeit verhenkert lang werden; denn ich werde mir die Freiheit nehmen, mit dem Koffer gerade zu dem entgegengesetzten Thore hinauszufahren. Es hat mich doch gerade zwei Jahre Zeit gekostet, den alten Spitzbuben dahin zu bringen! und hätt' ich ihn nicht in das Mädchen verliebt gemacht, so wäre alle Mühe verloren gewesen. Verdächtig kann ich ihm unmöglich sein, denn —

Elfter Auftritt.

Franz. Refau. Bernheim.

Bernheim. Sind Madam zu Hause?

Franz. Nein. (Erblickt Refau.) Der Himmel sei mir gnädig!

Refau (ergreift Franz bei der Schulter). Ha, du verdammter Spitzbube! hab' ich dich endlich erwischt! — Der Teufel soll mich holen, wenn nicht einer von uns hängen muß.

Franz (fällt auf die Knie). Ach, das bin ich! das bin ich! wenn Sie nicht Barmherzigkeit mit mir haben. Ich will Ihnen auf der Stelle Alles wieder ersetzen; machen Sie mich nur nicht unglücklich!

Refau. Alles wieder ersetzen? Bist du so reich?

Franz. Ich habe noch Alles. Ich kam gleich nach meiner abscheulichen That hier im Dienst.

Bernheim. Was hat er dir gethan?

Refau. Der verdammte Kerl hat mich in die klaglichste Situation meines Lebens gesetzt. Vor drei Jahren ging er mir in

Wien mit zweihundert Dufaten und allen meinen Sachen durch — (Reise zu Bernheim.) Es war meine glänzendste Periode! (laut.) Mächte überdies auf meinen Namen eine Menge Schulden, und ich mußte vier Wochen im Gefängnisse schmachten, weil man glaubte, ich sei mit ihm einverstanden.

Bernheim. Das ist ein Bösewicht!

Rekau. Friß, Bruder! Hol mir nur gleich die Gerichtsdienere, die Herren Falk und Kräbe.

Franz. Barmherzigkeit, Herr Vater, Barmherzigkeit!

Rekau (erschauet). Kerl, woher weißt du meinen Namen?

Franz. Ach, ich elendes Blut! meine Angst wird mich noch an den Galgen bringen!

Rekau. Es ist ein einzig Mittel, dich vom Galgen zu befreien — Gesteh die Wahrheit!

Bernheim. Die man sonst auf eine unsanfte Art von dir erzwingen wird.

Franz. Ach! ich elendes Blut!

Rekau. Wie nannte ich mich in Wien, als du bei mir dienstest?

Franz. Baron von Rekau.

Rekau. Und woher weißt du, daß ich Vater heiße? — Du bestimmst dich? — Bruder! die Gerichtsdienere!

Franz. Barmherzigkeit! ich will bekennen! — Ich weiß Ihren Namen — und Ihre Geschichte — durch — durch die Briefe, die Sie an Ihren Herrn Vater schrieben — ich erkannte die Hand —

Rekau. Die Briefe hast du also unterschlagen?

Franz. Ich und Herr Gebhard. — Ach du liebster Himmel! daß Sie nicht einen Tag später gekommen sind!

Rekau. So? — Hör nur, Kerl! Das, was du mir gethan hast, macht allein dich schon zum Galgen reis; ohne die Spitzbüberei, die du in diesem Hause begangen hast und noch begehen willst. Also wähle: entweder du bekennst gutwillig, und wirst von mir belohnt, oder —

Franz. Ach, du liebster Himmel! ich muß wohl bekennen; das Messer liegt mir ja an der Kehle.

Rekau. Kann mir dein Bekenntniß nützen, so sei versichert, daß ich dich besser belohnen werde, als es ein Spitzbube verdient.

Franz. Ach! ich hatte mir fest vorgenommen, ein ehrlicher Kerl zu werden! Sie haben's auf Ihrem Gewissen, wenn's mir nun nicht glückt.

Rekau. Wie so?

Franz. Morgen hätt' ich so viel gehabt, um mit Bequemlichkeit ehrlich zu sein. Ueber hunderttausend Thaler sind zum Henker.

Rekau. Hunderttausend Thaler?

Franz. Ueberdies wäre es eine verdienstliche Handlung gewesen. Der Erzpitzbube Gebhard wäre durch mich bestraft worden.

Rekau. Du siehst, es hat dem Himmel diesmal nicht gefallen, einen Schelm durch den andern zu strafen. — Mich dünkt, ich höre Jemand! fort, Bruder, mit ihm, nach deinem Hause. Du wirst, als Advokat, am besten wissen, was zu thun ist.

Franz. Ich bitt' um Alles in der Welt! —

Bernheim. Komm und sei aufrichtig! es wird dich nicht gereuen. Betrag' dich beim Hinausgehen so, daß Niemand Verdacht schöpfen kann; oder du bist verloren.

Franz. Ja, ja, ja; aber nur keine Gerichtsdienere! Ach! Was werd' ich für ein elender, ehrlicher Kerl werden.

Bernheim (geht mit ihm ab).

Zwölfter Auftritt.

Rekau.

Ich hätte gern mehr erfahren; aber die Abwesenheit der Tante gibt mir Hoffnung, meinen Vater zu sehen — das liegt mir über Alles am Herzen. — O Haus, Haus! in dem ich noch keine glückliche Minute erlebte — sollte ich wohl künftig Ruhe und Freude in dir finden? — (Geht nach dem Kabinette.) Das Herz schlägt mir, wie es noch nie schlug. (Sieht durch's Schlüsselloch.) — Meine Schwester! — Liebes, holdes Mädchen! (Er klopft an.)

Dreizehnter Auftritt.

Wilhelmine. Rekau.

Wilhelmine (von innen). Wer ist da?

Rekau. Ein Fremder, der die Ehre wünscht, Madam Vater zu sprechen.

Wilhelmine (kommt heraus).

Rekau. Verzeihen Sie, daß ich geradezu ging! ich fand Niemand, mich melden zu lassen.

Wilhelmine. Meine Tante ist nicht zu Hause.

Rekau. Ich habe also das Vergnügen, die Tochter des Herrn Hofraths zu sehen?

Wilhelmine. Ja, mein Herr.

Rekau. Darf ich um die Ehre bitten, Ihrem Herrn Vater aufzuwarten?

Wilhelmine. Verzeihen Sie! — er lebt einsam, und nimmt nie den Besuch eines Fremden an.

Kekau. Ich bedaure und tröste mich zugleich, daß gerade Sie die erste Person der Familie sind, der ich die Empfehlung Ihres Veters ausrichten kann.

Wilhelmine. Sie kennen ihn?

Kekau. Ein Obngefähr hat mich so glücklich gemacht, ihn zu dienen und sein Freund zu werden.

Wilhelmine. Darf ich um Ihren Namen bitten?

Kekau. Baron Westerborg.

Wilhelmine. Was? Sie sind es, dem er sein Leben zu danken hat? Sein Sie uns tausendmal willkommen!

Kekau. Scheint es doch beinahe, daß nicht die Verwandtschaft allein Ihnen diese Lebhaftigkeit abzwingt.

Wilhelmine. Nichts anders, Herr Baron. Belieben Sie zu bedenken, daß ich Sie im Namen meiner Tante empfangen. Mein Vetter macht wohl viel Aufwand auf seinen Reisen?

Kekau. Ja, doch gegen seine Neigung; da er aber auf Befehl der Mutter gezwungen ist, sich wider seinen Willen Baron zu nennen —

Wilhelmine. Wider seinen Willen? Ei, ei! Sie sind sein großer Freund!

Kekau. Ich lasse seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren. — Haben Sie kürzlich Nachrichten von Ihrem Bruder gehabt?

Wilhelmine. Von meinem Bruder? — der schon seit sechs Jahren todt ist?

Kekau. Er ist eben so wenig todt, als ich.

Wilhelmine. Sie sehen mich in Erstaunen! Er lebt noch? mein armer Bruder lebt noch?

Kekau. So gewiß, als ich. Ist Ihnen dieser Bruder lieb?

Wilhelmine. Ich war drei Jahre alt, da er vom Vater verstoßen ward — ich kenne ihn also nicht; aber er ist mein Bruder, und ist unglücklich?

Kekau. Sie halten ihn also nicht für so schuldig, als die übrige Familie?

Wilhelmine. Ich — Um Verzeihung, Herr Baron! Sie sind meines Veters Freund, und wohl gar sein Rundschafter.

Kekau. Ich bin Ihres Bruders Rundschafter.

Wilhelmine. Der gewiß nicht mehr lebt.

Kekau. Dann bedürft' er keines Rundschafters.

Wilhelmine. Kann ich's glauben? Darf ich's glauben?

Kekau. Ich schwöre Ihnen, daß ich nur hier bin, um ihn mit seinem Vater zu versöhnen.

Wilhelmine. Wollte Gott! daß es Ihnen gelänge! aber ich zweifle sehr. Selbst sein vermeinter Tod hat ihn noch nicht versöhnt. Er hält es für sündlich, einen Eid zu brechen.

Kekau. Es war sündlich, diesen Eid zu thun.

Wilhelmine. Der unglückliche Bruder verlor das Porträt unserer Mutter —

Kekau. Wenn es ihm aber gestohlen ward?

Wilhelmine. Gleichviel! hat er Beweise?

Kekau. Vielleicht findet er noch welche.

Wilhelmine. Wenn Sie ihn lieben, so entdecken Sie ja keinem Menschen, daß er noch lebt.

Kekau. Eben das erbitte ich von Ihnen. Noch eins, mein schönes Kind — Ihr Bruder hat mir aufgetragen — Sie auf Ihr Gewissen zu fragen, ob Ihr Herz noch frei ist?

Wilhelmine (erschauend). Herr Baron!

Kekau. Glauben Sie nicht, daß ich scherze; es ist Ernst.

Wilhelmine. Das kann mein Bruder nicht gesagt haben.

Kekau. So wahr wir ein Herz und eine Seele sind.

Wilhelmine. So ist er der leichtsinnigste Mensch auf der Welt und verdient sein Schicksal.

Kekau. Sie nennen ihn leichtsinnig, da er Ihnen den größten Beweis seiner Solidität gibt? Er weiß, daß Sie zwanzig Jahr alt sind; daß Ihr Vater unter der Vormundschaft Ihrer Tante steht; daß diese Tante nicht großmüthiger gegen Sie, als gegen Ihren Bruder handeln wird. Darum trägt er mir auf, Ihr Herz zu erforschen, und Ihnen den Mann zu geben, den Sie lieben; oder, wenn Ihr Herz noch frei ist, den Mann, den Sie lieben können. Brüderrichter hat noch nie ein Bruder behandelt.

Wilhelmine (ihn starr ansehend). Das heißt sehr lächerliche Dinge in einem sehr ernsthaften Tone sagen.

Kekau. Ich schlage Ihnen hiemit zwei Freier vor — Mich selbst, oder den Sir Barrington.

Wilhelmine (schnell). Kennen Sie den?

Kekau. Verstanden! Sir Barrington hat das Herz und ich den Korb. Klug gewählt, mein Kind! denn gegen unsere Heirat wären viele Einwendungen gemacht worden.

Wilhelmine (erschauend, vor sich). Was soll ich von dem Menschen denken?

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Madam Water.

Mad. Water (von innen). Wenn Gebhard zu Hause ist, soll er zu mir kommen.

Wilhelmine. Die Tante!

Kekau. Ja kein Wort vom Bruder.

Mad. Waker (tritt herein). In Gesellschaft, Mademoiselle? —
 Wilhelmine. Der Herr Baron Westerbürg, der Ihnen
 Nachricht von Ihrem Sohne bringt. (Sie geht ab.)

Fünftehnter Auftritt.

Mad. Waker. Refau.

Mad. Waker. Ist es möglich! bin ich so glücklich, den
 Schutzengel meines Sohnes zu sehen? Ach! Ihre unterthänigste
 Dienerin, mein Herr Baron! wodurch soll, wodurch kann ich Ihnen
 danken?

Refau. Es ist übermäßige Belohnung meines geringen Dienstes,
 daß ich die vollkommene Mutter meines vollkommenen Freundes
 kennen lerne.

Mad. Waker. Gehorsame Dienerin! Hat sich denn mein
 Sohn auf seinen Reisen gebildet? macht er sich Ehre?

Refau. O Madam! die Natur muß überaus aufgeräumt ge-
 wesen sein, da sie ihn schuf; denn sie hat Alles an ihn erschöpft.

Mad. Waker. Sie sind sehr verbindlich. Er hat Ihnen also
 gesagt, daß ich seine Mutter bin? Ich hatt' es ihm doch so scharf
 verboten?

Refau. Nur dem Ohngefähr hab' ich das Glück zu danken.

Mad. Waker. Sehn Sie, Herr Baron, da ich alle Tage auf
 das Freiherrndiplom warte, so ist's wohl kein Verbrechen, daß mein
 Sohn den Titel etwas früher annimmt, um sich mehr Estime auf
 seinen Riesen zu erwerben.

Refau. Sie haben ganz Recht.

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Gebhard.

Gebhard. Was befehlen Sie?

Mad. Waker. Ich bin halb und halb über das Gut einig.
 Dem Baron müssen noch heute oder morgen früh fünf und zwanzig-
 tausend Thaler geschickt werden.

Gebhard (steht Refau heim an). Wohl! — mich dünkt, ich thü
 die Ehre haben, Sie zu kennen.

Refau. Ich war noch nie in dieser Stadt.

Mad. Waker. Es ist der Herr Baron von Westerbürg, der
 meinem Sohne das Leben gerettet hat.

Gebhard. So! — Ich freue mich der Ehre und des
 Glücks —

Refau. Ohne Komplimente, wenn ich bitten darf.

Gebhard (vor sich). Thut mir verdammt bekannt vorkommen.

Refau. Da einer Mutter auch das Mindeste von ihrem Kinde
 Vergnügen macht; und zum Beweise, daß ich der bin, für den ich
 mich ausbebe, so bitte ich Sie, diese Briefe zu lesen, die Ihr Sohn
 von Rom und Neapel an mich nach Venedig schrieb.

Mad. Waker. Ich danke Ihnen tausendmal! Aber kommen
 Sie in mein Cabinet; dort sind wir ungestörter.

Refau. Wie Sie befehlen!

Mad. Waker. O, Sie müssen bei mir wohnen, und Sohnes
 Stelle vertreten, bis mein Karl zurückkommt.

Refau (vor sich). Ich dachte schon, Mannesstelle. (Laut.) Sie
 sind gar zu gütig.

Mad. Waker. Es soll Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen.
 Meine Tochter und Nichte sind ein paar hübsche Mädchen; auch
 haben wir eine Hauskomödie etablirt. Gerade heute ist Komödie.
 Aber kommen Sie, kommen Sie, lieber süßer Herr Baron!

(Sie geht ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Gebhard.

Thu mich gar nicht erinnern, wo ich das Gesicht hinschreiben
 soll — und bekannt ist mir's, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! —
 Was die hochmüthige Närrin für Aufhebens mit ihm macht, weil's
 ein Baron ist! Nun, nun, morgen Mittag thut sie wohl anders
 singen. Hundert und siebenzigtausend Thaler! — Ach, Franz! Franz!
 das ist ein Kerl! Ohne ihn hätt' ich wahrhaftig nicht das Herz ge-
 habt, ein reicher Mann zu werden. Wenn's nur schon überstanden
 wäre! Je nun, wer den Kern essen will, muß die Nuß aufbeissen.

(Geht ab.)

Dritter Aufzug.

(Ein kurzes Zimmer mit zwei Seitenthüren, hinten ein Theater.)

Erster Auftritt.

Der Hofrath. Friedrich.

Friedrich (auf dem kleinen Theater).

Hofrath (nagelt ein paar Latten zusammen).

Friedrich. Sie werden sehen, Herr Hofrath, es kommt nichts Gescheutes heraus — das muß ein Tischler machen.

Hofrath. Halt's Maul! Was versteht der Tischler von einer grünen Laube? Steig hinauf und laß mir zwei Stricke herunter — einen hier und einen hier.

Friedrich. Wozu denn?

Hofrath. Zur Sonne. — Da muß sie hängen.

Friedrich. In dem Stücke ist ja keine Sonne, sondern ein Mond.

Hofrath. Nun, du weißt ja wohl, daß wir keinen haben. — Und wer ist schuld, als du, daß er nicht bestellt ist?

Friedrich. Ich? — Ich will sterben, wenn Sie mir von Sonne oder Mond gesagt haben.

Hofrath. Nun so hab ich's vergessen. — Steig nur hinauf.

Friedrich. Erst geben Sie mir den Schlüssel zum Kasten, in dem die Stricke liegen.

Hofrath. Nein, nein, ich will sie selbst aussuchen, sonst hängst du mir wieder ein paar Ankertane auf, daß alle Illusion gestört wird.

Friedrich. Es ist doch besser, etwas zu stark, als zu schwach; sonst geht's wie vor sechs Wochen, da der Baum umfiel, und Mamsell München beinahe todt schlug. Das hätte ein mörderliches Lustspiel werden können.

Hofrath. Ja, da wurde die Illusion recht gräßlich gestört. — Sieh, sieh, sieh! Ei du lieber Himmel! da ist wieder ein großes Loch in der Laube. — Geh, trag sie den Mädchen hinein, sie sollen einen Flicker drauf setzen.

Friedrich. Was für einen Flicker?

Hofrath. Von der Leinwand, die dort im Winkel liegt.

Friedrich. Die Leinwand ist ja grau, und die Laube grün.

Hofrath. Ich will hernach schon ein bißchen drüber pinseln. Trag die Laube nur hin.

Friedrich. Aber die Mamsells wollen so etwas nicht nähern — sie verderben sich die Hände, sagen sie.

Hofrath. Laß sie Handschuhe anziehen.

Friedrich. Sie thun's gewiß nicht.

Hofrath. Sag' nur, ich lasse sie recht schön bitten.

Friedrich (nimmt die Laube).

Hofrath. Unterdessen will ich die Stricke aussuchen.

Friedrich (geht in die Scene rechter Hand).

Hofrath (stellt die zusammengefügten Latten in die Höhe). Hm! das ist stark genug. Nun seht einmal! — Es sind auch noch keine Lichter aufgesteckt. — Du lieber Himmel! die Leute haben gar kein Kunstgefühl. (Geht in die Scene linker Hand.)

Zweiter Auftritt.

Mad. Waker. Refau.

Mad. Waker (von innen). Haben Sie die Gnade, lieber Herr Baron.

Refau. Ei, nimmermehr.

Mad. Waker (von innen). Nun, wenn Sie so befehlen! (Sie treten herein.) Das ist unser kleines Lusttheater.

Refau. Sehr hübsch, sehr geschmackvoll!

Mad. Waker. Die Spielerei kostet nicht wenig Geld; aber da es das einzige Vergnügen des alten Mannes ist, so laß ich's geschehen. Heute versprech ich mir außerordentlich viel Kurzweile; er will durchaus selbst mitspielen, und sein Gedächtniß ist so schwach, wie ein Zwirnfaden.

Refau. O, Sie allerliebster witziger Engel!

Mad. Waker. O, Sie allerliebster witziger Schmeichler! Ich bin ein fünf und vierzigjähriger Engel.

Refau. Und folglich ein sehr junger; oder es gilt keine historische Glaubwürdigkeit.

Mad. Waker. Schmeichler! Schmeichler! — Würden Sie wohl eine Verbindung mit einem fünf und vierzigjährigen Engel wünschen?

Refau. Das wäre die einzige, wenn ich überhaupt zu Verbindungen taugte. O, mein süßes Mamachen! mir haben die Engel so übel mitgespielt, daß ich, außer fünf und vierzigjährigen Engeln, keinen einzigen ansehen mag.

Mad. Waker. Meine Tochter soll Sie schon auf andere Gedanken bringen.

Rekau. Nein wahrhaftig, Mamachen, das kann die Mutter Ihrer Tochter kaum; und Ihre Tochter muß durchaus den Doktor Bernheim haben.

Mad. Waker. Aber sagen Sie mir, mein lieber Herr Baron —

Rekau. O pui, Mamachen! nennen Sie mich nicht Baron! Ich soll ja Ihres Sohnes Stelle vertreten — Also nennen Sie mich Sohn; und damit es zärtlicher klingt, auf französisch: mon cher fils!

Mad. Waker. Gut, gut, mon cher fils. Nun sagen Sie mir, mon cher fils, wie kommt ein Mann von Ihrem Stande zu so genannter Freundschaft mit einem Bürgerlichen?

Rekau. Ma chère Mama! er hat mir in Paris einen sehr wichtigen Dienst geleistet. Und so alt auch mein Adel ist, so war doch unser Aller Stammvater Noah, wie bekannt, ein Bürgerlicher; und unglücklicher Weise ist die bürgerliche Maxime in meinem altadeligen Blute hängen geblieben: daß man erkenntlich sein müsse.

Mad. Waker. O, Sie Spaßvogel!

Rekau. St!

Hofrath (kommt mit zwei Bund Stride und wirft sie auf's Theater). Nun, die sollen gewiß die Illusion nicht stören und doch halten.

(Er geht wieder zurück.)

Rekau. Du lieber Himmel! ist das Ihr Schwager?

Mad. Waker. Ja, — da sehen Sie ihn in seinem ganzen Lüster. Das ist seine tägliche Beschäftigung.

Hofrath (kommt mit einer gemalten Sonne). Die Sonne muß ich wahrhaftig repariren lassen. — Aber heute kommt sie mir so noch gut zu statten. — Man kann sie recht süßlich für den Mond ansehen.

Rekau. Allerliebste Madame! — Der arme Mann scheint ja nicht recht — (auf den Kopf zeigend.)

Mad. Waker. Ha, ha, ha! — Ach nein! außer seinen Theaterpossen ist er klug genug.

Dritter Auftritt.

Borige. Wilhelmine. Johanna (mit der Laube). Friedrich.

Johanna. Je, Herr Onkel! was tragen Sie uns da für eine Arbeit auf? — Wir haben weder Nadeln, noch Hände, um das grobe Zeug zu nähen. (Sie sieht Rekau.) O weh! ich schäme mich zu Tode!

Wilhelmine. O weh! o weh! (Sie werfen die Laube hin und laufen in die Scene.)

Hofrath (steht sich um). Ist etwas umgefallen? Je, was fehlt denn den närrischen Dingen?

Friedrich. Sie schämen sich vor dem Fremden.

Hofrath. Ist ein Fremder da? — laß die Gardine herunter.
Mad. Waker. Warten Sie, Herr Bruder! ich will Sie erst mit diesem Herrn bekannt machen.

Hofrath (nimmt die Laube auf). Laß die Gardine herunter — Sie sollen mir doch die Laube flicken. (Er geht den Mädchen nach.)

Friedrich (läßt die Gardine des kleinen Theaters herunter).

Mad. Waker. Haben Sie je so tolles Zeug gesehen? — aber was — was ist Ihnen? Sie sehen ja aus, als ob Sie weinen wollten?

Rekau. Ja, so wahr ich lebe, Madam, es ist mir nahe. — Der alte Mann erinnert mich an einen Onkel, dem man durch Unterstützung einer ähnlichen Thorheit das Gehirn verrückte.

Mad. Waker. Hm! das hat hier nichts zu sagen. — Verlassen Sie sich darauf, daß er außer dieser Grille ein sehr vernünftiger Mann ist.

Rekau (vor sich). Das gebe Gott! (Laut). Wieder auf das Borige zu kommen: nicht wahr, ma chère Mama, Bernheim soll Ihre Tochter haben?

Mad. Waker. Sie sind ein rechter Ungestim! Hören Sie in zwei Worten die Ursache meiner Abneigung.

Rekau. Ich will sie Ihnen sagen, ma chère Mama — Erstens will Bernheim eine Aussteuer haben, und Ihr Geld ist Ihrem Sohne zugebacht.

Mad. Waker. Richtig.

Rekau. Zweitens — möchten Sie gern — da Ihr Sohn Baron wird, einen adlichen Schwiegersohn.

Mad. Waker. Richtig — und hab ich nicht Recht?

Rekau. Nein, Mamachen. — Auf den ersten Punkt antworte ich; Bernheim will nur zehntausend Thaler, folglich bleibt Ihrem Sohne noch genug. Auf den zweiten: Wer steht in einem adlichen Hause auf die Töchter, sobald ein Majorats-Herr da ist? und ein solcher, wie Ihr Sohn?

Mad. Waker. Ja — freilich.

Rekau. Nun bedenken Sie, ma chère Mama, wenn ich mich bereden ließe, Ihre Tochter zu heiraten, wie dann das Vermögen Ihres Sohnes geschmälert würde! Ich ließ mich gewiß nicht mit einer Lumpensumme von zehntausend Thalern abspessen. — Sie würden besser herausrücken müssen.

Mad. Waker. Das würd ich nicht.

Rekau. Das würden Sie wohl.

Mad. Waker. Was könnte mich dazu zwingen?

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 5.

Rekau. Die Einwilligung Ihres Sohnes selbst — und vor Allem — meine unüberstehliche Gewalt über Ihr Herz. — Also Bernheim —

Hofrath (hinter der Gardine des kleinen Theaters). Siehst du, Friedrich, sie sticht mir die Lanze doch. — He, Friedrich! Friedrich!

Friedrich. Herr Hofrath!

Hofrath. Steig hurtig hinauf und laß die Stricke herunter.

Friedrich. Es ist ja so finster, wie in einem Sack; ich breche Hals und Beine.

Hofrath. Warum läßt du dummer Teufel die Gardine herunter?

Friedrich. Weil Sie's befohlen haben, weil ein Fremder da ist.

Hofrath. Du hast Recht. Geh, hole Licht.

Rekau (der Mad. Baker unterdessen pantomimisch sehr dringend bat). Also Ja, ma chère Mama, Ja?

Mad. Baker. Sie sind ein unüberstehlicher Herzensdieb! Es ist Sünde, daß Sie Ihre Dieberei nicht nutzen wollen.

Rekau. Ei, wie wird sich der gute Doktor freuen. Tausend Dank, Herzensmamachen. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Ihnen auch einen Mann für Ihre Richte vorschlage?

Mad. Baker. Daß Sie eine Art von Eheprokurator sind.

Rekau. Und Sie ein Schakstächen von Wit und Verstand.

Mad. Baker. Ach, gehn Sie doch mit Ihren Schmeicheleien.

Rekau. Es ist zwar lauter Wahrheit; aber ich merke doch, daß ich zurückhalten muß, denn ich werd Ihnen verteuelt gefährlich. Nicht wahr, Mamachen?

(Küßt sie)

Mad. Baker. Je, psui doch! — Wenn das Jemand sähe!

Rekau. Es war ja ein Kuß in allen Ehren. Hol' mich der Teufel, wenn er nicht in allen Ehren war. Also Mamachen, Sie haben nichts dagegen, wenn ich auch Ihre Richte verheirate!

Mad. Baker. Meinetwegen je eher, je lieber! Aber wenn sie nur will — wenn's nur ein Mann ist, der ihr gefällt.

Rekau. Das lassen Sie meine Sorge sein. — Mamachen, ich habe so viele Paare zusammengekuppelt, daß die Abkömmlinge dieser Ehen eine kleine Republik formiren könnten. Daher kommt auch mein Widerwille gegen den Ehestand. — Wir geht es wie den Köchinnen, die nie Appetit haben, weil sie immer für Andere kochen!

Mad. Baker (vor sich). Das ist ein verteuelter Mensch!

Rekau. Und überdies, Mamachen, ist's ein ehrlicher, braver Mann, der jährlich tausend Thaler zu verzehren hat. Sir Barrington heißt er.

Mad. Baker. O, den kenn ich, den kenn ich. Ein recht artiger Mann! dem ich meine Einwilligung sehr gern gebe, wenn Vater und Tochter wollen.

Rekau. Lassen Sie mich nur machen.

Mad. Baker (steht nach der Uhr). Ei du mein Himmel! Wie unglaublich schnell die Zeit bei Ihnen verfliegt! Schon fünf Uhr! — Aber nein, ich kann mich nicht von Ihnen trennen, ich lasse absagen.

Rekau. Was, Mamachen? Was?

Mad. Baker. Ich bin zur Assemblée bei der Baronesse von Korn gebeten, von der ich ein Rittergut kaufe. Aber ich lasse absagen.

Rekau. Durchaus nicht!

Mad. Baker. Nein, nein, ich bleibe bei Ihnen.

Rekau. Ich werde nimmermehr zulassen, daß Sie um meinetwillen eine solche Gesellschaft aufgeben. Aber zur Komödie müssen Sie wieder da sein.

Mad. Baker. Es schiedt sich wirklich nicht, Sie sobald zu verlassen.

Rekau. Herzensmamachen! wie können Sie mit Ihrem eher als Komplimente machen! Oh Sie aber gehen, müssen Sie mich Ihrer Tochter und Richte als ihren Heiratsagenten vorstellen.

Mad. Baker. Ha, ha, ha! sehr gern. (Geht zur Thüre rechter Hand.) He, Johanna! Wilhelmine!

Rekau. Auch bedarf ich eines Bedienten, ma chère Mama, den ich zum Engländer Barrington schicken kann.

Mad. Baker. Ja, ja, mon cher als! He, Friedrich!

Friedrich (hinter dem kleinen Theater). Was befehlen Sie?

Mad. Baker. Kommt her!

Friedrich (steht den Kopf bei der Gardine heraus). Da bin ich.

Mad. Baker. Wenn der Herr Baron von Westerbürg euch etwas befiehlt, so thut es unverzüglich.

Friedrich. Ganz wohl.

Mad. Baker. Sind die Mädchen mit der Theaterspielferei fertig?

Friedrich. O ja! der Herr Hofrath pinselt schon.

Hofrath (steht den Kopf auf der andern Seite heraus). So leuchte mir doch, Friedrich! ich kann ja nicht im Dunkeln malen.

(Selbe geht zurück)

Vierter Auftritt.

Vorige. Johanna. Wilhelmine.

Johanna. Was befehlen Sie, Mama?
 Mad. Waker. Das ist der Baron Westerburg, der deinem Bruder das Leben gerettet hat. Er vertritt nun meines Sohnes Stelle, und ich theile mit ihm meine ganze Herrschaft über das Haus. Er wird einer jeden einen Mann aussuchen, und die Klug ist, wird sich nach seinem Willen richten. Adieu, mon cher fils.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Rekau. Johanna. Wilhelmine.

(Rekau zieht sich in die Mitte, nachdem er Mad. Waker händeltüffend an die Thüre begleitet. Johanna und Wilhelmine ziehen sich an jede Seite des Theaters und schielen nach ihm.)

(Rekau nach einer Pause.) Meine charmanten Kinder! Sie belieben Ihre holden Gesichter in's erste Viertel zu stellen, und ich liebe mir den Vollmond — also bitte ich Sie, mir gerade in's Antlitz zu schauen.

Wilhelmine (wendet sich zu ihm). Was ist zu Ihren Diensten?

Rekau (vor sich). Aha! der Name Barrington, den ich vorhin fallen ließ, hat die eine schon kirre gemacht; der Name Bernheim wird's bei der andern auch thun. (Laut zu Johanna.) Mademoiselle Johanna! Sie entziehn mir doch immer Ihr holdes Auge?

Johanna. Ich denke, Sie haben an meinen Ohren genug.

Rekau. Dein Prozeß ist also verloren, du armer Bernheim.

Johanna (wendet sich schnell zu ihm).

Rekau. Hübsche Augen! — Hübsche weiße Haut! — Zu Schade!

Johanna (näbert sich ihm). Schade! wie so?

Wilhelmine (näbert sich ihm auch). Was haben Sie uns zu sagen?

Rekau. Sehr viel mit wenigen Worten: Madam Waker hat mir die Freiheit gelassen, eine von Ihnen, meine schönen Kinder! zu meiner eheleiblichen Gemahlin zu erkiesen, und die andere an einen meiner Freunde zu verheiraten.

Wilhelmine (lächelnd, leise zu ihm). Ich weiß es schon, Sir Barrington ist Ihr Freund.

Rekau (leise). Hm! nicht so nahe, als Sie glauben.

Johanna (leise zu Rekau). Kennen Sie den Doctor Bernheim?

Rekau (leise). Nur dem Namen nach.

Johanna (vor sich). O weh! o weh!

Rekau. Ja — ich bin hier in einer sehr schönen und sehr üblen Lage! — Eine schwere Wahl! — Ich stehe da, — wie — wie — wie Herkules am Scheidewege.

Johanna. Sie hätten dazu setzen sollen: Sans comparaison.

Wilhelmine (lächelnd). Ein recht grimmiger Herkules!

Johanna (lächelnd). Als wär' er durch lauter Bisquit groß gezogen worden.

Rekau. In der marternden Ungewißheit, in der ich mich befinde — will ich die wählen, die mir den ersten Kuß gibt.

Johanna

Wilhelmine (drehen sich zugleich um).

Rekau. Hm! auf die Art wird meine Wahl lange unentschieden bleiben. Ich muß anders zu Werke gehn. — (Zu Johanna) Wollen Sie mich?

Johanna. Nein!

Rekau (zu Wilhelmine). Wollen Sie mich?

Wilhelmine. Nein!

Rekau. Aber zum Henker! Eine muß ich nehmen; oder wenn Sie mir den Kopf warm machen, so nehm' ich Sie alle beide.

Johanna. Wenn das möglich wäre, so sollte er Ihnen — gewiß warm gemacht werden.

Rekau. Ich glaube — zur Noth könnten Sie's allein. Unter dessen, Mamsellchens, da hilft kein Plaudern. Sie wissen, was Madam Waker Ihnen gesagt hat, und hiemit ziehe ich mein Schnupstuch und wähle —

Johanna,

Wilhelmine (schreien und laufen ab).

Rekau. Bei alle dem verdrießt mich doch, daß mich die Herren nicht leiden mögen.

Wilhelmine (steckt den Kopf zur Thüre heraus). Nicht wahr, lieber Herr Baron, Sie wählen mich nicht?

Rekau. Kommen Sie nur näher.

Wilhelmine. Erst mit dem Schnupstuch in die Tasche.

Rekau. Es ist wahr, Sie lassen's sich herzlich angelegen sein, mich nicht zu bekommen.

Wilhelmine. Ach, ich thue, was ich kann.

Rekau. So kommen Sie nur näher, daß ich ordentlich mit Ihnen reden kann.

Wilhelmine (schleicht näher). Lieber Herr Baron, wenn ich Ihnen rathen dürfte, — so sollten Sie die Tante nehmen.

Rekau. Ja, wer weiß, was ich thue, um Sie beide recht empfindlich zu strafen.

Johanna (tritt heraus und schleicht näher).

Rekau. Sie freilich werden für den Korb hinlänglich bestraft, denn vom Sir Barrington steht Ihnen wieder einer zu Dienst.

Wilhelmine. Sie sagten mir doch vorher —

Rekau. Ich wüßte freilich ein Mittel —

Wilhelmine. Welches? Welches?

Rekau. Sie müssen plaudern lernen.

Wilhelmine. O! —

Rekau. Daran fehlt's Ihnen nicht, glauben Sie? — Warum waren Sie denn gerade bei Sir Barrington in den Concerten stumm?

Wilhelmine. O, wenn's nur daran liegt! —

Rekau. Ja, ja, nur daran liegt's, um Ihren Herzallerliebsten zu erschnappen.

Johanna. Und was muß ich thun, um meinen Herzallerliebsten zu verschnappen?

Rekau. Nicht so viel plaudern, wenn ich unter dem Herzallerliebsten verstanden bin.

Johanna. Sie haben die Gültigkeit gehabt, sich zu irren.

Rekau. Eine vortreffliche Gültigkeit! —

Sechster Auftritt.

Vorige. Bernheim.

Bernheim. Guten Morgen, meine Damen! — Herr Baron!

Rekau. Meine schönen Kinder, Sie werden die Güte haben, sich in Ihr Zimmer zu begeben.

Wilhelmine (geht langsam ab, sich immer umsehend).

Johanna. Was? du gehst, Wilhelmine? Mir werden Sie erlauben, da zu bleiben, Herr Herkules! denn ich habe mit dem Doktor zu sprechen.

Rekau. Das werd ich nicht erlauben, Dame Omphale! Wenn's allenfalls noch ein Doktor Medicin's wäre! —

Bernheim. Gehn Sie, liebe Johanna! ich spreche Sie hernach.

Rekau. Fort, oder ich werfe Ihnen das Schnupftuch zu.

Johanna (läuft). Nein, nein, nein!

Rekau. Und ja nicht gelauscht!

Siebenter Auftritt.

Rekau. Bernheim.

Rekau (zieht ihn an die Seite). Sachte, mein Vater ist da. Nun, Doktor, was hast du von dem Schelm heraus gebracht?

Bernheim. Hier ist seine Aussage; du darfst sie nur übersehen, um Alles zu wissen. (Gibt ihm ein Papier.)

Rekau (nachdem er gelesen). O Spitzbuben über alle Spitzbuben!

Bernheim. Wie wunderbar sich Alles zu deinem Glücke fügt! Hätte der Kerl dich damals nicht bestehlen, so würde ich sehr an einem guten Erfolge zweifeln.

Rekau. Daß uns nur ja nicht der alte Gebhard und vor Allem der Koffer entgeht.

Bernheim. Verlaß dich auf mich und deine guten Freunde, die Herren Falk und Kräbe.

Rekau. Hast du mich mit den Ehrenmännern versöhnt?

Bernheim (lachend). Vollkommen.

Rekau. Aber was sagst du von meinen liebwertesten Verwandten, die auf eine so verdammte böshafte Art des Vaters Vermögen erschlichen?

Bernheim. Wie sehr wird er erstaunen, wenn ihm die Augen geöffnet sind.

Rekau. Trotz alledem wird es mir schwer werden, seine Verzeihung zu erlangen, wenn sich das Porträt meiner Mutter nicht wiederfindet. — Wir müssen das Beste hoffen.

Bernheim. Wie hat dich die Tante aufgenommen?

Rekau. So gut, Bruder, so gut — Um dir einen Beweis davon zu geben — Johanna und zehntausend Thaler sind dein.

Bernheim (erstaunt). Was?

Rekau. Johanna und zehntausend Thaler sind dein.

Bernheim. Tausend Dank! mein liebster, bester Bruder! mehr will und wünscht ich nicht.

Rekau. Und ich will dir noch zweimal so viel schaffen; — nota bene, wenn ich wieder meines Vaters Sohn werde. — Einen verdammten Streich hätte ich dir spielen können.

Bernheim. Wie so?

Rekau. Sie trug mir Johann an.

Bernheim. Was sagst du?

Rekau. So dringend, daß ich mich nicht anders losmachen konnte, als ihr geradeweg zu sagen: nur sie könne meinen Abscheu gegen den Ehestand vertilgen.

Bernheim. Ha, ha, ha!

Rekau. Und was das Tollste ist — ich befürchte, sie macht Ernst.

Bernheim. Ha, ha, ha!

Rekau. Urtheile von meiner Gewalt über sie! Sie ist zur Assemblée bei einer Baronin eingeladen, mit der sie eines Rittergutes wegen im Handel steht; und mir zu Gefallen wollte sie sich los machen.

Bernheim. Glück zu, Papa! Glück zu!

Rekau. Ha! ich verplaudere da meine Zeit, und habe noch so viel zu thun. Geh zu den Mädchen, und verhüte, daß sie nicht hören. — Ich muß meinen Vater sprechen.

Bernheim. Darf ich Johannes unser Glück ankündigen?

Rekau. Nein, aber mach' ihr Hoffnung. Fort, fort!

Bernheim (geht ab).

Rekau. Erst muß ich den Bedienten an die Seite schaffen. (Geht an's kleine Theater und ruft.) Friedrich! Friedrich!

Friedrich (kommt bei der Gardine heraus). Was befehlen Sie?

Rekau. Mein Sohn, weiß er, wo der Engländer Barrington wohnt?

Friedrich. So ohngefähr.

Rekau. Bring' er ihm ein Kompliment von dem Baron Westerburg, der diesen Mittag bei ihm gespeist hat; ich lasse ihn ersuchen, sich unverzüglich herzubemühen.

Friedrich. Ich muß aber dem Herrn Hofrath bei seiner Malerei leuchten.

Rekau. Erinnere er sich, daß ihm Madam Vater befohl, mir zu gehorchen. Ich will's bei dem Herrn Hofrath schon verantworten.

Friedrich. Mir ist's recht. (Zwingt vom Theater und geht zur Thüre linker Hand hinaus.)

Rekau. Wie fang' ich's nun an, mit ihm bekannt zu werden?

Hofrath. Friedrich! Friedrich! — ich bin fertig; steck nun die Lichter auf.

Rekau. Friedrich ist fortgegangen. Wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen helfe?

Hofrath (antwortet nicht).

Rekau. Ich versichere, daß ich ziemlich gut mit Theaterfachen umzugehen weiß.

Hofrath (antwortet nicht).

Rekau. Ich habe die berühmtesten Theater in Italien und Frankreich gesehen.

Hofrath (antwortet nicht).

Rekau. Ich weiß eine Menge kleiner Verwandlungen, die allerliebste in's Auge fallen.

Hofrath (antwortet nicht).

Rekau. Auch hab ich verschiedene Stücke für Privattheater geschrieben.

Hofrath (antwortet nicht).

Rekau (vor sich). Ach glaube, er ist fort. (Er horcht an der Thüre rechter Hand.) Richtig, er ist bei den Mädchen — desto besser! — nun weiß ich ein Mittel, bekannt mit ihm zu werden. (Er steigt auf's Theater und zieht die Gardine auf.) Nun her mit den Lichtern! (Er nimmt Lichter aus dem Korbe und steckt sie auf.)

Achter Auftritt.

Rekau. Hofrath (tritt aus dem Zimmer rechter Hand).

Hofrath. Nein, ich will durchaus nicht. Laßt mich gehn!

Rekau (singt im Aufstehen).

Hofrath (erklärt ihn). Was? — Was? — Je! — Je! — das ist doch artig! (Sant.) O, geben Sie sich keine Mühe.

Rekau. Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Hofrath!

Hofrath. Je nicht doch, nicht doch! — Wie kommen Sie auf den Einfall?

Rekau. Durch Inspiration, Herr Hofrath! Es fiel mir kein ander Mittel ein, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erlangen!

Hofrath. O, gehorsamster Diener! Sie müssen mir verzeihen, daß ich ein wenig scheu gegen Fremde bin. — Die wirkliche Welt ist mir zuwider geworden, und ich suche und finde mein einziges Vergnügen in der nachgemachten. Ei, lassen Sie doch die Lichter liegen und kommen Sie herunter. Ich höre eben von meiner Tochter, daß ich in Ihnen den Retter meines Neffen sehe.

Rekau (springt vom kleinen Theater herunter und läßt ihm heftig die Hand).

Hofrath. Ei, Herr Baron, was ist das? was ist das? warum das?

Rekau. Weil Sie die außerordentlichste Aehnlichkeit mit meinem Vater haben, den ich nun seit zwanzig Jahren nicht sah.

Hofrath. Das ist sonderbar! — Sehen Sie sich doch! sehen Sie sich! (Sie setzen sich.) Hm! hm! hm! Wie kann denn ein Sohn, dessen kindliches Gefühl sich bei der Aehnlichkeit eines Fremden so äußert, zwanzig Jahre von seinem Vater bleiben?

Rekau. Wie konnte Ihr Sohn siebenzehn Jahre von Ihnen bleiben?

Hofrath (heftig). Weil er ein Bösewicht war, den ich verfließ — (zieht den Stuhl weg) Wenn Sie auch in dem Falle sind —

Rekau. Rücken Sie wieder her, Herr Hofrath! ich bin nicht in dem Falle. (Sie rücken zusammen.)

Hofrath. So, so, so! —

Reka u. Mich brachten die abscheulichsten Verleumdungen um die Liebe meines Vaters.

Hofrath. Wessen Verleumdungen?

Reka u. — Einer bösen Stiefmutter.

Hofrath. Na, ja, es ist so was mit den Stiefmüttern! Aber Verleumdungen lassen sich widerlegen —

Reka u. Ihr Sohn hat mich des Gegentheils versichert —

Hofrath. O, ich bitte, Herr Baron, lassen Sie den Buben aus unserm Gespräche.

Reka u. Und ich wünschte doch so sehr, Ihnen eine bessere Meinung von ihm beizubringen. Ich hab ihn drei Jahre gekannt.

Hofrath. Und er hat Sie nicht bestohlen? Ihnen nicht das Haus über dem Kopfe angestekt?

Reka u. (vor sich). Schön rekommandirt!

Hofrath. Nicht Ihre Schwester oder Braut verführt?

Reka u. Herr Hofrath! das Beste an mir ist Ehrlichkeit, und ich sterbe vor Ihren Augen, wenn er nicht ein so ehrlicher Kerl ist, als ich.

Hofrath. Kann sein; jetzt, da er todt ist. — Wir wollen abbrechen. — Sind Sie auch ein Liebhaber vom Theater?

Reka u. Ein sehr großer.

Hofrath. Sie werden doch mein Schauspiel heute mit Ihrer Gegenwart beehren?

Reka u. Mit vielem Vergnügen. Ich bin überdies Ihr Hausgenosse; denn Madam Baker besteht darauf, daß ich so lange Sohnes Rechte genießen soll, bis Ihr Nefse wieder nach Hause kommt.

Hofrath. Das ist mir lieb. Was ist denn aus meinem Nefsen geworden?

Reka u. Ein sehr geschickter und bescheidener junger Mann.

Hofrath. Das gefällt mir nicht, daß er Baron werden soll — Je nun, meine Schwägerin hat Geld genug, und, zehntausend Thaler ausgenommen, bleibt ihm auch mein ganzes Vermögen.

Reka u. Woher kommt der sonderbare Vorzug vor Ihrer lieblichen Tochter?

Hofrath. Das will ich Ihnen sagen: Ein Mädchen, das Geld hat, bekommt immer einen geldsüchtigen Mann; und ein geldsüchtiger Mann ist kein guter Mann. — Mir ist überdies meine Familie näher, als ein Fremder; und auch die zehntausend Thaler soll der Fremde nicht haben; denn wenn's vor meinem Ende zur Heirat kommt, so leg' ich sie für meine Tochter auf Leibrenten.

Reka u. Diese Verordnung ist aber nicht rechtsgültig.

Hofrath. Meine Tochter ist ein gutes Mädchen; sie wird meinen Willen nicht widerrufen.

Reka u. Wenn sich aber gegen Vermuthen und Hoffen Ihr Sohn wieder fände?

Hofrath. So soll er wider sein Vermuthen und Hoffen nichts finden. — Haben Sie schon selbst Komödie gespielt?

Reka u. O ja; meine Forcerolle war der gerechtfertigte Sohn.

Hofrath. Das Stück kenne ich nicht.

Reka u. Es ist von mir verfertigt und noch im Manuscript.

Hofrath. So, so. Ach! es geht mir recht nahe, daß mein Gedächtniß so schwach wird — ich wollte heute so gerne selbst mitspielen; aber es bleibt nichts bleiben.

Reka u. Ihr Sohn, den ich in Frankreich kennen lernte —

Hofrath. Wir führen heute nur ein kleines Stück auf.

Reka u. Erzählte mir einen besondern Umstand seiner Jugend.

Hofrath. Sind Sie ein Liebhaber von Trauerspielen?

Reka u. O ja; aber sie müssen vergnügt endigen. Zum Exempel, wie der versöhnte Vater.

Hofrath. Das Stück kenn' ich auch nicht.

Reka u. Es ist von Lessing.

Hofrath. Von Lessing? — Nein, nein, Herr Baron, von dem ist's nicht.

Reka u. Nicht? — Ganz recht, ich irre mich; der Verfasser ist nicht bekannt.

Hofrath. Ich bin ein großer Liebhaber von Lustspielen: und mein Favoritstück ist die Lästerschule.

Reka u. Der Verleumdungen wegen?

Hofrath. Ei, warum nicht gar; einer einzigen Stelle wegen: — Er wollte doch mein Porträt nicht verkaufen. — (Mit zunehmender Heftigkeit.) Herr Baron! wie, nie hat etwas mehr Eindruck auf mich gemacht. — Denken Sie nur! ein junger, ausschweifender Mensch, der sich um sein Vermögen und um seinen guten Namen brachte; der nach diesem großen Verluste noch immer liederlich bleibt — kann durch das Porträt eines entfernten Oheims — der vielleicht auf der Reise erfäuft — der ihm weit größere Fehler zu vergeben hat — dieser Mensch kann durch das Porträt seinen verfallenen Umständen einigermassen aufhelfen; zehnmal so viel, als für die ganze übrige Sammlung bekommen, und er thut es nicht. — Er sagt: mein Oufel ist mir immer gut gewesen; hat väterlich an mir gehandelt — ich verkauf' es nicht; ich behalt' es so lange, als ich noch einen Fleck habe, es zu stellen. Und diese einzige Handlung verjüngt den Oufel; denn sie beweist ein rechtschaffenes Herz; und auf alle Ausschweifungen, die der Jude von dem Nefsen erzählt, antwortet er: er wollte doch mein Porträt nicht verkaufen! er wollte doch mein

Porträt nicht verkaufen! — Und — und (er wagt sich die Augen) und mein Bube, den auch der sanftmüthigste Vater für seine unleugbaren Bosheiten dem Zuchthause bestimmt hätte — dessen Mutter mich schwachen Mann beredete, eidlich zu geloben, ihn nicht zu verstoßen, so lange er das Bildniß seiner Mutter aufzeigen könnte — dieser Bube, dieser Unmenich, dieser Barbar verkauft die Steine an einen Juden, und wirft das Porträt seiner Mutter auf den Mist — O! — (Sich befinnend.) Ach Gott! — (Sich in dem Kopf tragend.) Kommen Sie, lieber Herr Baron! wir wollen die Lichter aufstecken. (Steht auf.)

Kefau (vor sich). Er hat mir eben ein sehr großes aufgesteckt. — (Laut.) Trotz Ihres Unwillens bin ich doch überzeugt, wenn Ihr Sohn noch lebte, sich zu Ihren Füßen würfe —

Hofrath. Kömmt' er das Porträt seiner Mutter aufweisen?

— Je, die Lichter — die Lichter —

Kefau. Wie oft hat man erlebt, daß eine große Versammlung einen Unschuldigen mordete!

Hofrath. Die Sonne ist auch noch nicht auf der rechten Stelle.

Kefau (vor sich). Ich, bei Gott! auch nicht. (Laut.) Er hat mir geschworen, daß ihm das Bildniß entwendet ward.

Hofrath. Ich kann ein sehr hübsches Ungewitter machen.

Kefau (vor sich). Das hab ich erfahren.

Neunter Auftritt.

Vorige. Friedrich.

Hofrath. Mein Gott, Friedrich! wo bleibst du so lange?

Friedrich. Der Herr Baron hat mich ausgeschickt.

Hofrath. Ach so!

Friedrich. Der Herr Engländer folgt mir auf dem Fuße.

Kefau. Gut. Ich danke ihm.

Hofrath. Nun, hurtig aufs Theater, und steck' die Lichter auf.

Friedrich (springt aufs Theater und thut es).

Kefau. Kennen Sie den Squire Barrington?

Hofrath. Nein; aber die Mädchen haben mir viel Gutes von ihm erzählt.

Kefau. Besonders Ihre Mamsell Tochter, hoffe ich. Wissen Sie wohl, daß dieser Mann kommt, — sich Ihnen zum Schwiegersohn anzutragen?

Hofrath. Wenn das Mädchen ihn liebt — wenn er rechtschaffen ist, und sie ernähren — Friedrich, die Sonne muß wenigstens zwei Fuß höher stehn.

Friedrich. Hent! ist's der Mond, Herr Hofrath.

Kefau. Für alles Das steh' ich!

Hofrath. Dann reden Sie mit meiner Schwägerin.

(Es wird geklopft.)

Kefau. Das wird er sein. Herein!

Hofrath (läuft in das Zimmer rechter Hand). Friedrich! die Gardine herunter! die Gardine herunter!

Zehnter Auftritt.

Friedrich. Kefau. Barrington.

(Friedrich achtet nicht auf den Befehl, sondern fährt fort, Lichter aufzuhaken. Nach einiger Zeit sieht man den Hofrath schleichen, der die Gardine zulegt.)

Kefau. Sein Sie willkommen, Sir! (seife.) Vergessen Sie aber ja nicht, daß ich hier Baron Westerbürg bin.

Barrington. Ich will nicht vergessen.

Kefau. Auch kann ich Ihnen sagen, daß Sie Hoffnung zum Besitze meiner Schwester haben.

Barrington. Nicht Ihrer Cousine?

Kefau. Nein, die ist unsterblich in den Doktor verliebt.

Barrington. Davon muß ich werden überzeugt.

Kefau. Das sollen Sie; auch davon, daß meine Schwester trotz einer achtzigjährigen Frau plaudern kann.

Barrington. Das ist mehr, als ich wünsche.

Kefau. Je mehr, je besser. (Er geht nach der Thüre rechter Hand.) — Mademoisells! wollen Sie die Güte haben, sich heraus zu bemühen!

Elfter Auftritt.

Kefau. Barrington. Wilhelmine. Johanna. Bernheim.

Barrington. Sie werden verzeihen! —

(Stille Komplimente von allen Seiten.)

Kefau. Meine Damen! dieser Herr wird Ihnen wohl aus den Concerten bekannt sein. Ich, als sein genauer Freund, hab' es ihm nicht abschlagen können, ihn noch näher mit Ihnen bekannt zu machen.

Johanna, } (verneigen sich.)
Wilhelmine }

Barrington (nach einer flüchtigen Verbeugung gegen Wilhelmine wendet sich zu Johanna). Ich habe gesucht schon lange dieses Glück.

Nekau (leise zu Wilhelminen). Sprechen Sie doch! sprechen Sie doch!

Wilhelmine (leise). Er sieht mich ja kaum an.

Johanna (hat Barrington flüchtig geblickt, und spricht leise mit Bernheim).

Nekau (vor sich). Johanna macht's ihm nicht besser. (Saut.) Ah, wir müssen uns setzen. (Sie setzen Stühle). Wovon sprechen wir, meine Damen?

Johanna. Vom schönen Wetter.

Wilhelmine. Von der Glückseligkeit des Ehestandes.

Barrington. Ich bin für's schöne Wetter. (Setzt sich zu Johannens rechter Hand.)

Bernheim. Ich auch. (Setzt sich zu Johannens linker Hand. Neben ihm Wilhelmine.)

Nekau. So muß ich wohl für den Ehestand sein, um Sie nicht Solo zu lassen. (Setzt sich neben Wilhelminen.) Aber, Sir! die beiden Leute machen uns etwas weiß. Wie könnten die an's schöne Wetter denken, da sie in vier Wochen Mann und Frau werden sollen!

Barrington. Ist das wahr?

Bernheim. Ja, mein Herr, unser Freund hat mir die Einwilligung der Madam Vater verschafft —

Johanna. Scherzen Sie, Doktor, oder —

Bernheim. Nein, meine Johanna, es ist Ernst, und ich bin der glücklichste Mensch, wenn die Einwilligung Ihrer Mutter auch Ihnen Freude macht.

Johanna. Ob sie mir Freude macht! O mein Bernheim! (Sie reicht ihm die Hand, die er inbrünstig fängt.) — und Ihnen, unbekannter Wundermann! tausend, tausend Dank!

Nekau. Eine Ehe zu stiften, ist das kleinste meiner Wunder. Ich wünscht euch Glück und Segen.

Barrington (der ganz erstaunt da saß). Ist das Ernst?

Bernheim. Auf Ehre!

Barrington (zu Nekau). Sie wollten vorhin sprechen vom schönen Wetter — wollen wir nicht wechseln mit unsern Plätzen?

Nekau. Sehr gern! (Zu Wilhelmine leise.) Nun setzen Sie das Mäulchen in Bewegung. (Wechselt mit Barrington und spricht leise mit Bernheim und Johanna.)

Barrington (zu Wilhelminen.) Sie scheinen nicht zu sein eine Liebhaberin von vielem Reden.

Wilhelmine (etwas gelächelt). Weil ich glaube, daß es der Sittsamkeit eines Mädchens nicht anständig ist. Ich weiß wohl, daß die mehresten Männer wenig sprechen für Mangel seiner Welt erklären; aber ich habe mich lieber diesem, als einem vielleicht noch ungünstigern Urtheile aussetzen wollen. Ueberdies bin ich einsam

im Schooße meiner Familie erzogen worden, habe nie Gelegenheit gehabt, die Welt recht kennen zu lernen, und was ich von ihr weiß, habe ich einzig guten Büchern zu danken.

Barrington. Lesen Sie viele Engländer?

Wilhelmine. Nicht in der Originalsprache, aber die vorzüglichsten Ihrer Schriftsteller kenne ich durch Uebersetzungen. Pope, Addison, Young, Thomson, Swift sind mir sehr schätzbar, und der unsterbliche Shakespeare ist mein Liebling. (Nekau, Johanna und Bernheim, da sie Wilhelminen so plaudern hören, wenden sich zu ihr.)

Barrington (vor sich). By God, the girl has spirit!

Wilhelmine. Aber bei aller meiner Achtung für Ihre Schriftsteller, veräugne ich die andrer Nationen und vorzüglich meines Vaterlandes, nicht. — Jede Lehre, die mir nützlich sein kann, präge ich meinem Gedächtnisse ein, und so hoffe ich mit der Zeit mich zu den Pflichten des Standes geschickt zu machen, zu denen ich bestimmt bin.

Nekau. Das heißt: zum Ehestande. (Leise zu Barrington.) Nun, kann sie reden?

Barrington (leise). God bless! ob sie kann! und sie kann gut.

(Man hört einen großen Hall auf dem kleinen Theater.)

Friedrich (schreit). Au! Au! Au! Tausendsjapperment! das kommt davon, wenn man im Finstern herumtrieden muß.

(So wie der Hall geschieht, springen Alle von den Stühlen.)

Hofrath. Wart, wart! ich will die Gardine aufziehen.

Friedrich. Ja, nun ist's Zeit, nun ich den Hals gebrochen habe.

Hofrath (zieht die Gardine auf, man sieht die Leiter und Friedrich halb im Flügel liegen).

Nekau. Fort, meine Damen, unterhalten Sie den Sir Barrington in Ihrem Zimmer. — Ich und der Doktor haben ein kleines Geschäft abzumachen.

Johanna. Sie kommen doch bald wieder, Doktor?

Nekau. Ja, ja, und ich auch.

Johanna (zu Barrington). Ich will Ihnen den Weg zeigen.

Wilhelmine (gibt Barrington die Hand). Kommen Sie, Sir.

Barrington (klopft Nekau auf die Schulter und sagt im Abgehen). By God, she is a fine girl!

Nekau. Das will ich wissen. — Du, Bruder, fort an dein Geschäft, und bedenke, daß deine und meine Glückseligkeit von deiner Vorsicht abhängt.

Bernheim (leise). Verlaß dich auf mich! (Geht ab.)

Hofrath (der sich unter diesen Reden mit Friedrich beschäftigte). Du bist ein ungeschickter Bengel, — und ich will mir einen andern Theatermeister nehmen.

Nekau (springt auf's kleine Theater). Nehmen Sie mich dazu, Herr Hofrath. Ich will Ihnen Ehre machen. Alle Theaterjournale sollen von unserem Lobe voll sein, und müßten wie's auch selbst hineinrücken.

Hofrath. Ha, ha, ha! Sie sind ein glücklicher Mann, immer lustig!

Nekau. Sind die Lichter schon alle aufgesteckt?

Friedrich (der sich noch immer die Knie und Arme reibt). Gerade bei dem letzten fiel die verdammte Leiter um.

Hofrath. Nun nimm den Besen und seg' ab.

Friedrich. Ich kann ja kaum stehen.

Nekau. Her mit dem Besen, ich will segnen.

Hofrath. Je, nimmermehr.

Nekau. Ei, ich bin ja kein Fremder, ich bin das Kind vom Hause. (Er nimmt den Besen und segt.)

Hofrath (wirft sich auf einen Stuhl und lacht).

Nekau. Wahrhaftig, die Bretter sind ansteckend; ich fühle eine Wuth, selbst Komödie zu spielen:

Non, il est trop honteux de craindre une maîtresse;

Aux mœurs de l'occident laissons cette bassesse.

Ce sexe dangereux, qui veut tout asservir,

S'il règne dans l'Europe, ici doit obéir.

Tu vois mon coeur, tu vois à quel excès je l'aime;

Ma fureur est plus grande, et j'en tremble moi-même.

J'ai honte des douleurs où je me suis plongé;

Mais malheur aux ingrats qui m'auront outragé!

Hofrath. } Bravo! Bravo!

Friedrich. }

(Die Gardine fällt.)

Vierter Aufzug.

(Dasselbe Zimmer etwas finster.)

Erster Auftritt.

Gebhard.

Dem lieben Himmel sei's gedankt! mein Kösserchen ist gepackt, und Alles in Ordnung. — Aber wo thut doch Franz so lange bleiben! mir wär's lieber, wir gingen vor der Komödie davon; denn ich werde kein Wort von meiner Rolle wissen, und sehr übel spielen. — Ei nun, sie mögen sich ärgern oder lachen. — Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Zweiter Auftritt.

Gebhard. Hofrath.

Hofrath (kommt aus der Scene rechter Hand des kleinen Theaters, im Ueberroth). Wie steht's mit seiner Rolle, Gebhard?

Gebhard. Charmant, Herr Hofrath, charmant! — Sie sollen besonders über den Schluß erstaunen.

Hofrath. Er kennt doch den Baron Westerbürg?

Gebhard. Ich habe die Ehre, seit heute.

Hofrath. Er spricht viel von meinem Sohne —

Gebhard. So? — That er ihn kennen?

Hofrath. Ja. — Er behauptet, daß er nicht todt sei.

Gebhard. Was Sie sagen! — Haben Sie nicht selbst den Todtenschein gesehen?

Hofrath. Gleichviel — er mag lebendig oder todt sein — kann er das Porträt seiner Mutter aufweisen?

Gebhard. Daran thu' ich zweifeln. — Hängt die Sonne nicht ein bißchen zu hoch, Herr Hofrath?

Hofrath. Es ist ja der Mond — nein — Er hat den Baron vor sechs Monaten versichert, daß er herreisen —

Gebhard. Ein neuer Mond wäre recht nothwendig, Herr Hofrath!

Hofrath. Ja freilich. — Und sich vollkommen rechtfertigen wolle —

Gebhard. Kann er das Porträt seiner Mutter aufweisen?

Hofrath. Der Bösewicht!

Gebhard. Haben der Herr Hofrath schon die Theaterkleider besorgt?

Hofrath. Nein; eben wollt' ich gehn — der Baron schwört, das Porträt sei ihm gestohlen worden.

Gebhard. Gleichviel! Warum that er nicht besser Acht geben! Kann er's aufweisen?

Hofrath (nachdenkend). Unterdeffen — wenn's ihm gestohlen wäre! —

Gebhard. Meine Perücke haben der Herr Hofrath doch besorgt?

Hofrath. Es war ja verabredet, daß er meinen alten Mirkleton aufsetzen soll. — Wenn er beweisen könnte, daß es ihm gestohlen wäre! —

Gebhard. Ich thue wohl den grauen Rock wieder anziehen? Hofrath. Ja. (Immer nachdenkend.) Auch die Vergiftung meiner lieben kleinen Hunde leugnet der Baron —

Gebhard. Auch, daß er dem armen Jungen den Arm zer-schlug? — welches doch gerichtlich untersucht ward, und wofür der Herr Hofrath fünfhundert Thaler bezahlen mußten, um ihn von dem Zuchthause zu retten?

Hofrath (heftig). Der Bösewicht — Der Baron ist ein Narr!

Gebhard. O, er hat noch mehr Stücken gemacht, die wir aus christlicher Liebe verschwiegen haben. —

Hofrath. Nun, den soll der Henker holen, der des Buben noch einmal erwähnt.

Gebhard. Ja, wir wollen lieber an die heutige Komödie denken.

Hofrath. Ja, ich will die Kleider und Requisiten zurecht legen.
(Linker Hand auf dem kleinen Theater ab.)

Dritter Auftritt.

Gebhard.

Ich thue auf alle Fälle recht klug handeln, daß ich mich davon mache! — Erst kamen Briefe von Lüdchen — dann Vorschaffer — und bald wird Lüdchen selbst da sein. — Des Alten Zorn hat auch nachgelassen. — Aber wo in aller Welt thut Franz stecken? — Mir ist so wunderbar um's Herz, als wenn ich kein gutes Gewissen hätte —

Hofrath (von innen). He, Gebhard! Gebhard!

Gebhard. Was befehlen Sie?

Hofrath. Hier hab ich den Mirkleton — komm' er her, ich muß sehn, wie er ihm steht.

Gebhard. Wird wohl gut stehn, Herr Hofrath.

Hofrath. Nein, nein; ich muß mich überzeugen. Komm er her.

Gebhard (steigt auf's Theater und geht dem Hofrath nach). Thut viel Poffen treiben mit seiner Komödie, der Herr Hofrath. — Wird sich wundern, wenn er die Scene mit meinem Koffer und den vier Postpferden erfährt.

Hofrath (von innen). Nun set' er auf! — Hernach muß er auch das Kleid anziehen —

Gebhard (von innen). Ih! — ich hab's ja schon oft angehabt.

Hofrath (von innen). Aber nicht mit der Perücke.

Vierter Auftritt.

Franz. Falk. Krähe (als Packträger getrieben).

Falk. Hier ist er auch nicht.

Krähe. Das sag' ich ihm; mach' er seine Sachen klug, oder der Henker soll ihm's Licht halten.

Franz. Ja, wärt ihr nur an meiner Stelle, euch sollte auch wohl die Klugheit vergehn.

Falk. Für jedes Zeichen, das er ihm gibt — Fünfzig Stock-prügel.

Franz. Nicht mehr?

Krähe. Stockprügel? Fünfzig Zwickel mit glühenden Zangen.

Franz (vor sich). Die Spitzbuben!

Falk. Lustig! Lustig! — (Stößt ihm in die Rippen.)

Krähe. Sonst merkt er Ururath.

Franz. Soll ich nicht auch singen und tanzen?

Falk. Kann nicht schaden.

Krähe. Je lustiger, je besser.

Fünfter Auftritt.

Borige. Refau (aus der Thüre rechter Hand).

Refau. Ha, ha, willkommen, meine Herren Falk und Krähe. Falk. Sie haben uns einen vertauschten Puz gespielt.

Refau. Nehmt vorlieb! — In der Eile wußt' ich nichts bessers — Und du Patron, spiel deine Rolle gut, oder —

Krähe. Wir haben ihn schon unterrichtet.

Refau. Ich will den alten Dieb schon aufhalten, daß er euch und dem Koffer nicht sobald folgen soll. — Wo ist der Doktor?

Falk. Hier neben an — im goldnen Löwen.

Refau. St! da kommt er! (Er geht wieder zurück.)

Gebhard (im Herausgehen auf dem kleinen Theater, indem er sich zu-tnüpft und hernach die Perücke grade zieht.)

Sechster Auftritt.

Franz. Falk. Krähe. Gebhard.

Franz. Pst! pst! Herr Gebhard, warum sind Sie nicht auf Ihrem Zimmer?

Gebhard. Meine Sachen sind in Ordnung, und nun spekulire ich — Wer sind die Leute?

Falk. Wir sollen einen Koffer forttragen —

Krähe (leise zu Franz). Sei er lustig, oder —

Franz (zwingt sich lustig zu sein). Das sind ein paar tüchtige Leute, Herr Gebhard — nicht von vielen Komplimenten, aber außerordentlich dienstfertig.

Gebhard. Er thut mir ja so kurios vorkommen!

Krähe. Er hat sich so geeschaufirt — denn er ist von der Post so verteuftel geschwind gelaufen, daß wir ihm kaum nachkommen konnten.

Franz. Das könnt ich nicht sagen; ihr seid mir immer sehr zur Seite gewesen.

Falk. Halten Sie uns nur nicht lange auf!

Krähe (leise zu Franz). Den Zimmerschlüssel!

Franz. Geben Sie mir den Schlüssel zum Zimmer — damit wir fortkommen.

Gebhard. Franz, ich thü nicht aus ihm klug werden.

Franz. Und ich darf Sie hier nicht klug machen.

Gebhard (der da glaubt daß er sich vor den Deuten schene). Schon recht! schon recht!

Krähe. } So machen Sie doch! wir haben Eile.

Falk. } Den Schlüssel her — und kommen Sie bald nach.

Gebhard. Ich thü lieber gleich mit gehn —

Franz. Sie wissen ja die Verabredung. — Wir kommen zeitig genug zusammen.

Siebenter Auftritt.

Borige. Refau.

Refau (tritt heraus, nachdem er vorher in der Thüre spionirt hatte). He! Herr Gebhard! ein Wort!

Franz (dem Krähe zugehört hatte). Den Schlüssel! den Schlüssel!

Gebhard (leise). Da, da! Ich komm gleich nach.

Franz (am Abgehen vor sich). Das hoff ich; denn ich möchte ungern allein — (macht Pantomime des Ganges).

Falk } (folgen).
Krähe }

Refau. Mein charmanter Herr Gebhard! Ich habe eben eine Unterredung mit dem Hofrath gehabt, über die ich mir den nähern Aufschluß von Ihnen erbitten muß.

Gebhard. Auf ein andermal, mein geneigter Herr Baron! Ich habe nothwendige Geschäfte —

Refau (hält ihn fest). Nicht doch, nicht doch! — Sie haben heute kein ander Geschäft, als Komödie zu spielen, und es ist noch früh.

Gebhard. Ich muß durchaus —

Refau. Bei mir bleiben, und sich setzen. (Er zieht ihn nach einem Stuhle und setzt sich nebst ihm.)

Gebhard. Es ist nothwendig —

Refau. Mich zu hören.

Gebhard. Vielleicht —

Refau. Find' ich keine so gute Gelegenheit? — Richtig.

Gebhard. Ich wollte sagen —

Refau. Daß Sie viel Freundschaft für mich hegen? Ach dank Ihnen.

Gebhard (vor sich). Pöß Wetter! wie komm ich da los!

Refau. Und will mich bemühen, Ihre Freundschaft zu verdienen.

Gebhard. Lassen Sie mich nur —

Refau. Ueberlegen, wie Sie mir am besten dienen können? — Durch Offenherzigkeit.

Gebhard. Nein, nein, ich —

Refau. Ja, ja, ich —

Gebhard. Muß gehn, gehn, gehn!

Refau. Bleiben, bleiben, bleiben!

Gebhard (vor sich). Daß du in der Hölle wärst! (Laut.) Was befehlen Sie denn?

Refau. Sagen Sie mir, mein charmanter Herr Gebhard! wie kommt es, daß der Hofrath seinen Sohn für todt hält? —

Gebhard (betroffen). Vermuthlich, weil er todt ist.

Refau. Sie sind so gut, wie ich, vom Gegentheile versichert. — Es ist dem Alten vor drei Jahren ein Todtenschein gerufen worden — und es sind kaum sechs Monate, daß ich mit diesem Todten einige Nächte verschwärmt habe — Wie hängt das zusammen, mein charmanter Freund?

Gebhard (verwirrt). Das — das thun Sie am besten von Madam Waser erfahren.

Refau. Nein; nein; ich thü's noch besser von Ihnen erfahren, wenn Sie mir wollen. — Ich weiß sehr genau, daß Sie ein Mann

sind, dessen Klugheit die Familie größtentheils ihren Wohlstand verdankt.

Gebhard. Hm! — Ja — (wichtig) hat mir viel zu danken.

Nekau. Und ist auch, hoffe ich, sehr erkenntlich?

Gebhard. Hm! (bitter) könnte wohl erkenntlicher sein.

Nekau. Das wäre! — Nun, so muß ich Ihnen denn sagen, mein Herzensfreund, daß auf dieser weiten Erde kein Mensch lebt, der so viel von der Tugend der Erkenntlichkeit hält, als ich.

Gebhard (auf dem Stuhle hin- und herrückend). Das ist recht schön.

Nekau. Mich dauert der arme Teufel, des Hofraths Sohn —

Gebhard. Hm! Er thut ja nicht mehr leben.

Nekau. Sie haben Recht; denn als ein Lumpenhund leben, heißt im Grunde nicht leben. — Aber so im gewöhnlichen Verstande lebt er.

Gebhard. Gewiß?

Nekau. Ganz gewiß. — Ich möchte also diesem dermaligen Lumpenhunde zu einem neuen Leben helfen; und das kann nur durch Sie geschehen.

Gebhard. Wie meinen Sie das?

Nekau. Es ist wohl unnöthig, Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen, daß alle die tollen und schlechten Streiche, durch die er des Vaters Liebe verlor, erdichtet waren?

Gebhard. Erdichtet?

Nekau. Ja, ja, erdichtet.

Gebhard. Es thut mich freuen, daß er nicht so schlimm war.

Nekau. O du menschenfeindliches Geschöpf! ich muß dich küssen.

Gebhard. Ei nicht doch!

Nekau. Ich muß dich wahrhaftig küssen. (Küßt ihn mit Gewalt.) Da Sie solche Gefinnungen haben, so hat mein Freund Nekau gewonnen. — Sie wissen doch wenigstens seit drei Jahren, daß er sich Nekau nennt?

Gebhard (auf dem Stuhle rückend — unachtsam). Ja, ja. (Vor sich.) Der Himmel helfe mir von dem Satanas!

Nekau. Loser Schelm! Sie wissen, daß er sich Nekau nennt, und behaupteten, er sei todt!

Gebhard (äußerst verwirrt). Ich — (starrt.) Ich thu aufrichtig bekennen, Herr Baron, daß meine Gedanken sehr zerstreut sind, und meine dringenden Geschäfte —

Nekau. Pah! pah! pah! Sie können kein wichtiger Geschäft haben, als das, was wir jetzt betreiben wollen — denn mein Freund Nekau hat Ihnen nicht mehr und nicht weniger, als die Hälfte seines Vermögens zugedacht, wenn Sie ihm die Liebe seines Vaters wieder schaffen.

Gebhard. Ei, ei, mein geneigter Herr Baron, wie kann ich das?

Nekau. Spatzvogel! — Wenn er das Porträt seiner Mutter hat, so ist ja Alles in Ordnung.

Gebhard. Ja — das hat er aber nicht.

Nekau. Nein; weil Sie es haben.

Gebhard. Wie — we — we — wer? Ich? —

Nekau. Sie, mein charmanter Freund, oder Madam Wäfer; aber auch in dem letzten Falle kann es Ihnen nicht schwer werden, es wieder an's Licht zu bringen.

Gebhard. Sie sprechen so kurios, Herr Baron —

Nekau. Bedenken Sie! — die Hälfte des Vermögens —

Achter Auftritt.

Vorige. Krähe.

Krähe. Pst! pst! — Herr Gebhard!

Gebhard. Mit Erlaubniß! — Was will er, mein Freund?

Krähe (leise). Mein Kamerad ist mit Musje Franz und dem Koffer zum rothen Thore hinaus gegangen. Musje Franz läßt Ihnen sagen: Sie möchten gleich kommen, es wäre besser.

Gebhard (leise). Ja, ja, den Augenblick! (Vor sich.) Ist mir auch lieber.

Krähe. Ich soll Ihnen sagen, daß Sie sich nicht aufhalten und mir folgen sollen.

Gebhard (laut). Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Baron! ich bin bald wieder hier. (Boshaft lächelnd.) Wünsche viel Plaisir in der Komödie!

Nekau. Sie spielen doch mit? —

Gebhard. Weiß noch nicht so ganz gewiß.

Nekau. Das wäre schön! und haben im eigentlichsten Verstande die Hauptrolle?

Gebhard. Hm! es ist keine Hauptrolle.

Nekau. Ich will sie dazu machen — ich will Sie in Situationen setzen, die Ihnen Wahrheit, Feuer und Leben geben sollen.

Gebhard. Ha! Sie meinen wegen der Ausöhnung —

Nekau. Ganz recht! bei der Ausöhnung.

Gebhard. Hm! Wir wollen sehen! — Empfehle mich!

Krähe. Empfehle mich auch.

Nekau. Empfehle mich auch! — Nun, das muß ich bekennen, die Herren Falk und Krähe sind ein paar große Genies!

Neunter Auftritt.

Hofrath. Refau.

Hofrath. Sieht er, Gebhard, da hab ich noch eine beßre Perücke gefunden. — He, Gebhard! wo ist er hin?

Refau. Er wurde gerufen und wird wahrscheinlich bald wieder hier sein.

Hofrath (legt die Perücke nieder und steigt vom kleinen Theater herunter). Sie können nicht glauben, wie verdrießlich es mir ist, daß ich mein Gedächtniß verloren habe! Vor einigen Jahren spielte ich immer mit.

Refau. Hm! dazu kann wieder Rath werden. Spielen Sie lauter alle Rollen, die Sie ehemals gut gewußt haben.

Hofrath. Auch in denen bin ich nicht sicher.

Refau. Oder spielen Sie ex tempore.

Hofrath. Da blieb ich alle Augenblicke stecken.

Refau. Ei nicht doch! — Nur ein wenig Menschenfönn und Übung — Wenn Sie erlauben, so wollen wir Ihnen, ehe die Gesellschaft zusammen kommt, ein kleines Stück aus dem Stegreife spielen.

Hofrath. Wer soll denn Alles mitspielen?

Refau. Wer da will — Ihre ganze Familie und Sie selbst dazu.

Hofrath. Ich will lieber zuhören.

Refau. Nein, nein; den Schluß des Stücks haben Sie — und es wird einzig von Ihnen abhängen, ob es lustig oder traurig wird.

Hofrath. Von mir? — so wird er lustig, lustig.

Refau. Das hoff und wünsch' ich von ganzer Seele.

Hofrath. Aha! Sie sind also auch für's Lustige?

Refau. Sehr! sehr! — gerade wie Ihr Sohn.

Hofrath. O, bringen Sie doch den nicht immer in's Spiel! — Er mag todt oder lebendig sein, ich breche meinen Eid nicht; ich vergeß ihm nicht.

Refau. Auch, wenn er beweist, daß ihm das Porträt der Mutter entwendet ward?

Hofrath. Wie kann er das? wie kann er das? — Es ist schon Alles bewiesen.

Refau. Denken Sie sich die schöne Stelle in der Lästerschule, wenn der alte Dufel sagt: Deine Hand, Junge! das Fragens Gesicht über dem Kamine hat dir das Wort geredet —

Hofrath. O, es ist eine schöne Stelle!

Refau. Ueberhaupt die Vergebungsszenen, Herr Hofrath! die Vergebungsszenen!

Hofrath. Ja, ja, das ist wahr! das ist wahr! die packen das Herz.

Refau. Eine solche Scene steht Ihnen noch bevor! Wenn Sie zu Ihrem Sohne sagen werden: Deine Hand, Junge! mein Herz spricht dir das Wort!

Hofrath (in Gedanken, sich die Stirne reibend). Ja, ja, ja!

Refau. Wenn er zu Ihren Füßen liegt — wenn er die manigfaltige Noth der verstrichenen siebenzehn Jahre schildert — wenn er beweist, wie unschuldig er litt — wenn er beweist, wie böshaft, wie schändlich man ihn verleumdete —

Hofrath (zu sich kommend). Was, was, was, was! Kann er das Porträt der Mutter aufweisen? —

Refau (geht von ihm weg, nach einer Pause mit Humor). Nun, so sei auch allen Malern tödtliche Feindschaft geschworen! —

Hofrath (vor sich). Den muß mir die Schwägerin aus dem Hause schaffen.

Zehnter Auftritt.

Borige. Barrington. Wilhelmine. Johanna.

Barrington. Mein Herr Hofrath! wir kommen, Sie zu bitten um Ihre Einwilligung und Ihren Segen.

Hofrath. Wozu?

Refau. Die Hauptsache läßt er aus.

Barrington. Zu unserer Heirat.

Hofrath. Bist du damit zufrieden?

Wilhelmine. Ja, Papa.

Hofrath. Meine Tochter hat zehntausend Thaler, die werden für sie auf Leibrenten gelegt, über die sie ganz allein zu disponiren hat.

Barrington. Das bin ich zufrieden.

Hofrath. Aber — (Nachdenkend.) Aber — dadurch wird unsere Hauskomödie zerrissen.

Barrington. Ich will bleiben so lange in dieser Stadt, als meine Frau will.

Wilhelmine. Auch können wir ja bei Ihnen wohnen, Papa! Sie haben Platz genug.

Hofrath (freunlich). Ja — das wäre gut! das wäre gut!

Barrington. Wenigstens so lange, als wir uns mit Madam Baker vertragen.

Refau. Also vierundzwanzig Stunden.

Johanna (empfindlich). Herr Baron!
 Hofrath (sornig). Ich denke, meine Schwägerin verdient anders von Ihnen behandelt zu werden. —
 Rekau. Das weiß der Himmel!
 Hofrath. Sie nimmt Sie wie einen Sohn auf, und — ich empfehle mich! — (Will gehen, sie halten ihn zurück.)
 Wilhelmine. } O Papa! es war nicht so gemeint.
 Johanna. } Bleiben Sie doch, Herr Onkel!
 Barrington. } Sie haben ihn verstanden falsch!
 Hofrath (bitter). Sag' ich's doch! — man muß nicht mit wirklichen Menschen umgehen —
 Rekau. Auch in Komödien gibt's böse Charaktere.
 Hofrath. Dann werf ich sie in's Feuer.
 Rekau. Rechnen Sie mich ja nicht zu den wirklichen Menschen — ich bin ein wahrer Komödiencharakter.
 Hofrath. Ja, ja, ja! — aber keiner von den besten.

Filfter Auftritt.

Vorige. Bernheim.

Bernheim. Ihr gehorsamer Diener, mein Herr Hofrath! — meine Damen! Sir Barrington! (Sie danken stillschweigend.) Mit Erlaubniß, Herr Baron! (Er zieht ihn in den Hintergrund, spricht leise mit ihm und gibt ihm Papiere.)

Hofrath. Ist's wahr, Hammen! daß du den Doktor heiraten wirst?

Johanna. Ja, lieber Onkel! meine Mutter willigt ein — darf ich auch Ihre Genehmigung hoffen?

Hofrath. Ja, ja, ja, recht gern. Wenn nur unsere Komödie dadurch nicht zerrissen wird.

Johanna. Gewiß nicht. Sie wissen, daß der Doktor diesen Zeitvertreib eben so sehr liebt, als Sie und ich.

Hofrath. Sind Sie auch ein Freund von Komödien, Herr Barrington?

Barrington. O ja.

Hofrath. Schön, schön! — so können Sie mitspielen.

Barrington. Ich muß bitten um die stimmigen Rollen; denn ich kann nicht gut lernen auswendig.

Hofrath. Ha, ha, ha! so geht es Ihnen wie mir.

Rekau (leise). Nun geh, liebster, bester Bruder! und besorg auch das noch.

Bernheim. (Geht ab.)

Rekau. Apropos, Herr Hofrath! wegen unserer extempoirten Komödie!

Hofrath. Ei, daraus kann ja nichts Kluges werden.

Rekau. Das wäre übel! He, Friedrich! Friedrich!

Hofrath. Er ist in der Garderobe.

Rekau. Er soll die Lichter anstecken. He, Friedrich!

Friedrich. Was befehlen Sie?

Rekau. Frisch! die Lichter angesteckt! Kommen Sie, Sir! wir wollen helfen! (Er nimmt Barrington bei der Hand, steigt mit ihm auf's Theater, sie stecken nebst Friedrich die Lichter an.)

Friedrich (ruft). Konrad! Konrad!

Konrad. (Ein summer Bedienter kommt aus der Scene linker Hand des kleinen Theaters und hilft anstecken.)

Hofrath. Ha, ha, ha! In meinem Leben sah ich keinen solchen Menschen!

Johanna. Lauter Feuer und Leben.

Wilhelmine. O, ich wollt' ihn doppelt lieben, wenn er wahr geredet hätte, daß mein Bruder noch lebte und unschuldig —

Hofrath (heftig). Still davon, sag' ich!

Rekau. Sir, Musse Friedrich! nicht so schläfrig!

Friedrich. Ja, der Fall mit der Leiter steht mir noch in den Gliedern.

Johanna. Wir wollen nun gehen, Onkel! und uns zur Komödie anziehen.

Hofrath. Ja, ja, das thut.

Rekau. Wohin, meine Damen?

Wilhelmine. Wir wollen unsre Theaterkleider anziehen.

Rekau. Ei, warten Sie noch einen Augenblick. Vielleicht hab ich Sie zu meiner extempoirten Komödie nöthig, und es bleibt Ihnen immer noch Zeit genug zum Ankleiden.

Johanna. Auf uns rechnen Sie beim Extemporiren nicht — wir bleiben gewiß stehen.

Rekau. Und haben doch so geläufige Mundwerke! Aber sorgen Sie nicht — denn, wenn ich nicht irre, so werden Ihre Rollen nur in zärtlichen Umarmungen bestehen.

Wilhelmine (leise zu Johanna). Gib Acht, er wird unsre Verheirathung spielen.

Johanna (leise). Und du bist keine Freundin vom Spiel — dir wäre Wirklichkeit lieber — nicht?

Wilhelmine. Voshafte!

Hofrath (vor in tiefen Gedanken auf und ab gehend, in sich brummend). Er wollte doch mein Porträt nicht verkaufen! Er wollte doch mein Porträt nicht verkaufen!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Bernheim.

Bernheim (kommt linker Hand über das kleine Theater).

Rekau. Aha! gut, daß Sie kommen, Doktor!

Hofrath. Sind Sie durch die Garderobe gegangen?

Bernheim. Ja.

Rekau. Ist hier kein Tisch und Stuhl — Ach hier! (Er setzt den Tisch in die Mitte und einen Stuhl.) Sir Barrington! Sie spielen den Richter — setzen Sie sich hieher.

Barrington. Ich kann in der That nicht sprechen.

Rekau. Ist auch nicht nöthig. Bleiben Sie stumm, und lassen Sie uns Advokaten reden.

Barrington. Auf die Art kann ich mitspielen.

Hofrath. Ja; so hält' ich's auch gekonnt — Friedrich! sind noch keine Musikanten da?

Friedrich. Ein paar sind unten.

Rekau. Wir brauchen keine. — Wir wollen unser Schauspiel ohne Sang und Klang eröffnen. — Bleib er hier, Friedrich; er spielt den Amtsdienner und befolgt die Befehle des Gerichts.

Friedrich. Ha, ha, ha! Ich will schon machen.

Rekau. Sie wissen Ihre Rolle, Doktor! — Nun geht die Gardine auf! — Mein Herr Richter, Sie sehen in mir ein Geschöpf, das die Bosheit seiner nahen Anverwandten zu Grunde gerichtet hat; das ihre Arglist aus dem väterlichen Hause verbannte; das viele Jahre unstätt in der Welt herumirrte. Ich stehe vor Ihnen, meine Rechte zu reklamiren, meines Vaters Sohn und Erbe seines Vermögens zu werden.

Hofrath (unwillig). Ach! ich kenne die Komödie schon, die Sie spielen wollen.

Rekau. St! Herr Hofrath, St! wenn Sie uns unterbrechen, so bleiben wir stecken.

Hofrath (lachend). Nun gut, gut, so spielen Sie fort — und bringen Sie so viele Beweise der Unschuld des Buben, als Sie können. — Es bleibt doch nur eine Komödie.

Bernheim. Erlauben der Herr Richter die Beweise seiner Unschuld darzustellen?

Barrington (nicht mit dem Kopfe).

Hofrath. Ha, ha, ha! Der Richter ist auch gar zu stumm!

Rekau. St!

Hofrath (als wenn er dem Richter einsagte). Warum hat er seine Unschuld nicht früher bewiesen?

Rekau. Ich glaubte, mein Herr Richter, so lange mein Dunkel lebte, würde es vergeblich sein, die Mänte zu enthüllen. — Und dann — warum sollt' ich jetzt heucheln — ich war wild, ausgelassen, und glaubte immer jung zu bleiben.

Hofrath. Ha, ha, ha!

Bernheim. Nun zu den Beweisen. (Zu Friedrich.) Laß er die Leute herein kommen, die im untern Zimmer sind; und red er nicht.

Friedrich (geht zur linken Seite des kleinen Theaters hinein).

Hofrath (zu den Mädchen). Wer spielt denn sonst noch mit?

Wilhelmine. Ich weiß von nichts, Papa!

Johanna (vor sich). Sonderbar!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Gebhard (zwischen zwei Gerichtsdienern). Friedrich.

Hofrath. Ih, Gebhard! spielt er auch mit? — Nun, wenn er nicht stecken bleibt, so will ich zehn Thaler verlieren. (Zu den Mädchen.) Wer sind denn die Andern?

Wilhelmine. Ich weiß es nicht, Papa!

Rekau (geht auf Bernheims Seite, sobald Gebhard heraus kommt). Mein Freund! bild er sich ein, daß er vor einem wirklichen Gerichte steht, und daß alles Leugnen vergeblich ist. Hier ist ein Rechtsgelehrter, der ihn quid juris lehren wird. — Gib mir das Protokoll, Doktor! Ich will fragen. (Er nimmt ein Papier und liest.) Ist es wahr, daß er dem Hofrath oft Geld entwendete und die Schuld auf seinen Sohn schob?

Gebhard (mit stoßender Stimme). Nein.

Rekau. Ist es wahr, daß er, unter Ludwig Wakers Namen, die Nachbarn beunruhigte und gerichtliche Klagen gegen ihn erregte?

Gebhard. Nein.

Rekau. Ist es wahr, daß er unter Ludwig Wakers Namen den Hühnern und Gänsen die Hälse umdrehte?

Gebhard. Nein.

Hofrath (zu den Mädchen). Hab ich's nicht gesagt? der dumme Teufel kann nichts als Nein sagen; aber er stellt sich gut dazu an.

Rekau. Ist es wahr, daß er unter Ludwig Wakers Namen ein paar schöne Hunde vergiftete, die der Hofrath außerordentlich liebte?

Gebhard. Nein.

Rekau. Ist es wahr, daß er unter Ludwig Wakers Namen einem armen Jungen durch einen Steinwurf aus dem Fenster den Arm zerhacktete, wofür der Hofrath fünfshundert Thaler bezahlen mußte?

Gebhard. Nein.

Hofrath (hals vor sich). Nein, nein, nein! — Stockfisch!

Kekau. Ist's wahr, daß er dem jungen Waker das Porträt seiner Mutter stahl?

Gebhard. Nein.

Kekau. Er leugnet also Alles?

Gebhard. Ja. — (zitternd). Das sind verdamnte böshafte Beschuldigungen von dem Spitzbuben Franz, — der mit meinem Koffer durchgegangen ist.

Kekau. Durchgegangen? — War denn viel in dem Koffer?

Gebhard. Ach lieber Gott! — mein ganzes Vermögen, und eine große Summe, die der Madam Waker gehört.

Hofrath. Nun spielt er besser. Nun geht's, nun geht's.

Gebhard. Sie haben mich armen unschuldigen Mann zu Grunde gerichtet. Hätten Sie mich nicht aufgefangen, so hätt' ich den Spitzbuben eingeholt.

Hofrath. Bravo, Gebhard, bravo!

Kekau (winkt Friedrich, der abgeht).

Gebhard. Und wenn Sie Freundschaft für Madam Waker und Mitleiden für mich haben, so schicken Sie Staffetten durch's rothe Thor auf dem Wege nach Holland, so kann er nicht entkommen.

Kekau. Wie weiß er das? hat's ihm der Dieb gesagt, daß er nach Holland flüchten will?

Hofrath. Da haben wir den Stockfisch! — das kommt vom Extemporiren.

Gebhard. Er hat ein Papier an mich zurück gelassen. Er ist wahrhaftig nach Hol —

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Franz (zwischen Hall und Krähe in ihrer ersten Kleidung).

Friedrich.

Gebhard (wie er Franz erblickt). Ach Gott! Ach Gott!

Hofrath. Bravo, bravo, Gebhard!

Kekau. Nicht wahr, er wundert sich, daß Franz so geschwind von Holland retourirt ist? Nur guten Muths, Freund Gebhard! die Sache soll keine schlimme Folge haben. Ich selbst will ihn defendiren.

Gebhard (ängstlich freudig). Gewiß?

Kekau. Ja, und ich steh' ihm dafür, daß er mit dem Zuchthause davon kommen soll.

Hofrath (in sich). Ha, ha, ha! ein schöner Defensor!

Kekau. Franz, wiederhol' er, was er schon gerichtlich ausgesagte. Hat ihm Gebhard nicht entdeckt, daß einzig durch seine

Schelmereien der junge Waker aus des Vaters Hause gestoßen und enterbt wurde?

Franz (dreiß). Ja.

Kekau. Daß er, nebst Gebhard und der Madam Waker alle Briefe aufgefangen haben, die der Sohn seit einem Jahre an seinen Vater schrieb?

Franz. Ja.

Kekau. Daß dem Hofrath ein falscher Todtenschein vorgezeigt wurde?

Franz. Ja.

Hofrath (in sich). Der eine Esel sagt immer Nein und der andere immer Ja.

Kekau. Ist es wahr, daß Gebhard und er mit einer großen gestohlenen Summe durchgehen wollten?

Franz. Ja.

Gebhard (hals weinend). Nein, nein, du Spitzbube, nein!

Franz. Ja, ja, du Spitzbube, ja.

Kekau. Brav! so ist's nach dem Schlendrian! die Parteien schimpfen und der Richter sagt kein Wort. Hier, mein Freund Gebhard, ist sein Bekenntniß nicht wesentlich; an einem andern Orte wird man's wohl erzwingen. — Meine Herren Falk und Krähe — und Sie — wahrscheinlich Habicht und Uhu! — haben Sie die Güte, die Ehrenmänner wieder an Ort und Stelle zu führen.

Krähe. Nicht wahr, wir haben unsere Sachen gut gemacht?

Falk. Wir haben es uns recht sauer werden lassen.

Kekau. Ich verstehe! — (Er greift in die Tasche.)

Hofrath (zu den Mädchen). Die wollen auch etwas sagen; es bedeutet aber nichts.

Kekau. Meine Herren Falk, Krähe, Habicht und Uhu, da sind sechs Dukaten. Jetzt empfehl' ich mich Ihrer Gütigkeit, und bitte das Bewußte herauf zu tragen.

Franz (bittend gegen Kekau). Herr!

Kekau. Dir wird Wort gehalten, geh nur.

(Gebhard, Franz und die Gerichtsdienner ab.)

Fünftehnter Auftritt.

Hofrath. Johanna. Wilhelmine (unten). Kekau. Barrington. Bernheim. Friedrich (auf dem kleinen Theater).

Hofrath (zu den Mädchen). Hab ich's nicht gesagt? — Mit dem Extemporiren! — Was haben wir nun gehört?

Johanna (bedeutend). Ich denke viel, Herr Dunkel! sehr viel! Wilhelmine. Ich hoffe, meines Bruders Unschuld wird erwiesen werden.

Hofrath (bitter lachend). Ha, ha! Als ob sich durch eine Komödie etwas erweisen ließe! — Märrin!

Nekau (hat unterdessen mit dem Doktor heimlich gesprochen). Muthmaßen Sie noch nicht, Herr Hofrath, daß Ihr Sohn unschuldig ist?

Hofrath. Ja, auf dem Theater können Sie ihn wohl unschuldig machen — aber in natura, in natura — da muß er das Porträt der Mutter aufweisen.

Nekau. Aha! die Entwicklung naht sich.

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Falk und Krähe (mit einem Koffer).

Nekau. Hierher gesetzt, ihr Herren! — und nun Gott befehlen.

(Falk und Krähe gehn ab.)

Nekau. In diesem Koffer, mein Herr Richter, der schon vor den Augen eines andern Richters war, sind die Beweise meiner Unschuld, die Beweise von Gebhards Dieberei, die Beweise des abscheulichen Verfahrens meiner Verwandten.

Hofrath (zu den Mädchen). Gebt Acht! sie werden auch ein Porträt hinein gelegt haben.

Nekau (packt den Koffer aus). Zuerst kommen die Sonntagskleider des Herrn Gebhard. — Nun ein Portefeuille — in diesem sind außer englischen Bankzetteln und andern Diebereien, die nicht hierher gehören, neun Briefe, die ich, seit einem Jahre, an meinen Vater schrieb. Vermuthlich vernichtete er darum die Briefe und mehrere Dinge nicht, um der Madam Waker die Stange zu halten. Nun kommen zweihundert niedliche Louisd'orrollen — Nun kommt eine Chatouille, die zwölftausend Dukaten enthält — Nun kommt Wäsche — nun kommt — (Er nimmt etwas in die Hand — nimmt die Briefe vom Tisch und springt vom Theater, Barrington, Bernheim ihm nach.)

Hofrath (steht auf, macht einen langen Hals). Nun, was kommt?

Nekau (wirft sich ihm zu Füßen und hält ihm das Porträt vor). Das Porträt meiner Mutter!

Hofrath (steht starr — allgemeine Pause — nach tiefem Athemholen). Ach! — Bald hätt' ich vergessen, daß es nur eine Komödie ist — so hat es mich überrascht.

Nekau. Auch meiner guten Mutter erinnern Sie sich nicht mehr?

Hofrath (nimmt das Porträt). Was? was? — Je, mein Gott! — das ist sie ja — das ist ja dasselbe Porträt —

Nekau. Vater! ich bin auch derselbe Sohn! —

Barrington. Es ist Ihr Sohn!

Bernheim. Es ist Ihr Sohn, Ihr Ludwig!

Johanna } (an seinem Hals). Mein Vetter!
Wilhelmine } Mein Bruder!

Hofrath (nickt in den Stuhl mit Thränen der Freude). Das ist mein Sohn? das ist mein Ludwig?

Nekau (wieder zu seinen Füßen). Vater! Denken Sie an die Vergebungs-scenen! es sind die schönsten in der Natur.

Hofrath (um seinen Hals). Ja wohl, sind Sie's; ja wohl! — Ich dir vergeben? — Vergib du mir meine Leichtgläubigkeit — meinen Starrsinn — meinen Unverstand — meinen hirnlosen Eid! —

Nekau. Das Alles wollen wir auf ewig vergessen, mein guter, lieber Vater!

Hofrath (zurückstehend mit gefalteten auf die Stirne gelegten Händen). O mein Gott! wenn ich bedenke! — Was hätt' ich auf mein Gewissen laden können! — Wenn du ein Bösewicht, ein Dieb, ein Mörder geworden wärest — so hätte ich —

Nekau. O stille davon, Vater! — Ich bin's ja nicht geworden.

Hofrath. Hast auch wohl nichts gelernt?

Nekau. Vielleicht nicht tiefe Gelehrsamkeit; aber dafür Menschenkenntniß, trotz hundert Gelehrten.

Hofrath. O du Spibuke vom Bruder! — Wo ist die Schlange, meine Schwägerin?

Nekau. Lieber Vater! Alles — Alles muß vergessen und vergeben sein.

Johanna. Lieber Onkel!

Wilhelmine. Lieber Vater!

Hofrath. Nun ja, ja, ja! ich will vergeben, und von Herzen — ich bedarf ja auch Vergebung.

Johanna. Lieber Vetter! daß ich keinen Theil hatte —

Nekau. Consinken! wenn ich das nicht wüßte — hätt' ich Ihnen wohl einen so guten Mann ausgesucht?

Friedrich (der an der Thüre stand). Da kommt Madam Waker mit der ganzen Gesellschaft.

Nekau. Vater! denken Sie an die Vergebungs-scenen!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Madam Waker.

(Eine große Gesellschaft von Herren und Damen, einige haben Theaterkleider an; Bediente folgen ihnen, denen die Herren ihre Mäntel und die Damen ihre Saloppen geben.)

Mad. Waker. Was ist das? noch keine Anstalt zur Komödie? (Zu den Mädchen.) Noch nicht angezogen?

Nekau. Diesen Augenblick, Mamachen, haben wir eine Komödie geendet, die ziemlich interessant war. — Ich will Ihnen

mit ein Paar Worten den Inhalt erzählen. Ihr Buchhalter Gebhard hat sich mit einer sehr großen Summe, die wohl größtentheils Ihnen gehört, davon machen wollen — ich hab' ihm aber den Paß verrennt, und er sitzt fest, — hier ist der Beweis — (Er führt sie an's Theater.) Lauter schöne Rollen von hundert Louisd'or, und ein fettes Cha-toullchen. — Friedrich! pack' er ein — Sind alle gezählt. — Ferner haben wir in diesem Koffer verschiedene Briefe gefunden, die Ludwig Baker an den Hofrath Baker schrieb — Ferner hat sich in diesem Koffer das Porträt der seligen Hofrätthin, folglich des Hof-raths Vergebung, und endlich — des Hofraths Sohn gefunden — und der bin ich! (Pausen.)

Mad. Baker (erstaunt). Was?

Alle (drängen sich um Refau). Ich gratulire.

Refau. Gehorsamer Diener! hernach werd' ich die Ehre haben, Ihre allseitige Bekanntschaft zu machen. — (Zu Mad. Baker leise.) Schlucken Sie die Pille geduldig hinunter, Mamachen! — Mein Vater vergibt Ihnen, ich auch, und Alles soll vergessen sein.

Mad. Baker (nachfassend). Herr Bruder! — Cousin! ich gratulire von Herzen! — und hoffe, mich hinlänglich über Alles entschuldigen zu können, was —

Hofrath. Schon gut — schon gut. Vergeben und vergessen.

Refau. Es fehlt nun weiter nichts, als Ihr Segen, Mamachen, zu dieser doppelten Heirat.

Mad. Baker (bestäubt). So? — ist schon Alles richtig?

Refau. Alles, Mamachen! — Alles!

(Johanna und Bernheim, Wilhelmine und Barrington gehen zu ihr.)

Mad. Baker. Nun — so muß ich's ja auch wohl zufrieden sein.

Refau. Nicht so in Gedanken, lieber Vater! Wie steht's denn mit der Komödie?

Hofrath. Laß die Komödie heut weg. Na, wenn wir so ein kleines Stück mit einer Vergebungs-scene aufführen könnten!

Refau. Haben wir sie nicht eben aufgeführt, mein guter Vater? — Aber eine Segnungs-scene ist noch übrig, lassen Sie uns mit der eiden. (Er wies sich ihm zu Füßen.)

Hofrath (legt seine Hand auf Refau's Haupt). Gott segne dich!

(Die Gesellschaft drängt sich um beide herum, und der Vorhang fällt.)



A. Iffland

August Wilhelm Iffland.

~~~~~

August Wilhelm Iffland, born at Berlin, was a celebrated actor and dramatist. He was the son of a musician, and from an early age showed a strong inclination for the stage. He studied at the University of Berlin, and then travelled through France, Italy, and Germany, where he acquired a deep knowledge of the dramatic art. He returned to Berlin in 1771, and was appointed actor and dramatist at the Royal Theatre. He was a man of great talent and energy, and his plays were highly popular. He died in 1814, at the age of 43.



Annale mldallm August

Annale mldallm August

*Elbana*

## August Wilhelm Iffland.

(Geb. 19. April 1759. Gest. 22. Sept. 1814.)

Iffland, geboren den 19. April 1759 zu Hannover, war der Sohn angesehenen bemittelter Eltern und erhielt sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen er aber, seinem eignen Geständniß zufolge, nicht so nützte, wie es seine Talente gestattet hätten. Denn die Besuche dramatischer Vorstellungen hatten ihn dergestalt für die Schauspielerei eingenommen, daß er dadurch von allen andern Gegenständen abgezogen wurde. Er verließ, ohne Vorwissen seiner Eltern, in seinem 18. Jahre Hannover, betrat in Gotha zuerst das Theater (als Jude in Engels „Diamant“), gefiel, wurde engagiert und ging, als diese Bühne, nach Eckhofs Tode, der sein Freund und Vorbild ward, aufgelöst wurde, 1779 nach Mannheim. Hier machte er zugleich mit seinem „Albert von Thurneisen“ 1781 den ersten Versuch als Theaterdichter, und fand eine günstige Aufnahme. Die schöne Wirkung, „viele Menschen für Seelenleiden und Menschenhefale erwärmt, laut und herzlich erklärt zu sehen,“ riß ihn, seinem eignen Geständniß nach, hin, machte ihn unaussprechlich glücklich. So entstand der Voratz, mehre bürgerliche Verhältnisse nach und nach dramatisch zu behandeln. Er lernte in Mannheim Schiller kennen, dessen Franz Moor er mit dem glänzendsten Erfolge spielte, machte 1785 eine Reise nach Lübeck und Hamburg, 1792 nach der Schweiz und breitete durch verschiedene Gastspiele (namentlich in Weimar) überall seinen Ruf als Schauspieler aus. Im Jahr 1796 wurde er nach Berlin zur Direktion des königlichen Nationaltheaters berufen,



darauf 1811 vom König zum Generaldirector der königlichen Schauspiele ernannt. Er starb zu Berlin den 22. September 1814.

Als Schauspieler tritt Iffland an wahrhafter Konsequenz und innerem Zusammenhange den besten seiner Genossen zur Seite. Wenn eine jahrelang gelübte Kritik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichste und beharrlichste Studium der Schauspielerkunst zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzusammenhängenden Lücken, jene unbewußten Aeußerungen der Routine, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakterisiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile seiner Vorstellungen das klarste Bewußtsein und die uneingeschränkste Beherrschung des Stoffes ansah, und wenn endlich jede seiner Darstellungen ein streng in sich zusammenhängendes, nie unterbrochenes Ganzes ausmachte, so ist man genöthigt, Iffland, im umfassendsten Sinne des Wortes, einen großen Künstler zu nennen. Er war es in der That, der nächst Eckhof und Schröder das deutsche Theater auf den Höhepunkt seiner damaligen Blüthe brachte, und verhält sich zu den genannten beiden Meistern in der Kunst „wie etwa in der griechischen Tragik der Dichter Euripides zu Aeschylus und Sophokles. Denn wie jener Tragiker in seinen Tragödien den Effekt und das deklamatorische Pathos der einfach strengen Erhabenheit des Zweiten und der reinen Harmonie des Letztern gegenüber geltend macht, so Iffland im Spiel neben Eckhof und Schröder. Minder gelang ihm, den tragischen Ernst in seiner ruhigen Wahrheit darzustellen; höher stand er in der Humoristik und Komik, wo ihm eine gewisse Genialität eigen war.“ Aber auch seine ernstesten Familiencharaktere und seine bloß reflektirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, traten mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor. Eine seiner glänzendsten Rollen war Lessings „Nathan“.

Als dramatischer Dichter ist Iffland (nach Gottschall) der moralische Realist, wie Schiller der ethische Idealist. Seinen Dramen gibt die moralische und bürgerliche Pflicht dieselbe

Energie, welche die ideale Begeisterung den Dramen Schillers gewährt. Die Kollisionen, welche die Verletzung dieser Pflicht hervorruft, und ihre Ausglei chung durch innere Besserung bilden den Mittelpunkt der meisten Schauspiele Ifflands. Die Schuld der Helden besteht nicht in einer tragischen Ueberhebung, welche durch die Nemesis ausgeglichen wird, sondern in einer Ueberreißung aus Affekt und in moralischen Abwegen, welche zwar die äußeren Lebensverhältnisse zerrütten, aber doch auf dem Boden der innern Gesinnung zur Versöhnung führen. „Die Vorstellung von Lessings Miß Sara Sampson, diesem deutschen Urbilde des bürgerlichen Tränenspiels, hatte einst auf den Knaben den Eindruck tiefster Nührung gemacht und ihm die literarische Richtung gegeben, der er mit wenigen Ausnahmen sein Leben lang treu blieb. Iffland erkannte das auf dem englischen Familienroman beruhende, rührende Schauspiel, das seine Stoffe und bevorzugten Gestalten aus dem Leben der bürgerlichen Familie wählte. Die Wechselwirkungen desselben mit den vornehmern oder bevorzugtern Ständen benutzte er, um das Verderben zu schildern, dem das deutsche Kleinleben sich in Verblendung preisgab oder dem es ausgesetzt war, wenn es gegen die kleinen Gewaltthaber weder fügsam sein wollte noch durfte. Es liegen Licht und Schatten immer auf denselben Seiten. Doch ist der ungeheure Erfolg der ifflandschen Stücke ein lautes Zeugniß, daß die Verhältnisse, die sie auffassen, im Großen und Ganzen richtig wieder gegeben wurden. Diese getreue Schilderung der Wirklichkeit ist zugleich ihr höchstes Verdienst. Von künstlerischer Darstellung einer höhern sittlichen Welt, von einer idealen Menschennatur dämmert selten eine Ahnung auf. Ersatz dafür wird in einer starken Zuthat moralisirender Ehrenhaftigkeit gesucht, und für die große Menge bot dies Element wirklichen Ersatz. Die Charaktere, die Iffland zur Nührung benutzte, sind durchweg gute brave Leute. Er nahm seine Zuflucht nie zu dem wirksamen Mittel seines Nachfolgers und Konkurrenten Koberg, die innere Unstetlichkeit mit dem Flitterstaat äußerer Tugend und Größe täuschend heranzupuzen. Sein Publikum war



das der gutherzigen Befangenheit, Kosebue's das der scheinbedürftigen Schwäche" (Gödecke). Das lebendigste und am meisten gegebene unter Ifflands Dramen sind die „Jäger“ (1785) ein in der idyllischen Darstellung roher, ungekünstelter Natur fast vollendetes Stück. Iffland selbst nennt es ein ländliches Sittengemälde, da die Handlung mehr in Tableau und Charakterschilderungen verläuft, die eigentliche Katastrophe aber an sich sehr unbedeutend ist, weil sie auf einem Irrthum beruht und nur durch des Dichters außerordentlich geschickte Behandlung einen großen Effekt hervorbringt. „Dieses Stück zeigt, was der Dramatiker mit den einfachsten Mitteln, durch Natur und Wahrheit, vermag. Von den modernen dramatisirten Dorfgeschichten unterscheidet es sich durch den Mangel an jeder sentimentalen Schminke und affectirten Naivetät. Die Charaktere des Oberförsters und der Oberförsterin, die schlichte, heftig zufahrende Redlichkeit des Ersteren, die geschäftige und geschwähige Sorglosigkeit der Zweiten, sind so meisterhaft geschildert, der idyllische Hintergrund ist mit so sichern Zügen aufgetragen, daß man sich in der beschränkten Welt und ihren gemüthlichen Zuständen vollkommen heimisch fühlt und Alles, was diesen einfachen Menschen begegnet, mit herzlicher Theilnahme aufnimmt.“ In den „Hagestolzen“ (1793), von denen Schiller selbst sagt, es rege sich darin die wahre Poesie, und ihr Licht dringe an mehreren Stellen glücklich durch, herrscht ebenfalls große Einheit der Handlung und die Charaktere des Geheimerath's Sternberg, sowie des Hofrath's Reinhold, der in seiner Entwicklung aus einem grämlichen Hypochonder zum thätigen Manne vortrefflich dargestellt ist, gehören zu den glücklichsten Gestalten der ippfandschen Muse. Außer diesen sind noch der „Herbsttag“ mit einigen wirklich poetischen Figuren, die „Mündel“, die „Advokaten“, „Dienstpflicht“ und die „Hausfreunde“ hervorzuheben. Im Ganzen findet man Ifflands Stücke etwas gedehnt und macht ihnen den gerechten Vorwurf einer allzu großen Familienähnlichkeit.

„Dramatische Werke“, 17 Bde., Leipz. 1798 ff.

## Die Hagestolzen.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

### Personen:

|                                             |                                              |
|---------------------------------------------|----------------------------------------------|
| Hofrath Reinhold.                           | Valentin, Reinholds Bedienter.               |
| Mademois. Reinhold, seine Schwester.        | Friedrich Linde, Pächter auf Reinholds Gute. |
| Geheimerath Sternberg.                      | Therese, seine Frau.                         |
| Mademois. Sternberg, seine Cousine.         | Margrethe, ihre Schwester.                   |
| Konsulent Wachtel.                          | Barbchen, Linde's Kinder.                    |
| Christine, Wachtel im Reinhold'schen Hause. | Paul,                                        |

### Erster Aufzug.

#### Erster Auftritt.

Valentin (auf einem Kanapee ausgestreckt, ein Tischchen mit Kaffee vor ihm).

Wenn ich nur lesen und schreiben könnte! — Lesen und schreiben das sollte ich können! Hundert Thaler mehr wäre meine Stelle des Jahres werth! Denn so weiß ich nun doch nicht, wie viel ich zu kurz komme, wenn ich und die alte Wamsell Geld zusammen ausleihen. (Er rechnet an den Fingern.) Auf die goldene Uhr haben wir dreißig Thaler zusammen ausgeliehen. Die Wamsell gab dazu achtzehn Thaler und ich zwölf. Zwölf und achtzehn macht — dreißig. Ja. Das hat seine Richtigkeit. Baar ausgezahlt hat sie fünfzehn, ich neun. Jeder kriegt drei Thaler Zinseffen auf acht Wochen. Hm! (Er schmeißt Kaffee.) Da sie auf fünfzehn nicht mehr gewinnt, als ich auf neun, so bin ich um fünf Thaler klüger, als die Wamsell. Virat! — Nichts geht über den Dienst bei einem alten Junggesellen!

#### Zweiter Auftritt.

Christine. Valentin.

Christine nimmt den Kaffee und räumt auf.

Valentin. Nun? — Man sagt guten Morgen.

Christine. Ach, was wollte ich nicht thun, wenn Sie mir nur helfen wollten, Herr Valentin —



Valentin. Zur Heiratsverlaubniß? Daran denke sie nicht, wenn sie nicht auf der Stelle ihren Abschied haben will. Die Wamsfell will nun einmal das Geheirate nicht leiden —

Christine. Aber der Herr —

Valentin. Auch nicht. Wie Eins heiratet, steht er es nicht mehr an.

Christine. Das glaube ich nicht; der Herr ist gut, und ich will mein Heil bei ihm probiren.

Valentin. Das thue sie — aber auf die versprochene Versorgung rechne sie dann nicht mehr.

Christine. Ei, wozu brauche ich sie mehr als zum Heiraten?

Valentin. Kurz, wir wollen keine Heiraten.

### Dritter Auftritt.

Vorige. Pächter Linde.

Christine geht, da er eintritt.

Linde. Schönen guten Morgen, Herr Valentin.

Valentin (bleibt stehen). Platz genommen.

Linde. Ha — ich habe noch Vieles in der Stadt zu thun.

Valentin. Wie geht's auf unserm Gute, Herr Pächter?

Linde. Auf dem Gute ist Alles frisch — aber — ich kam eben meinen Pacht diesmal nicht gut zusammen bringen.

Valentin. So? Ja — da wird es wohl heißen: — Vom Gute gezogen.

Linde. Sollte es nicht denken. Der Herr Hofrath ist doch so gut —

Valentin. Gut und gut und gar zu gut, daraus wächst der Bettelstab.

Linde. Und wenn er ein gutes Wort für mich einlegen kann —

Valentin. Nur davon geschwiegen.

Linde. Er ist doch auch ein Mensch —

Valentin. Der bezahlt, wenn er schuldig ist.

Linde. Ist es denn aber ein Wunder? Eine Haushaltung kostet viel. Drei Kinder, die wollen —

Valentin (heftig aufspringend). Das kommt vom Heiraten!

Linde. Ja freilich wohl.

Valentin. Es ist eine Schande und ein Spott, daß die Obrigkeit so Alles heiraten läßt, was nichts hat.

Linde. Ich habe nichts, aber meine Heirat hat mich darum doch nicht gerent.

Valentin. Weil sie mein Herr bezahlen soll? Nichts! Die Wirthschaft tangt nichts. Da muß eine Aenderung folgen.

Linde. Sieht er — wenn ich vom Gute muß — obwohl es ein großes Unglück wäre, meine Heirat sollte mich doch darum noch nicht gereuen.

Valentin. Da sehe er zu.

Linde. Kann ich den Herrn Hofrath sprechen?

Valentin. Nein.

Linde. Er ist aber zu Hause.

Valentin. Er ist zu Hause, er will aber nicht zu Hause sein.

Linde. So warte ich.

Valentin. Nein. Frage er wieder zu.

Linde. Wann?

Valentin. In einer halben Stunde.

Linde. Er wird mir wohl indeß einen bösen Dienst thun bei seinem Herrn — meine ich —

Valentin. Alles nach Gewissen, Herr Linde, nach Pflicht und Gewissen.

Linde. Sein Gewissen? Nun — wenn das nur nicht auch los und ledig ist, wie er selbst! Indes, Gott befohlen. (Er geht ab.)

Valentin. Der Kerl muß mir vom Gute, da hilft nichts. Kann ich den Herrn von der verwetterten Heirat nicht abhalten, so gibt das ein charmanthes Plätzchen für mich da draußen.

### Vierter Auftritt.

Valentin. Hofrath Reinhold.

Hofrath. Valentin!

Valentin (gutmüthig und zerknirsch). Mein lieber Herr Hofrath —

Hofrath. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan.

Valentin. Ei, das beklage ich ja gar zu sehr.

Hofrath. Was war denn das gegen Morgen für ein unerträgliches Geschrei?

Valentin. Heute?

Hofrath. So gegen sechs Uhr. — Es war wie Rahengeschrei.

Valentin. Ah das — ja so. Unsere Minette —

Hofrath. Was seht Minetten?

Valentin. Die hat es überstanden.

Hofrath. Minette?

Valentin. Ja! die stiehlt Ihnen nun die gute Milch nicht mehr weg. Weil sie es denn alle und alle Morgen that und Sie so böse wurden, wenn dann schlechtere Milch kam, so habe ich, aus Liebe für Sie, gestern vor Schlafengehen — ein stilles, gelindes Giftchen —



Hofrath. Kleider Mensch!  
 Valentin. Weil Sie aber immer übler Laune wurden, wenn —  
 Hofrath. Ich hatte das Thier so gern.  
 Valentin. Und weil sie eben alle Morgen Milch stahl, so —  
 Hofrath (an sich haltend). Es ist genug.  
 Valentin. Befehlen Sie Ihren Kaffee?  
 Hofrath. Nein.  
 Valentin. Oder —  
 Hofrath. Ein Glas Wasser.  
 Valentin. Den Augenblick, mein Herr Hofrath. (Er geht.)  
 Hofrath. Arm' und Beine könnte ich ihm entzwei schlagen! Minette war freilich nur eine Kage — aber — sie strich doch so freundlich um mich herum, wenn ich nach Hause kam. Manchmal war mir das lieber, als die vielen Worte meiner Schwester — und als der ganze Valentin. — Ich bin böse — ich muß mich in Acht nehmen.

Valentin (bringt Wasser). Hier, mein Herr Hofrath.  
 Hofrath. Es ist trübe.  
 Valentin. Bei Leibe —  
 Hofrath (trinkt). Hat über Nacht gestanden.  
 Valentin. Nicht doch.  
 Hofrath. Setz' es weg. — Warst du heute schon aus? —  
 Valentin. O ja, mein lieber Herr Hofrath.  
 Hofrath. Was Neues?  
 Valentin. Unser Pächter Linde war hier und klagte —  
 Hofrath. Ich frage nicht, wer hier war; ich frage —  
 Valentin. Was — mein Herr Hofrath?  
 Hofrath. Wo warst du?  
 Valentin. In der Kirche, mein Herr Hofrath —  
 Hofrath. So bist du ja — vor Sternbergs Hause vorüber gegangen?  
 Valentin. Hart am Hause hin, mein Herr Hofrath.  
 Hofrath. Nun was hast du denn gesehen oder gehört von ihr — Stock?  
 Valentin. Das wollen Sie wissen? Von Mamsell wollen Sie wissen? Ei, hätten Sie mir mit einer Sylbe gesagt, daß Sie etwas von der hören wollten, in Einem weg hätte ich plaudern wollen, nur um Ihnen den bösen Muth zu vertreiben.  
 Hofrath. Geh' deiner Wege.  
 Valentin. Die Mamsell Sternberg also? Die ist gesund wie ein Fisch, munter wie —  
 Hofrath. Hinaus! sage ich dir — fort!

Valentin. Ja, mein lieber Herr Hofrath, ich will gehen. Aber — aber —

Hofrath. Was noch?

Valentin. Ach! — (weinerlich.) Das gute alte Sprichwort hat wohl Recht: Raken und Weiber sind falscher Art. Eines ist jetzt Schuld, daß ich hinaus muß, Minette oder Mamsell Sternberg.

(Er geht ab.)

Hofrath. Ach — ach, ach! Warum habe ich es nicht vor zehn Jahren gethan! Nun? — Wer sagt mir, ob ich nicht mehr Bande zerreiße, als ich anknüpfe?

### Fünfter Auftritt.

Hofrath. Mademoiselle Reinhold.

Mdms. Reinhold. Was soll das, lieber Bruder? Du hast dem Valentin so übel begegnet —

Hofrath. Weil er Minetten aus dem Wege geräumt hat.

Mdms. Reinhold. Das Thier hatte einen heimlichen bösen Charakter, ich versichere dich. Und ihre diebische Art —

Hofrath. Genug, sie ist weg.

Mdms. Reinhold. Aber Valentin —

Hofrath. Ich will nichts mehr davon hören.

Mdms. Reinhold. Valentin hat aber —

Hofrath. Laß mich doch —

Mdms. Reinhold. Nein, sage ich, du sollst hören, du mußt hören. Alle Tage wirfst du unerträglicher!

Hofrath. Alle Tage fühle ich mich unglücklicher!

Mdms. Reinhold. Krankheit! Frage den Doctor; du mußt eine neue Medicin haben.

Hofrath. Zah' aus, Jahr ein laßt ihr mich Pulver nehmen und Tropfen. Alle Woche findet der Arzt ein neues Uebel, alle Neujahr bezahle ich ihn theuer, und bin nicht besser. Beschlossen ist es — von der Apotheke will ich nichts mehr wissen, und der Arzt soll mir nur dann willkommen sein, wenn er mein moralisches Uebel behandeln will.

Mdms. Reinhold. Moralisches Uebel?

Hofrath. Mein Herz hängt an nichts.

Mdms. Reinhold. Habe ich dich nicht so lieb —

Hofrath. Ja, und ich glaube, ich bin dafür dankbar gewesen, als ich so manche Heirat aufgegeben habe, die du mir ausgeredet hast. Die Anhänglichkeit an dich — erfüllt mein Herz nicht ganz.

Mdms. Reinhold. Nun, so ist —



Hofrath. Du brauchst wenig, um glücklich zu sein. Ein guter Schrank voll schönen Weißzeugs — ein Halsband für deinen Kops — guter Kaffee — ein sicherer Kapitalbrief und ein schön ausgeputzter Kirchenstuhl; wenn ich das besorgt habe, so kann ich mit aller brüderlichen Gütlichkeit nichts mehr für dich thun.

Wdmf. Reinhold. Für wen könntest du denn mehr thun — oder —

Hofrath. Für ein Weib und Kinder.

Wdmf. Reinhold. Ist es meine Schuld, daß du ledig bist?

Hofrath. Wenigstens nicht ganz meine Schuld. — Ach Schwester! — ich wollte, du hättest, was ich mir wünsche — eine Familie!

Wdmf. Reinhold. Ach nein, lieber Bruder! Habe ich nicht dich? Und dann die Blümlein im Felde, die Armen — Alles ist meine Familie.

Hofrath. Doch noch besser, wenn du an der Seite eines guten Mannes deinen Kindern dafür Gefühle geben könntest. — Du weißt, daß ich das von jeher an dir nicht habe begreifen können. Du hättest wahrlich gute Partien machen können.

Wdmf. Reinhold (seufzt). Keine sichere!

Hofrath. Keine reiche? Du bist reich.

Wdmf. Reinhold. Gut für die Armuth.

Hofrath. Ich hoffe, du handelst im Stillen für die Armen. — Ein Herz ohne Liebe ist mir fürchterlich. — Ja, Schwester, ich halte dich für sehr unglücklich. Und großen Theils deinetwegen, um dich nicht aus dem Zirkel deiner Beschäftigungen für mein Haus zu reißen, habe ich bisher nicht geheiratet. Aber —

Wdmf. Reinhold. Aber?

Hofrath. Ich werde älter!

Wdmf. Reinhold (seufzt). Freilich!

Hofrath. Und bin trockener, als ich den Jahren nach — sein sollte. Mein Geist wird stumpf, und mein Herz verlangt ungestüm nach einer Bestimmung, die es nicht hat.

Wdmf. Reinhold. Ach, wie würdest du ein armes Weib so elend machen!

Hofrath. Ich?

Wdmf. Reinhold. Mit diesen Launen.

Hofrath. Eine Frau könnte sie verschuchen.

Wdmf. Reinhold. Ja — wenn du — so — ein fünfzehn Jahre weniger hättest!

Hofrath. Warum sind sie verloren? (Seufzt.) Warum?

Wdmf. Reinhold. Aus Liebe nimmt dich keine mehr.

Hofrath. Freilich! (Seufzt.) Freilich!

Wdmf. Reinhold. Des Geldes wegen. Und wenn du dessen nur genug hättest für die Kaprizen unserer Weiber und dieser Zeiten!

Hofrath. So oft hat mich das zurück gewiesen! Soll ich denn dieser Furcht mein Glück opfern?

Wdmf. Reinhold. Ein junger Mann? Ja, der kann Herr sein. Aber in deinen Jahren ist man bei jedem ernststen Blicke gegen ein junges Weib Tyrann. Dann kommen die jungen Tröster —

Hofrath. Still — o es ist zu wahr!

Wdmf. Reinhold. Die? Nun — die trösten —

Hofrath. Nichts mehr — ich bitte dich.

Wdmf. Reinhold. Und du kennst dich nicht. Du weißt nicht, wie wunderbar du bist. Sieh — Valentin liebt das Leben für dich. Er ist wie unsinnig, er weint sich die Augen aus dem Kopfe über deine Hartherzigkeit.

Hofrath. Hartherzigkeit?

Wdmf. Reinhold. Niemand meint es so redlich mit dir, als der gute Valentin und ich. Keinen Schritt lassen wir dich aus dem Auge. Jeden Bissen bewachen wir, den du in den Mund nimmst. Deinen Athem zählen wir, wenn du nur ein wenig rothe Backen hast. Auf Luft und Wetter achten wir, ehe wir dich aus dem Hause lassen.

Hofrath. Ach ja, ach ja, es ist so!

Wdmf. Reinhold. Und was ist der Dank? Ein guter treuer Kerkel wird gemißhandelt, und der Schwester läßt man's auch fühlen, daß sie —

Hofrath. Meine Hand darauf, ich erkenne alle deine Besorgnisse, wenn du sie auch oft übertreibst.

Wdmf. Reinhold. Übertreibst? Ueber —

Hofrath. Deine Hand! So! Sei ruhig. Ich thue ja Alles, um Ruhe zu haben.

Wdmf. Reinhold. Du mußt aber auch dem armen Valentin ein Wort sagen.

Hofrath. Hernach. Bei Gelegenheit.

Wdmf. Reinhold. Nein, lieber Bruder! Ein echter Christ muß sein Unrecht willig wieder gut machen und gleich.

Hofrath. Bedenke doch nur, daß ich die Kaze gern hatte —

Wdmf. Reinhold. Ei was? Man muß nicht an der Kreatur hängen. Valentin ist ein Mensch. Valentin weint. Er wird sich nicht zufrieden geben, daß du ihm ein unvernünftiges Vieh vorziehest. Nun — ich will ihn rufen, und du sagst ihm ein gutes Wort.

Hofrath. Aber bedenke —



Mdms. Reinhold. Ich bin nicht ruhig und nicht still, ich gehe nicht von deiner Seite, bis das geschehen ist.

Hofrath. Nun — um des Hausfriedens willen — rufe ihn.

Mdms. Reinhold (ruft). Valentin — he, Valentin!

### Sechster Auftritt.

Vorige. Valentin.

Valentin (tätlich). Mamsell.

Mdms. Reinhold. Da ist Valentin. Nun sprich, lieber Bruder.

Hofrath (turt). Es thut mir leid, daß ich dich angefahren habe, Valentin — aber das Thier thut mir sehr leid. Nun still davon.

Valentin. Gott sei Dank, daß Sie nur wieder gut sind! Ich hätte mir ein Leid angethan, wenn es so geblieben wäre.

Mdms. Reinhold. Hörst du das, lieber Bruder? Ein Leid hätte er sich angethan.

Valentin (freudig). Befehlen Sie etwa, daß ich nun wieder weiter sprechen soll von der Mamsell Sternberg?

Mdms. Reinhold. Von der Mamsell Sternberg? Hast du von ihr gesprochen?

Hofrath. Geh' deiner Wege.

Valentin. Sehen Sie nur, liebe Mamsell, der Herr hört gern von ihr reden, und doch verbietet er es mir.

Mdms. Reinhold. Ei, so rede denn doch, Valentin! Was wüßtest du denn, daß —

Valentin. Heute Mittag ist große Gesellschaft da; acht und zwanzig Personen —

Mdms. Reinhold. Acht und zwanzig Personen? Ei, ei!

Hofrath. Unerträglich ist der beständige Aufwand!

Mdms. Reinhold. Hm, sie sind bemittelt.

Hofrath. Ihr Aufwand muß sie zu Grunde richten.

Mdms. Reinhold. Nun — das nicht eben; aber — einen Mann bekommt sie einmal nicht.

Hofrath. Wäre der Aufwand nicht — — sonst ist sie ein ganz interessantes Mädchen.

Mdms. Reinhold. Gewiß. Aber welcher Mann wird nicht erschrecken vor dem Gedanken, in drei Jahren ausgepfändet zu werden! Jammer schade, daß der enorme Aufwand —

Hofrath. Ja freilich, der verhindert Alles. Ich habe es ja schon gesagt, der verhindert Alles.

Mdms. Reinhold. Was?

Hofrath. Alles Attachement.

Mdms. Reinhold. Von wem?

Hofrath. Von — Ei! — von den Männern, die sie umgeben.

Mdms. Reinhold. Ja so. (Es wird geklopft.)

Valentin (hinauswärts). Ja, er ist hier. (Hereinwärts). Herr Konsulent Wachtel. (Geht ab.)

### Siebenter Auftritt.

Vorige. Konsulent Wachtel.

Konsulent. Guten Morgen. (Wechselseitige Höflichkeiten.) Ja, ja. (Er setzt sich.)

Mdms. Reinhold. Es gibt einen schwülen Tag heute. (Sie setzt sich.)

Konsulent. Einen schwülen Tag.

Hofrath. Es scheint.

Mdms. Reinhold. Seg' dich doch auch, Bruder.

Hofrath. Ich werde wohl nicht bleiben können, denn —

Mdms. Reinhold. Seg' dich doch. Du hast nicht geschlossen. Sieht er nicht ganz echauffirt aus?

Konsulent. Ganz echauffirt.

Mdms. Reinhold. Seg' dich doch.

Hofrath (ärgerlich). Ich sitze.

Mdms. Reinhold. Man muß recht Acht auf ihn geben.

Konsulent. So?

Mdms. Reinhold. Er menagirt seine Gesundheit gar nicht.

Konsulent. Ei!

Mdms. Reinhold. Er ist auch gar nicht gesund.

Hofrath. Schwester!

Mdms. Reinhold. Er scheint mir gesund.

Hofrath. Lassen wir das!

Konsulent. Ich aß gestern im Hecste —

Hofrath. War gute Gesellschaft da?

Konsulent. Ein Paar wälsche Hahnen hatten wir, so zart, so saftig. — Ich habe für heute wieder bestellt, und kann es nicht erwarten, bis es Mittag wird. (Zieht nach der Uhr.) Vorher will —

Hofrath. Wie geht es mit dem Prozeß Ihrer Mündel?

Konsulent. Ein Prozeß?

Hofrath. Ihre Mündel, die hinterlaguen Schmid'schen Kinder.

Konsulent. Die haben verloren.

Hofrath. So sind sie Bettler!

Konsulent. Eine Schickung.

Hofrath. Hätten Sie früher auf einen Vergleich gedacht —

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 5.



Konsulent. Vor vier Wochen, da wäre es noch möglich gewesen. Die Gegner haben mir damals fast das Haus eingelassen.

Hofrath. Und warum thaten Sie es nicht?

Konsulent. Ich war nicht hier.

Hofrath. Aber —

Konsulent. Bei Sallmann auf dem Gute, und rutschte überhaupt ein Bißchen herum. Wenn ich einmal auf dem Lande bin, da müssen mir die Geschäfte weg bleiben.

Hofrath. Die Kinder sind nun Bettler!

Konsulent. Ein Unglück ist es. Aber — Vergnügen muß doch auch sein. Die Liebe fängt von sich an. Apropos — bei Gerhards ist ein Strohwein angekommen — ein Wein — ach! Daven habe ich Sie avertiren wollen. Nun, adieu.

Wdmf. Reinhold. Wohin schon?

Konsulent. In die Kirche. Es ist schon kühle dort, und ich habe eine Alteration gehabt. Denken Sie, ich habe meine Haushälterin fortgeschickt!

Hofrath. Das wundert mich, denn Sie schienen sehr gut mit ihr versehen zu sein.

Konsulent. Allerdings.

Hofrath. Wie konnten Sie sie wegschicken?

Konsulent. Denken Sie, ha, ha, sie begehrte, ich sollte ihr ein Kapitälchen aussetzen auf meinen Todesfall; sie wollte nicht so ohne Zweck ihre Tage verleben.

Hofrath. Da hatte sie Recht.

Wdmf. Reinhold. Ohne Zweck? Sie kriegte ja Lohn von Ihnen.

Konsulent. Und wenn sie es denn nur eingekleidet hätte! Aber so gerade vom Tode zu reden! Gar vom Todesfall! Meinem Todesfall! — Es ist mir seitdem, als ob der beinerne Tod über einen breiten Leichenstein herüberragte, mit dem er mich zudecken wollte. Ja, hätte ich nicht eben die Schokolade gehabt, eine Ohrfeige hätte ich ihr gegeben. Sie hat aber gleich fortgemußt.

Hofrath. Sie haben Unrecht. Ein alter Junggeselle hat ja so keinen fröhlichen Blick, den er nicht vorher bezahlt. Diese Person hielt doch etwas auf Sie.

Konsulent. Nun ja, und jetzt bezahle ich eine andere, daß sie wieder etwas auf mich hält.

Hofrath. Und wenn sie das doch nicht thut?

Konsulent. Pah! Ich bin wenig zu Hause — ich bin überall!

Hofrath. Wenn Sie einmal zu Hause sein müssen? krank — an ihr Bett gefesselt —

Konsulent. So gebe ich Spielpartien zu Hause vor meinem Bette.

Hofrath. Und wenn dann Niemand kommt, Niemand Geduld mit dem Kranken hat — Niemand seiner Laune schont? Wachtel! — sehen Sie sich nach einer Frau um. Es ist der Rath eines ehrlichen Mannes.

Konsulent. Gott bewahre mich davor!

Hofrath. Kein Mädchen in der ersten Blüthe — ein gutes stilles Geschöpf, die —

Konsulent. Nach der Kopulation ist die Stillste nicht mehr still.

Hofrath. Nach vierzig Jahren ist der erträglichste Hagestolz nicht mehr erträglich. Wählen Sie ein Mädchen, das Sie glücklich machen können, — und —

Wdmf. Reinhold. Gut! wo sind die zu finden, wenn sie einiges Vermögen haben sollen —

Konsulent (mit gefatteten Händen). Und das Kindergeschrei — (den Blick gen Himmel) die veränderte Küche, Zeit und Stunde überall geändert! — Bewahre mich Gott! Oder — stehen Sie an dieser Narrheit? Wie?

Hofrath. Ach! — Ja — wenn — — aber der Aufwand —

Konsulent. Die Modestucht unserer Weiber —

Wdmf. Reinhold. Geliebt wird man nicht mehr in seinen Jahren, das fühlt er wohl —

Hofrath. Und es als einen bloß ökonomischen Kontrakt abzuschließen — dafür bewahre mich Gott!

Konsulent. Wäre noch das Rathsamste. Also — Sie bleiben ledig?

Hofrath. Doch — wohl — wahrscheinlich. Ja, ja wirklich!

Konsulent. Ich, geliebt's Gott, auch — Aber wegen der wälschen Hahnen im Hecht? Sie kommen doch hin?

Wdmf. Reinhold. Du wirst dir wieder eine Krankheit holen!

Hofrath. Ich ginge heut' gern hin, Schwester, denn ich bin so —

Wdmf. Reinhold. Willst du dich zu Grunde richten? Du bringst dich muthwillig um's Leben!

Hofrath. Nun, ich will denn vorsichtig sein. Ich verspreche es dir.

Wdmf. Reinhold. Wenn du krank wirst.

Konsulent. Kann ja morgen einnehmen.

Wdmf. Reinhold. Auf alle Fälle muß der Doktor gefragt werden.

Hofrath. Lieber Himmel —

Wdmf. Reinhold. Um deiner kostbaren Gesundheit willen, Bruder —

Hofrath. Nun ja — so frag ihn denn.



Mdms. Reinhold. Ich will Ihnen Antwort hinsagen lassen, Herr Konsulent.

Konsulent. Ich lasse den Strohwein dorthin bringen — und zwei Portschaisen. Gott befohlen! (zurückkommend.) Wenn wir nach dem Essen und von dem Getränk — hahaha! in den Portschaisen Schlaf kriegen, so sollen uns die Kerls nicht aufwecken, sondern vor das Thor und uns ein Bischen im Wäldchen herum tragen. Hahaha! es ist eine angenehme Bewegung. (Er geht ab.)

#### Achter Auftritt.

Hofrath. Mademoiselle Reinhold.

Hofrath. Schwester!

Mdms. Reinhold. Nun, lieber Bruder?

Hofrath. Was für ein Mensch!

Mdms. Reinhold. Wie so?

Hofrath. Ich! Ich und lauter ich! die Welt um ihn herum mag zu Grunde gehen! Wenn ich denn jemals so werden könnte, so nur für mich leben, und nur was ich esse, wie ich fahre, wie ich schlafe, wie ich trinke — wenn ich nur darauf zu sinnen leben sollte — noch heute wollte ich eine Frau nehmen, und — sollte es keine weggeschickte Haushälterin sein!

#### Neunter Auftritt.

Vorige. Valentin.

Hofrath. Was soll's werden?

Valentin. Ei — das wird man Sie gleich fragen.

Hofrath. Wer?

Valentin. Unser Pächter, der Linde —

Hofrath. Er soll kommen.

Valentin. Kann wieder den Pacht nicht zusammenbringen.

Hofrath. Ich muß doch einmal selbst hinaus. Es wird mich auch zerstreuen.

Mdms. Reinhold. Es ist eine böse, böse Haushaltung bei dem Linde.

Valentin. Die Frau, die Frau ist keine gute Wirthin! Daher kommt's.

Mdms. Reinhold. Eine Putznärrin. —

Valentin. Drei Kinder — gekleidet wie Junker!

Mdms. Reinhold. Gastereien —

Valentin. Ein Kartenspielschen — so — die Herren Unterpächter aus der Nachbarschaft. Da fangen sie unter der Nachmittagspredigt an, und wenn sie des andern Morgens herausschleichen, — Alle trunken — Alle trunken!

Mdms. Reinhold. Und bei dir begehren sie dann Pacht nachlaß? Schöne Wirthschaft!

Hofrath. Meine Gutheit wird oft schrecklich gemißbraucht, das ist gewiß.

Mdms. Reinhold. Siehst du das endlich ein?

Hofrath (bedeutend.) O ja.

Mdms. Reinhold. Gott Lob!

Hofrath. Aber sie wird so und so und überall gemißbraucht, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, abzubauen. — Laß ihn kommen.

Valentin. Sie müssen recht gelassen sein in Redensarten. Denn, so liederlich der Mensch ist, so frei und frech ist er doch.

(Er geht ab.)

Mdms. Reinhold. Ich denke, du wirst Gottes Segen, der draußen wächst, nicht länger so verschwenden lassen, und ihn endlich vom Pacht wegsthum.

#### Zehnter Auftritt.

Vorige. Pächter Linde.

Linde. Der liebe Gott gebe uns allen Dreien eine gute Stunde beisammen! Ich brauche sie aber am nöthigsten.

Hofrath. Was ist die Sache?

Linde. Das halbe Jahr ist fällig. — Da — da sind sechzig Thaler. Es sollten aber hundert und zwanzig sein.

Mdms. Reinhold. Wo sind die andern sechzig?

Linde. Ach! — vertheilt. Hier, da, dort — unter Frau, mich selbst, Kinder, für Röcke, Schuhe, Nahrung. Leben muß man, und es kostet viel!

Hofrath. Leben muß man, mein Freund; aber —

Mdms. Reinhold. Nicht spielen, nicht gastiren, nicht trinken, nicht den Modeaffen folgen —

Linde (säuernd.) Haha! Sollen wir das gethan haben?

Mdms. Reinhold. Er lacht noch darüber?

Linde. Frischen Muthes. Denn Sie glauben das wohl nicht, bis Sie es untersucht haben. Thun Sie das. Dann werden Sie so herzlich lachen, wie ich, wenn Sie so die arme, kleine Einrichtung mit Eins übersehen.



Wdmf. Reinhold. Hier fehlen sechzig Thaler!

Linde. (seufzt). Ja wohl!

Wdmf. Reinhold. Und wo sollen die her kommen?

Linde. Aus unsrer Hände Arbeit mit Gottes Segen.

Wdmf. Reinhold. Wann?

Linde. Dreißig Thaler auf Weihnachten und dreißig auf Ostern zum andern Pacht. Wenn nämlich ich, mein gutes Weib und die drei Kleinen frisch bleiben.

Wdmf. Reinhold. Frisch bleiben, frisch bleiben! Wenn sie schwärmen und überessen sich, und —

Linde. Ei, lieber Gott, wie hart sind Sie! Wären Sie meine Frau, und mein Thereschen wäre an Ihrer Stelle — die hätte Sie schon nicht so erbärmlich stehen lassen, wie Sie mich.

Hofrath. Er hat Zeit bis Ostern mit der Zahlung.

Linde. (gutmüthig). Gott vergelt's! Hab Dank, Thereschen. Sehen Sie, ich habe Sie gerührt, und Sie sind doch nur gut geworden, weil ich von meiner Frau gesprochen habe. Es ist wohl merkwürdig. So oft ich in Noth bin und rede von ihr, so geht es mitten aus dem Herzen, und dann hat Gott allemal geholfen. Sie hat keinen Heller mit unter mein Dach gebracht, aber sie ist wacker, fleißig und gut. Wo sie hinkommt, machen die Leute fröhliche Gesichter, sehen sie mit Respekt an, und reichen gern eine hülfreiche Hand nach meiner Hütte her. Das, das ist doch auch ein schöner Thaler Mitgift, den Gott dem Thereschen gegeben hat. Darauf habe ich es gewagt — und denken Sie daran — es wird auch gut gehen.

Wdmf. Reinhold. Das ist Bülchergeplapper.

Linde. Ich meine nicht. Ist's aber — nur, so hat Der auch dem Menschen das Leben nicht sauer machen wollen, der es gesagt hat.

Wdmf. Reinhold. Sätze er nicht in der Angst und Noth von Frau und Kindern, so bekämen wir jetzt unser Geld.

Hofrath. (ernst). Schwester!

Wdmf. Reinhold. Du bedenkst nicht, was aufgeht und wie oft du —

Hofrath. Still doch — still!

Wdmf. Reinhold. Wäre er ledig geblieben —

Linde. So hätte ich — wer weiß? vielleicht gespielt, getrunken, und brächte Ihnen jetzt die sechzig Thaler wohl nicht einmal.

Wdmf. Reinhold. Dann würde man ihn vom Pacht wegthun, wie es ohnehin geschehen wird, wenn er Weihnachten und Ostern nicht zahlt.

Linde. Ich zahle. Und sehen Sie — ich verspreche Ihnen, daß ich Alles, was Sie da so gesagt haben, nicht einmal meiner Frau wieder erzählen will. Sie baut fest auf Gottes Hilfe in guten Menschen, wenn sie weiß, daß wir Alles gethan haben, was wir

können. Geholfen ist uns. Warum sollte ich ihr sagen, daß es nicht mit gutem Gemüthe geschehen ist?

Wdmf. Reinhold. Er ist sehr frech.

Linde. Nicht doch. Aber voll Muth auf meinen Hausvaterstand. Denken Sie nur — drei gute, gesunde Kinder habe ich alle Morgen aufzuwecken. Sie lachen in die Welt hinein, und wollen Brod von mir. Ich küsse sie — befehle sie Gott, und nun geht es frisch in Feld und Wald, in Berg und Thal. Wenn dann Abends die Kleinen auf meinen Knien spielen, Thereschen freundlich auf uns herum sieht, so bin ich wohl daran, und schlafe gut. Wenn schon das Mehl in der Kiste und aller Vorrath mit zu Ende geht — Muth habe ich doch! Ei, glauben Sie mir — laufen zwischen Ihnen Beiden so kleine Geschöpfe herum, da neben Ihnen stünde ein guter Mann, hier neben Ihnen stünde ein gutes Thereschen — ich weiß, Sie hätten mir noch früher das Trostwort in meine Hütte mitgegeben. (Er verbeugt sich lächelnd und geht. Eine Pause.)

Hofrath. Schwester, was meinst du?

Wdmf. Reinhold. (will hastig reden, verschluckt es). Ah! (Sie geht.)

Hofrath. (aus tiefem Nachsinnen mit einem Seufzer aufstrebend). Ja, ja! — Es ist traurig und macht kleinmüthig in allem Thun und Lassen, wenn Blüthe und Blätter so hindorren am Fuße des Stammes. (Er geht langsam hinein.)

## Zweiter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Mademoiselle Reinhold. Hernach Valentin.

Wdmf. Reinhold. (im Hineingehen zärtlich). Nein, nein, sage ich euch. Arbeitet! Arbeiten ist besser als Geld aufnehmen.

Valentin. Die ist abgeführt!

Wdmf. Reinhold. Wittwen, Wittwen und Waisen! — Damit glaubt solch Volk Alles zu sagen. Wenn sie sagen: — ich bin Wittwe, so meinen sie, das wäre ein Ehrentitel. Ist sie fort? Valentin. Am Arme habe ich sie weggeführt.



Mdmf. Reinhold. Nun, Valentin, gebe er wohl Acht. Die goldene Dose, die ist schon acht Tage fällig, die verkaufen wir. Drei Thaler Zins von der Wittve Müller, gegen die muß er um Exekution anrufen. Das Stück Leinwand von der Schneidersfrau wird auch verkauft. Dann habe ich vierhundert Thaler auf das Weisfische Haus geliehen — berede er die Leute, daß sie noch zweihundert Thaler von mir borgen. Zahlen können sie es nicht wieder, so kriege ich das Haus um ein Spottgeld; mir bietet Niemand nach. Besorge er das wohl.

Valentin. Wohl und gleich. Nun, Sie kennen mich, und hahaha! die Schuldleute auch. Ich bin so im Respekt, wo ich hinkomme, für Sie zu mahnen, kriechen die Kinder unter den Ofen.

Mdmf. Reinhold. Die Armuth ist mehrentheils ein freches Gesindel. Wer sie nicht zu muthig werden läßt, verdient einen Gotteslohn.

Valentin. Wo wollen Sie aber am Ende mit dem vielen Gelde hin?

Mdmf. Reinhold. Ach, lieber Valentin, mein Einziges — mein Trost, meine Freude am Tage und bei kummervollen Nächten — eine Kirche bauen.

Valentin. Wie kommt Ihnen aber der Hofrath vor? Ich glaube, diesmal geht er uns durch und heirathet.

Mdmf. Reinhold. Hat nicht das Herz. So oft er seufzt, daß er es nicht längst gethan hätte, gebe ich ihm Recht; rede aber so dazwischen — vom Aufwand, von Modefrauen. Er stutzt. — Hierauf lasse ich so etwas einfließen, daß er doch nun gleichwohl ein Vierziger sei. — Da wird er still, weint auch wohl. Dann nimmt es damit ein Ende, daß er uns und sein Hauswesen tadelt. — Und so wird es bleiben, mein lieber Valentin, bis wir in das Freudenreich aufgenommen werden. — Jetzt gehe er zum Konsulent Wachtel. Ein Kompliment, der Hofrath käme nicht in den Hecht zu Tische.

Valentin. War der Doktor schon hier?

Mdmf. Reinhold. Ach, was Doktor? Wir lassen ihn nicht hin.

Valentin. Ist recht. (Weht ab.)

### Zweiter Auftritt.

Hofrath. Mademoiselle Reinhold.

Hofrath. Schwester — mir ist nicht wohl zu Muth.

Mdmf. Reinhold. Soll der Doktor —

Hofrath. Nichts. — Jedes Wort des Pächters hat Zweifel, Unmuth und Vorwürfe in mir zurückgelassen.

Mdmf. Reinhold. Wegen des Geldes? Ja, es ist auch so was. Warum hast du ihm Nachlaß gegeben?

Hofrath. Alles wollte ich ihm erlassen, hätte ich ihn nur gar nicht gesehen!

Mdmf. Reinhold. Weswegen?

Hofrath. Kann ich mir verbergen, daß er viel glücklicher ist als ich?

Mdmf. Reinhold. Hm — du hast nicht gut geschlafen, lieber Bruder, und suchst es nun da.

Hofrath. Mit Einem Worte, ich sehe es täglich mehr, ich fühle es täglich drückender: ich bin ein unnützer Mensch in der Welt.

Mdmf. Reinhold. Da sei Gott vor!

Hofrath. Ich esse, trinke, schlafe, ich bin Andern nichts — und mir wenig. Ich lebe in Zwiespalt mit mir selbst. — Ich werde aufhören und aus der Welt gehen — gleichgültig — wie man eine vertrocknete Stange aus einem Garten wirft. O Gott!

Mdmf. Reinhold (seufzt). Das ist wieder dein alter Unmuth.

Hofrath. Der mit jedem Tage neue Kraft gewinnt; das ist schrecklich!

Mdmf. Reinhold. Ei ja — Was müßte man denn da thun — um — um — so, will ich sagen — daß — daß — das anders würde?

Hofrath. Das weiß ich.

Mdmf. Reinhold. Ei nun! so — so — nun?

Hofrath. Aber —

Mdmf. Reinhold. Nun, lieber Bruder, wo hängt es denn?

Hofrath. Heiraten sollte ich.

Mdmf. Reinhold. Nun — so — thäte ich das.

Hofrath. Und ich will heiraten.

Mdmf. Reinhold. Nur resolvirt, lieber Bruder.

Hofrath. Es ist beschlossen, sage ich dir, ich heirate.

Mdmf. Reinhold. Ei, warum wolltest du das auch nicht?

Hofrath. Weil ich bisher — Ach, ach, ach! es ist viele schöne Zeit verloren.

Mdmf. Reinhold. So lange der Mensch lebt, ist auch noch Hoffnung da.

Hofrath. Was soll der Klage-ton? Ich bin nicht krank.

Mdmf. Reinhold. Wer redet davon?

Hofrath. Doch ja. Ihr macht mich krank bei vollen Kräften. Ihr macht mich toll. Ihr umgibt, umspinnt und gängelt, umzäumt mich mit — Liebe und Pflege und Vorsorge und Rücksichten, daß ich rasend werden möchte.

Mdmf. Reinhold. So? Ei nun — so versuchte ich es einmal auf andere Weise.



Hofrath. Das soll geschehen — das geschieht.

Mdmf. Reinhold. Nun — so alterirte ich doch meine theure Gesundheit nicht so.

Hofrath. Das muß ich.

Mdmf. Reinhold. Wie denn so?

Hofrath. Ueber dich und mich. Ich habe dir meine besten Jahre geopfert wie ein Narr. Ich habe wie ein Hausgespenst unter euch gegessen und eure Albernheiten angehört. So ist mein Geist nun abgespannt, und ich bin nach und nach ein elendes, kraftloses Wesen geworden. Die Welt habe ich nur wie ein flaches Gemälde gesehen. Daran bist du Schuld, und ich vergebe dir's nicht. Hörst du — niemals vergebe ich dir das.

Mdmf. Reinhold. Nun — rede dich nur erst aus, lieber Bruder.

Hofrath. Daß ich ein gutmüthiger Narr bin, ein Mensch, der immer nur den gegenwärtigen Augenblick erkaufte, und für die Zukunft nichts gesammelt hat — sieh, das vergebe ich mir nicht. Lange habe ich das gefühlt, habe nicht das Herz gehabt, es dir zu sagen, weil — weil ich die Gesichter der Unglücklichen scheue. — Das werde ich mir nie vergeben.

Mdmf. Reinhold. Nun — wir wollen das erwägen, lieber Bruder. — Manchmal glaubtest du zu verthun, und für die Zukunft nicht genug zu haben, wenn du eine Frau nimmst. Scheint es dir nun, daß du für die Zukunft sammelst, wenn du eine Frau nimmst, so nimm eine Frau.

Hofrath. Ich weiß es, weiß, daß ich Freuden sammle Aber —

Mdmf. Reinhold. Nun denn?

Hofrath. Dabei bin ich wieder von dir chikanirt — durch mich selbst. Ob ich gleich fühle, daß du die besten Jahre meines Lebens in den Schlaf geleiert hast, so bin ich doch nun an dich gewöhnt, und ich — ich — kurz, ich kann dich nicht von mir wegziehen sehen.

Mdmf. Reinhold (rath). O lieber Bruder, das —

Hofrath. Ich kann nicht wohl ohne dich sein.

Mdmf. Reinhold. Das findet sich. Das hat Zeit. Wenn du heiratest, werden freilich ein paar Komoden anders gestellt werden, und deine Schwester wird in ein kleines Dertchen ziehen. Aber das muß dich nicht hindern.

Hofrath. Ich sage dir, daß es mich hindert! Ich kann nicht glücklich und zufrieden sein, wenn es bei mir in Herrlichkeit und Freuden zugeht, und ich wüßte, du säßest so in einem Landneste, einer alten Kirche gegenüber in einem Erker, und zähltest die Klöße auf der Gasse, sähest nichts als eine alte Magd, und hättest keine

Freude, als das Kissen herauszupucken, worauf dein alter Mops am Ofen kurrte. — Das hindert mich. Nun gib mir Rath, wie ich das Alles vereinigen kann, dann ist mir geholfen.

Mdmf. Reinhold. Hm! Kommt Zeit, kommt Rath.

Hofrath. Kommt Zeit, kommt der Tod.

Mdmf. Reinhold. Nun — auch gut.

Hofrath. Nicht gut! Der Postillenton hat mich so eingeleiert.

Mdmf. Reinhold. Vor allen Dingen sage mir, — auf wen hättest du denn so wohl gedacht, um dir eine Frau zu nehmen?

Hofrath. Ja, das ist's eben.

Mdmf. Reinhold. Nun?

Hofrath. Wenn — — Aber freilich, da kommt Manches in — und — Sonst meinte ich so — die Sternberg.

Mdmf. Reinhold. Die Ramsell Sternberg?

Hofrath. Ja.

Mdmf. Reinhold. Hm! — so?

Hofrath. Nun?

Mdmf. Reinhold. Ja, ja, die Ramsell Sternberg.

Hofrath. Was meinst du?

Mdmf. Reinhold. Sie ist allerdings in Konfideration zu ziehen.

Hofrath. Nun, ich habe sie in Konfideration gezogen. Aber was soll's nun weiter? Wie?

Mdmf. Reinhold. Weiter? wird es auf die Mademoiselle ankommen, was die sagt.

Hofrath. Und was sagst du?

Mdmf. Reinhold. Ich? O — wer so in der Einsamkeit hinlebt, wie ich —

Hofrath. Die Verschwendung? Nicht wahr?

Mdmf. Reinhold. O — hm!

Hofrath. Mein Alter, meine vierzig Jahre?

Mdmf. Reinhold. Ein hübsches Mannsalter. Nun — sie hat die Kinderschuhe auch abgelegt — sollte ich sagen. Lieber bedenke die Präntensionen, die sie als Frau machen wird — und laß alles Das vorher aus einander sehen.

Hofrath. Gut wäre es, schickt sich aber nicht für mich.

Mdmf. Reinhold. Wohl wahr.

Hofrath. Ich möchte aber doch heute noch wissen, woran ich bin.

Mdmf. Reinhold. Ich will hingehen.

Hofrath. Du?

Mdmf. Reinhold. Will für dich um sie anhalten.

Hofrath. Das wolltest du?

Mdmf. Reinhold. Recht gern.



Hofrath. Ich fühle, daß diese Heirat deine Art zu leben ändert; dennoch wolltest du so edel —

Mdms. Reinhold. Nun, was soll das? Ich gehe hin und berede die Punkte, und bringe dir Antwort. — Ueberlegt wirst du es doch haben?

Hofrath. — Ja.

Mdms. Reinhold. Denn mit einer Heirat ist nicht zu scherzen.

Hofrath. Freilich.

Mdms. Reinhold. Eine Heirat ist ein ernstliches Wesen.

Hofrath. Ja wohl.

Mdms. Reinhold. Wer A sagt, muß dann freilich hernach folglich auch wohl B sagen.

Hofrath. C, d, e, f, g, h, i, k, l, m — Geh nur hin.

Mdms. Reinhold. Ja, lieber Bruder. — Nur keine Rücksprünge!

Hofrath. Wieswegen auch?

Mdms. Reinhold. Daß es nachher hieße: — Sie ist eine Kefette, — oder: — Der und der ist lange hingegangen, und hat sie nicht einmal gewollt.

Hofrath. Bewahre!

Mdms. Reinhold. Oder: — Die und die haben sie sitzen lassen, und wer weiß warum?

Hofrath. Ist nicht zu befürchten.

Mdms. Reinhold. Nun — so will ich hingehen, mein lieber Bruder.

Hofrath. Sei so gut.

Mdms. Reinhold. Herzlich gern. — Nun, ich gehe hin, lieber Bruder.

Hofrath. Adieu.

Mdms. Reinhold. Adieu. (Sie geht einen Schritt. Pause.)

Hofrath. Nun, warum gehst du nicht?

Mdms. Reinhold. Ich meine nur — ob du sonst noch etwas zu bestellen hast?

Hofrath. Meinen Gruß an den Cousin, den guten Geheimenrath Sternberg — wenn du ihn siehst.

Mdms. Reinhold. Nun adieu denn. Der Himmel segne dein Vorhaben, lieber Bruder.

Hofrath. Ich hoffe es.

Mdms. Reinhold. Denn — außer dem Sterben — gibt es nichts Feierlicheres, als die Population.

Hofrath. Auf gewisse Weise —

Mdms. Reinhold (setzt sich). Lieber Bruder, das geht auf Zeit und Ewigkeit —

Hofrath. Ich meine nur, wenn du so fortplauderst, geht von der Zeit viel verloren, und der Ewigkeit kommen wir auch näher.

Mdms. Reinhold. Nun, in Gottes Namen! (Sieht auf.) Du wirst dich doch in den beiden Hauptkirchen zwei Sonntage nach einander ausbieten lassen?

Hofrath. Recht gern.

Mdms. Reinhold. Hahaha! du mein Himmel! Das wird ein Mundaußsperren geben über den Hofrath Reinhold, und ein Geflüster über die Wamsell Sternberg, und ein Gelichter über den jungen Bräutigam und die liebe Jungfer Braut! Hahaha! — Adieu, lieber Bruder. (Sie geht ab.)

### Dritter Auftritt.

Hofrath allein.

Nun — ich hoffe, meine Schwester hat es mit ihren Schwierigkeiten gut gemeint; wenigstens hat sie was Gutes erreicht. Das ganze Heer aller hassenswürdigen Gebräuche, die vor einer Hochzeit hergehen, hat sie vor mir passieren lassen. — Die Röthe ist mir darüber in's Gesicht gestiegen — aber mein Entschluß ist fest. Es kommt also nur auf sie an, und ich bin heute Bräutigam.

### Vierter Auftritt.

Hofrath. Mademoiselle Reinhold.

Mdms. Reinhold. Höre, lieber Bruder —

Hofrath. Du hast mir gesagt, eine Heirat sei für Zeit und Ewigkeit; wie du es anlegst, ist schon der bloße Antrag dazu eine Ewigkeit.

Mdms. Reinhold. Du bist ja ein recht hastiger Liebhaber.

Hofrath. Denk an vierzig Jahre. Nun, was ist noch?

Mdms. Reinhold. Ich bin wieder umgekehrt —

Hofrath. Das merke ich.

Mdms. Reinhold. Um dich zu fragen, ob du auch wegen der Ausgaben Alles wohl überschlagen hast?

Hofrath. Alles.

Mdms. Reinhold. Daß es denn hernach nur nicht etwa fehlt.

Hofrath. Nicht doch.

Mdms. Reinhold. Und — ich hoffe es nicht, aber — wenn du solltest — heißt das — wenn ich für dich einen Korb kriege — was ich noch sagen soll?



Hofrath. Einen Korb? (Seufzt).  
Wdmf. Reinhold. Heißt — wenn sie dich nicht will, ob du dann noch etwas zu erinnern hast?

Hofrath (hastig ihre Hand nehmend). Daß sie mich schone und schweige.

Wdmf. Reinhold. Ja, habaha! wenn sie kann. Es ist ihr lange kein Antrag geschehen, und da pflegen sie dem doch gern — Habaha! Adieu, lieber Bruder. (Sie geht.)

Hofrath (ruft sie). Schwester!

Wdmf. Reinhold (geht schnell). Ich gehe ja schon.

(Sie geht ab.)

### Fünfter Auftritt.

Hofrath allein.

Einen Korb! — Verspottet! — Vierzig Jahre! Hm! seitdem sie das gesagt hat, ist mir nicht wohl zu Muth. Ein schwerer Sinn lähmt jede freundige Bewegung, der ich mich kaum überlassen hatte. Was ist das? Hm — was anders als das Gefühl, daß ich etwa noch angenommen — aber nicht mehr geliebt werden kann. — Wie dem sei — der Schritt ist geschehen, und ich thue ihn nicht mehr zurück. Ich habe mich ja bei allen überlegten Entschlüssen so schlecht befunden, daß es vernünftig ist, der ersten starken Empfindung nun geradezu zu folgen.

### Sechster Auftritt.

Valentin. Hofrath.

Hofrath. Was gibt's? He?

Valentin. Ei du mein Gott! — ich will nur melden, daß der Herr Geheimerath Sternberg da sind —

Hofrath. Er ist mir von Herzen willkommen.

Valentin (geht).

### Siebenter Auftritt.

Hofrath. Geheimerath Sternberg.

Hofrath. Endlich ist mein lieber Sternberg wieder einmal sichtbar!

Geheimerath. Wir haben uns lange nicht gesehen.

Hofrath. Wie steht es?

Geheimerath. Schlecht.

Hofrath. Bist du krank?

Geheimerath. O ja.

Hofrath. Aber —

Geheimerath. Bin ich doch verheiratet!

Hofrath. Freund, sei nicht ungerecht —

Geheimerath. Das bin ich nicht, ich bin es wahrhaftig nicht.

Hofrath. Deine Frau hat so viele gute und seltene Eigenschaften —

Geheimerath. Die hat sie. Das weiß und achtet Niemand mehr und besser als ich, denn sonst hätte ich sie nicht genommen. Sie ist klug, unterhaltend, redlich, sie hat Entschlossenheit — ach, sie hat unendlich viel Gutes — und dennoch macht sie mich zum unglückseligen Manne.

Hofrath. So fehlt es dir an Geduld für kleine Mängel —

Geheimerath. Jetzt? Ja. Früher hatte ich zu viel Geduld; dadurch gab ich Das, was Mannswille heißt, in andere Hände, und damit ist Alles verdorben.

Hofrath. Die guten seltenen Eigenschaften, die du ihr zugeschreibst —

Geheimerath. Reinhold! ich gebe sie allzumal für eine Eigenschaft, die ihr abgeht — Gutmüthigkeit!

Hofrath. Freilich. —

Geheimerath. Wo die Gutmüthigkeit fehlt, fehlt die verbindende Milde, die alle Brandungen des Lebens bricht. Ohne Gutmüthigkeit — wird Verschiedenheit der Meinungen Hader — eine nöthige Beachtung artet aus in Mißtrauen; Schwermuth wird Trübsinn, Festigkeit — Eigensinn; Ernst wird Grämlichkeit, das Nachdenken ein dumpfes Brüten; aus Zurechtweisen wird Rechthaberei, aus weiblicher Sorgfalt — Kundschafterei. Das Gesicht behält keinen Zug der Unbefangenheit, auf der Stirn thront ewiges Murren, Jedermann soll glücklich sein — aber nur auf vorgeschriebene Weise und nach gegebenem Maß und Ziel. — Diese häusliche Intoleranz — beschönigt von allen Sophistereien des Verstandes — nagt, zerrt, reißt, bohrt und gräbt an jeder frohen Minute, hat mich um die Lust und Liebe am Leben, um allen Willen, alle Eigenheit und Laune gebracht, daß ich nur fortathme, nicht lebe. Dabei bin ich wahrhaft geliebt, und wahrhaft — (er wirft sich in einen Sessel) der armeligste Kerl auf dem Erdboden.

Hofrath. Wenn freilich Alles so ist —

Geheimerath. Lebe einen Tag ganz mit mir — wenn du das Herz dazu hast, so wirst du das Bild, das ich dir gegeben habe, in jeder Stunde vor dir sehen.



Hofrath. Aber ist es nicht deine Schuld, daß es so weit gekommen ist?

Geheimerath. Ja, mein Freund! In Liebe und Geduld habe ich die Vermunft gefangen gegeben — ich habe nicht den Muth, meine Fesseln zu zerbrechen, weil ich die Existenz meiner Frau damit zernichten würde — so beiß ich denn in die Kette, die mich zäumt, und — bitte ehrliche Freunde, daß sie mich streicheln, wenn ich schäume.

Hofrath. Armer Sternberg!

Geheimerath. Ich bin's — arm und erbärmlich.

Hofrath. Vielleicht wird mein Haus dir künftig fröhliche Tage gewähren.

Geheimerath. Es ist arg mit deiner Schwester und ihren Eingriffen in deinen freien Willen — es ist indeß nur eine zufällige Herrschaft, die sie übt, man kann sie doch abwerfen — und fühlt eben deswegen ihre Last minder. — Aber, wer ist der Mensch, der eine selbstgewählte, selbstgewollte, ersehnte Herrschaft wieder abzuwerfen sich entschließt? Reinhold — du bist fürwahr ein geplagter Keel — aber dennoch beneide ich dich.

Hofrath. Mich?

Geheimerath. Deine Hauspolizei bedrängt dich wohl, aber dein Herz hat doch Frieden.

Hofrath. Ich hoffe ihn zu finden.

Geheimerath. Wie?

Hofrath. Und bald zu finden —

Geheimerath. Ich verstehe dich nicht —

Hofrath. Dein trauriges Gemälde der Ehe soll mich nicht schrecken.

Geheimerath. Du willst heiraten?

Hofrath. Ja.

Geheimerath. Hm!

Hofrath. Was sagst du?

Geheimerath (sieht ihn an, und sagt mit Ernst und Bitterkeit):  
Thue es nicht.

Hofrath (setzt sich, und stützt den Kopf). Das konnte ich von dir vermuthen.

Geheimerath (tritt zu ihm, faßt seine Hand). Wie kommt dir der Gedanke jetzt noch?

Hofrath. Ist es denn zu spät, um glücklich zu sein?

Geheimerath (seufzt). Es ist spät.

Hofrath. Vierzig Jahre —

Geheimerath. Aus Liebe wählt uns in dem Alter keine mehr.

Hofrath. Das ist wahr.

Geheimerath. Die andern Rücksichten, weshalb man dann angenommen wird — sind sie des Wagemuthes werth, das man deshalb beginnt?

Hofrath (sinnend). Ach!

Geheimerath. Und auf welches Mädchen ist deine Wahl gefallen?

Hofrath (hebt auf). Auf deine Cousine Sternberg.

Geheimerath. O weh!

Hofrath (sanft). Warum?

Geheimerath. Je näher sie mich angeht, je weniger darf ich meine Meinung von ihr verschweigen.

Hofrath. Sie ist über die erste Jugend weg; das verzeiht mir das Mannsalter. Sie ist artig, liebt Geselligkeit; dies verbürgt freundschaftliche Gefühle und Trost im Alter.

Geheimerath. Wisse, was ich von ihr denke. Prüfe und thue davon, was dir zu viel scheint.

Hofrath. Zur Sache!

Geheimerath. Sie hat keine heftige Leidenschaft, als eine allgemeine Herrschaft über Alles, was sie umgibt. Diese hat sie bis jetzt durch Reize und Künste über Alle erhalten. Wo es fehlschlief — wo überhaupt Einer ihrer Pläne, Eine ihrer leisesten Erwartungen fehlschlief, da wurden alle ihre sanften Züge mit Bitterkeit übergossen, ihre Aeußerungen gewaltthätig — bis man es bemerkt; wo dann auf einmal der sanfte, Alles verbindende Ton eintritt. Diese Mischung von äußerster Stärke und äußerster Schwäche — ist mir zuwider.

Hofrath (schlägt die Hände zusammen). Entging das mir, weil ich gern Gutes finde?

Geheimerath. Sie weiß auf die einnehmendste Art Vertrauen zu erregen. Sie selbst — erwiedert nie.

Hofrath. Weiter —

Geheimerath. Sie hat ausschließliche, Alles herabwürdigende Begriffe von ihren Vorzügen. Sie ist süßsam, weil sie überhaupt mehr Verehrung und Bewunderung, als Liebe bedarf.

Hofrath. Sollte sie nicht dennoch — ach! — sollte sie nicht eine angenehme Gefährtin durch das Leben sein können?

Geheimerath. Das wohl.

Hofrath. Indem ist meine Schwester hin, für mich um sie anzuhalten.

Geheimerath. So war mein Wort sehr zur Unzeit, weil es nun durchaus zu spät ist.

Hofrath. Wenn ich dich früher gesprochen hätte —

Geheimerath. Mein Gott, wie quält mich nun jedes Wort, das ich gesprochen habe! Vergib es mir — mein Herz war so voll



— doch lieber hätte ich lange noch meine Last für mich allein getragen, als dir eine späte Freude verflümmert.

Hofrath. Wie es nun kommt — so nehme ich es an.

Geheimerath. Es gehe dir wohl — besser als mir!

(Er geht ab.)

Hofrath (ihm nach). Ewig dein treuer Freund! — Wenn er so ganz Recht hätte? Der letzte entscheidende Schritt für mein Leben — wenn er nun doch voreilig gethan wäre? Gott! — ob ich nun wünschen soll, daß meine Schwester nicht hin wäre, oder zufrieden sein soll, daß sie fort ist? —

### Achter Auftritt.

Hofrath Reinhold. Valentin.

Valentin (mit großem Aufheben und Komplimenten). Mein lieber Herr Hofrath —

Hofrath. Was ist es?

Valentin. Mein lieber Herr Hofrath verheiraten sich nun, wie es so verlaufen will?

Hofrath. Will das schon verlaufen?

Valentin. Ei — mein Herr Hofrath schämen sich nicht; Zeit bringt Ehre, mein Herr Hofrath, und Sie mögen Recht haben. Nur möchte ich mich wohl nach einer andern Kondition umsehen, meine ich.

Hofrath. So?

Valentin. Ja, mein Herr Hofrath.

Hofrath (sieht ihn lange an). Valentin!

Valentin. Mein Herr Hofrath!

Hofrath. Siebzehn Jahre warst du bei mir. Ich glaubte, du liebtest mich — du könntest nicht ohne mich sein. Dieser Gedanke hat es gemacht, daß ich mich manchmal nach deinen Albernheiten gerichtet habe —

Valentin. Lieb haben? O ja, mein Herr Hofrath. Aber das nicht ohne sein können, das muß reciproci sein, mein Herr Hofrath, sonst gebe ich nichts darauf. Und wenn Sie mich behalten wollen —

Hofrath. Herzlich gern, weil ich an dich gewöhnt bin — und weil ich dir schon Vieles verziehen habe — und weil ich schon viel für dich gethan habe — bleib bei mir.

Valentin. Wenn Sie mich behalten wollen, so lassen Sie das Heiraten unterwegs, sonst habe ich hiermit aufgesagt; und wenn Sie mit Gewalt heiraten, haben Sie Ihr Wort schlecht gehalten.

(Er geht ab.)

Hofrath. Was war das? Wenn Alles, was mich umgibt, so war; wenn ich auf einmal Alle, und Alles in diesem Licht sehe: so war ich noch schlimmer daran, als ich gefürchtet habe! Unter Gott! ich habe Europa durchkreist, kenne Paläste und Tempel, Gemälde und Gemmen, Statuen und Antiken — aber keine Menschen! So viel todte und lebendige Sprachen lehrte man mich, Baukunst und Mathematik weiß ich trefflich — und mußte erst vierzig Jahre alt werden, um den Werth einer Stunde zu schätzen!

(Er geht ab.)

### Dritter Aufzug.

Im Sternbergischen Hause.

### Erster Auftritt.

Mademoiselle Reinhold und Mademoiselle Sternberg.

Sie haben eben ihr Gespräch geendigt.

Mdms. Reinhold. Nun, welche Antwort bekomme ich für meinen lieben Bruder?

Mdms. Sternberg (bitter). Alles, was Sie gesagt haben, ist sehr reflektirt; gewiß recht — kalkulirt.

Mdms. Reinhold. Ei, um so besser! Und wie leicht ist denn nicht — Ja — gesagt?

Mdms. Sternberg (lacht). Viel Verbindliches an den Herrn Hofrath —

Mdms. Reinhold. Recht obligirt. Ich habe doch — meine ich — Alles berührt? daß er nicht gern genirt ist, daß —

Mdms. Sternberg. Man in seinen Jahren nicht aus Liebe heiratet —

Mdms. Reinhold. Und wegen der Depensen?

Mdms. Sternberg. Alles auf's Klärste. Sie haben mir über den preponirten Ehestand ein so helles Licht gegeben, daß ich meine — ich lebte schon zwanzig Jahre darin.

Mdms. Reinhold. Mein Bruder darf also aufwarten —

Mdms. Sternberg. Wie jeder Andere.

Mdms. Reinhold. Und bald? Denn, trotz daß er nicht weit von fünfzig ist, hat er doch eine recht zärtliche Ungeduld.



Mdmf. Sternberg. Das beweist die Gesandtschaft, womit er mich beehrt.

Mdmf. Reinhold. Gehorsamste Dienerin.

Mdmf. Sternberg. Nochmals recht verbunden.

Mdmf. Reinhold. Ha, ha, ha! — Haben's ganz und gar nicht Ursache.  
(Sie geht ab.)

### Zweiter Auftritt.

Mademoiselle Sternberg allein.

Ein albernes Bild von einem alten Mädchen! Mein Herr Hofrath — wenn man Ihnen auch ein Jawort geben sollte, so muß es Ihnen doch höher zu stehen kommen.

### Dritter Auftritt.

Mademoiselle Sternberg. Konsulent Wachtel.

Konsulent. Bin ich doch lange Zeit nicht so nach einem Frauenzimmer gelaufen — als heute!

Mdmf. Sternberg. Ich glaube, die zärtliche Ungeduld bemächtigt sich heute aller alten Junggesellen.

Konsulent. Meine Unruhe ist groß, aber —

Mdmf. Sternberg. So rächt sich das Schicksal —

Konsulent. Aber nicht zärtlich. Nur zwei Stücke sind es, worauf ich besonders halte —

Mdmf. Sternberg. Schönheit und Verstand?

Konsulent. Die Magentz und die Braten.

Mdmf. Sternberg. Aha!

Konsulent. Sonst kann meine Haushälterin Alles machen, wie sie will.

Mdmf. Sternberg. Eine Haushälterin also? Ich glaubte, Sie suchten eine Frau!

Konsulent. Ach nein! Warum sollte ich die Thorheit begehen? Denken Sie nur selbst, ich kann essen, schlafen, trinken, wann ich will — kein Mensch widerspricht mir. Meine Vögel dürfen schreien, so laut sie wollen. Ich darf drei Hunde halten. Kann hingehen, wohin ich will. Wer mir gefällt, kann in mein Haus kommen. Zum Essen bitte ich, wen ich will, habe keine große Wünsche, und ich kriege Alles zu essen, was ich bestelle. — Kann denn ein Mensch glücklicher sein?

Mdmf. Sternberg. Und doch wird aus der ehrenvollen Zunft der alten Hagestolzen einer nach dem andern wankelmüthig.

Konsulent. Das wäre! Sagten Sie nicht verhin, verblümt —

Mdmf. Sternberg. Ganz recht!

Konsulent. Wer ist denn der Narr?

Mdmf. Sternberg. Ich bin distret.

Konsulent. So sind Sie wohl in der Partie?

Mdmf. Sternberg. Sie suchen also eine Haushälterin? Ich weiß eine.

Konsulent. Da würden Sie mich ja recht verbinden. Nun?

Mdmf. Sternberg. Wirtschaftlich, achtjam, genau —

Konsulent. Desto besser! Nun?

Mdmf. Sternberg. Ramsell Reinhold.

Konsulent. Bitte gehorsamt —

Mdmf. Sternberg. Gesprächig —

Konsulent. Kann nicht dienen —

Mdmf. Sternberg. Also nichts? Die Familie Reinhold hat kein Glück mit uns Weiden.

### Vierter Auftritt.

Vorige. Hofrath Reinhold.

Wechselseitige Höflichkeiten.

Konsulent. Nun, Reinhold, warum gehst du nicht mit in den Hecht? Du hast absagen lassen.

Hofrath. Ich? absagen lassen?

Konsulent. Freilich!

Hofrath. So müßte meine Schwester —

Konsulent. So ein Schwesterlein ist ärger, als eine Frau.  
(Pausen.)

Hofrath. Lieber Wachtel, laß uns einen Augenblick allein.

Konsulent. Immerhin. — Aber — ihr frühstückt doch nicht etwa zusammen?

Mdmf. Sternberg. Gewiß nicht.

Konsulent. Sehen Sie nur — er hat mich schon oft weggeschaffen müssen, wenn seine Schwester eine feine Schüssel bringen wollte. Denn bei ihr ist so etwas — fein und klein.

Hofrath. Schwäger!

Konsulent. Oder ist er der ehrsame alte Hagestolz, der — Ich will's nicht hoffen.

Hofrath. Was?



Consulent (zu Mamsell Sternberg). Ist's der? Keine Antwort?  
— Er ist's! Reinhold, Reinhold! der böse Feind jagt dich par-  
force! Ei, ei, ei! welch Skandal!

Hofrath (empfindlich). Ich weiß nicht, ob ich —

Consulent (zum Hofrath). Und sie ist es — die — He, ist  
sie es? — (Er tritt zwischen Beide.) Kinder — laßt's bleiben!  
(Er geht ab.)

### Fünfter Auftritt.

Hofrath Reinhold. Mademoiselle Sternberg.

Mdms. Sternberg. Was meinen Sie — hat der Mann  
Recht?

Hofrath. Wer hier zu entscheiden hat — sind nur Sie.

Mdms. Sternberg. Sehr verbindlich! Aber, habaha!  
waren Sie nicht ein Bißchen verlegen, meinen Weg mit mir zu  
gehen?

Hofrath. Mademoiselle —

Mdms. Sternberg (ihm in's Ohr). Ich gebe zum Erstaunen  
viel Geld aus.

Hofrath. Darüber —

Mdms. Sternberg. Als Frau werde ich nicht weniger  
ausgeben.

Hofrath. Ich hoffe, an Zufriedenheit soll es Ihnen nicht  
fehlen.

Mdms. Sternberg. Ich könnte auch leicht noch mehr aus-  
geben, als vorher.

Hofrath. Wenn es durchaus —

Mdms. Sternberg. Nein, nein — unterdrücken Sie die  
Angst, die sich auf Ihrer Stirne verbreitet, beruhigen Sie sich  
nur; so arg machte ich es doch nicht.

Hofrath. Ich begreife nicht —

Mdms. Sternberg. Müßte ich denn nun, zum Exempel,  
Ihrer lieben Schwester Rechnung ablegen?

Hofrath. Alle diese Fragen — dieser Ton —

Mdms. Sternberg. Oder müßte ich das gute alte Mädchen  
um Erlaubniß bitten, wenn ich ausgehen wollte? Nein, das müßte  
ich nicht?

Hofrath (sieht sie lange an, dann kalt). Nein.

Mdms. Sternberg (nativ). Oder müßte sie mit mir gehen?

Hofrath (ganz kalt). Nein.

Mdms. Sternberg. Und wenn ich mir Kleider kaufen wollte  
— müßte sie die Farben wählen?

Hofrath. Nein, nein, Mademoiselle.

Mdms. Sternberg. Habaha! Das ist doch gerade, als  
ob Wachtel eine Haushälterin affordirte.

Hofrath. So ist es in der That — und ich empfehle mich.

Mdms. Sternberg. Wohin, Herr Hofrath?

Hofrath. Von da weg, wo mein redlicher Wille ver-  
spottet wird.

Mdms. Sternberg. Wenigstens sind meine Antworten nicht  
sonderbarer als ihre Anfragen?

Hofrath. Meine Anfragen?

Mdms. Sternberg. Wie viel ich denn so wohl monatlich  
brauchen wollte —

Hofrath. Ist das gefragt?

Mdms. Sternberg. Sehr vorsichtig, mein Herr.

Hofrath. In dieser bestimmten, nicht delikaten Frage ist  
meinem Willen eine unrichtige Deutung gegeben.

Mdms. Sternberg. Ob ich denn gern so in die Nacht auf-  
bliebe?

Hofrath. Daran habe ich nicht gedacht.

Mdms. Sternberg. Zehn Uhr, zehn Uhr sei ein Stündchen,  
das recht und gerecht wäre.

Hofrath. Mademoiselle!

Mdms. Sternberg. Und der Anzug? — Die gefekten  
Jahre träten doch ein; ob ich denn nicht nachlassen wollte?

Hofrath. Sie kennen mich länger — kann ich das gefragt  
haben? Sieht Das mir ähnlich?

Mdms. Sternberg. Kurz — um nicht alle Besserungsvor-  
schläge meines Wandels zu wiederholen — ich glaube nicht, daß ich  
in Ihren zärtlich-ökonomischen oder — ökonomisch-zärtlichen  
Plan passe.

Hofrath (seufzt tief). Ha! Eine Hoffnung minder, eine Men-  
schenkenntniß mehr! — Ihres eigenen Glücks wegen hat ich  
meine Schwester, in ihren Anfragen um die Art, wie wir leben  
wollten, bestimmt zu sein. Sie hat es übertrieben und ist albern  
geworden. Ich sehe, wie sehr Sie auf unsere Kosten lachen können,  
und weiß, daß Sie es werden. Ich fühle aber auch, daß sich meine  
Zuneigung gegen das Mädchen mindert, welche mich mit einem  
heimlichen Vergnügen über meine Schwester schamroth werden sieht.  
(Er verbengt sich und will gehen.)

Mdms. Sternberg. Welche Leidenschaft ist das, die sich durch  
solche Vermittelung erklärt?

Hofrath. Zuneigung — Achtung — und die Hoffnung, daß  
wir glücklich sein würden, hatte ich — Leidenschaft nicht.



Wdmf. Sternberg. Welches Leben kann ich mir mit einem Manne versprechen, über den eine Schwester eine solche Herrschaft führt?

Hofrath. Ist es eine Schwachheit, gern beherrscht zu werden — ich bekenne mich dazu. Und gern wollte ich, ich wäre Ihnen der Mühe werth gewesen, mich zu beherrschen.

Wdmf. Sternberg. Auch diese Zuneigung kann nicht besonders gewesen sein, da sie so plötzlich unumwendbar kann.

Hofrath. Ein Charakterzug, der mir mißfällt — wendet sie gewaltsam um.

Wdmf. Sternberg (heftig). Ein Charakterzug?

Hofrath. Ich sehe jetzt deutlich, daß ich, noch ehe ich kam, schon dem Konsulent Wachtel zum Bonmot vorgeworfen war. Das brüderliche Verhältniß, worin ich mit meiner Schwester stehe — sei es, daß es zu weit getrieben ist — verdient nicht den bitteren Spott, wovon mein ganzes Blut noch wallt.

Wdmf. Sternberg. Was ist Ihnen denn eigentlich widerfahren? Nach der Auswahl eines halben Jahrhunderts haben Sie sich entschlossen, und der Embarras, der diesen gewaltigen Entschluß begleitet, soll nun mir zu Schulden kommen?

Hofrath. Daß ich ein halbes Jahrhundert brauchte — mich zu entschließen, wie Sie sagen, ist das ganz meine Schuld, oder gehört es auf Rechnung Derer, welche so oft die ehrliche Zuneigung eines Mannes mißhandeln? — Ich wünsche von Herzen, daß Sie weder diese — noch alle ähnliche gutmüthige Anträge, mit denen Sie gespielt haben, jemals vermissen mögen.

Wdmf. Sternberg (zornig). Mein Herr —

Hofrath. Das halbe Jahrhundert, woran Sie mich mahnen, verstatte mir, in diesem Ton zu reden.

Wdmf. Sternberg. Sie gehen also?

Hofrath (verbeugt sich).

Wdmf. Sternberg. Wie leicht man sich doch in Ihren Jahren zufrieden gibt! — außer wenn eine alte Schwester beleidigt scheint — der bringt man glänzende Opfer. Zwar — wer weiß, ist es die Liebe, die Sie vereinigt, oder der Handel?

Hofrath. Handel? Was soll das? Was ist das?

Wdmf. Sternberg. Der Handel mit — mit Armuth und Glend. Denn das darf ich doch auch erwähnen, daß Ihre Schwester von der ganzen Armuth verflucht ist, um des schändlichen Wuchers willen, womit sie auf Pfänder ausleiht?

Hofrath. Wucher? — Pfänder? Meine Schwester? Wucher?

Wdmf. Sternberg. Das wüßten Sie nicht!

Hofrath. Nein — bei Gott — nein!

Wdmf. Sternberg. Ihr Bedienter ist dabei der Finanzrath.

Hofrath. Valentin?

Wdmf. Sternberg. Das wüßten Sie auch nicht?

Hofrath. Auf meine Ehre — nein!

Wdmf. Sternberg. Ach — so bedaure ich, daß —

Hofrath. Bedauern? Gott, ich bedaure, daß ich lebe!

Wdmf. Sternberg. Herr Hofrath —

Hofrath. Daß mein argloses Herz das Gespött dieser Menschen war! — Ist es aber auch gewiß?

Wdmf. Sternberg. Ich kann es nicht zurücknehmen.

Hofrath. Soll ich mich denn heut' von Allem losreißen? von den Hoffnungen für die Zukunft, und auch von den wenigen guten Minuten, die vorüber sind? Wo ich also zufrieden war — wurde ich gekränkt! — O, guter Gott, so laß Jemand sich meiner annehmen, daß er mich auch noch täusche, die Zeit, die ich unter diesen Menschenlarven noch zu wandeln habe.

Wdmf. Sternberg. Reinhold —

Hofrath. Scheint Ihnen Rache — Sieg? So leben Sie heut' einen vollendeten Tag, denn Sie haben mich zu Boden geschlagen — Sie haben mich zu gar nichts gemacht. (Er geht ab.)

### Sechster Auftritt.

Mademoiselle Sternberg allein.

Er dauert mich. Aber ich konnte doch nicht — Geht er denn wirklich? (Sieht aus dem Fenster.) Fort ist er noch nicht — doch, da — Nein, er ist es nicht. Er wird wieder kommen. Wenn er gegangen wäre, müßte er schon aus dem Hause sein. (Sie kehrt zurück.) Also noch im Hause. — St! — ich höre gehen! Nichtig! Er kommt!

### Siebenter Auftritt.

Mademoiselle Sternberg. Geheimerath Sternberg.

Geheimerath. Ei, der tausend! da haben Sie was Großes gemacht, Cousine!

Wdmf. Sternberg. Wie so?

Geheimerath. Sie haben Reinholden nicht gewollt.

Wdmf. Sternberg. Nun nicht eben bestimmt — es war — wie konnte ich —

Geheimerath. Wenigstens wird er Sie nicht mehr inkommodiren.

Wdmf. Sternberg. Seines Gefallens.

Geheimerath. Ihnen gefällt das doch nicht, Cousine?

Wdmf. Sternberg. Sonderbar — wahrhaftig.



Geheimerath. Denn — denn — mit Einem Worte, man gibt die Waare billiger, wenn man schon viele Käufer weggehen ließ.

Wdmf. Sternberg. Darauf habe ich nichts zu antworten.

Geheimerath. Cousine, mir hat das Maschinenwerk niemals gefallen, das Sie gegen die Leute gebrauchen, die Ihnen gut sind. Es ist klein, den einen durch den andern, Liebe durch Kälte zu reizen. Glauben Sie mir, die Männer gewöhnen sich daran, Alles an euch für Grimasse zu halten; und das ist eure Schuld.

Wdmf. Sternberg. Sie sind ja ein förmlicher Straßprediger in der Liebe!

Geheimerath. Ein armer Büßender, Cousine, der viel betrogen hat, und viel betrogen worden ist; ein Mensch, der es lebendig fühlt, daß, wenn wir nicht auf einfache Gefühle und Grundsätze in der Liebe zurück kommen, es um das Glück der Staaten gethan ist. Kein politisches Band hält, wo kein häusliches mehr heilig ist.

Wdmf. Sternberg. Allerliebste! Nachdem Sie redlich das Ihre gethan haben, die Welt zu verderben —

Geheimerath. Thue ich nun redlich das Meine, laut zu sagen, daß ich es tief bereue. Das ist aber eine heilige Wahrheit, Cousine, Mädchen wie Sie — voll Launen und ohne Charakter, die machen die Ehen, worüber wir seufzen.

Wdmf. Sternberg. Ach ja — Sie sind wahrlich die seufzende Kreatur.

Geheimerath. Damit es Reinhold nicht werde, ist es heilsam, daß Sie ihn haben gehen lassen.

Wdmf. Sternberg. Der Mann kann nicht kläglicher werden, als er ist.

Geheimerath. Cousine, Sie werden älter.

Wdmf. Sternberg. O, deshalb werde ich nicht demüthiger.

Geheimerath. Auch nicht bescheidner?

Wdmf. Sternberg. Eine alternde Bescheidenheit! Wozu führt das?

Geheimerath. Wozu führt Ihr Benehmen?

Wdmf. Sternberg. Die Welt in der Mehrheit nimmt uns, wofür wir uns geben. Jeder alternde Mann sucht eine bedeutende Hausplage.

Geheimerath (seufzt).

Wdmf. Sternberg. Sie suchen nicht, was Sie schon haben.

Geheimerath. So lustig? Und doch haben Sie eben ein hohes Spiel verloren.

Wdmf. Sternberg. Andere Karten — ich gewinne es wieder.

Geheimerath. Schwerlich.

Wdmf. Sternberg. Da sieht man, wie Sie schon abgetödtet sind. Sie haben nicht einmal die Courage, noch etwas zu hoffen.

Geheimerath. Sie sind unerträglich.

Wdmf. Sternberg. Das glaube ich nicht.

Geheimerath. Sie werden —

Wdmf. Sternberg. Halt! Ich verlange nicht zu wissen, was ich thun werde; ich will nur wissen, was ich in dem Augenblicke thun will. Jetzt will ich Sie nicht mehr anhören, denn Sie schütten nur den Unmuth über mich aus, den ihre Frau erregt hat, und den Sie dort nicht produziren dürfen. (Sie geht ab.)

Geheimerath. Sie hat halb und halb Recht. — In einem Postzuge will ich hinfahren und Reinholden gratuliren, daß er verstoßen ist. (Er geht ab.)

### Achter Auftritt.

In Reinholds Hause.

Mademoiselle Reinhold. Valentin.

Wdmf. Reinhold. Ist er denn noch nicht zurück?

Valentin. Nein. Nun, nicht wahr, er heiratet die Sternberg?

Wdmf. Reinhold. Ich habe ein Bißchen kalt Wasser bei ihm aufgegossen, und viel heiß Wasser bei ihr — denke ich.

Valentin. Und ich habe ihm gedroht, daß ich aus dem Hause ginge, weil er heiratete; das fuhr ihm gewaltig vor die Stirne.

Wdmf. Reinhold. Nun, nun, es wird schon werden. Ich will jetzt ein wenig auf meinem Zimmer bleiben, daß man nicht merke, wie wir uns verabreden.

Valentin. Es ist ja sein Bestes.

Wdmf. Reinhold. Will man denn sein Bestes?

Valentin. Die Welt ist gar zu böse.

Wdmf. Reinhold. Drum — gebetet, und drum eine Kirche gebaut — und drum ledig geblieben. (Geht ab.)

Valentin. Ja wohl! — Wenn ich indeß nur die Pächterstelle dem Rinde aus dem Magen reißen könnte!



## Neunter Auftritt.

Valentin. Hofrath Reinhold.

Hofrath. Wer war da?  
 Valentin. Wo, mein Herr Hofrath?  
 Hofrath. Hier.  
 Valentin. Hier im Zimmer?  
 Hofrath. Ja.  
 Valentin. Wer hier war?  
 Hofrath. Das habe ich gefragt.  
 Valentin. Wann?  
 Hofrath. Eben —  
 Valentin. Ich, mein Herr Hofrath.  
 Hofrath. Und wer mehr?  
 Valentin. Hier bei mir?  
 Hofrath. Ja.  
 Valentin. Die Mamsell.  
 Hofrath. Wovon hat sie gesprochen?  
 Valentin. So, von — — Gar apart war es. Es kam her-  
 aus — wie, so — von — der Liebe des Nächsten.  
 Hofrath. Zu Mamsell Sternberg?  
 Valentin. O ja, die haben wir recht lieb.  
 Hofrath. Wer ist das — wir?  
 Valentin. Ei — ich, und die — die —  
 Hofrath. Meine Schwester.  
 Valentin. Wenn Sie erlauben, mein Herr Hofrath.  
 Hofrath. Sag mir — rechnest du oft mit meiner Schwester?  
 Valentin. (lächelnd.) O ja.  
 Hofrath. Du kannst weder lesen noch schreiben —  
 Valentin. So — sehen Sie — an den Fingern. O, da bin  
 ich so geschwind, daß ihr die Augen übergehen.  
 Hofrath. Seit wann borgt sie auf Pfänder?  
 Valentin. (faltet die Hände.) Mein Herr Hofrath —  
 Hofrath. Ich weiß Alles.  
 Valentin. (zitternd.) Mein lieber Herr Hofrath —  
 Hofrath. Zu wie viel Prozent?  
 Valentin. Ach! — Mich hat sie in der Gottesfurcht so dazu  
 gebracht.  
 Hofrath. Heraus, oder ich übergebe dich dem Gericht.  
 Valentin. Zu — so — zu zehn vom Hundert, höchstens fünf  
 und —

Hofrath. Ruhe sie her. — Nein — bleib da. (Er geht an ihre  
 Thüre.) Schwester! Komm zu mir, Schwester! — Du, du gehst  
 nicht aus dem Hause, oder ich werde dich finden lassen.

Valentin. Wohl, wohl, mein Herr Hofrath.

## Zehnter Auftritt.

Borige. Mademoiselle Reinhold.

Hofrath. Geh, Valentin.  
 Valentin. Ja, mein lieber Herr Hofrath. (Er geht ab.)  
 Wdmsf. Reinhold. Nun, wie ist es, lieber Bruder — bist du  
 denn recht zufrieden?  
 Hofrath. O ja.  
 Wdmsf. Reinhold. (erstaunt.) Sieh einmal an! (Setzt sich.) Nun,  
 das ist ja recht schön.  
 Hofrath. (lächelnd.) Freilich.  
 Wdmsf. Reinhold. Ist also Alles in Richtigkeit?  
 Hofrath. Alles.  
 Wdmsf. Reinhold. Auch so mit den Ausgaben? Du hast  
 doch ein Gewisses festgesetzt?  
 Hofrath. (wichtig.) Ich habe etwas gewiß festgesetzt.  
 Wdmsf. Reinhold. Haha! Das ist aber recht geschwind ge-  
 gangen. Nun, eilig gefreit, hat Niemand gereut.  
 Hofrath. So werde ich's machen, darauf verlaß dich.  
 Wdmsf. Reinhold. Was ich sagen wollte — ja — denk nur,  
 darnach muß man sich doch erkundigen —  
 Hofrath. Wonach?  
 Wdmsf. Reinhold. Da sagte mir im Herausgehen die Frau  
 Assessorin Kleinmann von dem Hauptmann Bredensfeld — Ei, den  
 Hauptmann Bredensfeld, den mußt du gekannt haben —  
 Hofrath. Weiter!  
 Wdmsf. Reinhold. Denk nur — der wäre bis zur Heirat  
 mit der Mamsell Sternberg gekommen.  
 Hofrath. Ei!  
 Wdmsf. Reinhold. Es wären schon Ringe gewechselt ge-  
 wesen —  
 Hofrath. Schon Ringe?  
 Wdmsf. Reinhold. Bei dem Goldschmied Faber wären sie  
 gemacht worden; da könnte man nur nachfragen.  
 Hofrath. Nun — und?  
 Wdmsf. Reinhold. Und? — — Ei, lieber Bruder, das  
 wäre — ich glaube es nicht — aber das wäre so ein — und! —



da könntest du noch Abstand geben müssen. — Zwar, ich glaube es nicht! Aber —

Hofrath. Ich auch nicht. Von was Anderm, liebe Schwester. Du hast mir so oft wiederholte Versicherungen deiner Liebe gegeben —

Wdmf. Reinhold. Viel zu wenig. Halbe Nächte habe ich für dich gebetet.

Hofrath. Mich kaum satt essen lassen, aus Fürsorge keinen Menschen in's Haus gelassen, damit ich Nichts ausgäbe — alles dies will ich gehörig verdanken. Jetzt aber muß ich dir bekennen, deine Sparsamkeit hat wenig geholfen. Ich habe heimlich gespielt.

Wdmf. Reinhold. Gespielt?

Hofrath. Und sehr unglücklich gespielt.

Wdmf. Reinhold (setzt sich, schlägt die Hände über den Kopf).

Hofrath. Heimliche Wohlthaten haben mich rein ausgezogen.

Wdmf. Reinhold (seufzt laut).

Hofrath. Kurz — ich kann nicht an's Heiraten denken, wenn du mir nicht wenigstens einen Zuschuß von zwei hundert Thalern aus deinen Zinsen jährlich schenken willst.

Wdmf. Reinhold (steht auf). Ach, lieber Bruder!

Hofrath. Da du mich so innig liebst — du bist reich und kannst es.

Wdmf. Reinhold. O, lieber Bruder, du hast gespielt?

Hofrath. Ich bitte dich also —

Wdmf. Reinhold. Unglücklich gespielt?

Hofrath. Um des Glücks meiner übrigen Jahre willen, bitte ich —

Wdmf. Reinhold. An Landstreicher verschwendet —

Hofrath. Steh' mir mit deinem Gelde bei.

Wdmf. Reinhold. Wie?

Hofrath. Unterstütze mich.

Wdmf. Reinhold. Wie ist der gute Geist von dir gewichen!

Hofrath. Nun, liebe Schwester?

Wdmf. Reinhold. Was hilfst nun meine Sorge?

Hofrath. Verlaß mich nicht.

Wdmf. Reinhold. Wie?

Hofrath. Mein Glück ruht auf dir.

Wdmf. Reinhold. Ach, es ist Alles so theuer. Brod- und Fleischpreise steigen mit jedem Tage. Weiß ich denn, ob ich bis an's Ende genug habe? Weiß ich das?

Hofrath. Ja, das weiß ich sicher.

Wdmf. Reinhold. Lieber Bruder, ich kann nichts thun — als höchstens — ach! — aber dann entblöße ich mich. Doch aber, um unserer Liebe willen, — ich will dir — aber ein für alle Mal,

tausend Thaler auf dein Gut borgen, wenn die liebe Sternberg mit unterschreiben will, und die sollst du auch — ja, die sollst du zu vier und ein halb haben —

Hofrath. Ungeheuer!

Wdmf. Reinhold. Lieber Bruder —

Hofrath. Die Sternberg heirate ich nicht.

Wdmf. Reinhold. Was?

Hofrath. Geld bedarf ich nicht — ich heirate nun nie —

Wdmf. Reinhold. Herzensbruder!

Hofrath. Aber du sollst fort —

Wdmf. Reinhold. Ach Gott!

Hofrath. Fort! Deine Nähe ladet den Fluch des Himmels herab! Weib — Mädchen — geschaffen, um die herrlichsten Gefühle zu haben und zu geben — du dienst dem Wucher; deine Seele kennt keine Freude als Gold. Du plünderst die Armuth, heuchelst in den Kirchen, während die nackte Armuth dich verflucht. Fort! ich kenne dich nicht mehr! Valentin — he — Valentin!

#### Gilfter Auftritt.

Vorige. Geheimerath Sternberg und Valentin.

Hofrath. Aus meinem Hause, Mensch!

Geheimerath. Ich bin dir gefolgt, armer Fremde, um —

Hofrath. Fremde? Wer hat Freunde? Ich hatte keine Schwester, und habe keinen Freund.

Geheimerath. Soll ich denn gar keinen Frieden finden?

Hofrath. Hilf dir, wie du kannst. Ich will von hier fort —

Wdmf. Reinhold. Da sehen Sie das nur —

Hofrath. Aus der Stadt weg, wo aller Menschengelalt vergriffen ist, oder nachgemacht. Auf's Land, zu meinem armen Pächter will ich. O, ich will ihm alle Schuld erlassen; frei soll er athmen, wie der Vogel im Walde. Dort will ich das Land bauen, seine Kinder erziehen, euch vergessen und sterben. (Er will gehen.)

Geheimerath. Ich folge dir. — Du hast Recht, geh' dahin.

Hofrath. Schwester! — Wesen, das mich herabzog, daß ich meine Tage neben dir hinschlummerte, hundert Mal habe ich dich beklagt, daß das süße Wort Liebe niemals dir entgegen wallte, daß der heilige Name — Mutter — dir nicht ward. Ich lebte darum nur für dich, und ich habe diese schaudervolle Lücke deines Lebens ausgefüllt mit meinen besten Jahren und Gefühlen. Das war reines Gold in den Sumpf gesenkt; denn du logst mir Liebe und hast die Armuth verrathen.



Geheimerath. } Freund, sammle dich.

Wdmf. Reinhold. } Er ist ganz von sich.

Hofrath. Darum hat auch Niemand sein Herz und kommende Geschlechter diesem Wesen anvertrauen wollen. Die heiligsten Gefühle sind dir todte Münze — und todte Münze nur belebt dein Herz. — Da — nimm mein Gold und Verachtung.

(Er wirft ihr einen vollen Beutel hin, und geht ab.)

#### Vierter Aufzug.

Freier Platz am Ende eines Dorfes. Ein Haus. Daneben ein Wärtchen, vornher ein runder steinerner Tisch, in der Ferne buschiges Felsenwerk, durch dessen Mitte der freie Anblick auf ein Gewässer.

##### Erster Auftritt.

Therese. Bärbchen. Hernach Paul.

Therese (sieht sich überall um). Ihr Kinder — he! Paul, Bärbchen! wo steckt ihr?

Bärbchen (mitten durch den Gartensaun). Such' mich, Mutter, such' mich.

Therese. Wo ist mein Bärbchen? — O — wo mein Mädchen ist?

Bärbchen (verhehlt). Bärbchen ist fort.

Therese. Das arme Kind!

Bärbchen (reicht ihre Hand heraus). Mutter, wer ist das?

Therese. Die Hand gehört einem kleinen Schelme, der mir davon gelaufen ist.

Bärbchen (ertheilt den Saun). Da bin ich! (Sie guckt heraus.)

Therese (hilft ihr vollends heraustrischen). Du kleiner Narr!

Paul (her den Hügel herabläuft). Mutter, Mutter, ich weiß, wo mein Hammel ist.

Therese. So?

Paul (springt herum). Ich weiß, wo mein Hammel ist — ich weiß, wo mein Hammel ist.

Therese. Der ist leider fort.

Bärbchen. Der arme Stuckkopf ist fort — ja wohl.

Paul. Glaub' es nicht. Die Mutter sagt nur so. Ich gehe da eben, und will sehen, ob der Vater noch nicht aus der Stadt kommt;

da höre ich im Dorfe Etwas schreien, wie der Hammel; das Herz schlug mir — ich sah noch einmal auf den Weg hin, da war aber nichts zu sehen, als eine Kutsche.

Therese. Und der Vater?

Paul. Den sah ich immer nicht. Nun rief es recht kläglich. — Ich rannte in einem fort, bis an Heinrich Schmidt's Hof, da kam das Blöken her. Ich rief, und lockte, und lief rund um das Haus herum, und weinte hell auf. Auf einmal — streckt der Hammel sein Maul durch's Thor —

Bärbchen. Ach, bring' ihn doch her. — Komm', Mutter, den Hammel holen.

Therese (traurig). Lieben Kinder!

Paul. Ja, Mutter, er ist's gewiß und wahrhaftig, mit der krausen Wolle und den zwei schwarzen Flecken am Maule. Als ich Händchen rief — da hättet ihr ihn hören sollen; die Thüre wollte er einrennen. Ich hatte noch Brod, das gab ich ihm, er leckte meine Hand. — Da kam der alte Schmidt heraus, und sagte, ihr hättet den Hammel für vier Thaler an ihn verkauft.

Therese. Ja, lieben Kinder, ich habe ihn verkauft.

Paul. Das ist häßlich. Ihr habt gesagt, er wäre gestohlen.

Therese. Hört mich an. Das Haus, die Wiesen und Felder, der Garten — alles das gehört uns nicht eigen; es gehört einem Herrn in der Stadt, dem müssen wir Miete davon geben, viele Miete. Dies Jahr können wir nur die Hälfte zusammen bringen, und die hat nun heute der Vater nach der Stadt gebracht. Wenn aber der Herr doch auf ein Mal Alles haben will, so werden wir fortgejagt.

Paul. Ach, und wir haben schon so lange nicht warm gegessen, weil der Vater sagt, er müßte so sparen!

Therese. Das reicht doch nicht zu. Wir haben auch das schöne Stück Tuch schon verkauft, woran die Muhme Margrethe den vorigen Winter gesponnen hat.

Bärbchen. Ich habe es auf der Bleiche so schön begossen!

Therese. Und da haben wir denn euren Hammel auch verkaufen müssen.

Bärbchen (weint). O mein liebes Stuckköpfchen!

Paul. Wie ich vom Hause wegging, schrie er noch recht kläglich. Mutter — der Hammel betrübt sich, weil er weiß, daß er geschlachtet wird.

Therese. Das weiß er nicht, Kind.

Paul. Warum denn nicht?

Therese. Weil — weil —

Paul. Ich will Schmidten bitten, daß er den Hammel leben läßt.

Therese. Ehrlicher Junge!



Bärbchen. Ich auch.

Paul. Ja, Mutter — und dann bringe ich ihm alle Nachmittage um vier Uhr — von meinem Brode. — Oder mußt du nun unser Brod auch verkaufen — Mutter?

Therese. Nein, Kinder, lieber wollte ich selbst nicht essen.

Paul. Nun, so komm', Bärbchen, wir wollen den Hans besuchen.

(Springt fort.)

Bärbchen. Stutzköpfchen sehen, mein Stutzköpfchen sehen.

(Ihm nach.)

Therese. Die Kinder haben mir warm gemacht mit ihren Fragen.

### Zweiter Auftritt.

Therese. Margrethe.

Margrethe (einen Wasserkrug im Arm, eine Sichel mit Kornblumen in der Hand). Ist der Schwager noch nicht heim?

Therese (seufzt). Immer noch nicht.

Margrethe. Wird schon kommen.

Therese. Wir essen nicht, bis er da ist.

Margrethe. Da ganz hinten habe ich etwas ganz langsam kommen sehen, aber er ist es nicht.

Therese. Wenn es ihm nur bei dem Hofrath gut gegangen ist! — Es fällt uns doch recht hart; ich habe einen schweren Stand, liebe Schwester.

Margrethe. Du kannst doch nicht mehr thun, und ich auch nicht. — Nun — das Heu ist alle in Häufen gebracht. Nun haben wir morgen noch die große Wiese. Ich habe recht gearbeitet, Schwester.

Therese. Lohne dir's Gott.

Margrethe. Aber da — seht, auch der ganze Wasserkrug ist leer, und Brod hatte ich nicht genug.

Therese. Auf den Abend sollst du es einbringen. Eine gute Milch, und, wenn Fritz gute Nachricht bringt — auch Butter. Besorge du indeß den Tisch — ich will sehen, was die Kleine macht.

(Sie geht in's Haus.)

Margrethe. In die Stadt möchte ich auch schon einmal. (Sie machte schon zuvor sich einen Strauß und steckt ihn vor.) Wenn der Schwager wieder hingeht, muß er mich mitnehmen.

(Sie geht in's Haus.)

### Dritter Auftritt.

Hofrath Reinhold in Leberrock und rundem Hut.

So müßte es das Haus dort sein. So viel ich mich von meiner Kindheit erinnere — ja. Schande genug, daß ich so lange nicht da war. Himmel, wie ist das Haus verfallen! Aus einer solchen Hütte sollen zwei hundert und vierzig Thaler in meine Tasche kommen? Die Leute müssen stehlen oder hungern. Wir wollen sehen. — Wenn der Mann noch nicht da wäre! Die Weiber kennen mich nicht, so könnte ich unbekannt mehr erfahren.

### Vierter Auftritt.

Hofrath Reinhold. Margrethe mit einem Tischtuch, irdenen Tellern, hölzernen Löffeln, stellt es auf den Tisch.

Hofrath. Guten Abend, liebes Mädchen.

Margrethe. Grüß' ihn Gott, Herr.

Hofrath. Wie heißt der Ort hier?

Margrethe. Füllendal heißt er.

Hofrath. So? Dann habe ich mich verirrt.

Margrethe. Komm' er, ich will ihn wieder zurecht führen.

Hofrath. Nicht doch. Ich glaube, der Ort ist artig.

Margrethe. Ja, es wohnen viel guter Leute Kinder darin.

Hofrath. Ich glaube das, und will hier über Nacht bleiben. Ist das — ein Wirthshaus?

Margrethe. Nein, Herr. Hier wohnt der Fritz Linde. Es ist nur ein Wirth im Orte, der schenkt Bier.

Hofrath. Kann ich Fritz Linden sprechen?

Margrethe. Ja, wenn er wieder kommt. (Seufzt.) Er ist in der Stadt.

Hofrath. Ist sie seine Frau?

Margrethe. Frauen-Schwester — Herr.

Hofrath. Sie ist ledig?

Margrethe. Ei ja freilich!

Hofrath. Sollte ich hier nicht wohnen können diese Nacht? Nur für diese Nacht, meine ich.

Margrethe. Ei — warum das nicht? Wir haben noch schönes Stroh vom vorigen Jahre, und eine Kammer, wo nichts wie Bohnen und Linsen liegen — da kann er auch liegen.

Hofrath. Das nehme ich an.



Margrethe. Weiß er was?  
 Hofrath. Nun?  
 Margrethe. Ich will's doch erst der Schwester sagen. Therese — he, Therese, komm' da herans!

### Fünfter Auftritt.

Vorige. Therese.

Therese. Nun, was soll es?  
 Margrethe. Sieh, Schwester, der Herr hat sich verirrt und möchte —  
 Hofrath. Um ein Nachtlager bitten. — Der Ort gefällt mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, und möchte gern bei guten Leuten über Nacht bleiben.  
 Therese. Ja, Herr, das kann angehen.  
 Hofrath. Aber ich habe Hunger —  
 Therese. Esse er mit uns, aber er muß warten, bis mein Mann kommt.  
 Hofrath. Von Herzen gern.  
 Therese. Ich will noch eine Schüssel Milch holen.  
 Hofrath. Frau — wartet ihr gern auf euern Mann?  
 Margrethe. Das will ich glauben.  
 Therese. Es ist Ein Hin- und Hertragen, und besser schmeckt es, wenn er dabei ist.  
 Hofrath (erschrocken). Warum?  
 Therese (lächelnd). Weil er das Brod verdient, muß er es auch anschnitten.  
 Hofrath. Arbeitet ihr nicht auch?  
 Therese. Ja freilich. Aber er ist die Hauptsache.  
 (Sie geht ab.)

### Sechster Auftritt.

Hofrath Reinhold. Margrethe.

Margrethe. Er hat also Fallendal noch nicht gesehen?  
 Hofrath. Nein, Kind.  
 Margrethe. Es ist ein guter Ort.  
 Hofrath. Und gute Leute.  
 Margrethe. Warum nicht? — Und eine Frucht wächst hier — viel höher als ich. Wenn ich in der Frucht stehe, so sehe ich nichts mehr, als den Hahn auf unserm Kirchenturme.

Hofrath. Sonst nichts?  
 Margrethe. Gewiß und wahrhaftig. Dann muß noch die Sonne darauf scheinen, sonst sehe ich den nicht.  
 Hofrath. Zeige mir morgen das Feld.  
 Margrethe. Er darf nur hingehen, wo Frucht steht.  
 Hofrath. Du willst nicht mit?  
 Margrethe. Ich versäume gar viel an der Arbeit.  
 Hofrath. Du traust mir nicht?  
 Margrethe. Doch, ja.  
 Hofrath. Hat dein Schwager Kinder?  
 Margrethe. Drei, zwei Mädchen und einen Jungen.  
 Hofrath. Wo sind die?  
 Margrethe. Eins ist ganz klein. Die zwei großen sind dem Vater entgegen gelaufen.  
 Hofrath. Ach!  
 Margrethe. Warum seufzt er?  
 Hofrath. Daß — weil — aber die Kinder, könnte denen nichts zustoßen?  
 Margrethe. Hahaha! Wenn sie nicht Acht geben; sonst nicht.  
 Hofrath. Es wird dunkel —  
 Margrethe. Wenn sie fallen, stehen sie wieder auf.  
 Hofrath. Sie könnten sich verirren.  
 Margrethe. Wer sie findet, bringt sie uns wieder.  
 Hofrath. Weißt du das so gewiß?  
 Margrethe. Ei, wir würden es ja auch so machen. Aber, Herr, wenn er doch so für unsere Kinder sorgt — Er ist wohl weit weg zu Hause — Was werden seine Leute sagen, wenn er nicht nach Hause kommt?  
 Hofrath. Ich habe keine Leute.  
 Margrethe. Ei!  
 Hofrath. Nein, mein Kind, nach mir fragt Niemand.  
 Margrethe. Hat er keine Frau?  
 Hofrath. Ich war niemals verheiratet.  
 Margrethe. Da mag ihm wohl Zeit und Weile lang werden.  
 Hofrath. Ja, mein Kind. — Was hast du da für Blumen?  
 Margrethe. Feldblumen, Herr. Es war so heiß den Mittag — und sie riechen so frisch.  
 Hofrath. Nun wirst du sie wohl deinem Liebhaber geben?  
 Margrethe. Wer ist der Liebhaber?  
 Hofrath. Nun denn — deinem Schatz.  
 Margrethe. Ach, ja so. — Nein, ich habe keinen Schatz.  
 Hofrath. Gewiß nicht?  
 Margrethe. Ich habe ja nein gesagt. — Sehe er nur, ich habe nichts, und darum wird es wohl lange hergehen, bis einer bei



mir nachfragt. Aber ich kriege doch einen guten Mann; gewiß, gewiß!

Hofrath. Ist das so gewiß?

Margrethe. Ja, meine selige Mutter hat es mir versprochen.

Hofrath. Hat sie das?

Margrethe. Wie sie starb. Seid fromm und fleißig, sagte sie, als sie verschied, und ich will bei Gott bitten, daß es euch gut geht. Und seh' er, es hat Alles eingetroffen. Der Theresie hatte die Mutter schon vorher einen Mann ausgebeten. Ich bin auch brav, und die Mutter wird es schon machen.

Hofrath. Mein liebes Kind, ich habe eine Bitte an dich.

Margrethe. Nun, warum sagt er sie nicht gleich?

Hofrath. Sei so gut, schenke mir die Hälfte von deinen Blumen.

Margrethe. Da hat er sie alle.

Hofrath. Wenn du sie aber Jemand anders gern hättest geben wollen —

Margrethe. So hätte er sie nicht gekriegt.

Hofrath. Ich danke dir.

Margrethe. Er soll morgen noch einen ganzen Korb voll haben.

Hofrath. Diese sind mir die liebsten.

Margrethe. Nehme er den Korb nur mit. Wir machen's so, wir gießen heiß Wasser darüber, und trinken es, wenn wir krank sind.

Hofrath. (lächelnd). Gebraucht ihr sonst nichts?

Margrethe. (seht ernst). O ja. Wir haben auch Hollunder.

Hofrath. Ihr seid wohl selten krank? —

Margrethe. Wir haben nicht viel Zeit dazu.

Hofrath. Um so besser.

Margrethe. Wenn einmal so etwas kommt, dauert es nicht lange. Bei uns jungen Leuten gar nicht. Die Alten sterben gern. Wir beten ihnen vor und so schlafen sie ein.

Hofrath. So möchte ich hier einschlafen.

Margrethe. Thu' er das.

Hofrath. Und nicht mehr erwachen.

Margrethe. Das wäre zu früh.

Hofrath. Ach nein!

Margrethe. Er kann ja noch arbeiten, und er wird ja auch wohl Jemand haben, der es nicht gern sähe.

Hofrath. Nein, mein Kind. Ich habe Niemand, der es nicht gern sähe.

Margrethe. Niemand? Armer Mann! — Ei — ich hätte es doch schon nicht gern. — Warte er jetzt; ich muß sehen, ob ich nicht der Schwester was helfen kann.

(Weht ab.)

## Siebenter Auftritt.

Hofrath allein.

Großer, guter Schöpfer der Natur! Wie ist mir? Deine reichen Quellen strömen zu unsern Füßen hin, von einem Jahrtausend in das andere, und wir Elenden — Siechen, Verblendeten — klagen über Durst! — Ach — welche Wehmuth und welche Kube strömt in mir aus und wieder ein! Was ist das, was ich fühle? Guter Gott, ich habe es noch nie empfunden!

## Achter Auftritt.

Hofrath. Theresie. Hernach Linde von außen.

Theresie. Laß er sich die Zeit nicht lang werden, mein Mann muß nun bald kommen.

Hofrath. Von ganzer Seele bin ich zufrieden. Wo ist ihre Schwester?

Theresie. Bei der Wiege; die Kleine ist unruhig, und die schweigt nicht eher, bis sie kommt, weil sie sich immer mit ihr zu schaffen macht.

Hofrath. Sie scheint ein gutes Mädchen zu sein.

Theresie. Gewiß. Ich sage nicht zu viel — sie ist das bravste Mädchen im Orte. Es wird ihr auch noch gut gehen.

Hofrath. Ihr seid wohl arm, ihr guten Leute?

Theresie. Uebrig bleibt nichts. Aber wir sind noch keinen Abend ohne Essen schlafen gegangen. Freilich, der Pacht ist schwer, und von diesem Jahre müssen wir sechzig Thaler schuldig bleiben —

Hofrath. Wie wollt ihr die gewinnen? Es ist unmöglich.

Theresie. O ja. Die Schwester und ich, wir wollen jeden Abend drei Stunden länger spinnen. Mein Mann will auch Nachts noch fischen, und der Älteste muß in die Stadt und verkaufen. Nun kann eins zu Hause bleiben und arbeiten. Das konnte vorher auch nicht sein. So bringen wir es heraus.

Hofrath. Dabei muß eure Gesundheit zu Grunde gehen.

Theresie. Gott wird schon ein Einsehen haben; er weiß, daß wir es nicht anders können.

Hofrath. Wenn es aber doch wäre und ihr brächtet dann den Pacht nicht zusammen?

Theresie. Ach! — Ja — so werden wir aus dem Pacht gewiesen.



Hofrath. Was dann anfangen?

Therese. Dann müßten wir in Tagelohn gehen, und so lange nichts Warmes essen, bis wir so viel erspart hätten, daß ich eine Kuh kaufen könnte, davon trüge ich die Milch in die Stadt; endlich käme doch so viel heraus zu einem kleinen Stück Feld. Unterdeß müßte die Bärbe heran; dann trüge sie das Gemüse und ich die Milch in die Stadt.

Hofrath. Das ist doch ein mühsames Leben; und auf so eine Ungewißheit habt ihr geheiratet?

Therese. Mein Mann und ich sind gesund, das ist doch wohl keine Ungewißheit?

Hofrath. Wenn ihr nun beide arm und krank würdet und bliebet krank?

Therese. Gott behüte! das wäre ein großes Unglück.

Hofrath. Was singet ihr dann an?

Therese. Wer wird denn aber bei dem Verspruch an eine ewige Krankheit denken?

Hofrath. Es wäre denn doch aber möglich.

Therese. Ei nun — die Armen und Kranken haben ja alle einen Vater.

Hofrath (häufig ihre Hand ergreifend). Das ist wahr — gute Frau.

Therese. Was ist ihm, Herr?

Hofrath. O, mir ist wahrlich wohl, und recht wohl!

Therese. Nun — so höre er auch auf, von Krankheit und Unglück zu reden. So lange ich und der Fritz mit einander verheiratet sind, haben wir nicht so viel davon gesprochen, außer wie meine selige Mutter starb.

Hofrath (am auszuweichen). Ist das schon lange?

Therese. Zwei Jahre. Sie wohnte bei uns. Siebzig Jahre war sie alt. Es war wunderbar, wie sie zu Ende ging. Den Abend vorher sprach sie viel mit uns. Morgens um 4 Uhr rief sie uns, und klagte über ihren Kopf. Wir waren Alle bei ihr. Auf einmal wurde es ihr heiß — ganz heiß — Wir weinten Alle, und mein Mann sang ein Sterbelied. Ehe es noch ganz aus war — war sie schon hinan.

Hofrath. Das rührt mich.

Therese. Wir konnten es auch lange nicht vergessen, bis mein Röschen geboren wurde; da war denn die Stelle wieder besetzt. Wie aber mein Mann mit der alten Frau umgegangen ist — das bringt Segen. Nichts nahm er auf seinen Teller, bis sie den ersten Bissen zum Munde führte. Und niemals hat er sich auf den Altvaterstuhl am Ofen gesetzt, so lange sie noch da war. Und noch jetzt, wenn er seine Pfeife darauf raucht, sagt er oft: Thereschen, ich wollte doch, die Alte wäre noch da.

Hofrath. Das muß euch Segen bringen.

Therese. Aber, lieber Herr, will er mir nicht sagen, mit wem ich rede?

Hofrath. Meine gute Frau, ich bin — (Man hört von außen pfeifen, ein Liebchen etwa.)

Therese. Das ist mein Mann! (In's Haus.) Margrethe, der Fritz kommt. (Sie geht; Margrethe läuft ihr nach.)

Hofrath. Welche Menschen! — Glend und roh bin ich neben ihnen! Diese Menschen erfüllen ihre Bestimmung redlich: Arbeiten, gut sein, sich lieben, und auf die große Vergeltung muthig hoffen. Gott! Gott! um welches Garnichts — drehen wir uns, wir sogenannten gebildeten Menschen! Wie weit sind wir vom rechten Wege! — Kann ich meine Augen gegen den blauen Himmel aufschlagen? Den Aufwand zu ersparen — nahm ich keine Frau; erpresse hier zwei hundert und vierzig Thaler aus ihren heißen Händen — und darbe neben Goldsäcken, da sie, keinen Pfennig in der Tasche, unter deiner Sternendecke — reich, gut und weise, jaust einschlafen! Ach — man sollte nicht ferner die Menschen auf Reisen schicken. Auf's Land sollte man sie schicken, damit sie Kunst vergessen, die sie gelernt haben, und Natur lernen, die sie vergessen haben.

(Er verbirgt sich hinten.)

### Neunter Auftritt.

Linde, Bärben auf dem Arme, Theresen im Arme. Paul hüpf nebenher. Margrethe geht hinten nach und schäkert mit Bärben.

Hofrath verborgen.

Therese. Also nicht vom Pacht gewiesen? Gott sei Dank!

Linde. Zeit bis Weihnachten und Ostern.

Margrethe. Schwager, da habt ihr einen guten Gang gethan.

Linde. Ja wohl.

Therese. Nun hast du Hunger; du sollst aber auch gleich essen. (Weht.)

Bärben. Ja — zu essen.

Paul. Du bist lange weggeblieben.

Bärben (hat in seinen Taschen gesucht). Da ist Weißbrod.

Paul (holt Stühle).



Linde. Das ist für die Mutter und die kleine Rösle.

Paul. Da — setz' dich dahin, Vater.

Therese (setzt Milch hin und geht zu ihm, trocknet seine Stirne). Du bist heiß geworden, Vater!

Linde. Ich wollte doch gern bei Zeiten bei euch sein.

Margrethe (hat auch eine Schale Milch gebott). Gebt mir euren Hut, Schwager.

Linde (gibt ihn Panten). Da.

Therese. Gib Acht, Kleiner — es ist der Sonntagshut.

Paul (läuft fort). Ja, Mutter, ja!

Bärchen. Vater, meine Bohnen sind gewachsen und haben rothe Blumen. Wenn ich die in der Stadt verkaufe, so kann ich euch viel Geld darans verschaffen, nicht wahr?

Linde. Ei freilich. Nun, Kinder, ihr seid Alle da? Mich hungert.

Alle. Ja, wir sind da.

(Sie setzen sich zu Tische.)

Margrethe. Ach, der Fremde. Wo ist der Fremde?

Linde. Ein Fremder?

Hofrath (tritt hastig ein und setzt sich zwischen Margrethen und Linden). Und auch kein Fremder, wie ihr wollt.

Linde (steht auf). Herr Hofrath —

Alle. Hofrath?

Linde. Unser Hofrath.

Therese. Unser Gutsheer?

Linde. Ja doch — ja!

Margrethe. Ach, sind Sie es?

Hofrath. Ja, ihr lieben, ehrlichen Leute, ich bin es.

Linde. Sein Sie uns willkommen auf Ihrem Eigenthum — von ganzer Seele willkommen! Hast du denn nichts, Therese?

Therese. Was?

Linde. Nichts Besseres zu essen?

Therese. Nein, lieber Mann, sonst habe ich nichts. Ach, du hättest es wahrlich bekommen, nach deinem sauern Gange.

(Margrethe läuft in's Haus.)

Hofrath. Gott gebe mir jeden Abend ein Nachteffen, so edel erworben, und Freunde, denen ich so willkommen bin, als ich es hier an dieser steinernen Tafel bei eurer Milch bin! Schlagt ein, ihr redlichen Menschen, seid und bleibt meine guten Freunde.

Linde. Nun sehen Sie doch — da wird nicht traktirt, Therese! ist auch keine böse Wirthin.

Hofrath. Still von diesen Menschen und diesen Zeiten.

Margrethe (kommt wieder). Schwester, Schwester —

(Sie reden heimlich.)

Therese (seufzt). Herr Hofrath — die Schwester hat in den Nestern gesucht, und noch vier Eier gefunden.

Hofrath. Ich danke — ich verlange nichts mehr.

Linde. Lassen Sie sich es doch gefallen.

Hofrath (gerührt). Setzt euch — Nehmt mich unter euch auf; nehmt mich auf. Margrethe, komm', setz' dich daher, an meine Seite. Habe vielen Dank! Gebt mir Milch auf meinen Teller. So! — ich danke. Ach, das soll mir wohl schmecken! Schneidet mir auch von eurem Brode. So — Das ist gutes Brod, redlich erworben!

Linde. Das weiß Gott!

Hofrath. Das ist schön, das ist schön! — Eßt doch — eßt —

Linde. Nur erst — (Er nimmt seine Mütze ab, Paul auch.)

Hofrath. Ja, recht, recht! Ein dankbares Wort an Den, der gerne Freuden gibt — o recht! (Pause.) Kinder, nun eßt — (Sie essen.) Einen Augenblick noch. Ihr habt um Segen gebeten, ihr guten Menschen — ihr Menschen voll Liebe und Vertrauen. Er ist euch nahe. Ich erlasse und schenke euch hiermit die sechzig Thaler Pacht und will sie nie haben.

Linde (die Mütze in beiden aufgehobenen Händen). Herr!

Hofrath. Ich will euren Pachtanschlag untersuchen; ihr sollt ihn wohlfeiler haben.

Therese. Gott segne Sie! Gott — Kinder! Paul — Bärchen — geht — küßt ihn — küßt ihm die Hände. (Die Kinder laufen hin.) Ihr dürst wieder warm essen.

Kinder. Ach, lieber Herr!

Hofrath. Ihr guten Kinder! Gott segne euch Alle — Nun (er weint.) eßt — eßt doch.

Linde. Herr — ich kann nicht. (Steht auf.)

Therese. Ich auch nicht. (Steht auf.)

Hofrath. Freudenthränen fallen in euer Mahl.

Margrethe. Wir wollen Alle nicht essen. O Herr, wie gut ist er! Ich will die ganze Nacht für ihn beten und weinen, und mich freuen, und aufstehen, und an ihn denken. Ach, es geht ihm doch recht gut, hoffe ich? Ja, es geht ihm gut, und es soll ihm erst recht gut gehen. Ich will den Sonntag in der Kirche darum bitten.

Hofrath. Leute — das ist der schönste Augenblick meines Lebens!

Paul. Mutter — nun kommt auch der Stuckfopf wieder?

Bärchen. Ja, Mutter, nun kommt der Hammel wieder!



Therese. Ihr sollt ihn wieder haben.

Paul und Bärchen (an den Hofrath hinausspringend). Dank, Herr! Dank für das arme Stuckköpfchen.

Hofrath. Kinder! — Ich bin der Freude nicht gewohnt, sie macht mich matt — Laßt mich hinein und ruben.

Linde (drückt seine Hand). Mein Wohlthäter!

Therese. Ich weiß nicht, was ich thue und was ich rede. Der Kopf geht mir um.

Hofrath. Weiset mir mein Lager an, Therese — Ach, eure guten Worte betten mich heut' so sanft!

Linde. Ein Wort noch — Herr! — Ich möchte nun so gern sagen: — „Gott segne es an Ihren Kindern!“ Soll ich denn das nie sagen können?

Hofrath. Morgen davon — morgen.

Linde. Gott Lob! — Herr, es ist nichts auf der Welt ohne das.

Hofrath. Bringt mich zur Ruhe für heute.

Therese (gibt ihm Bärchen auf den Arm). Gewöhnen Sie sich derweile an das kleine Zeug.

Bärchen (drückt ihn fest an sich). Hat Stuckkopf wieder geschenkt.

Hofrath (in befrägtem Gefühl). Gute Nacht — gute Nacht!

(Alle ihm nach.)

Linde. Gott segne Sie!

Therese. Ruben Sie gut!

Margrethe. Gute Nacht — gute Nacht!

Paul. Gute Nacht, Herr!

(Sie folgen. Kleine Pause.)

Margrethe. Ach, das ist ein guter Mensch! So gut ist Niemand; Niemand, nicht einmal unser Herr Pfarrer. (Sie räuml ab und trägt hinein.) Er ist schon oben. Er hat Licht? — Ja, das ist er. Warum er mir nichts gesagt hat? — Er löscht sein Licht aus — Er wird wohl gleich schlafen wollen. Nein — doch nicht — Er geht noch herum.

Therese. Komm' herein, Schwester, wir wollen das Haus zuschließen.

Margrethe. Gleich. (Sie trägt vollends hinein.) Ist denn nichts mehr da draußen? Nein. (Sie geht gegen das Haus und wieder zurück.) Er geht immer noch herum. Er weint. O — warum weint er wohl? (seufzt.) Ja, ja, er mag wohl ein heimliches Leid haben. St! — er spricht. Es ist doch Niemand oben? — „Unglücklich!“ — Er wird doch nicht unglücklich sein? Wenn er mir nur gute Nacht gesagt hätte! Er hat mir gewiß nicht gute Nacht gesagt. — Ich glaube

aber, ich habe ihm auch nicht gute Nacht gesagt? — Ja, ich habe es nicht. Was wird er denken? — Ich will es noch. (Sie geht hastig an sein Fenster.) Herr — — Nein — ich will doch nicht. — (seufzt.) Herr — Ja, wenn er von selbst heraus sähe! (seufzt.) Er sieht aber nicht heraus.

Therese. Schwester, wir gehen schlafen, komm' herein.

Margrethe. Gleich, Therese. — Er sieht nicht heraus. (seufzt.) Gute Nacht, du lieber, guter Mann! Wenn dir was zu Leide geschehen ist, so helfe dir Gott, wie du uns geholfen hast!

(Sie geht hinein, das Haus wird zugemacht.)

## Fünfter Aufzug.

Die vorige ländliche Gegend.

### Erster Auftritt.

Therese kommt heraus. Hernach Linde.

Therese. Schwester! He — Margrethe! — Sie ist nicht da. (Geht umher.) Margrethe! Hm! wo sie nur sein muß!

Linde. Gestern haben wir nicht gegessen, die Nacht nicht geschlafen, und doch sind wir frisch und froh.

Therese. Was muß der Herr für schöne Tage leben, lieber Mann! Denn gewiß, er ist gut, und er ist nicht nur gegen uns allein gut.

Linde. Fürwahr, er ist gut, aber — schöne Tage lebt er darum doch nicht.

Therese. Nicht möglich! Wer Gutes thut, schläft gut, und steht gutes Muthes auf.

Linde. Bei den Weltleuten ist das doch nicht so; die brauchen viel und mancherlei, ehe sie zufrieden sind.

Therese. Und daß er keine Frau hat! Hahaha! Er konnte es auch gar nicht begreifen, daß wir keine Angst gehabt haben, als wir einander heirateten.

Linde. Ich muß dir die Wahrheit sagen: die verheirateten Leute kann er nicht leiden. Seine Schwester kann sie vollends gar nicht ausstehen.

Therese. Das ist sonderbar. Von seiner Schwester hast du mir niemals viel sagen wollen —

Linde. Ha! es ist auch so was mit der.



## Zweiter Auftritt.

Vorige. Margrethe.

Linde. Wo wart ihr so früh?

Margrethe. Da — seht nur die Kornblumen alle. — Ich habe sie gesucht, daß wir sie dem Herrn mitgeben.

Therese. Was soll er mit den schlechten Blumen?

Margrethe. Er hat mir doch gestern meinen Strauß abbegehrt.

Linde. So?

Margrethe. Und hat recht was daraus gemacht. Er hat bald mich, bald den Strauß angesehen, und hat ein rechtes Wohlgefallen daran gehabt.

Therese (lacht). Wozu aber die Menge?

Margrethe. Er sieht so unzufrieden aus, und — wenn er nun Wasser über die Blumen gießt, und trinkt das, so wird er besser.

Therese. Er wird auch den ganzen Korb mitschleppen —

Margrethe (bäsig). Geht er denn weg?

Therese. Freilich.

Margrethe (traurig). Doch heute nicht?

Therese. Heute noch.

Margrethe (erschrocken). Ach!

Therese. Nun?

Margrethe. Wenn er doch noch nicht wegginge —

Linde. Ja wohl. — Nun, Schwester, geht an eure Arbeit.

Margrethe. Ja — gleich. (Sie geht.) Aber — (an der Thür) geht er denn heute Morgen noch?

Linde. Ja. — Nun, das andere Heu muß noch herein.

Margrethe (auf ihn zu). Geht er denn gleich?

Therese. Geh' doch auf die Wiese, die Andern warten schon.

Margrethe (seufzt). Ja, ja. (Sie geht hinein.)

Therese. Wie das gute Ding sich freut, daß uns geholfen ist!

Margrethe (kommt mit einem Rechen). Nun, sogleich wird er doch nicht gehen?

Linde. Wer kann das wissen?

Therese. Nun, habe wohl Acht auf Alles.

Linde. Weil ich doch nicht dabei sein kann —

Margrethe (traurig). Ach, ja doch. (Sie geht.) Nun — Gott behüte euch.

Therese. Ich schicke dir zu essen.

Margrethe (läuft herzu). Was sagt ihr?

Linde. Hört ihr denn heute nicht?

Margrethe. Es war nur so — weil — (zu Therese) Höre — grüße ihn doch von mir.

Therese. Ja, ja. Geh nur.

Margrethe (zu Linde). Und sagt ihm doch, die Blumen wären von mir.

Linde. Immerhin.

Margrethe. Und daß ich sie vor Tage gesucht habe —

Linde. Verlaßt euch darauf.

Margrethe. O ja, lieber Schwager! (Gerührt.) Und ich wollte, daß sie ihn gesund machen möchten.

Therese. Es soll gesagt werden.

Margrethe (auf halbem Wege). Und mit dem Sonntage in der Kirche — dabei bleibt es.

Therese. Nun, geh jetzt.

Margrethe (kommt wieder). Und fragt ihn doch, warum er die Nacht geächzt hat?

Linde. Hat er das?

Margrethe (traurig). Gewiß!

Linde (sieht seine Frau an). Sonderbar!

Therese. Es geht etwas mit ihm vor — das hat seine Wichtigkeit.

Margrethe (ängstlich). Ihr solltet ihn nicht weglassen —

Therese (ihren Mann auf die Schultern klopfend). Es wäre wohl gut.

Linde. Wie soll man ihm das sagen? Wer will —

Margrethe. Ich, ich, ich.

Linde (lächelt). Versucht es immer.

Margrethe (wirft den Rechen weg). Den Augenblick.

(Da sie an der Thür ist, kommt der Hofrath.)

## Dritter Auftritt.

Vorige. Hofrath Reinhold.

Hofrath. Guten Morgen, — guten Morgen! Nun, — warum gehst du nicht? Bist ich im Wege?

Margrethe. Ach nein! (Pausen.)

Hofrath. Nun, redet ihr Alle nicht? Was ist's denn?

Linde. Hm! sie wollte —



Therese. O, wir wollten —

Hofrath. Nun?

Linde (zu Margrethen). Nur zu!

Therese. Rede nur, Gretchen.

Margrethe. Ich wollte herauf zu Ihnen gehen, und —

Hofrath. Da bin ich.

Margrethe. Und bitten — ha, ich wollte recht bitten für den Schwager, die Schwester und für — für mich —

Hofrath. So bitte nur. Dir werde ich es wohl nicht abschlagen.

Margrethe. Daß Sie nicht wegreisen.

Therese. Daß Sie noch da bleiben.

Linde. Herzlich bitten wir darum.

Hofrath. Kinder!

Alle. O bleiben Sie noch da!

Hofrath (reicht ihnen nach kurzem Bedenken die Hände). Ich bleibe noch da.

Margrethe. Ach, das freut mich, das freut mich!

Therese. Tausend Dank!

Linde. Lieber Herr!

Hofrath. Wächstest du also, daß ich lange da bliebe, gutes Mädchen?

Margrethe (lächelnd). Ei — freilich.

Hofrath. Ich danke dir. — Sagt mir doch — heute Morgen, da ich aufwachte — hörte ich ein Lied singen — Eine von euch Beiden hat es gesungen; welche war es?

Therese. Das war sie. — Sie singt, wie die Sonne aufgeht, und weckt uns Alle.

Hofrath. Das Lied war gut.

Therese. Sie kriegt sie von des Herrn Pfarrers Schwester.

Hofrath. So, so! — Willst du mir mein Frühstück geben, Margrethe?

(Therese und Linde wollen gehen.)

Margrethe (drängt sich mitten durch sie). Er hat es bei mir bestellt. (Sie geht hinein.)

Therese. Sie wollte gar nicht hinaus zur Arbeit, weil wir sagten, Sie reisten.

Linde. Und da — da hat sie Ihnen Blumen mitgebracht.

Hofrath (schnell). Wo?

Linde (holt den Korb). Hier —

Hofrath (setzt ihn auf den Tisch). Gute Seele!

Therese. Die möchten Sie mitnehmen.

Linde. Wasser darüber gießen und davon trinken —

Therese. Das würde Sie zufrieden machen.

Hofrath (nimmt davon mit beiden Händen vor's Gesicht). Ach! — hierin ist viel Balsam!

Margrethe (bringt ein Glas Milch auf einem irdenen Teller). Da, Herr — wohl bekomme sie ihm.

Hofrath. Setze sie hierher — indeß — wenn ich dich bitte, so singst du ja wohl noch einmal das Lied, das mir heute Morgen so wohl gefallen hat —

Margrethe. Ja, ich weiß gar viel Lieder —

Therese. Das — von — — Zufriedenheit —

Margrethe. „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“ — ist es das?

Hofrath. Das ist es.

Margrethe. Ja — wenn mir was im Kopfe ist — so singe ich das Lied; dann wird es gleich besser.

(Sie singt.)

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,

Wenn ich zufrieden bin!

Gibt Gott mir nur gesundes Blut,

So hab' ich frohen Sinn,

Und sing' mit dankbarem Gemüth

Mein Morgen- und mein Abendlied.

Hofrath (hat einmal getrunken und fixirt Margrethen). Weiter, liebes Kind.

Margrethe.

So Mancher schwimmt im Ueberfluß,

Hat Haus und Hof und Geld,

Und ist doch immer voll Verdruß,

Und freut sich nicht der Welt.

Je mehr er hat, je mehr er will,

Die schweigen seine Klagen still.

Hofrath (in tiefen Gedanken). Ja wohl, ja wohl!

Margrethe.

Und uns zu Liebe schmücken ja

Sich Wiese, Berg und Wald,

Und Vögel singen fern und nah,

Daß Alles widerbalzt.

Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,

Die Nachtigall bei süßer Ruh'.



Drum bin ich froh und lobe Gott,  
Und schweb' in hohem Muth,  
Und deut', es ist ein lieber Gott,  
Und meint's mit Menschen gut.  
Drum will ich immer dankbar sein,  
Und mich des Erdenlebens freun.

Hofrath (hat in Gedanken mit den Blumen gespielt, fixirt Margrethen und seufzt). Ich danke. (Zu Linden.) Nun — nun — ja recht so, nun wollen wir die Wirthschaftsgebäude besehen.

(Er geht mit Linden ab.)

#### Vierter Auftritt.

Therese. Margrethe.

Margrethe. Warum geht er denn, Schwester?

Therese. Er muß ja die Gebäude sehen.

Margrethe. Hat ihm denn mein Lied nicht gefallen?

Therese. Ei ja doch!

Margrethe. Warum sagt er denn aber nichts?

Therese. Was soll er sagen?

Margrethe. Was er will.

Therese. Vielleicht hat es ihn traurig gemacht.

Margrethe. Er hat mich oft angesehen. Hat er euch auch so angesehen?

Therese. Wie du fragst!

Margrethe. Ich mag wohl, daß er mich ansieht.

Therese. Er ist ein guter, guter Mann!

Margrethe. Wenn er böse auf mich wäre — hätte er mich nicht so oft angesehen.

Therese. Nun — geh' jetzt hinaus auf die Wiese, ich will die Küche bestellen.

(Sie geht hinein.)

#### Fünfter Auftritt.

Margrethe. Hernach Therese.

Margrethe (nimmt den Rechen und geht zu den Blumen). — Was er nur da gemacht hat! — Immer war er bei den Blumen. Sieh' doch — die er in der Hand gehabt hat, sind ganz zerdrückt.

Therese (holt die Mütze). Bist du noch da?  
Margrethe. Ich — ich sehe nur nach den Blumen da. — Seht nur, er hat sie ganz zerdrückt.

Therese (geht hinein).

Margrethe. Ich muß wahrhaftig gehen. (Sie geht.) Er hat doch noch Blumen genug. — (Sie kommt wieder.) Es ist nur, wenn er etwa die andern auch zerdrücken wollte. Ja, es sind genug. — (Sie geht wieder einige Schritte.) Aber — ich sollte doch die nicht liegen lassen, die zerdrückt sind. Ich will sie herausnehmen und wegwerfen. (Sie geht an den Korb und nimmt die zerdrückten Blumen.) Wegwerfen? — Nein! (Sie steckt sie rasch ein und läuft hurtig fort.)

#### Sechster Auftritt.

Valentin kommt, geht überall umher, sieht sich um, und winkt dann in die Coullisse, woher er kam, mit dem Hute.

Kommen Sie nur — kommen Sie. Ja, ja — das dort — das ist die Hundehütte. Schöne Beisehung für einen, der aus einer Hauptstadt kommt! O, das muß mir Alles herunter gerissen werden, wenn ich die Stelle kriege. Alles weg, Alles weg! — Ein neues Haus — das Fensterblei vergoldet, böhmische Scheiben — eine Gallerie vornehmer und Drangerietöpfchen darauf — damit gleich im ersten Jahre ein Paar reiche Gemeindeherren vor innerlicher Wuth an der Schwindsucht hinsterven. (Er tritt mit dem Hute an die Thür.) Heda — he — Wirthshaus! Heraus!

#### Siebenter Auftritt.

Valentin. Therese.

Therese. Je mein Himmel, was —

Valentin. Stühle heraus — es kommen Herrschaften, Verwandte vom Hofrath. Hurtig!

Therese (geht).



### Achter Auftritt.

Valentin. Mademoiselle Reinhold, vom Geheimenrath Sternberg geführt; hernach Konsulent Wachtel, dann Therese.

Wdmf. Reinhold. Was er mir hier will, mein lieber Bruder?

Geheimerath. Frei athmen.

Wdmf. Reinhold. Sie müssen ihn zurück persuadiren.

Geheimerath. Nicht mit einer Sylbe.

Valentin. Sehen Sie nur, was hat er denn am Ende hier? Niedrige Stuben, eine angenehme Milchsuppe, den Pfarrer und den Gerichtsschreiber.

Konsulent (von außen laut). Valentin — he! zu Hülfe!

Valentin. Postausend (Er geht.)

Wdmf. Reinhold. Was gibt's?

Geheimerath (neht ihm). Wachtel ist in einem Gesträuch hängen geblieben.

Wdmf. Reinhold. Warum schleppt er auch das Essen selbst —

Geheimerath. Valentin hat ihn losgemacht.

Konsulent (trägt einen Fleischkorb und drei Bündel mit Essen). Den Wein in's Wasser, die Pasteten in's Kälte.

Valentin (nimmt Alles ab). Wohl.

Konsulent. Da sind wir ja!

Wdmf. Reinhold. Wo ist aber mein Bruder?

Konsulent. Wenn kein Keller da ist — ein Bret mit Gras und Erde darüber.

Therese (bringt Stühle).

Wdmf. Reinhold. Höre sie einmal — Sie! Ist sie die Kande? Ja? Nun, wo ist mein Bruder?

Therese. Er besieht mit meinem Manne die Gebäude.

Konsulent\* (wirft die Blumen weg und beschüttet den Tisch mit Kan Lavando übermäßig). Eine Höllpromenade, wenn man den Phisophen so in's Wisere nachgehen muß! die denken nicht an Keller und Küche!

Geheimerath. Mir gefällt die stille Gegend —

Konsulent. Ich habe aber zwei kalte Pasteten mitgenommen, mit —

Geheimerath. Der Schatten, der Anblick auf das ruhige Wasser — dies ist genug für Jemand, der wenig mehr wünscht und nichts mehr hofft.

Konsulent. Nach der Ausöhnung muß unmenschlich getrunken werden.

Geheimerath. Ach Gott!

Konsulent. Nun — ernsthaft denn. Was soll der Hofrath hier? Alle Zeitungen kriegte er zu spät heraus, alle Eßwaaren verdorben. Und die jämmerliche Langeweile! Laßt mich, ich bringe ihn zurück.

Wdmf. Reinhold. Ich denke, ich denke — Sie haben so allerlei Propositiones — Nun, wir werden es sehen.

### Neunter Auftritt.

Vorige. Hofrath Reinhold. Rinde.

Wdmf. Reinhold und Konsulent. Ach — da ist er!

Geheimerath. Mein armer Freund!

Hofrath (drückt ihm die Hand, die Andern begrüßt er). Herr Konsulent —

Konsulent. Gelt, das ist doch Freundschaft? Dir nach daher? Und Essen und Trinken genug habe ich bei mir.

Wdmf. Reinhold. Ja, da sind wir, lieber Bruder. Der Valentin ist auch mit gekommen.

Hofrath. So?

Wdmf. Reinhold. Ich habe nur zwei Pferde vor den großen Wagen genommen, aber es ist doch gegangen.

Hofrath. Schwester — die Ernte dieser Leute ist unter den zerfallenen Dächern jedesmal halb versaut, nichts ist reparirt, und der Pacht, den ich empfangen habe, ist so gut — als halb aus ihrer Tasche gestohlen.

Wdmf. Reinhold. Nun — laß das. Höre, Bruder, nicht wahr, du wirst doch wieder mit hinein fahren? Ja, das thust du, lieber Bruder. Ei ja doch! — Sieh' nur, ich bin erpfeß heraus gekommen.

Geheimerath. Reinhold!

Konsulent. Vor Allem habe ich ein Wort mit ihm allein zu reden.

Wdmf. Reinhold (zu Rinde). Nun — so zeige er uns einmal den Gemüsegarten, komme er. Ich will ihm auf die Woche einen Dachdecker heraus schicken. Es müssen auch noch alte Steine da sein. Ja, ja, mein seliger Vater hat einen Stall abbauen lassen. Die Steine lagen — da — da — komme er nur mit mir. Wo die Steine lagen, das weiß ich.

(Sie geht mit Rinde ab, der Geheimerath folgt.)



## Dritter Auftritt.

Konsulent Wachtel. Hofrath Reinhold.

Konsulent. Nun — ich bringe dir Trost und Labung.

Hofrath. Mir?

Konsulent. Ja, alter Sylvio. Ich bin bevollmächtigt — sie will.

Hofrath. Wer — und was?

Konsulent. Die Sternberg, dich zum Manne. Es mag sie gereut, sie mag gedacht haben, daß denn doch — — Genug, sie streicht die Seigel.

Hofrath. Ich heirate sie nicht.

Konsulent. Lieber Reinhold —

Hofrath. Nein, sage ich. Für sie bin ich zu viel, zu hoch — zu gut.

Konsulent. Also, ich kann mich darauf verlassen? Viktoria! Du nimmst sie nicht?

Hofrath. Auf meine Ehre, nein!

Konsulent. Gott Lob! Wie würde sie sich gebläht haben! Wie ein altes Kurierroß hätte sie dich hinten an ihren Siegeswagen gebunden und leer nachgeführt. — Es ist gescheit, du bleibst wie du bist. So ist man überall König. Laß dich küssen. Jetzt will ich mit noch einmal so viel Vergnügen die Küche bestellen. Eine neue Sauce will ich machen — nun — du sollst mir's wieder sagen.

## Vierter Auftritt.

Hofrath Reinhold. Mademoiselle Reinhold. Geheimerath Sternberg. Linde in der Ferne.

Mdmf. Reinhold. Kein Dachziegel ist mehr zu sehen, und war doch ein ganzer Stall, der abgedeckt wurde. Ja, drum! Klagen können die Leute wohl, aber nicht wirtschaften.

Geheimerath. Lassen wir das. Seine Seele ist mit wichtigeren Verhältnissen beschäftigt.

Mdmf. Reinhold. Nun ja denn, lieber Bruder. Was dir etwa mißfallen hätte, daran kann ja Manches geändert werden.

Hofrath. Gut für dich, wenn du änderst. Bin ich überzeugt, so — Du weißt, ich kann verzeihen.

Mdmf. Reinhold. Du lieber Bruder! Ei, sehen Sie, Herr Geheimerath, wie gut! Sehen Sie —

Geheimerath. Daß er gut ist, fühle ich nicht seit heute.

Mdmf. Reinhold. Nun, wie ist es denn, lieber Bruder, wenn man fragen darf, mit der Mademoiselle Sternberg? Der Wachtel, glaube ich, ist der Friedensherold gewesen. Nicht wahr?

Hofrath. Sie hat auf alle Weise die Sache zu einem Handelskontrakt gemacht — Ich trete zurück.

Geheimerath. Wohl dir!

Mdmf. Reinhold. Ich kann dir's nicht verargen.

Hofrath. Sternberg! Daß wir so da stehen, du ohne Freunde — ich ohne Theilnahme, es ist, bei Gott, nicht ganz unsre Schuld. Bei den gutmüthigen Anwerbungen eines Mannes antworten die Mädchen nicht wie Königinnen unsers Geschlechts? Späte Pflege, Mütterwürde lassen sie uns nur hoffen und erbetteln. Dann wird es ja verzeihlich, wenn man für ein Grübchen in den Wangen, einen Phantasiezug um die Augenbrauen, der in zwei Sommern vielleicht verblüht — nicht die ganze Summe von Lebensglück opfert — bedenkt und wählt — prüft und ansieht — bis drei Theile des Lebens vorüber sind. — Ach! Linde, warum steht er dahinten? Komme er zu uns.

Linde. Wenn's erlaubt ist —

Hofrath. Zeige er meiner Schwester seine Rechnungen und seine Auslagen, daß wir das hernach abmachen können.

Linde (geht an die Hausthüre).

Mdmf. Reinhold. Recht, lieber Bruder. Nun — du bist doch wieder gut, lieber Bruder? Ja, du bist nun wieder recht gut.

Hofrath. Ich glaube — ich war lange nicht so gut — als in diesem Augenblicke. Ich danke Gott dafür. Geht jetzt. (Sie geht hinein.) Laß mich, lieber Sternberg. — Dort am Wasser ist eine Nasenbank — da will ich dich finden. (Der Geheimerath geht ab.)

## Zwölfter Auftritt.

Hofrath allein.

Mir ist so wohl! — Eine leise Ahnung trübt manchmal dieses frohe Aufwallen: aber sie zieht vorüber — leicht wie die Wolken an diesem klaren blauen Himmel. Ach! — Hier — hat Alles eine sanftere Wirkung, auch der Schmerz.



## Dreizehnter Auftritt.

Hofrath Reinhold. Valentin.

Valentin. Nun, mein Herr Hofrath, Sie bleiben hübsch ledig? So bin ich denn auch wieder von Herzen gern bei Ihnen. Das sage ich. Ja, ja.

Hofrath (nach einer Pause). Valentin — du gehst von mir.

Valentin (erschrocken). Ei, mein Herr Hofrath!

Hofrath (alt). Und heute noch; hier noch; (seid) seht noch. Du sollst nicht mehr in dieses Haus zurück treten.

Valentin (weinend). Mein lieber —

Hofrath (mit gewaltiger Zurückhaltung eines wüthenden Jornes). Dort sollst du hinaus gehen. Von mir weg. Gleich! dort hinaus! Du sollst niemals wieder kommen, denn du taugst nichts. Achtzehn Jahre habe ich dich als einen guten Kerl behandelt, der mich lieb hätte. Du taugst wahrlich gar nichts.

Valentin. Bedenken Sie, mein Herr Hofrath —

Hofrath (ernst). Daß der Irrthum auch meine Schuld ist? Billig. Daß du dumm und alternd bist und keinen Herrn wieder kriegst? Wahr. Du behältst zeitlebens deinen Lohn, und läßt ihn bei mir helen. Ich will dich nicht mehr sehen.

Valentin. Aber, lieber —

Hofrath. Geh' weg; du erbittest mich nicht. Ich befehle dir, aus meinen Augen wegzugehen. Fort!

Valentin (höhnisch). Nun, so wünsche ich Ihnen wohl zu leben, mein Herr Hofrath.

Hofrath. Gott befohlen.

Valentin. Ich kriege auch noch anderthalb Thaler für Armenauslagen, mein Herr Hofrath.

Hofrath. Gleich. — Da — hier sind sie.

Valentin (auf das Haus zu). Ich empfehle mich gehorsamst.

Hofrath. Was? dahin? du sollst fort!

Valentin (frei). Meinen Hut hole ich.

Hofrath. Halt da! Hier ist ein Louisd'or für einen Hut. Nun geh' ohne Hut gleich dort hinaus — und ganz fort!

Valentin (geht herüber, verflucht). Gehorsamer Diener, mein Herr Hofrath.  
(Er geht ab.)

## Vierzehnter Auftritt.

Hofrath allein.

Wieder eine Larve weniger um mich! — Zwar thut es weh, daß ich mich so betrogen habe — aber ich bin doch erwacht, und das freut mich.

## Fünfzehnter Auftritt.

Hofrath Reinhold. Margrethe.

Hofrath. Sieh da, Margrethe! Warum kommst du nicht näher?

Margrethe. Ich habe Etwas vergessen — Herr —

Hofrath. Was denn?

Margrethe. Meinen Wasserkrug. Es — wird sehr warm heute.

Hofrath (sieht sie eine Weile ernst an). „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!“

Margrethe. Gefällt Ihnen das Lied?

Hofrath (mit Empfindung). Ja, mein Kind.

Margrethe. Es hat Sie aber ganz still gemacht, als ich es gesungen habe.

Hofrath. Weil es mir auch so geht, Margrethe! — Ja, ja. Ich habe ziemlich viel Geld und — keine Freude.

Margrethe. Das thut mir recht leid.

Hofrath. Möchtest du, daß ich glücklich wäre?

Margrethe. Ach, Herr, ich wollte meinen ganzen Sonntagsanzug darum geben! Gestern Abend, wie Sie hier bei uns saßen, waren Sie so gut, gaben uns die Hände, und das Wasser trat Ihnen in die Augen — Nein, so was habe ich in meinem Leben nicht gesehen! Seit der Zeit denke ich beständig an Sie. — Warum haben Sie mir aber keine gute Nacht gegeben?

Hofrath. Hätte ich das nicht?

Margrethe. Nein, nein! Ich habe mir schon recht Gedanken darum gemacht. Ich habe Ihnen doch gewiß nichts zuwider gethan?

Hofrath. Nein, mein Kind.

Margrethe. Bleiben Sie denn noch lange hier?



Hofrath. Ich gehe gleich fort.

Margrethe (erschrocken). Gleich? (Gerührt.) O weh!

Hofrath. Warum?

Margrethe. Auf den Abend habe ich Ihnen Fische kochen wollen — und — O gehen Sie doch nicht, guter Herr, ich bitte recht sehr darum.

Hofrath. Wirst du wohl ein wenig an mich denken, wenn ich fort bin?

Margrethe. Gar zu oft. Aber Sie, werden Sie wohl an mich denken? Nein, ach nein! Wenn Sie vor das Dorf hinaus sind, so wissen Sie nicht mehr, wer ich bin.

Hofrath. Margrethe — hast du mich lieb?

Margrethe (hoffig). Nein, bei Leibe nicht.

Hofrath (traurig). Margrethe!

Margrethe (mit einem Knix). Das unterstehe ich mich nicht. Gewiß nicht! Aber — seit Sie mir gestern so gut vorgekommen sind, möchte ich recht oft weinen. Das darf ich denn doch nicht wegen des Schwagers und der Schwester. — Nun bin ich gern allein. Es gefällt mir auch gewiß nicht mehr hier, wie sonst, wenn Sie fort sind.

Hofrath. Bist du mir wohl so gut als deinem Schwager?

Margrethe (lächelt). O ja. (Sie seufzt) Aber —

Hofrath. Aber?

Margrethe. Ja — ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Es ist — ich bin meinem Schwager recht gut. — Und Ihnen — Ihnen bin ich auch gut. Aber es ist doch nicht so —

Hofrath. Bist du mir weniger gut?

Margrethe. Nein, nein, nein! O nein.

Hofrath. Bist du mir mehr gut?

Margrethe. Das weiß ich nicht — aber — es ist anders. — Ja, ich muß wohl meinen Wasserkrug holen.

Hofrath. Mädchen!

Margrethe. Sie warten alle darauf. Sie haben schon recht viel Heu gemacht, und sie haben gar nichts mehr zu trinken.

Hofrath. Für wie alt hältst du mich?

Margrethe. Das weiß ich nicht.

Hofrath. Ich sehe doch schon ziemlich alt aus.

Margrethe. Hahaha! Es hat noch lange Zeit, bis er weiße Haare kriegt.

Hofrath. Mädchen — denk' nur — wenn ich weiße Haare haben werde, so lebt auch Niemand, der mich lieb hat und sich meiner annimmt, kein Mensch!

Margrethe. Das ist gar zu traurig. Ach, das thut mir gar zu weh! Er ist denn so gut gewesen und er sollte allein sein? O, lieber Herr, wenn er weiße Haare hat und ist allein, da komm' er zu uns, zu mir und der Schwester; wir wollen ihn in der Seele lieb haben, und er soll auch den guten Platz am Ofen haben, den die selige Mutter hatte.

Hofrath. Wenn du alt bist, hast du einen Mann und denkst lange nicht mehr an mich.

Margrethe. Ich will keinen Mann, wenn er zu uns kommen will. Gar nicht.

Hofrath. — Da hast du meine Hand.

Margrethe. Wie so, Herr?

Hofrath. Ich will dich heiraten.

Margrethe (erschrocken). Ach, du lieber Gott!

Hofrath. Ich verlange nichts, als daß du mich lieb hast, und für mich sorgst, wenn ich weiße Haare haben werde.

Margrethe. Ach, Herr, es ist nicht möglich! Ich bin ein Bauernmädchen. Ich habe nur noch ein Stück Tuch, ein silbernes Kreuzchen und einen schwarzen Rock. Ach, Herr, ich kann nichts dafür, aber ich habe gewiß nichts mehr als das.

(Sie weint.)

Hofrath. Reich hat Gott dein Herz ausgestattet.

Margrethe. Ich bin auch gar nicht hübsch, lieber Herr, gar nicht.

Hofrath. Du hast Zufriedenheit und Muth in meine Seele gesungen. Willst du mich zum Manne haben?

Margrethe. Gar zu gern, lieber Herr! — Aber wer soll dem Schwager helfen? und das Heu muß auch noch gemacht werden.

Hofrath. Das lasse ich einfahren. Dein Schwager wird mein Schwager; ich will ihm helfen, wie ein Bruder dem andern. — Willst du mich zum Manne?

Margrethe (laut, fröhlich. Sie läuft an die Thür). Schwager! Therese! — (Sie läuft wieder zu ihm.) Lieber Herr, ich muß weinen und froh sein. (Sie geht von ihm.) Ich zittere an Armen und Beinen. (Sie geht an das Haus.) Schwager, kommt doch gleich heraus.

### Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Linde. Therese.

Margrethe. Denkt nur, der Herr will mich heiraten.

Therese (erschrocken). Mädchen!

Linde (ärgert). Bist du klug?



Margrethe. Ja, er will es. Und ich habe ihn gewiß nicht darum gebeten — nicht wahr, Herr?

Hofrath. Ja, mein Freund, ich will euer Bruder werden; schlägt ein.

Linde. Ei du lieber Himmel!

Therese (setzt sich). Ach, Herr, was ist das?

Margrethe. Ja, lieber Herr, der Schwager muß das Wort geben; der ist Vater an mir gewesen, seit die Mutter weg ist. O, lieber Schwager, er will euer Heu erst noch einfahren lassen, er will auch sonst helfen — Sagt doch Ja — Ich habe ihn gar zu gern.

Linde. Ja, ja! Gottes Segen mit dir über diesen Mann! Sie ist arm — aber ihr Herz ist Gold werth.

Therese. Ach, wenn die Mutter das noch sähe!

Hofrath. Vor diesen redlichen Menschen — gebe ich dir meine Hand — du bist meine Braut.

Margrethe (macht einen Knix und will ihm die Hand küssen, er gibt es aber nicht zu). Ich wollte ihm gern etwas allein sagen, lieber Herr.

(Therese und Linde treten zurück.)

Margrethe. Ich habe ihn gestern schon lieb gehabt — und ich habe den Wasserkrug mit Fleiß vergessen.

Hofrath (in lauter Frölichkeit). Sternberg — Sternberg! O, winkt doch dem Fremden — Dort — auf der Bank dort sitzt er. —

Linde (winkt mit dem Hute). Lieber Herr! — Hierher — hierher. (Er geht zu ihm.)

Hofrath (zu Theresen). Nun, Frau — erholst euch.

Therese. Sie weinen ja selbst — es ist gar zu viel.

Margrethe. Muß ich denn nun seidne Kleider tragen, lieber Herr?

Hofrath. Ja, mein Kind.

Margrethe. Ach ja! So — so lange seidne Kleider?

Hofrath. Allerdings.

Margrethe. Aber — wie heißen Sie denn?

Hofrath. August Reinhold.

Margrethe. Ich darf zu Ihnen doch — du — sagen, lieber Herr August?

Hofrath (gerührt). O ja, liebe Margrethe.

## Siebzehnter Auftritt.

Borige. Geheimerath Sternberg. Linde.

Hofrath. Das ist mein bester Freund, der Geheimerath Sternberg, den liebe wie seine Tochter. Sternberg — sie wird mein Weib.

Geheimerath. Das ist vernünftig. Es freut mich — es rührt mich, es gefällt mir wohl. Es — O mein guter Reinhold, Gott segne dich!

Hofrath. Therese, hole den Fremden und meine Schwester hierher.

Therese (geht hinein).

Linde. Was soll ich sagen? Wenn ich so an Alles denke, was mir seit gestern Gutes geschehen ist — Ich kann nicht reden und nicht denken — aber das Herz schlägt mir, und ich bin —

Hofrath. Hierher, mein redlicher Schwager —

Linde. O mein — ich weiß mich zu bescheiden — ich will's nicht mißbrauchen.

## Achtzehnter Auftritt.

Borige. Mademoiselle Reinhold. Konsulent Wachtel.

Therese geht zu Linden.

Madm. Reinhold. Nun, lieber Bruder — was ist dir zu Willen?

Hofrath. Dieses gute Landmädchen wird meine Frau. Seid ihr das zufrieden?

Konsulent. Was tausend —

Madm. Reinhold. Du bist ja recht munter, lieber Bruder. Das ist ein artiger Scherz.

Hofrath (umarmt sie). Es ist mein völliger Ernst.

Madm. Reinhold (schlägt die Hände zusammen). Bruder!

Hofrath. Wer mein Glück liebt, umarme mich.

Geheimerath (umarmt ihn mit Feuer).

(Eine Pause.)



Konsulent. Heiraten ist überall Narrheit. Daß du aber die nimmst, ist gescheidt, denn dabei kann die ganze Hausordnung bleiben, und — dazu gratulire ich denn.

(Er umarmt ihn.)

Hofrath (mit Nachdruck). Und meine Schwester?

Wdmf. Reinhold. Bruder — eine so arge Mißheirat —

Hofrath. Ich bin ja kein Edelmann.

Wdmf. Reinhold (zornig). Une paysanne!

Hofrath. Sitten — darin kann sich eine gute, gerade Seele finden. Grimassen — soll sie nicht wissen.

Wdmf. Reinhold. Nun — ich kann ja wegziehen, und du kannst thun, was du willst.

Hofrath. Ziehe hin! Neben diesen redlichen Seelen hat dein Herz den Rang nicht. Ich schone dich und sage nichts mehr.

Wdmf. Reinhold. Nun sollen die Leute auch wissen, warum du das sagst. Ich spare — ja, ich wuchere auf reichen Zins da oben: denn von allem meinem Vermögen soll eine Kirche gebaut werden. Da, nun weißt du es.

Hofrath. Es gehen hungrige Menschen genug in die Kirchen. Speise sie, so thust du mehr, als wenn du ein Haus hinterläßt, das deinen Namen und deinen Hochmuth auf die Nachwelt bringt.

Margrethe. Sie will es nicht haben, daß du mich heiraten sollst?

Hofrath. O ja, mein Kind; sie weiß nur nicht, wie sie es anfangen soll, dich lieb zu haben.

Margrethe (läuft hin zu ihm). Seien Sie mir doch auch gut. Ich bin nicht Schuld, daß er mich haben will; Schwester und Schwager auch nicht. Das hat die selige Mutter so ausgemacht, die immer sagte: — „Wenn du gut bist, Gretchen, verläßt dich mein Segen nicht, und du kriegst einen guten Mann.“

Wdmf. Reinhold. O, ich will auch nicht inkommodiren, Jungfer — Wie heißt sie?

Hofrath. Hinweg, herzlose Kreatur — Baue eine Kirche und bete dann darin um ein sanfteres Herz. Aber alle Pfänder armer, nothleidender Menschen soll dies Mädchen an ihrem Hochzeitstage dir auslösen. Diese Blumen sollst du in ihren Hochzeitskranz schenken.

Wdmf. Reinhold. Ei — sieh einmal — Nun — ich will an das Wirthshaus — Wo ist die Kutsche? Nun — adieu — lieber Bruder.

(Sie geht ab.)

Therese. Ach, Herr Hofrath.

Hofrath. Mein Blut wallt, mein Herz leidet — sie geht und rechnet. Still davon. Laßt uns Stunden rechnen. (Er reißt Linden

und Theresen die Hände.) Seid mir immer willkommen. Statt zwei hundert und vierzig Thaler zahlt ihr mir künftig hundert und zwanzig Thaler Pacht.

Linde und Therese (umarmen ihn).

Margrethe. Schwager, darf ich ihn denn jetzt auch küssen? Linde. Verehere ihn.

Therese. Mache ihn glücklich.

Margrethe. So erlaube mir, daß ich dich küsse, (sie läuft hin und küßt ihn herzlich) und nimme's nicht übel, wenn ich von Herzen an deinem Halse weine, und gar nicht wieder da weggehen mag. Du bist so gut, als wir's Alle nicht verdienen. Wir sind arme Leute, die dir ja gar nichts wieder geben können. Ach, du lieber Himmel, was ist das Schade, daß wir so arm sind!

Therese (geht ab).

Hofrath. Hier, in eurer Kirche, wollen wir uns trauen lassen.

Margrethe. Ja, lieber Mann, thu' das. Ich will mich recht schön anthun; du mußt einen goldnen Rock anziehen, lieber Mann, da wird das ganze Dorf die Augen recht aufmachen.

Linde. Bist — Schwester!

Hofrath. Laßt sie doch spielen mit meinen Herrlichkeiten, sie bringt mir ja die große Lustener einer unverstellten Seele zu — Sternberg, wir wohnen beisammen; im Sommer hier, Frühjahr und Späthjahr auf deinem Garten.

Geheimerath. Ich schweige — und empfinde.

Konsulent. Kinder, ich will euch heute die Tafel serviren; ich will mich nicht setzen, sondern aufwarten, euch — und euch, braver Landmann. Des Guckucks will ich sein, wenn mir es nicht in den Augen beißt, und ich möchte wohl fast sagen — Zwar nein, das ist nur so ein Blendwerk.

## Neunzehnter Auftritt.

Therese mit Paul und Bärchen. Vorige.

Therese. Da, Kinder, seht den Mann an, er hat uns viel Gutes gethan. Nun könnt ihr was lernen und uns beistehen, wenn wir alt sind. Seht, küßt ihn, und bittet Gott um sein Leben.

Therese (trägt Bärchen).

Linde (Paulen zu ihm). Alle Freuden, die ich hier habe, gebe Gott Ihnen!

Hofrath (umarmt die Kinder). Und euch das Herz eurer Eltern! (Er nimmt den Strauß.) Da — seht diese Blumen; die



Natur hat ihre ganze Kraft über sie ausgegossen, und wir gehen so kalt an ihnen vorüber. Margrethe — aus deinen Händen habe ich sie empfangen — nimm sie als deinen Brautkranz von mir wieder. (Er legt sie in ihre Haare.) Blühe wie sie, nütze wie sie, und bleibe dem einfachen Schmucke treu, womit deine Felder dich kränzen. Nach zehn Jahren — wenn du an meinem Arme durch diese Felder gehen wirst, so freue dich, wenn du diese Blumen siehst, und nie müßtest du erröthen, wenn du sie aus meiner Hand empfängst. (Er umarmt sie.)

Geheimerath (gibt Theresen und Linde die Hand).

Konsulent (trocknet die Augen).

Paul (geht zu dem Hofrath).

Bärbchen (geht zu Margrethen).

(Der Vorhang fällt.)

## Die Jäger.

Ein ländliches Sittengemälde.

### Personen.

Oberförster Warberger zu Weissenberg.

Oberförsterin, dessen Frau.

Anton, ihr Sohn, Förster zu Weissenberg.

Friederike, Nichte und Pflegetochter des Oberförsters.

Amtmann von Beck zu Weissenberg.

Kordelchen von Beck, dessen Tochter.

Pastor Seebach zu Weissenberg.

Der Schulz zu Weissenberg.

Matthes.

Rudolph. } Jäger bei dem Oberförster.

Barth, Gerichtsschreiber zu Leuthal.

Die Wirthin zu Leuthal.

Barbel, ihre Tochter.

Reinhard.

Kappe. } Bauern zu Leuthal.

Romann.

Jägerbursche.

Bauern.

### Erster Aufzug.

(Rudolph, die Jagdtasche um, stellt sein Gewehr an die Seite und geht in ein Seitenzimmer linker Hand. Darauf Matthes — gekleidet, frisiert, aber eine weiße Nachtmütze auf.)

Matthes (träge, mit langsamem Gang, die Hände in den Taschen).

Rudolph — Rudolph! der Kerl ist taub. He, Rudolph!

Rudolph (inwendig). Was gibts?

Matthes. Ich will dir was sagen.

Rudolph (im Gewehrjagen heraustrittend). Ich habe keine Zeit — der Alte ist grämlich, daß wir noch nicht fort sind. — Da — halt einmal, ich will —

Matthes. Eure Gewehre? Ich bin ein schlechter Kerl, wenn ich eins anrühre!

Rudolph. Hoho! das wird dir der Alte schon weisen.

Matthes. Mit dem Weisen hat es sich wohl. Meine Zeit ist um. — Heute Mittag trag ich die Amtslivree.

Rudolph. Du? — Ziehst zum Amtmann?

Matthes. Ja.



Rudolph. Hast du doch nicht eher geruht, bis du den ehrlichen alten Frits dort weggelogen hast? Was will der Alte nun anfangen? der muß betteln mit Weib und Kindern!

Matthes. Hm — Ist mir der junge Herr vom Amte doch recht nachgelaufen.

Rudolph. Zum Amtmann? — zu dem? — Pst! das sieht dir ähnlich.

Matthes. Hängt das Maul, so tief ihr wollt — Hier kann ich es nicht anhalten.

Rudolph. Weil es hier arbeitsam, ehrlich und still zugeht?

Matthes. Sapperment! — mein Vater war hier Oberförster; in den Stuben hier bin ich groß gezogen — nun soll ich gemeiner Jäger bei euch sein! Meint ihr —

Rudolph. Hättest du was gelernt — wer weiß — so wohntest du wohl jetzt hier.

Matthes. Nun! nun — es ist nicht aller Tage Abend — Ich kann noch — wer weiß? was sein soll, schickt sich wohl. Aber was ich sagen wollte — Ich höre ja, die Jungfer Baise vom jungen Herrn Förster, Mansjell Friederichsen, kommt heute aus der Stadt wieder.

Rudolph. Nun und wenn?

Matthes. Da wird es ein Aufhebens geben, wenn der Tugendspiegel wieder da ist. Sie ist zwar die Herzsallerliebste vom Herrn Förster — aber —

Rudolph. Ei, laß mich ungeschoren. Schickst dich brav zum Amtslafaien; kannst spionieren, lästern, saufen und dir Geld in die Hand drücken lassen — Mir ist's recht, daß es mit der Kameradschaft ein Ende hat. — Ich habe zu thun — leb er wohl. — Hör er — das muß ich ihm noch sagen — nehm er's krumm oder gerade — ich halte nichts auf den Kerl, dem der schlichte grüne Rock, in Ehren, nicht lieber ist, als der beblechte Rock vom Amte, in Unehren.

(Ab in das Seitenzimmer.)

Matthes (in die Thür ihm nachrufend). Empfehle mich, Herr Geheimrath! (Im Umdrehen.) Dir brech ich auch noch einmal den Hals, Kanaille!

(Anton kommt.)

Anton (tutz). Wo ist Rudolph?

Matthes. Da drin. (Anton will hinein.) Mich lassen sie wieder zu Hause?

Anton. Was soll man mit euch? Man kann euch ja zu nichts brauchen; ihr versteht keine Fährte.

Matthes. Schon recht. — Herr Förster!

Anton. Was gibt's?

Matthes. Heute zieh ich ab.

Anton. Mir recht.

Matthes. Glaub's wohl! Ich ziehe auf's Amt.

Anton. Hm — meinetwegen.

Matthes. Empfehle mich zu geneigtem Andenken. (Weht.)

Anton (in's Seitenzimmer abgehend). Schon gut.

Matthes. Wart, gestrenger Herr Förster — und Oberförster-Adjunktus in Gedanken — ich will es dir noch besser münzen. (Sieht in das Zimmer, indem er die Mütze abnimmt.) — Herr Förster — (Mit einer Verbeugung, freundlich.) — Herr Förster, noch auf ein Wort.

Anton. Schleicht der Kerl den Leuten immer nach, wie ein Polvisitator! Was soll werden?

Matthes. Kommt denn das Wunderthier heute noch an?

Anton. Was für ein Wunderthier?

Matthes. Die Stadtmansjell.

Anton. Wen meint ihr?

Matthes. Je nun — Ihre Jungfer Friederike.

Anton (gibt ihm eine Ohrfeige). Burische, spreche er den Namen mit Respekt aus!

Matthes (ohne die Manier geändert zu haben). Nun, nun, nur sachte! Wüßten Sie, was ich weiß! — Sie hätten mir die Ohrfeige nicht gegeben. (Will fort.)

Anton (reißt ihn zurück). Was wißt ihr? Von wem? Was?

Matthes. Ich habe Ihre Ohrfeige — aber auch meine Nachricht, (geischwind) und damit gehen Sie Ihrer Wege, ich meiner.

Anton. Kerl, ich prügle euch, daß ihr liegen bleibt, wenn ihr nicht sprecht!

Matthes. Wenn ich nicht sprechen will, so thu ich es nicht, und wenn ich todt geschlagen würde. (Rat.) Und nun bleibe ich da und spreche nicht.

Anton. Das will ich sehen. (Sucht nach einem Stock, findet das Gewehr und reißt den Labstock heraus.) Und wenn das ganze Haus wach würde — was wißt ihr? — Ich habe das Mädchen lieb; es ist meine Baise; ich will sie heiraten. Was wißt ihr? (Wacht ihn an der Brust.) Lahm prügle ich euch — was wißt ihr?

Matthes (ohne von der Stelle gerührt zu sein, hält mit einer Hand die Hand des Försters, mit der andern den aufgehobenen Labstock). Hören Sie mich doch!

Anton. Nichts, kein Wort — was wißt ihr?

Matthes. Prügeln Sie mich hernach; aber hören Sie mich erst!

Anton (läßt den Stock sinken). Hurtig!

Matthes. Sie wollen mich prügeln — aber ich leide es nicht, ich setze mich zur Wehre. — Sie prügeln mich — ich schlage Ihnen



in's Gesicht — Sie treten mich mit Füßen — ich jage Ihnen den Hirschfänger durch den Leib. Dabei kommt nichts heraus. Ich brauchte Ihnen nichts zu sagen; weil Sie aber das Mädchen heiraten wollen, mag es drum sein! — Hier sind zwei Stück Papier. Anton (wornach fassend). Was sollen die?

Matthesz. Geduld. Die fand ich auf dem Amte, vor der Stube des jungen Herrn, im Kehrlicht.

Anton. Gebt her.

Matthesz. Geduld — Das hier — ist ein Konzept — verstehen Sie mich — der rechte Brief an Jungfer Friederiken nämlich ist fortgeschickt. — Da.

Anton (liest; er zeigt Unruhe). Hat Friederike geantwortet?

Matthesz. (lacht). Nun — sie ist ein Mädchen —

Anton. Hat sie geantwortet?

Matthesz. Nicht geantwortet, also eingewilligt und kommt —

Anton. Matthesz! —

Matthesz. Er ist ihr in dem neuen Wagen mit den Füßchen entgegen gefahren —

Anton. Wenn sie geantwortet hat —

Matthesz. Er ist so recht darnach angezogen. Den fezzvilnen Frack — offnes Haar —

Anton. Matthesz — ich weiß, ihr könnt mich nicht ausstehen, ihr lügt oft — aber ich will es euch vergeben, wenn ihr's gesteht. Ihr habt meine englischen Sporn gern haben wollen: Ihr sollt sie haben — gleich haben — wenn ihr es mir sagt.

Matthesz. (auf seine Schnallen sehend). Hm — ich habe Schnallen.

Anton. Da ist Geld.

Matthesz. „Der Bube kann nichts verschenken,“ sagt der Herr Oberförster.

Anton (den Brief ansehend). Schurke! — es ist Alles erlogen.

Matthesz. Er reißt ihr eben entgegen.

Anton. Kerl! Nein! sie hat nicht eingewilligt!

Matthesz. Sie sind ärgerlich. Ja, wer läßt sich auch gern betrügen! in Heiratsachen ist das so, so — aber hol's dieser und jener! Sie müssen ihr auch was zu Gute halten — es ist ein junges, einfältiges Ding.

Anton. Kerl, du bist ein Schurke, und sie hat nicht eingewilligt.

Matthesz. Sie hat. — Mit dem Schurken währt es übrigens nur noch drei Stunden — Schlag neun Uhr kann ich darauf dienen.

Anton. Es ist nicht möglich — nein, wahrlich nicht. Matthesz war immer ein schlechter Kerl — Die Hand? die Hand ist es frei-

lich — daß er ihr immer nachsichtlich, ist auch wahr. Dazu bin ich schlichtweg — habe wenig. — Sie war in der Stadt, hat seitdem das prächtige Leben kennen gelernt — Der Kerl ist reich und — Mädchen, Mädchen! wenn du mich betrügst —

(Rudolph mit Antons Gewehr kommt.)

Rudolph. Da. Der Garten ist nicht offen, wir müssen durch's Dorf gehen. — Pulver haben Sie, glaube ich, noch?

Anton (im Auf- und Abwinken). Genug.

Rudolph. Aber keine Kugeln? — Da, hier sind welche.

Anton. Her damit! Gut so. — Zwar — nein. Nimm die Kugeln wieder. — Hier. Gib mir Schrot.

Rudolph. Nr. 1?

Anton. Nr. 3.

Rudolph. Nr. 3? Und groß Wildpret?

Anton (reißt es ihm aus der Hand und lacht). Her! Komm mir in den Weg, Spitzbube! Komm mir in den Weg! — ich will dir Antwort bringen, daß dir Hören und Sehen vergehen soll.

Rudolph. Es liegt Ihnen was im Kopse — mein ich.

Anton (lacht fort). Halt's Maul.

Rudolph. Leicht gerathen und bald gethan. Vorwitz plagt mich nicht — aber ich habe Ihrentwegen manches Ungewitter von dem alten Herrn auf mich genommen, werde es wohl auch ferner noch; darum denke ich —

Anton. Rudolph — der Schuß hier — der ist für den Amtmannsbuben.

Rudolph. Aber —

Anton. Geh, wohin du willst — schieß, was du willst — ich geh auf die Straße nach Waldau. Komm!

Rudolph. Nicht von der Stelle, bis ich weiß, was Sie gegen den Kerl haben.

Anton. Der Junge, der Bube! hat wieder an Friederiken geschrieben — einen Liebesbrief, eine Schandbestellung!

„Liebes Friederiken! Sie werden nun dem Vorschlage meiner Eltern nachgedacht und für mich entschieden haben. Meine Person dürfte leicht so viel Interesse einflößen, wie der abgeschmackte Jägersbursche, der bei allen Dirnen zu finden ist. Kommt hierauf keine Antwort: so sehe ich meinen alten Vorschlag als von Ihnen eingewilligt an, und reise Ihnen morgen früh nach Waldau heimlich entgegen. In jedem Fall wird dieses Rendezvous eine glückliche Stunde gewähren Ihrem ewig treuen — Peter von Zed.“

Und sie hat nicht geantwortet, und er reißt ihr jetzt entgegen — und — und — lahm schieße ich den Hund, wo ich ihn finde!



Rudolph. Wer gab Ihnen denn das?

Anton. Matthes.

Rudolph. Matthes? Nun ja, —

Anton. O, sieh, es ist die Hand.

Rudolph. Der Kerl ist ein Schurke.

Anton. Aber der Bube reißt ihr jetzt entgegen, und die Hand ist es doch beim Teufel!

Rudolph. Kann Alles sein. — Wissen Sie doch, wie Sie mit Friederiken stehen.

Anton. Ei, was! Die Mädchen sind eitel und falsch. Sie schwören und liebäugeln, und winseln und puzen sich, Jedem zu gefallen. Mag ein ehelicher Kerl drauf gehen oder nicht, was kümmert sie das?

Rudolph. Pfu! Friederike ist —

Anton. Rudolph — Eine betrügt weniger; aber sie betrügen alle. Geh hin — schief ihrem Liebhaber vor den Kopf — sie wird schmälen. Aber, wirf ihr den Spiegel herunter, verbrenn ihren Putz — sie wird sich die Haare ausraufen. (Sängt die Sageratsche um.) Ich habe sie so lieb — Ach Rudolph, ich habe sie so lieb!

Rudolph. Und werden sie brav finden.

Anton. Wenn sie es nicht ist — sieh, des Lebens hier bin ich satt. Mein Vater behandelt mich wie einen Zungen — ich habe ausgehalten ihr zu Liebe. — Betrügt sie mich — so gehe ich fort, werde Soldat — und gibt's keinen Krieg, so mache ich einen dummen Streich. Dann jagen sie mir eine Kugel durch den Kopf, und es ist aus. Komm! — (Wiu ab.)

(Die Oberförsterin tritt auf mit einer Lampe.)

Oberförsterin. I, schönen guten Morgen, Anton — schönen guten Morgen.

Anton. Danke, liebe Mutter, danke.

Oberförsterin. Ausgeschlafen, Anton? Ausgeschlafen? — Ihr geht heute wieder früh aus. Das ist ein Leben! — Keine Ruh und keine Rast.

Anton. Je nun, was will das sagen? Adieu.

Oberförsterin. Warte doch noch — warte. (Er geht nach der Thür.) Ei, ich will's haben, du sollst warten. (Anton kommt.) Ist das nicht ein Wetter! I, du mein lieber Himmel!

Anton. Wird schon hell werden. Adieu, Mutter! Es wird wahrhaftig zu spät.

Oberförsterin. Nur einen Augenblick. „Hell werden?“ — Rudolph, treibe, daß der Kaffee kommt — (Rudolph ab.) „Hell werden,“ sagst du? Der Mond hatte gestern Abend einen Hof,

Anton. Er war nicht so viel hell, als ein Speiesthaler groß ist; dann wird es all' mein Tage den andern Tag kein helles Wetter.

Rudolph. Hier bringe ich den Kaffee schon, Madam.

Oberförsterin. Gut, gut. Nun, Anton — (Schenkt ein.) Geschwind trink ein Schälchen, Anton.

Anton. Ich kann nicht. Ach Gott, es ist mir ohnehin heiß genug.

Oberförsterin. Was heiß? Es ist raubes Wetter. Der Kaffee wärmt den ganzen Menschen — trink nur! (Sie zwingt ihm eine Schale auf.) Hast du auch die Brust gut verwahrt, Anton? (Sie knöpfte ihm, indeß er trinkt, die Weste bis an den Hals zu, die Klamme liegt ihm im Arme, er hat den Hut auf.) Ei, so laß doch die Knöpfe zu, Anton! Was das für eine alberne Mode ist! Da wird der Magen verkältet, die Gesundheit nicht konservirt, und das junge Volk stirbt hin. Die Brust verwahrt, die Brust verwahrt! das war eine goldne Regel bei uns Alten! — nun trinkst du noch eine.

Anton (mit dringender Bitte). Mutter, ich muß wahrhaftig fort.

Oberförsterin. Nun so geh. Höre — wenn Kiebschen mir ein paar Tage da ist; so soll sie dir ein Leibchen nähen. Da, nimm das Tuch, halt den Hals hübsch warm — hörst du?

(Oberförster erscheint.)

Oberförster. Noch hier? — Plagt dich denn —

Anton. Eben wollte ich — (Will gehen.)

Oberförster. Bleib! — Matthes!

(Matthes kommt.)

Oberförster. Seine Nachtmühe. Wieder in's Bette. Ich will fort.

Anton. Ich war schon auf dem Wege, aber die Mutter —

Oberförsterin. Ich — hatte ihm was zu sagen. Ich habe es ihm befohlen, er sollte dableiben.

Oberförster. Das ist ein ander Ding. (Zu Anton.) So mußt du dableiben. (Zu Matthes.) Gehet eurer Wege! (Zur Oberförsterin.) Haß dich ein andermal kürzer.

Anton. Adieu, Vater.

Oberförster. Aufgepaßt — nicht eingelehrt — Fir! um zehn Uhr wieder hier. Allons, marsch! (Anton und Rudolph ab.)

Oberförsterin. Auf ihm doch nach, sag ihm, daß er von der Sau wegbleibt. Christian ist erst gestern geschlagen, und —

Oberförster. Wenn du sie anlaufen lassen willst: so kann er zu Hause bleiben.

Oberförsterin (mit gutmüthigem Aufstehen). Ei was! ich muß dir meine Meinung einmal kurz weg sagen.



Oberförster. Hahaha! das kannst du nicht.  
 Oberförsterin. Was? Was kann ich nicht?  
 Oberförster. Kurz weg sprechen.  
 Oberförsterin. Nun, so will ich gar kein Wort sprechen.  
 (Gibt an den Kaffeetisch, schenkt ein und murmelt dazu) man möchte ersticken!  
 Oberförster. Wenn du beim Nachtwächter anfängst, so hörst du beim türkischen Kaiser auf.  
 Oberförsterin. Aus dem ewigen Bellen und Lärmen kommt nichts heraus. Der Junge ist so übel nicht.  
 Oberförster. Richtig. Darum soll er noch besser werden.  
 Oberförsterin. Hm — ein Mensch ist kein Engel, und Anton —  
 Oberförster. Nun — hat auch noch zu laufen bis dahin.  
 Oberförsterin. Das verwünschte Auffahren — das!  
 Oberförster. Bilde dir nicht ein, daß du ihn lieber hättest, als ich. Der Junge ist wild, wie der Teufel. Wenn ich gut wäre, wie eine Schlafmücke; ich glaube, er steckte uns das Haus über dem Kopf an. — He — Matthes!  
 Matthes. Herr Oberförster?  
 Oberförster. Mein Morgenbrod! (Matthes ab.)  
 Oberförsterin. Höre einmal — wie steht es denn mit Mamsell Nordelchen vom Aute?  
 Oberförster. Ist sie krank? Frag den Doktor.  
 Oberförsterin. Nicht doch. Ich meine — hm — wunderbar — ich meine —  
 Oberförster. Was?  
 Oberförsterin. Wenn mein Anton Mamsell Nordelchen heiratete. (Matthes bringt ein Glas Wasser und Brod, nebst einem Messer.)  
 Oberförster (mit bedeutend verdrießlichem Blick). Darauf weiß ich dir nicht zu antworten. — Matthes — ist dem Schulzen sein Bauholz angewiesen?  
 Matthes. Ja.  
 Oberförster. Um welche Zeit?  
 Matthes. Gestern Abend um 4 Uhr.  
 Oberförster. Es ist gut. Ihr habt mich zeither oft belogen; wenn dies wieder nicht wahr ist, so schicke ich euch fort. Eure Zeit ist ohnedies heute ganz um.  
 Matthes. Herr Oberförster — ich nehm es an und ziehe gleich ab.  
 Oberförster. So? — Nun — wenn ihr wollt, ich kann schon wollen. — Da ist euer Geld.  
 Matthes. Empfehle mich. (ab.)  
 Oberförster. Gute Besserung. Ich bin froh, daß ich den Menschen los bin — es ist ein böser Bube.

Oberförsterin (wie, als Matthes kam, wieder an ihren Kaffeetisch gegangen war). Gift und Galle muß man trinken.

Oberförster. Was?

Oberförsterin. Ich sage kein Wort — kein Sterbenswort. Aber — aber — es drückt mir das Herz ab, wenn ich so sehen muß, daß —

Oberförster. Es ist kein Auskommen mit der Frau. — Nun — ich will es einmal aushalten. Sprich — sag Alles, was du weißt; aber Alles! denn so bald kriegst du mich nicht wieder.

Oberförsterin. Sag mir nur, wozu bin ich da? Immer muß ich Unrecht haben. Dies hätte ich so machen können, das wieder anders. Hier habe ich gesündigt, dort habe ich einen Boß geschossen. Bald hätte ich reden, bald schweigen sollen. Wenn ich den Mund aufthue, habe ich Unrecht. Was ich rede, ist einfältig. Ei, wozu hat man den Mund, als zum Reden!

Oberförster. Nun, mein Kind! hahaha — dazu brauchst du ihn auch.

Oberförsterin. Ich? Wer — ich? Wenn läßt du mich denn wohl zum Worte kommen? Wo darf ich meine Meinung sagen? Auf Martini werden es zwei Jahr, daß ich zuerst von der Heirat gesprochen habe — da ging das Unglück los. Nun — ich habe geschwiegen, was ich konnte. Nachher hat es der Herr Amtmann mir wieder unter den Fuß gegeben; aber, so wie ich nur den Mund aufthat — ward ich ja angelassen! Jetzt hat die Frau Amtmännin in der Kirche wieder angefangen: „Mamsell Nordelchen hätte meinen Anton gar zu gern.“ Nun — denke ich, Ehen werden im Himmel geschlossen — und wenn es Gottes Wille ist, daß mein Anton Mamsell Nordelchen heiraten soll; so werden wir nichts dazu, und nichts davon thun können. Ich habe es gesagt. — Du bist Vater, wie ich Mutter. — Thu nun, was du willst — ich sage kein Wort mehr.

Oberförster. Bist du fertig?

Oberförsterin. Ja.

Oberförster. Nun sprich nicht eher wieder, bis ich dich frage.

Oberförsterin. O ich will nichts — gar kein Wort will ich sagen.

Oberförster. Noch besser. Das Amt hat dir also die Heirat recht nahe gelegt?

Oberförsterin. Ja. Nahe — ganz nahe.

Oberförster. Nun, eben darum liegt mir die Sache weit, weit — ganz weit.

Oberförsterin. Nun, da haben wir's! Warum denn? Sag, warum?



Oberförster. Sieh, mein Kind, was man so unter dem Preise weggibt, pflegt kein gangbarer Artikel mehr zu sein.

Oberförsterin. Was? — Mansfeld Kordelchen —

Oberförster. Kurz, ist ein alter Ladenaüter.

Oberförsterin. Wollte nicht der — hm — der — was war er — unter den Klirassirern — und hernach der Oberbereiter von — von Dings da! Wollten die sie nicht alle Beide heiraten?

Oberförster. Sie haben es gewollt, als sie auf dem Amtshof logirten. Du lieber Himmel! was wollen solche Herren nicht, wenn sie freie Tafel spüren! Hernach sind sie weggeritten, und haben es vergessen. Kurz — es geht ihr mit ihren Liebhabern, wie uns mit unserm Röhrwasser — sie bleiben ans. Zum Nothbedarf ist mein Sohn überall zu gut. Zum Nothbedarf für eine Gammersfamilie nun vollends.

Oberförsterin. Gott bewahre! was das für Reden sind!

Oberförster. Verplaudre ich da wieder meinen Morgen mit dir. — Es ist überhaupt noch zu früh für ihn — der Junge soll gar noch nicht heiraten. Punktum.

Oberförsterin. Und die schöne Doppelmariage, die das gegeben hätte, wenn Monsieur Zed Kietchen geheiratet hätte!

Oberförster. Ist das nicht ein Kreuz mit den Weibern! Sind sie jung — so lassen sie sich freien; und ist die Rechnung geschlossen, so haben sie die Wuth, andere zu verfreien. Nun, nun — nur nicht böse! Du bist sonst ein kreuzbraves Weib, fromm — redlich — wie ich sage, kreuzbrav — bis auf den alten Weiberverstand und die Liebe zu den harten Thälern — kreuzbrav!

Oberförsterin. Die harten Thäler? Ja, wenn ich nicht gewesen wäre! Bei dir würde es ja heißen:

„Alles verzehrt vor seinem End,

„Macht ein —

Oberförster. „Macht ein richtiges Testament.“

Oberförsterin. Aber zum guten Glück habe ich meine Paar tausend —

Oberförster. Thaler zusammengepart. — Ich bitte dich, schweig von dem Geldkapitel, sonst —

Oberförsterin. Ich sollte mir nicht so Acht —

Oberförster. Höre, ich will —

Oberförsterin. Wenn du nur gekommt hättest, wie du —

Oberförster. So höre doch!

Oberförsterin. Was?

Oberförster. Wie viel willst du haben? Ich kaufe dir das ab, was du noch hast sprechen wollen! Ja?

(Der Schulz kommt.)

Schulz. Guten Morgen, Herr Oberförster, guten Morgen, Frau —

Oberförster. Je — guten Morgen.

Oberförsterin. Guten Morgen, guten Morgen, Herr Schulz! Ei, er ist ja gar zu rar geworden. Ich glaube, in vierzehn Tagen ist er nicht hier gewesen. Das ist nicht hübsch, weiß er das wohl? Nicht nachbarlich. Man muß seine alten Freunde nicht vergessen, man muß —

Oberförster. Seine alten Freunde zum Worte kommen lassen. Geh in deine Küche! Wir werden zu sprechen haben — nicht wahr?

Schulz. (bejaht es nachdenklich.)

Oberförsterin. Gut, gut. Ich gehe. (Gibt ein Paar Schritte, kommt aber gleich wieder und nimmt den Schulzen beiseite.) Ehe er weggeht, kommt er doch einen Augenblick zu mir herein. Nicht wahr? Ich will ihm erzählen, wie —

Oberförster. Tausend Sapperment!

Oberförsterin. Nun, nun — Herr Hegrimm, ich gehe ja schon. (ab.)

Oberförster. Nun! Was Neues, Herr Schulz?

Schulz. Hm! Neues genug; aber — leider Gottes nichts Gutes!

Oberförster. Wie so? Was ist —

Schulz. Was wird's sein, die alte Leier. Unser Herr Amtmann zieht uns einmal wieder die Haut über die Ohren.

Oberförster. Was soll's geben?

Schulz. Nun, „die Gemeinde hätte so starke Ausgaben — es ginge dies Jahr so viel auf.“ — Das muß nun freilich der Herr Amtmann am besten wissen, denn er hat die Kasse. „Damit er nun dem Allen vorstehen könnte: so sollte aus dem Gemeindevald für tausend Thaler Holz gehauen werden.“

Oberförster. Es ist nicht möglich!

Schulz. Was ich Ihnen sage.

Oberförster. Für tausend Thaler?

Schulz. Je nun — es gibt einen lackirten Wagen.

Oberförster. Je, da soll ja den Amtmann das — Nun, nun — ich muß doch auch mit dabei sein, muß doch so ein kleines Wörtchen mit dazu sprechen.

Schulz. Sie sind brav. Gott vergelt's Ihnen, was Sie schon an uns gethan haben! Aber hierin können Sie uns nicht helfen. Es geschieht gewiß, was der Amtmann will.

Oberförster. Nichts. Ich mache meine Vorstellung dagegen. Der ganze Wald würde ja verdorben! — Es ist nicht mög-



lich! Weiß er was? — Ich gehe selbst in die Stadt — ich übergebe die Vorstellung den Herren selbst.

Schulz. In die Stadt? Herr Oberförster — Nein!

Oberförster. Warum nicht?

Schulz. Sehen Sie, wenn wir in der Stadt klagen, so meint der Herr dies, der andere das. Endlich wird einer ausgesucht, der soll nun darüber sprechen. Der eine? — Gott bewahre uns in Gnaden! der reiset das ganze Jahr hier herum und dort herum. Bald hat er zu viel Arbeit, bald wird er krank. — Nun kriegt auch wohl wieder ein anderer darüber zu sprechen. Wir gehen hin und wieder her, suchen, betteln, es kostet uns schweres Geld, die Arbeit bleibt auch liegen. — Ehe wir es uns versehen, kommt ein Bescheid: „Wegen Widerspenstigkeit hiermit ab — und zur Ruhe verwiesen.“

Der Amtmann läßt ihn publiciren — haut uns den Wald vor der Nase weg — fährt mit Frau und Kindern in's Bad — und am Ende kostet es zwei tausend Thaler.

Oberförster. Er thut dem Dinge zu viel. Es gibt redliche Männer in der Stadt, und ich will ihnen Alles so unter die Augen legen, daß sie sich der Sache wohl sollen annehmen müssen.

Schulz. Hoho — habe all mein Leben gehört — „Keine Krähe hackt der andern die Augen aus.“ Die Frau Amtmannin hat dem Herrn Amtmann das Amt so gleichsam zum Heiratsgut mitgebracht: der gibt nun am rechten Orte Steuern und Gaben — drum frägt ihn kein Mensch, wie er es mit uns treibt. — Warum wollten Sie sich Feinde machen? Lassen Sie es gehen, wie's geht!

Oberförster. Ehrlich und grade durch; damit halte ich es.

Schulz. Ganz gut — aber —

Oberförster. Ueberhaupt suche und fordre ich von den Leuten all mein Tage nichts, als was von Gott und Rechts wegen mein ist. Wollen sie mir das nicht geben; stehlen sie mir mein Verdienst aus der Tasche: Nun — sie mögen es verantworten; aber ich bleibe auf meinem Wege. Es hat mir denn doch auch schon wohl gethan, mich — schlecht und recht, vor so einem Kerl hinzustellen und ihn scharf in's Auge zu fassen. — Mit dem Nothwerden hatte es sich nun wohl! Aber, was ihnen auch das Gewissen sagte? sie machten so wunderliche Gebehrden, und sahen so albern dabei aus — daß ich all ihre Schätze für solche Augenblicke nicht haben möchte.

Schulz. Ja — da dent' ich eben an etwas. Nennlich — es mögen ein acht Tage sein — begegnete ich dem Amtmann, wie er — es war in aller Frühe — von einer Leiche kam. Da sah er nun ganz unscheinbar und grämlich aus. Hm! dachte ich so bei mir selbst — es ist doch was gar Bedenklisches nur das letzte Ende! Man sei gewesen, wer man wolle — da fällt einem Alles haarlein bei.

— Hm — dachte ich dann so weiter — wenn dem Amtmann einmal so Alles beifällt! — Herr Oberförster — ich möchte dann nicht um und neben ihm sein — ich denke, es müßte nicht gut mit ihm stehen —

Oberförster. Herr Schulz — ich hoffe zu Gott, um die Stunde soll's mit uns Beiden einmal ganz still abgehen.

Schulz. Ich hoff's auch. Adieu! (Schüttelt ihm die Hand.) Es bleibt beim Alten. (Ab.)

Oberförster (ihm nach). Es bleibt beim Alten! Nun will ich doch auf der Stelle meinen Bericht machen. (Setzt sich und will schreiben.)

(Niekchen kommt, von der Oberförsterin geführt.)

Oberförsterin. Da — da bring ich dir dein Niekchen, mein Goldmädchen.

Oberförster. Mädchen! (Sie umarmen sich.)

Friederike. Lieber alter Vater!

Oberförster. Mädchen, wo kommst du so früh her?

Friederike. Ach — bin ich nun wirklich wieder da?

Oberförsterin. Gewachsen, einen ganzen Kopf gewachsen. Komm her, Mädchen, hier an der Thür, (sie geht dahin) hier ist noch das Zeichen, wie groß du warst, als du fortgingst. Komm!

Oberförster. Hast du denn deinen Alten wohl nicht vergessen?

Friederike. O Gott! Können Sie mich das fragen?

Oberförsterin. Nun, Niekchen, komm! Hier an der Thür steht es.

Oberförster. Bleib mit deinem dummen Zeuge weg.

Friederike. Ich bin also merklich gewachsen?

Oberförsterin. Ja, komm doch nur hier an die Thür —

Oberförster. Sapperment, ich wollte, du wärest hinter der Thür.

Oberförsterin. Denk nur — einen Kopf — einen ganzen Kopf in vier Jahren!

Oberförster. Sag mir nur, Mädchen, wie es zugeht, daß du so früh kommst? Wir haben dich Alle erst um Mittag erwartet.

Friederike. Ich bin nicht über Waldau gereist, und die Nacht durch gefahren.

Oberförsterin. Die Nacht? Ei du armes Mädchen, du armes Mädchen! — Willst du Kaffee? Wein? Suppe? Was willst du haben? Ich will gleich Alles bestellen. — Warte — hm — wo werde ich nun den Schlüssel haben? (Sie sucht in den Taschen.) Warte nur —

Friederike. O ich verbitte —

Oberförsterin. Ja, warum nicht gar — verbitten? Wahre! Wenn ich nur den Schlüssel — Alles kramen sie mir weg!



Oberförster (geht ungeduldig herum).

Friederike. Es ist wirklich unnöthig.

Oberförsterin. Da ist der Schlüssel. „Unnöthig?“ das weiß ich besser. Wenn man so fährt — und in der Nacht gar — die Nacht ist Niemand's Freund — man ängstigt sich — und dann die kalte Luft und nichts Warmes. — Nein, das geht nicht — Gleich sollst du haben, gleich. (Ab.)

Oberförster (hals vor sich und ärgerlich, indem sie geht). Daß dich das —

Friederike. In vier langen Jahren habe ich sie nicht gesehen und finde sie Gott Lob frisch und gesund. Meine liebe alte Mutter, die —

Oberförster (herausplappend). Die spricht noch immer — die —

Friederike (ihn besänftigen wollend). Haben Sie mich noch so lieb, wie sonst?

Oberförster. Hm!

Friederike. Wie?

Oberförster. Das war eine rechte — Stadtfrage! die —

Friederike. Sie sind böse und —

Oberförster. Nicken, frag doch nicht so albern — (gemäßig) so wunderbar.

Friederike. Aber —

Oberförster. Wenn ich böse bin, so mag ich anders aussehen, wie jetzt. Wenn ich böse wäre, so könnte ich dich nicht leiden — und ich habe mich auf dich gefreut — daß du es nur weißt.

Friederike. Haben Sie?

Oberförster. Das hörst du ja. (Seufz.) Aber wie kann ich denn dazu kommen, daß ich mich freue? Wenn das Weib anfängt zu sprechen — dann ist Alles aus — dann —

Friederike. Rechnen Sie ihr das nicht an — sie liebt mich — ich kam so plötzlich — es ist nun einmal ihre Art so —

Oberförster. Wetter noch einmal! — das ärgert mich eben — das —! — Wie lange bist du gefahren?

Friederike. Fünfzehn Stunden.

Oberförster. Mit Madam Schmid?

Friederike. Ja. — Was macht Vetter Anton?

Oberförster. Alles Gutes.

Friederike. Er ist auf der Jagd?

Oberförster. Ja.

Friederike. Wohl schon seit gestern?

Oberförster. Hast du Schulden gemacht in der Stadt?

Friederike. Schulden? — lieber Vater — ein Mädchen — ich?

Oberförster. Nun, nun — wer weiß? das Wesen an euch kostet viel — und — und —

Friederike. Ich habe mich immer nach meiner Lage gerichtet, und nie vergessen, daß ich ohne Ihre Vatergüte nicht leben könnte —

Oberförster. Wie viel hat dir die Alte monatlich geschickt?

Friederike. O lieber Vater, nie kann ich ihr verdanken, was sie mehr als Mutter an mir gethan hat.

Oberförster (schon vorher, um die Art — Wie? — verlegen). Da — nimm das.

Friederike. Wie? ich —

Oberförster. Nun so nimm's in's Kuckucks Namen!

Friederike. In dem Augenblick — kaum so viel Gutes empfangen — und nun schon —

Oberförster. Ich gebe von Herzen, oder ich laß es bleiben. Nun, zierst du dich doch, als —

Friederike. O wenn Sie das glauben? So —

Oberförster. Nein — nun nicht. Es ist wenig — es ist, was ich bei mir habe und entbehren kann. Ich dachte dir Freude zu machen —

Friederike. Bester Vater!

Oberförster. Nun aber wäre es grade so, als wenn ich einen Konto abfertigte, und dein Knir sagte: Zu Danke bezahlt. — Ein andermal — ein andermal.

Friederike. Eine Freude, die ich mir ausgedacht hatte, ist mir auch verdorben, weil der Postknecht von der letzten Station so langsam fuhr. Ich wollte recht früh kommen — ich wollte vor ihrer Thür warten, und wenn Sie „Matthes!“ gerufen hätten — so wäre ich gekommen, und hätte Ihnen das Frühstück gebracht.

Oberförster. Hast du das gewollt? Laß dich küssen, Mädchen. — Der dumme Postillon! Ja, das war hübsch ausgedacht. Ich mag so was wohl leiden. So was ist dir immer recht gut gerathen. — Esel von einem Fuhrmann — der! — Hm! du hast es doch immer recht gut mit mir gemeint. Aber ich habe mich auch auf dich gefreut, wie auf meine wirkliche Tochter. — Sieh, ich fange an stumpf zu werden — der Junge ist toll und wild, und macht mich manchmal recht grämlich — meine Alte, die kann auch nicht mehr so fort, wie wohl ehemals — und dann — Nun Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Nun kannst du mir wieder was vorlesen, oder wir gehen spazieren — du erzählst mir was aus der Stadt, singst mir was vor — so geht allgemach die Zeit gut hin — bis es einmal bricht.

Friederike (ihm um den Hals fallend). O daß ich es nie erlebte! Nie, nie, niemals —

Oberförster. Haha! bist nicht klug, Mädchen. — Einmal müssen wir Alle dran.



(Oberförsterin kommt, mit Kaffee, einem porzellanenen Suppennapf und einer zigenen kleinen Tasse unter dem Arm.)

Oberförsterin. Hier ist Suppe und Kaffee, was du nun willst. Und da — da habe ich ein Täßchen, das du vor vier Jahren trugst — daran sieht man es ganz deutlich, daß du gewachsen bist. O, ich habe so eine Freude, daß du gewachsen bist! Ich wollte — ja, ich wollte —

Oberförster. Daß dir das Maul zuwüchse! (ab.)

Oberförsterin (ihm nach). Ja, damit wäre dir süß gerathen.

(Zu Friederike.) Mein liebes Kind, wenn —

Friederike. Wir wollen ihm nachgehen. Was meinen Sie? nicht wahr?

Oberförsterin. Nicht doch, Kind! Dableiben. Nicht nachgehen.

Friederike. Ich möchte gern jeden Augenblick unter Ihnen Beiden theilen.

Oberförsterin. Das wollen wir hernach. Jetzt laß ihn —

Friederike. Aber —

Oberförsterin. Ei was. Wer sich um jedes Gesicht bekümmern wollte, das einem die Mäner machen — und vollends der! der ist noch eben so, wie er sonst war. Ja, was habe ich mir nicht für Mühe gegeben, den Mann zur Reason zu bringen — aber da ist Hopfen und Malz verloren. Ja, was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Gelärmt, gebrummt, geschimpft, geflucht, turbiert von früh — bis in die sinkende Nacht. Da ist kein Ende und kein Anfang. — Nun — trink ein Täßchen, schenk dir ein.

Friederike. Sorgen Sie nicht, ich werde mich nicht vergessen.

Oberförsterin. Oder nimm Suppe — was du willst — wie du willst. (Als ob ihr auf einmal etwas einfiel, mit altmütterlicher Art.) Ich will denn doch lieber zusehen, wo er geblieben ist, daß er mir nicht etwa gar ausgeht. (ab.)

Friederike (allein). Anton — Anton! du willst mich lieben, und gehst fort, da ich komme? Er muß böse auf mich sein; — gewiß, gewiß! — sonst wäre er hier. Indeß, auf gleichgültige Dinge zürnt man ja nicht — also liebt er mich doch! Anton, lieber viel Born, als Kälte.

(Oberförsterin kommt zurück.)

Oberförsterin. Wo mag er doch sein? Gewiß trabt er draußen im Garten herum und brummt. — Noch nicht getrunken? Ja, heutiges Tages hungern sich die Mädchen die Schwindsucht an den Hals, um nur die Taille nicht zu verderben. (Friederike trinkt.)

Nun, Kind, wie steht's? Hat der Abschied von der Stadt dir viele Thränen gekostet?

Friederike. O nein! mit freudigem Herzen eilte ich hierher.

Oberförsterin. Kind, Kind, verstelle dich nicht. Die vielen hübschen jungen Herren — Vier Jahr in der Stadt — ein hübsches Mädchen — mach mir nicht weiß, daß du keinen Liebhaber gehabt hättest, ich bitte dich, mach mir das nicht weiß.

Friederike. Nun — wenn auch einige mir versichert hätten, daß — daß — liebe Mutter, ich lasse keinen Liebhaber zurück.

Oberförsterin. Dein Herz ist also noch frei?

Friederike. Ich sage Ihnen, daß ich die Stadt gern verlassen habe.

Oberförsterin. Bravo, brav. Du sollst hier ein Partichen thun — Nun, seht doch? Feuerroth über und über. Der junge Musje Zed — was sagst du dazu? Und Anton — heiratet Mamsell Kordelchen — da ist Bieren geholfen. Gelt? Ja, mein liebes Kind, das habe ich auf dem Amte so gut, als richtig gemacht.

Friederike (erschrocken). So?

Oberförsterin. Und meinen Alten? Sorge nicht, den bringe ich auch noch herum.

Friederike (vergnügt). Will der nicht?

Oberförsterin (schnell). Durchaus nicht.

Friederike. Man muß ihm wohl seinen Willen lassen — das Widersprechen macht ihn böse.

Oberförsterin. Das will ich auch nicht. Du sollst ihn darauf bringen.

Friederike. Wie? ich?

Oberförsterin. Sollst mir ihn bereden helfen.

Friederike. Das wird sich wohl nicht schicken —

Oberförsterin. Und, liebes Kind — wenn du heiratest — nur gleich auf die Autorität gehalten! Auf die Autorität gehalten! sonst geht dir es so, wie mir.

Friederike. Gott machte mich recht glücklich, wenn ich einst in so einer Ehe lebte, wie Sie —

Oberförsterin. Hm — mein liebes Kind! Ehestand ist Webestand — (Sich was zu gute thuen.) — Indeß —

Friederike (mit Wärme). Sie sind sehr glücklich. In der Stadt habe ich so wenig gute Ehen gesehen, daß ich nur von dem Wort „Heirat“ zittere. Der gute Vater! Er liebt Sie so herzlich.

Oberförsterin. Ja, ja, das ist wahr. Das muß man sagen. Alles, was Recht ist — das thut er.

Friederike. Er würde ohne Sie nicht leben können.



Oberförsterin. Nun — ich — wenn ich — es ärgert mich nur, daß er so ein Brummbar ist — aber ich halte doch große Stücke auf ihn.

Friederike (sie bei der Hand fassend). Ja wohl, das weiß ich. Oberförsterin. Wenn er manchmal Abends von der Jagd kommt und seinen Husten kriegt, so wird es mir recht ängstlich. Er war neulich einmal ein Bißchen krank — nun, so meinte ich doch nicht anders, als das ganze Dorf wäre mir zu eng! — Wenn er nur ein paar Tage über Feld muß — und Mittags ist sein Platz leer — oder ich seh ihn Abends unter der Linde sein Pfeifchen nicht rauchen: so ist mir ganz wunderbarlich zu Muthe. Ich gehe im Dorfe zu diesem und jenem — die Leute sind auch alle recht nachbarlich und gut. — Da ist auch wohl der Schulz gekommen. Nun, lieber Gott — es ist ein guter Mann, der Schulz, ein braver Mann! Aber es ist doch mein Alter nicht — nein, es ist mein Alter nicht.

Ein Bursche. — Der Herr schickt mich aus dem Garten — ich sollte die Frau fragen, ob sie nun nach der Thür gesehen hätte? sollte ich sagen.

Oberförsterin. Ja, ja — ich hätte darnach gesehen. (Bursche ab.) Nun aber doch zur Kuriosität, komm einmal her an die Thüre. (Sie gehen Beide hin, und Friederike wird an der Thür gemessen.) Wichtig, einen Kopf bist du gewachsen — einen ganzen Kopf. Aber über den Anton wirst du dich wundern — der ist lang — mächtig in die Höhe geschossen!

Friederike. Es soll ein schöner Mann geworden sein.

Oberförsterin. Kind, sag das nicht, daß es sein Vater hört; denn wenn ich sage: „Es ist ein Mann, er muß heiraten!“ so sagt er: „Es ist ein Bube, er soll's bleiben lassen.“

Friederike. So — darum —

Oberförsterin. Nun sieh, mein Goldmädchen, das ist es ja eben, was ich sage. Darum ist ja alle Tage der ewige Zank. Ich sage ihm auf die beste Art von der Welt, daß er Unrecht hat; aber was hilft's? Er glaubt es nicht.

Friederike. Er wird freilich einwenden —

Oberförsterin. Wunderliches Zeug: „das Mädchen wäre unglücklich, die den Jungen jetzt kriegte; er müßte erst ausbrausen; das hieße ein armes Weib betrügen,“ und was es mehr ist. Ei — mit meinem Anton denke ich keine zu betrügen. Es verkauft sich gewiß keine an ihm. Manche Jungfer aus der Stadt würde zufrieden mit ihm sein.

(Oberförster tritt auf.)

Oberförster. Hast du nichts in der Küche zu thun?

Oberförsterin. Ei — der Bratenwender geht ohne mich.

Oberförster. Aber deine Töpfe, Frau — deine Töpfe!

Oberförsterin. Haben alle Feuer.

Oberförster. Nun — du magst dableiben. Auf Treue und Glauben, daß du still sein willst. Nicken! — ich habe mir vorgenommen, diesen Mittag eine kleine fröhliche Tischgesellschaft zu bitten. Du sollst sie aussuchen. — Im Hause sind — du, hier die Stumme, ich und Anton. Wen willst du noch haben?

Friederike. Da ich wählen darf — Erstlich, Ihr lieber Pfarrer —

Oberförster. Gut — brav! der sitzt bei mir. Oder — ja, so soll's sein. Du in der Mitte, wir Beide an deiner Seite.

Oberförsterin (sanft). Ei, wo denkst du hin? — das geht ja nun und nimmermehr an.

Oberförster. Pst — Oder — Weiter!

Oberförsterin. Zwar ja. Der Amtmann kann bei mir sitzen — und die Amtmännin —

Oberförster. Was gibt's?

Oberförsterin. Nun?

Oberförster. Was gibt's mit dem Amtmann? Was soll der hier? —

Oberförsterin. Nun — ich will doch hoffen, daß du den mit herbitten läßt!

Oberförster. Donner und Wetter! — (Geht umher.)

Friederike. O lieber Vater, sein Sie nicht böse!

Oberförsterin. Kind, den mußt du wahrhaftig bitten!

Oberförster. Ich mag nicht.

Oberförsterin. Aber, Kind, bedenk doch —

Oberförster. Ich will nicht.

Oberförsterin. Warum denn nicht?

Oberförster. Das Essen schmeckt mir nicht — der Wein widersteht mir — ich kann nicht froh sein, wo das Volk ist!

Oberförsterin. Ach du mein Himmel! das gibt einen schrecklichen Lärm. (Der Oberförster geht die Länge des Zimmers durch.) Das ganze Dorf weiß, daß wir uns auf den Tag gefreut haben, — daß wir Gäste bitten wollten. Bitten wir die nicht: so ist ja die pure klare Feindschaft angekündigt — hm — Nicken! hm!

Oberförster. Ich bitte Niemand zum Essen, um ungefähr nach Hause zu gehen; noch weniger glaube ich, Jemand damit eine Ehre zu erzeigen. Es sind gute Freunde, denen ich Gelegenheit geben will, mit mir froh zu sein. Ich bin kein Freund vom Amtmann. Das kann ich ihm nicht bergen. Sind wir an einem Tisch, und ein Glas Wein hat mich froh gemacht, so spreche ich, was ich denke — was ich denke. Und der Mann, der nach einem Glase Wein noch verstecken kann, was er denkt — ist mein Mann nicht.



Oberförsterin. Ei! man muß mit Jedermann in Frieden leben.

Friederike. Thun Sie es doch nur diesmal.

Oberförsterin. Das wird ein Aufsehen geben! Und am Ende käme es gar auf das arme Mädchen. Dann sieht es aus, als wenn die Schuld an dem Hader wäre. — Nun thn es doch — einmal ist ja nicht immer.

Friederike. Entschließen Sie sich; einmal ist ja nicht immer.

Oberförster (renkt nach). Hm — ja. Ich will's thun. Aber, wenn sie mir grade gegenüber, oder dicht an der Seite zu sitzen kommen: so gebe ich davon, und esse im Hirsch.

Oberförsterin. Also sollen sie gebeten werden?

Oberförster. Ja. Aber habaha! Du wirst sehen, es wäre besser, ich hätte es bleiben lassen. — Ich bitte mir nun auch noch einen guten Freund dazu.

Oberförsterin. Wen denn?

Oberförster. Den Schulzen.

Oberförsterin. Ei bewahre! Das ist ja gegen den Respekt.

Oberförster. Entweder der Amtmann und der Schulz, oder keiner von beiden.

Oberförsterin. Nun — meinetwegen.

Oberförster. Das wäre also richtig. Jetzt tummle dich. Und du, Mädchen — da sind die Schlüssel — geh heute zum erstenmale wieder in den Keller und hole uns einen Trunk.

Friederike (mit einiger Freude). Ach, das sind die Schlüssel, die — ach —

Oberförster. Mädchen, bist du närrisch? Ich glaube gar, du weinst?

Friederike. Wie ich die Schlüssel wieder sehe, fällt mir so Manches dabei ein. — Sie gaben sie mir alle Mittage selbst; der Wein, sagten sie, schmeckte ihnen nicht, wenn ich ihn nicht geholt hätte. Nur wenn Sie böse waren, bekam ich sie nicht. Lieber Vater, bester Vater, ich verspreche Ihnen, Sie werden sie mir alle Mitstage geben. (Ab.)

Oberförster. Auf die schwöre ich, die Stadt hat sie mir nicht verdorben.

Oberförsterin. Gewiß nicht.

Oberförster. Meinen Hut. (Sie küßt ihn bedächtig ab. Er sucht Papiere zusammen, und spricht dabei fort.) Laß ordentlich auftragen. Adieu! ich muß ausreiten, Holz anweisen. — Schlag zehn Uhr bin ich wieder da. Sie soll nur einerlei Wein hergeben — vom besten! Hörst du? nur einerlei! (Er geht.) Adieu!

Oberförsterin. Alter?

Oberförster. Was ist?

Oberförsterin. Bist du noch grämlich? Ja?

Oberförster. Ich weiß nicht. (Weht.)

Oberförsterin. Du sollst nicht fort, bis du gut bist. Man muß nicht im Groll scheiden. Es ist gar bald um einen Menschen gethan.

Oberförster. Mit deinem einfältigen Groll! Auf den Amtmann habe ich Groll. Adieu. (Er schüttelt ihr die Hand.) Plander-tasche. (Weht.)

Oberförsterin. Gehab dich wohl, Alter. (Im Nachgehen.) Vergiß nicht zehn Uhr — Schlag zehn Uhr.

## Zweiter Aufzug.

(Ein Jäger wischt die Tische ab. Dazu kommt die Oberförsterin. Sie hat eine große Serviette vorgesteckt.)

Oberförsterin. Euer Ablehnen mag euch wenig werth sein, mein guter Freund! da sieht es noch bunt aus. Geht geschwind in die große Stube, heizt dort; man friert sonst, daß es nicht auszuhalten ist. (Der Burische geht.) Hört — nun so lauft doch nicht immer fort — wartet, bis man ausgeredet hat. Die Stühle wohl abgekehrt — die Fenster auch — daß kein Stäubchen wo zu finden ist! ich verlasse mich darauf. (Der Burische geht. Sie setzt sich.) Liegt doch auch Alles auf mir! — Das ist eine Last! Ich bin recht froh, daß das Mädchen endlich einmal wieder gekommen ist.

(Kordelchen von Jed erscheint.)

Kordelchen (die mit einer Hähernianze und einem familiären Kopfnicken grüßt). Guten Morgen, Frau Oberförsterin.

Oberförsterin (mit einer altmodisch ehrerbietigen Verbeugung). Meine wertheste Mademoisell — ich — ich schäme mich wahrhaftig, daß ich noch nicht recht angezogen bin.

Kordelchen. Lassen Sie's gut sein. Sie wissen, ich bin nicht von Ceremonien und selbst noch nicht angekleidet. — Wo ist denn Monsieur Anton?

Oberförsterin. Den hat mir der Alte wieder fortgeschickt.

Kordelchen. Apropos — Ich muß Ihnen doch sagen, wenn die Mariage zu Stande kommt, so will mein Vater, durch eine



sichre Kommerion in der Stadt, Ihrem Anton einen der ersten Dienste im Jagddepartement verschaffen.

Oberförsterin. Meinem Anton? Was Sie sagen!

Kordelchen. Nur muß Ihr Mann meinen Vater in seinem Geschäfte machen lassen und ihm nicht immer widersprechen. Sorgen Sie hübsch dafür, Mama — hören Sie?

Oberförsterin. Ja, liebes Mamsellchen, dabei kann ich nichts thun. Mein Kommando geht nicht weiter, als von der Küche in den Krautgarten. Wenn ich manchmal so in andre Sachen rede — so sieht er sich nur um! dann weiß ich gleich, was die Glocke geschlagen hat. Ei, glauben Sie denn, daß ich nur für meine Küche Wildpret haben könnte, wenn ich wollte? Nichts — es thäte oft Noth, ich kauftes welches.

Kordelchen. Der Mann thut sich mit seinem rauhen Wesen vielen Schaden — großen Schaden!

Oberförsterin (besorgt). Ich weiß wohl, aber — Kind! ich darf nur nicht sprechen. Mein Alter ist gar zu wunderbarlich.

Kordelchen. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — Wahrlich — es könnte ihm einmal übel bekommen.

Oberförsterin. Das sollte ich denn doch nicht meinen. Alle Welt hat ihn lieb. In allen rechten Dingen ist er Niemandem hinderlich, läßt sich's auch sauer werden bei seiner Arbeit; das werden der Herr Amtmann wohl selbst wissen.

Kordelchen. Manchmal aber —

Oberförsterin. Nun — man muß Geduld haben. Zeit und Stunde ist bei dem Menschen nicht gleich; wir wollen ja Alle auch alt werden! Wenn Sie so was sehen, Kind, so reden Sie doch zum Besten. Ich thue das auch, so viel ich kann — schütte Wasser in's Feuer, wo ich es sehe. Es ist besser, denke ich, er brummt sich bei mir aus, als bei Andern — wenn ich ihn nur noch lange brummen höre!

Kordelchen. Diesen Abend ist Ball bei uns — ich freue mich recht darauf. Ich habe Lust zu tanzen. Ich bin heute recht dazu aufgelegt. — Daß Herr Anton uns nur nicht wieder so früh wegschleicht. Was gibt es denn sonst Neues?

Oberförsterin. Neues? Apropos — meine Nichte ist heute aus der Stadt zurückgekommen —

Kordelchen. Heute? Ist denn heute der sechste?

Oberförsterin. Freilich. Heute hat sie ja kommen sollen. Sie ist Gott Lob! frisch und gesund.

Kordelchen. Das freut mich — ich bin ihr recht gut. (Sie geht an's Fenster.) Es ist recht schlechtes Wetter. Der Herr Förster werden schlechte Jagd haben. Es ist so neblig, daß man kaum die Hand vor den Augen sieht.

Oberförsterin. Das sagte ich auch; aber wie der Alte nun ist — Anton mußte mit Tagesanbruch fort.

Kordelchen. Ist sie hübsch?

Oberförsterin. Friederichchen?

Kordelchen. Ja.

Oberförsterin. Hübsch? Ja, hübsch will gar viel sagen — aber sie ist ein artiges Mädchen.

Kordelchen. Es ist mir sehr lieb, daß sie wieder hier ist. — Sie hat in der Stadt singen gelernt?

Oberförsterin. Das weiß ich wirklich nicht.

Kordelchen. Sie singt, ich weiß es gewiß, ganz gewiß. Fräulein von Rechenauer hat mir davon geschrieben.

Oberförsterin. So muß sie es für sich gelernt haben; wir haben nichts dafür bezahlt.

Kordelchen. Aber ihr Klavierspielen soll besser, viel besser sein, als ihr Gesang.

Oberförsterin. Noch besser? Was Sie sagen! O erzählen Sie mir doch noch mehr — ich höre gar zu gern Gutes von dem Mädchen.

Kordelchen. Was ist denn aus ihrer Figur geworden? Sie war ein kleines Ding, als sie nach der Stadt geschickt wurde. Ist sie gewachsen?

Oberförsterin. Denken Sie nur — einen ganzen Kopf beinahe.

Kordelchen. Nun, nun — warum nicht —

Oberförsterin. Sie werden sehen.

Kordelchen. O, ich glaube es gern. Was ich sagen wollte — sie kann ja diesen Abend auf unsern Ball geschickt werden; denn vermuthlich wird sie auch wohl tanzen?

Oberförsterin (freudig). O ja — scharmant tanzt sie — Madame Schmid hat es gesagt — scharmant!

Kordelchen. Für ein Mädchen von solchem Stande ist sie doch fast zu vornehm erzogen.

Oberförsterin. Sie verlor ihre armen Eltern früh. Ich bin Pathe zu ihr. Von Kindesbeinen an war sie gelehrig und brav; mein Mann hatte denn so seine Freude an ihr — darum haben wir gethan, was wir konnten, ohne uns weh zu thun. Sie ist übrigens bescheiden und gut — und wir wollen auch nicht etwa hoch mit ihr hinaus.

Kordelchen (gleichsam zutraulich). Das ist auch das Allerbeste. Daher riethe ich auch — doch ohne Ihnen vorzugreifen — sie ließe die Stadtkünste hier weg. Solche Dinge gehören in keine Landshaushaltung. Tanzen? — Je nun — Sonntags wohl, aber sonst



wahrhaftig nicht. Das Singen sollten Sie ihr als unanständig verbieten —

Oberförsterin. Ei, das Haus ist groß — die Kechle ist ihr. Wird es mir zu viel — so ziehe ich die Stubenthür zu. Meine Buchstaben schreien den ganzen Tag, daß ich mein eignes Wort nicht höre; ich verbiete es ihnen doch nicht. Bei mir müssen Menschen und Vieh lustig sein; sonst sind sie krank, oder haben ein böses Gewissen.

Kordelchen. Nur Alles mit Maß.

Oberförsterin. Ja, das versteht sich.

Kordelchen. Solche Mädchen werden oft in der Stadt verdorben, und machen nachher sich und ihre Männer auf immer unglücklich!

Oberförsterin. Man hat der Exempel, o ja.

Kordelchen. — Wenn unter uns Alles richtig ist — ich glaube, mein Vater schaffte dem Matthes einen guten Dienst — das wäre keine unebene Partie für Friederiken.

Oberförsterin. Ei, wo denken Sie hin? Nein. Behüte uns in Gnaden! Matthes war sein Lebenlang ein schlechter Kerl.

Kordelchen. Bedenken Sie, was Sie sagen! er trägt jetzt unsre Livree!

Oberförsterin. Kind — hübsch kann einen ein Rock wohl machen; aber ehrlich nicht.

(Friederike kommt.)

Friederike (mit einem tiefen Ansehn). Mademoisell — Sie sind mir zuvorgekommen; ich würde noch heute die Ehre gehabt haben, Ihnen aufzuwarten.

Kordelchen (tut). Jungfer Friederike — es ist mir lieb, sie wohl zu sehen.

Oberförsterin. Ich will doch derweile einmal nach meiner Küche sehen. (ab.)

Kordelchen. Sie hat uns wohl viele neue Moden mitgebracht?

Friederike. Wenig oder gar nichts.

Kordelchen. Sie hat doch das Haubenstecken in der Stadt gelernt?

Friederike. Ja.

Kordelchen. Nicht wahr? Sie hat bei der la Breuze gelernt?

Friederike. Ja.

Kordelchen. Ich will ihr einige alte Hauben zum Waschen schicken, wenn sie die mit Gout wieder arrangirt, so soll sie Flor bekommen und Dessen von meiner Erfindung, die la Breuze selbst approbiren wird.

Friederike. Ich zweifle nicht.

Kordelchen. Ich will sie honnet bezahlen; ich fordre nichts umsonst. Wie ist denn der Schnitt vom Kleide bei der letzten Puppe aus Lion?

Friederike. Ich habe keine gesehen.

Kordelchen. Nicht einmal eine Puppe von Lion?

Friederike. Ich habe keine gesehen.

Kordelchen. Nicht einmal eine Puppe von Lion? Ei, bei der Frau von Karsthausen kommen sie ja jährlich zu Dutzenden an; dort hätte sie — zwar — dorthin ist sie wohl niemals gekommen?

Friederike. Niemals.

Kordelchen. Ei, Kind — Sie ist ja so verlegen — so wortkarg, so genirt — wie unsres Kirchvorstehers Tochter.

Oberförsterin (kommt wieder). Ein Glück, daß ich in die Küche kam. Die hätte mir alles Essen verbrannt.

Kordelchen. Ich sage eben zu Jungfer Friederiken: man muß Leuten von Distinktion mit Ehrfurcht begegnen — aber ohne sich wegzuwenden — man muß mitreden.

Friederike. Man schweigt auch manchmal aus Ueberdruß und Langerweile.

Kordelchen (es verbeißt). Langerweile? Frau Oberförsterin! davon lassen Sie uns sprechen.

Oberförsterin. Hm! bei mir gibt es denn immer etwas zu thun. Ist es nicht dies, so ist es das. Da geht denn die Zeit gar bald hin. So in den langen Winterabenden wohl. Da liest der Alte die Zeitung, und schläft richtig allemal dabei ein. Nun mag ich ihn denn doch nicht wecken — da sitze ich nun freilich in meinem Sorgenstuhl, und gucke Stundenlang den Goliath auf unsern großen Ofen an — sonst aber wüßte ich eben nichts davon zu sagen.

(Anton tritt auf.)

Anton. Niekchen! ach Niekchen, mein Niekchen! bist du da? Gott sei Dank!

Friederike. Anton, lieber Anton! (Beide umarmen sich.)

Kordelchen (geht umher und kauft so heftig mit dem Bäcker, daß er davon zerreißt).

Oberförsterin. Anton! — i Anton! Was ist das für Lebensart?

Anton (ohne darauf zu hören). Ach, Niekchen — Mädchen — ich bin so erschrocken — ich kann — ich kann nicht sprechen. Ich glaube, diesen Mittag — aber du bist die Nacht gefahren, und das freut mich so — so!

Oberförsterin. Junge, bist du närrisch? Komm doch zu dir! — Anton, hast du denn einen Trunk über den Durst gethan? Siehst du nicht hier Ramsell Kordelchen?



Anton (sieht sich um). Gehorsamer Diener. (Setzt sich wieder in Fassung, wozu Friederike ihm schon vorher leise ein Zeichen gab.)

Kordelchen. Ergebne Dienerin!

Oberförsterin. Dein Vater hat doch wahrhaftig recht; je älter du wirst, desto läppischer wirst du auch. Nimm's nur nicht übel, Rietchen!

Friederike. O gar nicht.

Kordelchen. Das glaube ich.

Oberförsterin (halb laut). Du unmanierlicher Gast, mach deine Grobheit wieder gut. Gleich geh' hin und sprich ordentlich mit ihr. — Die Kinderzeit ist vorbei. Sie hat Lebensart in der Stadt gelernt. Sei hübsch höflich — daß unser einer nicht mit Schanden bestehe.

Anton. Jungfer Ruhme, wie befinden Sie sich?

Friederike. Recht wohl, Herr Vetter.

Kordelchen. Ich habe entsetzliche Kopfschmerzen, Mama. — Gute Jagd gemacht, Herr Förster? (Pausen.)

Anton (steht auf Friederiken und hört nicht).

Oberförsterin (zu Kordelchen). Der Junge hört und sieht nicht. Er muß zu gäh aus der Kälte in die Hitze gekommen sein. Anton!

Anton. Was ist's, liebe Mutter?

Oberförsterin. Mamsell haben dich gefragt, was du geschossen hast.

Anton (sich schnell zu ihr wendend). Eine wilde Rahe.

Kordelchen. In der That — ich befinde mich gar nicht zum besten!

Oberförsterin. Es wird hier zu heiß sein; das Volk legt immer einen Wald in den Ofen. Ich will die Thür aufmachen.

(Sie reißt die Kugel auf.)

Kordelchen. Gott! Nun zieht es ja, daß man kontrakt werden könnte. Es wird mir immer schlimmer. Herr Förster, geben Sie mir Ihren Arm — ich will versuchen, nach Hause zu kommen.

Anton. Das ist zum Gehen zu weit — viel zu weit.

Oberförsterin. Ja, das arme Kind!

Anton. Ich schicke hin, und lasse ihre Kutsche bestellen. Rudolph! — he! Rudolph!

Kordelchen (verdrüsslich). Lassen Sie nur —

Anton. Nein, der Weg ist wahrhaftig zu weit.

(Weht nach der Thür.)

Oberförsterin. Wenn ich doch nur helfen könnte!

Anton. Rudolph! Rudolph! (Rudolph kommt). Rudolph, lauf — lauf wie ein Blitz auf's Amt. Die Mamsell wäre noch nicht fort — wollte fort!

Kordelchen (kämpft mit dem Tische). Es ist nicht nöthig, sage ich Ihnen.

Anton. Sie wäre krank, die Kutsche sollte kommen.

Rudolph. Ganz wohl.

Anton. Gleich kommen; gleich den Augenblick kommen.

Rudolph (im Abgehen, schon halb brausen, laut). Will schon treiben.

Kordelchen (fast wüthend). Mein Gott, Sie werden das ganze Amt in Aufruhr bringen!

Anton. Aber auch so eine plötzliche Krankheit!

Kordelchen (halb heulend). Ich bin nicht krank! Wer sagt denn, daß ich krank bin? Ich war nur unpaß. In die frische Luft wollte ich; die frische Luft hätte mir am besten gethan. Ich kenne mich.

Anton. Liebe Mutter, Sie sollten doch der Mamsell von Ihrem Melissengeist geben.

Kordelchen. Mein Gott, den kann ich nicht riechen.

Oberförsterin. Melissengeist? Ja, so wahr ich lebe, Anton, das ist ein kluger Einfall, ein scharmanter Einfall. Kommen Sie — erst nehmen Sie von dem Melissengeist, und dann führe ich Sie in unser Gärtchen an die frische Luft.

Kordelchen. Um's Himmels willen! — ich kann die starken Sachen nicht vertragen.

Oberförsterin. Ja, mein gutes Kind! stark oder schwach, darnach wird bei der Medizin nicht gefragt. O mit dem Melissengeist habe ich viele Leute kurirt. Unsere Magd, Kathrine —

Kordelchen. Ich ersticke vor Wuth!

Oberförsterin. Sie werden wieder schwach? Kommen Sie heraus — kommen Sie. (Indem sie mit höflicher Gewalt sie fortzulepft) Kathrine — Kathrine — he! Melissengeist, geschwind Melissengeist! — Wie geht's, Kind, wie geht's? (Ab mit Kordelchen.)

Anton. Gott Lob, daß sie fort ist!

Friederike. Du bist etwas rauh mit ihr gewesen.

Anton. Ich hätte es keine Minute länger mit ihr ausgehalten.

Friederike. Sie hat mir viel Sorgen um dich gemacht.

Anton. Rietchen! (Bedeutend) und mir ihr Bruder um dich. Er hat dir wieder geschrieben?

Friederike. Woher weißt du das?

Anton. Durch Matthes, der seit heute dort dient.

Friederike. Dient er dort? Nun ist mir es begreiflich, warum mich der Mensch immer mit Briefen und Geschenken von dort her ängstete. Ich nahm keines — aber den letzten Brief hielt er mir offen vor's Gesicht — dich wollte ich schonen — ich kenne deinen Argwohn — also gab ich gar keine Antwort, und reiste die Nacht durch, um ihm nicht zu begegnen.



Anton. Das dachte ich gleich, wie ich dich so früh fand; habe Dank. — Also Herr Matthes hat dir die Briefe gebracht?

Friederike. Der Mensch hat mir manche böse Stunde gemacht mit Nachrichten von dir. Gott vergebe es ihm!

Anton. Was hat er dir denn von mir gesagt?

Friederike. Hm! — Es kann nicht wahr sein. Du liebst mich — Alles ist vorbei, und ich bin herzlich zufrieden, da ich wieder bei dir bin.

Anton. Wenn ich den Kerl treffe, so ist er unglücklich!

Friederike. Nicht doch. Laß ihn laufen. Ach, ich bin ohnehin so unruhig — er hat überall in der Stadt schreckliche Drohungen gegen dich ausgestoßen! Geh' ihm aus dem Wege — geh' nicht allein — ich bitte dich.

Anton. Was könnte es denn geben?

Friederike. Ich bin so angst — ich weiß, der Kerl ist zu jedem Bubenstück fähig. Der alte Frik, den er vom Amte weggelogen hat, war vorhin bei mir und winselte schrecklich. — Ich gab ihm ein Almosen. — Er sagte, ich sollte dich ja vor dem bösen Matthes warnen.

Anton. Nun — laß Matthes Matthes sein, und laß uns von unsrer Liebe sprechen.

Friederike. Nein, Anton — nicht eher, als bis du mir versprichst, daß du keine Handel mit ihm anfangen willst. Versprichst du mir's?

Anton. Nun ja.

Friederike. Nicht so. — Fest, gewiß — ernstlich und —

Anton. Auf mein Wort! — Ich will ruhig sein. Ei, Mädchen, mein Leben ist mir zwanzigmal lieber, als sonst, da du es so lieb hast.

Friederike. Wirst du mich immer lieben?

Anton. Wahrhaftig!

Friederike. Ich weiß nicht, wie es zugeht, sonst war mir leichter zu Muth; aber jetzt bin ich manchmal so traurig, daß ich's nicht genug sagen kann — dann fallen mir Dinge ein! Dinge! O, es wäre hart, wenn etwas davon wahr werden sollte.

Anton. Was ist es? — sag es mir. — Wenn du mir gut bist, so sagst du es.

Friederike. Es ist nichts, wirst du sagen; aber mich quält es gewaltig. Ich habe dich nun so herzlich lieb — ich denke auf nichts, als wie ich dich so glücklich machen soll, als ich armes Mädchen kann. Ich habe deswegen Manches in der Stadt gelernt, um dir nicht langweilig zu sein — ich weiß — das ist es nicht, was ich sagen sollte — aber es gehört doch dazu — und dann —

Anton. Du weinst? — ist es denn so traurig, was noch nachkommt? Weine nicht. Wenn du weinst, so thut mir es in der Seele weh! — Nun sprich —

Friederike. Anton — deine Eltern sind dreißig Jahre verheiratet und leben heute noch so glücklich, als am ersten Tage ihrer Heirat. So oft ich sie ansehe, denke ich, ob wir wohl auch so glücklich — und so lange glücklich sein werden? Anton — mein ganzes Leben ist in dir. Wäre es möglich, daß du einmal mich weniger liebtest, als heute? — Wenn ich Eltern hätte, sie würden dich an meiner Stelle fragen. Nun bin ich eine Waise, und mein Leben ist in deiner Hand. Wäre es möglich — so laß uns gleich abbrechen. Es wird mir das Leben kosten, das weiß ich; aber ich sterbe doch fauster, als wenn — (Sie bevedt sich das Gesicht, Anton umfaßt sie mit einem Arm.) Ach Anton!

Anton. Niekchen — Niekchen, sieh mich an! (Sie sieht ihn innig an, er legt ihre Hand auf sein Herz.) Gott weiß, es ist kein Falsch in mir.

Friederike. Hast du dich geprüft, ob es wirklich Liebe ist, was —

Anton. Ich habe mich nicht geprüft. Das ist nicht nöthig. Als du nicht hier warst, da war mir nichts lieb, immer war ich verdrießlich. Nun du wieder hier bist, gefällt mir wieder Alles, ist mir's überall wohl. Das macht, weil ich dich liebe. Warum sollte sich das aber ändern? Sieh — ich könnte dir ja theure Eide schwören, aber ich glaube, dir wäre dabei nicht besser. Einem ehrlichen Mann ist sein Wort heilig. Ein Mann, der einem Weibe sein Wort bricht, ist doppelt schändlich!

Friederike. Anton! — So — so höre ich dich gern.

Anton. Dazu sind wir auf dem Lande, und können eine gottlose Ehe nicht mit der Mode verbergen. Nein — ich habe wenig, vornehm bin ich nicht, es kann auch sein, daß ich das Pulver wohl nicht erfände — aber so viel gesunden Sinn, als man für's Haus braucht, traue ich mir zu — und das hier — (auf das Herz zeigend) da gebe ich keinem Menschen auf der Welt etwas nach! — So steht's. Nun frage ich dich ordentlich — Niekchen, willst du mich heiraten?

Friederike. Deine Eltern —

Anton. Die wollen wir heute noch fragen. — Nun und du?

Friederike (mit zärtlichem Blick auf ihn und mit dem Geröthen eines guten unfaconirten Mädchens). Frag deine Eltern!

Anton. Dank — Niekchen. Mein künftiges gutes Weib, der ich tren bin bis in den Tod! Dank! tausend Dank!

Friederike. Aber, lieber Anton, du mußt nun auch gut werden. Du bist so wild —



Anton. Ich wild? — bewahre Gott! da haben sie dir was weiß gemacht.

Friederike. Wenn ich nur an deine Briefe denke! stand doch fast in jedem; — wenn das nicht geschieht, so gehe ich fort und werde Soldat. Wenn du mir das nach zwei Jahren einmal sagtest!

Anton. O ja — sobald du mir untreu wirst.

Friederike. Und dann mußt du auch nicht so auffahren. Man lebt dabei in tausend Nengsten. Die Jäger sind ohnehin ein wildes ungestümes Volk.

Anton. Nickchen, halt die Jäger in Ehren, sonst kommst du nicht gut weg.

Friederike. Es ist wahr, es kann kein gutes Haar an euch sein. Alle Tage quält und mordet ihr das arme Vieh.

Anton. Gelt, das hat dir ein Stadtpatron gesagt. So ein Kerl, der den ganzen Tag hinter dem Ofen hockt, mit haut gouts und Liqueurs das Blut verbrennt und aus verschrumpftem Herzen mit dem Gänsefidel die Menschen quält? — Nein. Kein ehrlicher Kerl quält das Vieh. Alle Tage gehen wir hinaus, leben in frischer Luft. Das gibt frisches Blut und ein gesundes Herz! Wenn ich dann so Abends nach Hause komme, fröhlich und guter Dinge, und bringe dir einen Braten in deine Küche, und fordre einen Kuß — wirst du mir ihn verweigern?

Friederike. Ich küsse keinen Mörder.

(Pastor Seebach kommt.)

Pastor. Guten Morgen, Kinder.

Friederike (läuft ihm entgegen und küßt ihm die Hand).

Anton. Guten Morgen, lieber Herr Pastor.

Pastor. Herzlich wieder willkommen bei uns, liebe Tochter!

Friederike. Wie Sie in Ihren Jahren doch noch so wohl aussehen!

Pastor. Ja? meinen Sie?

Friederike. So recht heiter.

Pastor. Je nun — Gott Lob! Sorgen habe ich nicht — überdem bin ich gern an dem Orte —

Anton. Jedermann liebt Sie, wie einen Vater —

Pastor. Nun so muß ich ja wohl froh und gesund sein. Der Herr Oberförster —

Anton. Er ist ausgeritten, Holz anzuweisen.

Pastor. Mein Besuch gilt ihm nicht. Ich bin eigentlich gekommen, Friederiken zu sehen. Liebe Tochter, wir haben die guten Nachrichten von Ihnen allemal zusammen gelesen, und es freut mich recht, daß Sie so gut geworden sind.

Friederike. Würdiger Mann — Sie nehmen noch so vielen Antheil an mir, ungeachtet —

Pastor. Ungeachtet? Kind — errathe ich, was Sie sagen wollten — so haben Sie mich betrübt.

Friederike. Wie so?

Pastor. Ungeachtet wir verschiedener Religion sind; — nicht wahr, das wollten Sie sagen?

Friederike. Dann müßte ich Sie nicht kennen, wenn ich es auch nur gedacht hätte. Ungeachtet meiner langen Entfernung, wollte ich sagen.

Pastor. Ich halte mich für den besondern Freund eines Jeden aus diesem Orte; der Kummer und die Freude eines Jeden gehen mich nahe mit an. Was thut Entfernung zur Sache? Wo mein Rath, meine Hülfe nicht hinreichen, hören doch meine guten Wünsche nicht auf.

Anton. Das ist gewiß, das weiß ich. Aber den Dank, den Sie dafür verdienen —

Pastor. Wollte ich meine Pflicht bloß auf die Zeit meines unmittelbaren Unterrichts, meine Liebe allein auf meine Gemeinde einschränken — o Kind — so wäre ich ein armer Mann — mit einem engen, engen Herzen.

Anton. Ja, Sie nehmen Antheil an uns — wir erkennen es. Es ist Niemand unter uns, dessen Herz Ihnen nicht offen stünde, der Sie nicht wie einen Vater liebt! Ach, ich bin nicht der letzte unter diesen, Sie wissen es.

Pastor. Ja, mein Sohn.

Anton. Ich hatte ein Geheimniß vor Ihnen — aber jetzt will ich mich Ihnen anvertrauen. Es ist die wichtigste Angelegenheit meines Lebens — Sie werden mir helfen. Ich liebe Friederiken — sie liebt mich. Meine Eltern sind gut; aber sie könnten dagegen sein, andre Absichten haben — und ich kann, ich kann keine andere lieben; und Nickchen Niemanden, als mich — sie hat es gesagt. Wir wären beide unglücklich! Sprechen Sie für uns — sagen Sie ihnen das, und machen Sie ein glückliches Paar!

Pastor. Ihr liebt euch?

Anton. Ja.

Pastor. Und Sie, liebes Kind?

Friederike. Ich vereinige meine Bitten mit den seinigen.

Pastor. Sollte aber das Zutrauen des Sohnes nicht zuerst den Eltern gebühren?

Anton. Nun, ich habe ja dieses Zutrauen auch.

Pastor. Ist das gut, wenn der Vater in dem wichtigsten Vorfall des Lebens die Wünsche und den Gehorsam des Sohnes durch einen Fremden erfährt?



Anton (mit Wärme). Ist es denn ein Fremder, den ich darum bitte?

(Man hört Geräusch.)

Pastor. Nun, ich will davon sprechen — so bald ich Ihren Vater sehe — heute noch.

Anton. Das ist mein Vater — ich kenne ihn am Gange. Reden Sie jetzt mit ihm. Ob du dableibst? — Nein — geh mit — komm! Oder — doch ja, geh mit (geht ein paar Schritte). Nun, vergessen Sie es nicht — ich kann nicht leben ohne das Mädchen. Sehen Sie, die Thränen kommen mir aus den Augen — es ist wahrhaftig wahr. Komm, Niekchen. (Als mit Freieritten.)

Pastor. Guter, ehelicher Anton!

(Oberförster tritt auf.)

Oberförster (von außen). Nur gleich besorgt! — (Im Kommen.) Ich will denn schon weiter sorgen, wie — ei, sieh da! Willkommen, Herr Pastor! Sie haben gewiß das Mädchen besucht?

Pastor. Ja. Freude, innige Freude habe ich an ihrer guten Bildung.

Oberförster. Nicht wahr? Ja, das Mädchen ist brav! (Er packt seine Pfeife, Tabaksbeutel und Papiere aus). Nun, meine Frau wird Ihnen ja wohl gesagt haben — Sie sind unser Gast diesen Mittag.

Pastor. Noch hat sie mich nicht gesehen. Ich danke indes für die Einladung.

Oberförster. Also Sie kommen?

Pastor. Ja.

Oberförster. Brav, brav so! Wir wollen recht vergnügt sein, denke ich.

Pastor. Es ist mir lieb, Sie bei so guter Laune zu finden. Ich habe denn wieder so dieses und jenes Anliegen an Sie.

Oberförster. An mich? Wie — warum — wie?

Pastor. Sie sollten es doch schon gewohnt sein, daß ich immer für Jemanden bettle, wenn ich komme —

Oberförster. Nun, was ist es? — Was ich helfen kann —

Pastor. Der alte Fritz, der schon bei dem vorigen Amtmann — der schon dreißig Jahre auf dem Amte ist, hat gestern seinen Abschied bekommen.

Oberförster. Das ist schlecht vom Amtmann. Einen Hund schaffe ich nicht ab, wenn er auch noch so alt ist, wenn er auch kein Glied mehr rühren kann; und der Amtmann — Psiu!

Pastor. Was mir leid thut: man ist von allem Ihrem Gesinde des Guten so gewohnt, und Ihr Matthes hat durch böshafte, tückische Streiche den Mann vom Amte weggebracht.

Oberförster. Nun, der Matthes entläuft seinem Galgen nicht. Da hat es —

Pastor. Der arme alte Mann hat die kranke Frau — die vielen Kinder! Es ist denn doch ein schreckliches Schicksal — in seiner Jugend — Husat, fast zum Krüppel gebauert und keine Pension — auf seine alten Tage auch aus dem Dienste noch verabschiedet! Er soll wie verzweifelt im Orte herumgehen.

Oberförster. Armer, armer Teufel!

Pastor. Wenn man ihn nur erst den Winter durchbrächte. — Ich habe darum eine kleine Kollekte veranstaltet —

Oberförster. Das lohne Ihnen Gott! Ich will denn das Meinige auch dazu geben. — Hum — wer bald gibt, gibt doppelt. Das hier — habe ich Niekchen geben wollen, dort wäre es auch gut gewesen; aber hier thut es Noth! Da —

Pastor (ohne es einzusehen). Das ist viel.

Oberförster. Der Winter ist hart.

Pastor. Es ist wirklich viel. Lieber weniger Geld und etwas Holz.

Oberförster. Das Holz gehört dem Fürsten; das Geld ist mein. — Nun — was gibt es denn sonst Neues?

Pastor. Neues? Je nun — noch eine Bittschrift an Sie.

Oberförster. Bittschrift?

Pastor. Mündliche Vorstellung durch mich.

Oberförster. Von wem?

Pastor. Von Ihrem Sohn.

Oberförster. Was will er?

Pastor. — Heiraten. —

Oberförster. Hoho!

Pastor. Ein Mädchen, das er herzlich liebt, und das ihn wieder liebt.

Oberförster. Herr Pfarrer — wenn er will — wer es sei — nur Ramsell Kordel vom Amte nicht. Wenn es die ist — so —

Pastor. Nein — es ist Niekchen.

Oberförster. Ja? wahrhaftig? Es ist nicht möglich! Hat der Junge das Mädchen lieb? Und sie —

Pastor. Sie ihn nicht minder.

Oberförster. Topp! die soll er haben — nur versteht sich — noch nicht. Aber die soll er haben. Ei — wann hat er Ihnen denn das gesagt?

Pastor. Vor wenig Minuten.

Oberförster. Da wollen wir ihn gleich rufen (thut ein paar Schritte). Zwar nein, — das geht nicht so. — Hollaho! da hätte ich was Schönes angestellt!

Pastor. Wie so?

Bibliothek der deutschen Klassiker XL. 6.



Oberförster. Ei — hahaha, ich muß doch meine Hansehre mit in den Rath ziehen.

Pastor. Ja wohl, ja wohl.

Oberförster. Heda — Rudolph — he!

Rudolph. Herr Oberförster!

Oberförster. Meine Frau soll kommen. (Rudolph ab.) Ja, wenn wir das vergessen hätten, Herr Pfarrer — der offenbare Krieg wäre angegangen. Und beim Licht besehen — gilt ja ihr Wort dabei so viel, als meines.

Pastor. Wichtig.

Oberförster. Ueber den Blißjungen! Nun, das ist noch der geschickteste Streich, den er in seinem Leben gemacht hat. — Dafür hat er Kredit bei mir.

Pastor. Anton ist gut.

Oberförster. Aber wild — wild wie der Teufel. Zwei runde Jahre muß es mit der Heirat doch noch anstehen, wenn es gut gehen soll.

Pastor. Dazu rathe ich nicht, denn —

(Oberförsterin tritt auf.)

Oberförsterin. Was gibt's? doch kein Schaden, kein Unglück? Dienerin von Ihnen. — Eben habe ich hingeschickt, habe mir die Ehre ausbitten lassen, auf die!

Oberförster. Bestellt und angenommen.

Oberförsterin. Danke vielmals. Nun, was soll ich — warum bin ich gerufen?

Oberförster. Du kannst dir was zu Gute thun: Du bist gerufen, um Rath zu geben — das ist dir denn doch lange nicht begegnet.

Oberförsterin (schlägt die Hände faltend zusammen). Nun wahrlich, dann muß guter Rath theuer sein.

Oberförster. Wichtig. Darum suchen wir ihn wohlfeiler.

Oberförsterin. Nur geschwind, denn ich muß in meine Küche — was soll's geben?

Oberförster. Sieh, du bist eine kluge Frau, aber mit Antonen — hast du dich gewaltig verrechnet.

Oberförsterin. Verrechnet? — Mit Antonen? Wie so? Worin? Wenn ich mich in dem irre: so sind alle Menschen falsch.

Pastor. Der Irrthum entsteht oft durch unser Verschulden.

Oberförsterin. Nein — für meinen Anton stehe ich: der denkt nichts, was ich nicht wüßte. Für den stehe ich.

Pastor. Man kann für Niemand stehen und — (er lachelt) in gewissen Fällen gar nicht.

Oberförster. Lassen Sie mich. Ich habe es so in der Art, ihr Fragartitel aufzusetzen. Die beantwortet sie scharmant. Am Ende sind wir immer Beide einig. — Nicht wahr — wenn Anton ein Mädchen liebte, so müßtest du es gemerkt haben?

Oberförsterin. Wichtig. Das behaupte ich.

Oberförster. Nun — das behaupte ich auch. Wenn er heiraten wollte, so müßte er es dir am ersten sagen —

Oberförsterin. Dabei bleibe ich noch.

Oberförster. Gut. Er wird dir es auch am ersten sagen?

Oberförsterin. O das — das behaupte ich.

Oberförster. Das behaupte ich nicht! der Junge soll heiraten; das will er auch. So weit ist die Sache richtig. Er soll Mamsell Kordelchen heiraten? die will er nicht — er will eine andere heiraten. Sieh, da hast du dich verrechnet, darnum zerreiße dein Exempel — es ist falsch. Hahaha!

Oberförsterin. — Was? —

Oberförster. Ja, ja.

Oberförsterin. Anton heiraten! Nun wahrhaftig, das muß er klug gemacht haben —

Oberförster. Weil du es nicht gemerkt hast? Ja, der Klügste kann sich irren.

Oberförsterin. Nun, nun — erlebt man nicht Dinge! Je — wen denn?

Pastor. Ihre Friederike.

Oberförsterin. Was? (Grenn.) Nein! (Mit einem Uebergange.) Aber nun geht mir erst ein Licht auf! Vorhin, wie — und da! — Aber, wo habe ich denn die Augen gehabt? Nein, das ist zu toll! So was ist mir all mein Tage nicht begegnet!

Oberförster. Was denn?

Oberförsterin. Denken Sie nur — nein, es ist wirklich zu arg.

Pastor. Was war es denn?

Oberförsterin. Es ist noch nicht lange her — Mamsell Kordelchen war da — kommt der Junge von der Jagd — da stand ich; hier, wo du stehst, Mamsell Kordelchen; und dort, wo der Herr Pastor steht, stand Mieschen.

Oberförster. Und — wo standest du?

Oberförsterin. Hier —

Oberförster. Nun nur weiter.

Oberförsterin. Kommt er von der Jagd — rennt auf das Mädchen zu, grade zu, grade zu. Ich alterire mich, daß der Junge so grob ist, sage, er soll doch hübsch sein Kompliment machen und manierlich sein — nun, so steht er doch leidenschaftig da, wie ein Stod! Ja — nun, auf die Art —



Oberförster. Bist du also nun dahinter gekommen? Nun sag' uns deine Meinung von der Sache.

Oberförsterin (bedeutlich). Meine Meinung? (Mit leichtem Achselzucken.) Ja, — Niekchen ist ein gutes Kind, ein braves Mädchen, das ich wie meine Tochter liebe, die uns keine Schande machen würde, die —

Oberförster. Aber — spannt den Hahn nicht so lange, schieß ab!

Oberförsterin. Aber sie hat denn doch auch gar nichts. — Erstlich: man muß bedenken —

Oberförster. Weib! zähle doch die Glückseligkeit nicht immer nach harten Thälern.

Oberförsterin. Aber ohne Geld lebt es sich doch einmal nicht.

Oberförster. Tausend Sapperment! (Er geht umher.)

Pastor. Liebe Frau, in Heiratsachen ist schwer zu rathen. Ich vermeide es sogar, darum befragt zu werden. Aber wenn der Fall so klar ist, wie hier — kann man es ohne Anstand. Wenn Sie daher sonst kein Hinderniß wissen —

Oberförster. Als wir uns heirateten, waren wir arm — nun, wir sind noch nicht reich — aber wenn uns nun Jemand, der harten Thaler wegen, hätte von einander jagen wollen? he?

Oberförsterin. Das mag Alles gut sein. Aber — ich muß mich über dich wundern, daß du an nichts denkst. — Verstehst du mich?

Oberförster. Nein.

Oberförsterin. Wir können diese Heirat vor unserm Gewissen nicht verantworten.

Oberförster. Weshwegen nicht?

Oberförsterin. Da Niekchen andrer Religion ist, als Anton, so dürfen die Beiden nimmermehr —

Oberförster. O Weib, du — das hätte ich — Weib. — Herr — jetzt ist die Reihe an Ihnen. (Ab.)

Oberförsterin. Nein, das geht nicht. Alles Liebes und Gutes; aber das — nun und nimmer nicht!

Pastor. Haben Sie keine Einwendung gegen diese Heirat, als daß Niekchen nicht unserer Religion ist?

Oberförsterin. Nein. Sonst keine.

Pastor. Auch keinen Widerwillen, keine Abneigung irgend einer Art?

Oberförsterin. Nein.

Pastor. So sind Sie verbunden, diese Heirat zuzugeben.

Oberförsterin. Was? das sagen Sie mir?

Pastor. Ja. Es ist Ihre Pflicht.

Oberförsterin. Sie sind unser Herr Pastor, und sollten sich dawider setzen; Ihre Pflicht fordert —

Pastor. Meine Pflicht ist, Glückseligkeit befördern, Tölpung verbreiten — nicht verfolgen.

Oberförsterin. Verfolgen? Ei behüte Gott, das sage ich nicht, das denke ich nicht einmal. Machen Sie mich doch nicht zu so einem gottlosen Weibe! Ich wünsche aller Welt Gutes — ich verfolge sie ja nicht.

Pastor. Menschenglück hindern — ist das nicht verfolgen?

Oberförsterin. Ach, Herr Pastor — ich wäre ja recht glücklich, wenn ich es zugeben könnte. Aber mein Gewissen — mein Gewissen darf ich doch auch nicht verletzen.

Pastor. Sie glauben, diese andere Religion würde Ihren Kindern ein unglückliches Leben machen?

Oberförsterin. Ja, das glaube ich. Das glaube ich und dabei bleibe ich.

Pastor. Hat Friederike Sie geehrt, geliebt wie eine Mutter?

Oberförsterin. Ja, das muß ich bezeugen. — Sie ist ein dankbares Kind.

Pastor. Ist sie sanft, gut — wohlthätig?

Oberförsterin. O ja. Ja, das ist sie.

Pastor. Ist sie aufrichtig — fromm — sittsam?

Oberförsterin. Das ist sie wahrhaftig. Aber —

Pastor. Nun, dann beruhigen Sie Ihr Gewissen. Eine Religion, die diese Tugenden lehrt, macht auch das Leben nicht unglücklich. — Geben Sie die Heirat zu.

Oberförsterin. Wenn ich auch wollte — nein, ich kann es wahrhaftig nicht zugeben — ich kann nicht.

Pastor. Gute Frau — veraltetes Vorurtheil ist nicht Gewissen. Wer Eigensinn Religion nennt, versündigt sich.

Oberförsterin. Versündigen —

Pastor. Auf Alles, was Elternliebe thun kann, haben Sie ihr einmal Anspruch gegeben. Sie können sie jetzt ganz glücklich machen — und wollen es nicht. Bedenken Sie die Folgen. Verbieten sie die Heirat — so muß Friederike aus dem Hause.

Oberförsterin (gerührt). Wenn es dahin kommen sollte — so soll es ihr doch an nichts fehlen.

Pastor. An nichts fehlen? — O, wir sind arme Menschen, wenn man uns das Bedürfniß unseres Herzens nimmt! Ihr Sohn? — der junge Mensch ist heftig, — Sie entreißen ihm ein tugendhaftes Mädchen, das er innig liebt. Sie sind eine gute Mutter. Wollten Sie Alles das auf Ihr Gewissen nehmen, wozu heftiger Schmerz den Jüngling verleiten könnte?



Oberförsterin (die Hände ringend). Ach Gott, wie quälen Sie mich!

Pastor. Nun, muthig im Guten — Ihr Herz behalte die Oberhand, da die Vernunft ihm sagt, daß man Gott nicht ehrt, wenn man Menschenglück vernichtet.

Oberförsterin. Es thut mir leid — es zerreißt mir das Herz, ich weine vor Angst. Aber man muß seine Schuldigkeit thun, ohne Menschenfurcht, Herr Pastor — ohne Menschenfurcht. Sie aber hätte ich für viel zu brav gehalten, als daß Sie sich von dem neu-modischen Leichtsinne hätten hinreißen lassen.

Pastor. Neu-modisch? — Menschenliebe ist so alt, als die Religion. — Nun meine letzte Vorstellung. Sie sind alt — Ihr Sohn kann diese Heirat verschieben — wollen Sie ihn zwingen, von dem Tage ihres Todes an sein Glück zu rechnen?

Oberförsterin. Will er so gottlos sein — Gott mag es ihm vergeben! ich kann nicht anders.

Pastor (mit eitem Eifer). O Vorurtheil! stärker als Mutterliebe für den einzigen Sohn — bist du so Herr über die besseren Menschen? Was kann man vom Hause erwarten! Sie lassen mich bekümmert von hier gehen. Nur das sage ich Ihnen noch — ehren Sie diese verderbliche Beharrlichkeit nicht mit dem Namen: Religionsseifer. Jener ist erhaben und mild; was Sie äußern, ist Groll gegen Menschen, die — nicht glauben, wie wir glauben. Meiner Vernunft und meinem Herzen bleibt hier nichts übrig, als der Wunsch — Besserung.

(Im Gehen begegnet ihm der Oberförster.)

Oberförster (gutmüthig). Ist sie zur Vernunft gekommen?

Pastor. Sie wird sich besinnen — ich hoffe es.

Oberförsterin. Ich will keine Friedensstörerin sein — in Gottes Namen — thue, was du willst; aber laß mich bei meiner Meinung.

Oberförster. Nein. Du sollst was Bessers meinen. Das ist unchristlich, gottlos — heidnisch!

Pastor. Gelassen, lieber Mann, gelassen!

Oberförster. Nein — dabei bin ich nicht gelassen. Wäre ich es, so sollten Sie keinen Schuß Pulver auf mich geben!

Pastor. Ihr weiches Herz wird die Oberhand behalten.

Oberförster. Ihre gesunde Vernunft soll die Oberhand behalten. Duldung ist Religion; die bitte ich nicht von ihr, die fordere ich. Die meisten Weiber, die in den Kirchen viel heulen, sind böshaft außer der Kirche. Treibst du mich so weit, daß ich dich dafür halte: — sieh — so lange wir auch zusammen gelebt haben —

ich — scheiden laß ich mich! Jetzt geh hinaus und besinne dich eines Besseren!

Oberförsterin. Gott weiß — ich bin nicht böshaft! Ich wünsche aller Welt Gutes; aber ich kann mich nicht überzeugen, daß das sein darf. Warum werde ich nun darüber so gequält? Ach, wer mir das vor einer Stunde gesagt hätte —

Oberförster. Jetzt geh — länger tangen wir nichts zusammen. Geh fort.

Oberförsterin. Ach ich unglückliches Weib. (aus.)

Oberförster. Nun — was sagen Sie? Wie gefällt Ihnen das?

Pastor. Ich gebe noch nichts auf — und wenn sie erst die Kinder selbst spricht —

Oberförster. Sie soll sie nicht sehen — sie soll nicht aus Mitleiden gut sein; gut, weil es gut ist: oder ich habe keinen Respekt vor ihr. Solchen böshaften Unverstand leide ich nicht! — Wenn ich nur die beiden jungen Leute aus dem Hause hätte! Ich schäme mich, wenn sie es merken: denn —

(Anton tritt rasch auf.)

Anton (freudig). Nun, Vater?

Oberförster. Wer hat dich gerufen?

Anton. O sagen Sie mir nur mit einem Worte —

Oberförster. Geh an deine Arbeit, es ist hier nichts für dich zu thun.

Anton. Nichts zu thun? — Vater! Um Gottes willen —

Oberförster. Geh deiner Wege!

Anton. Die Mutter weint und antwortet nicht. — Nichts zu thun — O Herr Pastor, Sie —

Pastor. Nur ruhig — es kann vielleicht noch werden.

Anton. Ich unglücklicher Mensch! — O du armes Mädchen!

Oberförster. Geh hin auf das Amt und bitte den Amtmann, die Amtsdamen, die Tochter und den Sohn zum Mittagessen. Dann geh und —

Anton. Vater, das kann ich nicht!

Oberförster. Warum nicht?

Anton. Vater, ich kann's wahrhaftig nicht!

Oberförster. Du gehst gleich hin.

Anton. Alles in der Welt, nur nicht auf's Amt, nur jetzt nicht auf's Amt.

Pastor. Schicken Sie Rudolph hin.

Oberförster. Er soll hin.

Anton. Mit rothen Augen? Dem Jungen zum Spott? Nein — und sollte ich niemals wieder in's Haus kommen, und sollte es



mein größtes Unglück werden, und sollte mein Leben darauf stehen! Auf's Amt kann ich nicht gehen und Niekchen lasse ich nicht — Vater! Ich lasse sie wahrhaftig nicht.

Oberförster. Junge, laß dich nicht wieder vor mir sehen.  
Anton. Gut, ich will's. Es soll geschehen. Sie machen mich unglücklich, Niekchen dazu, verstoßen uns — gut, ich gehe — Adieu, Vater — ich gehe. (ab.)

Pastor. Bester Mann! Sie waren zu hart.

Oberförster. Ich weiß nicht, was ich thue; solcher Dinge bin ich nicht gewohnt. Uebrigens mag er auf's Amt gehen — er mag es bleiben lassen; nur fort will er. Ich kann es nicht leiden, wenn Kinder die Fehler ihrer Eltern sehen — und vollends solche Fehler. —

(Friederike tritt auf.)

Friederike. O lieber Vater, was ist das?

Oberförster. Was?

Friederike. Anton kam heraus, küßte mich dreimal, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er riß den Hut von der Wand, und stürzte zum Hause hinaus.

Oberförster. Teufelskind! — Niekchen, geh oben hinauf, bis ich dich rufe, und sei ganz ruhig. — Hörst du? — ganz ruhig.

Friederike. Aber —

Oberförster. Ganz ruhig. Es wird schon werden.

(Friederike ab.)

Oberförster. Mir ist wunderbarlich zu Sinne!

Pastor. Freund! Ich will mit Eifer arbeiten.

Oberförster. Bringen Sie Alles wieder in's Gleise. Aber bald — Mir ist bange um's Herz. Das ertrage ich nicht lange — ich greife durch — da geht mir's denn manchmal zu geschwinde von der Hand. Ich hätte es denn gern so mit Ehre und Frieden — Nun — Sie thun nichts halb. — Sie werden es schon machen mit dem Weibe — Ich gehe aus dem Hause.

Pastor. Laß uns den Jrenden sanft zurecht weisen.

Oberförster. Adieu.

Pastor. Gott befehlen.

(Auf verschiedenen Seiten ab.)

### Dritter Aufzug.

(Eine Bauernwirthsstube, im Hintergrunde ein Tisch mit einem Schwenkfessel, Boucailen, Gläsern etc. An der Seite links ein Kamin auf bäurische Art, über dem Feuer ein Kessel, worin die Bauern Kaffee kochen.

Die Wirthin und Bärbel, ihre Tochter.)

Wirthin. Bärbel, Bärbel!

Bärbel (von außen). Ja, Mutter, gleich.

Wirthin. Lummle dich, sage ich.

Bärbel. Da bin ich — was wollt ihr?

Wirthin. Schwenk' die Gläser; sie kommen bald. — Rühr' dich!

Bärbel. Nun — wer wird denn kommen, als der alte lahme Gerichtschreiber?

Wirthin. Nein, die Bauern kommen auch.

(Gerichtschreiber tritt auf.)

Gerichtschreiber. Guten Tag, Frau Wirthin!

Wirthin (tutz). Guten Tag, Herr Gerichtschreiber.

Gerichtschreiber. Es ist mörderlich kalt. Einen Trunk, Jungfer Bärbel.

Wirthin. Was gibt's denn heute? He?

Gerichtschreiber. Ich will in Sachen des Kappe contra Romann erkennen. (Bärbel bringt ein Glas Wein. Er trinkt.) Recht lieblich — in der schweren Kälte recht erispriechlich. (Reibt die Hände.) In der Campagne von Anno 45 am Rheine, wo ich bei Dettingen so schwer am Fuße blessirt ward —

Wirthin. Hahaha.

Gerichtschreiber. Was lacht sie?

Wirthin. Der alte Quartiermeister von Remrein war neu — ich hier bei uns, und — hahaha.

Gerichtschreiber. Lebt er noch, der ehrliche Schlag? Kenne ihn genau, ist mein alter Special, habe neben ihm manche Kugel sausen hören — ich!

Wirthin. Nun ja — da kamen wir auf ihn zu sprechen. „Ist der Kerl bei euch Gerichtschreiber?“ sagte er — „Nun,“ sagte er, — aber lieber Herr Gerichtschreiber, er muß nicht böse werden, denn ich sage es in allen Ehren — „ja,“ sagte er, — „das war ein durchtriebener Spießhube.“

Gerichtschreiber. Wie — da — hm her — hm!



Wirthin. Ein durchtriebener Spießbube. Da wollte ich ihn vertheidigen und auf seine Campagne kommen — so sagte er — „Er wäre allemal zuerst ausgerissen.“ Wie ich nun von der Blessur sprach, wovon er uns alle Abende erzählt, sagte der Quartiermeister — „Er hätte den Bauern Hühner stehlen wollen, und wäre erwischt worden. Auf der Flucht wäre er in eine Sense gefallen, davon käme das kurze Bein.“

Gerichtsschreiber. Höre man doch um's Himmels willen die Schwänke an! Das will sie gehört haben?

Wirthin. Ja, ja.

Gerichtsschreiber. Der Quartiermeister ist — Apropos! Ist er noch hier?

Wirthin. Nein, er ist fort.

Gerichtsschreiber. Der ist recht schlecht. Das sage ich. Die Blessur habe ich bekommen in der Bataille bei Dettingen. Wie der Feind auf uns anrückte; so —

Wirthin. — Stand er auf der Batterie mit fünfzig andern. Da kam der Herzog von Cumberland auf dem Schimmel geritten. Ihr Kinder, schrie der Herzog, deckt die Bataille! da liefen ihrer neun und vierzig fort, aber er blieb stehen, und so kam eine Kugel und streifte ihn; aber er blieb nun noch acht Tage liegen —

Gerichtsschreiber. Alles richtig.

Wirthin. Nun, man wird's denn am Ende doch wissen; er erzählt's ja alle Abend.

Gerichtsschreiber. Nun — also bin ich nicht in die Sense gefallen.

Wirthin. Und also hat er keine Hühner gestohlen.

Gerichtsschreiber. Eine Lehre kann ich ihr doch bei der Gelegenheit geben — Bei Leib und Leben erzähle sie so was Ehrenrühriges nicht, wenn einer Wein trinkt. Ich bin sonst ein moderater Mann, aber hierüber habe ich mich gealtert — und wenn der Quartiermeister hier wäre — so könnte ich ihn in der Hitze und durch das Weintrinken — ich könnte ihn zu Granatbischen hauen. (Zinkt.) Kommen heute spät, die Bauern.

Wirthin. Was sollen sie denn auch hier thun?

Gerichtsschreiber. Um brr — hm! Haus und Hof kaufen.

Wirthin. Und in drei Wochen wieder verkaufen, so fällt es in eure Beutel.

Gerichtsschreiber. Noch eine Bouteille!

Wirthin. Steht noch zu viel angeschrieben.

Gerichtsschreiber. Laßt es stehn. Die Gemeinde muß zahlen.

Wirthin. Das ist nicht fein — das werde ich melden.

Gerichtsschreiber. Frau Wirthin!

Wirthin. Ei was, es ist wahr — was zu arg ist, ist zu arg. Man muß leben und leben lassen. Er will die geordnete Obrigkeit sein —

Gerichtsschreiber. Nun ja.

Wirthin. So sollte er es auch hübsch darnach machen. Aber erst beschwacht und berauscht er die armen Leute, daß sie in's Tages Licht hinein kaufen. Vier Wochen darnach sieht er ihnen auf dem Halse. Nun heißt es: Geld her! Da wird wieder gerequirirt, verkauft und genommen, bis sie fort von Haus und Hof einer nach dem andern in die neue Welt ziehen.

Gerichtsschreiber. Laß sie ziehen — so gibt es Platz.

Wirthin. Wenn sie Alle nach der neuen Welt gezogen sind, dann kam ich mein weißes Roß zusperrn — gelt? Nein — bleib er mir zu Liebe weg. Der Gewinn ist Sündengeld, ich mag ihn nicht. Wer weiß, wer weiß, warum mir mein Sohn so plötzlich gestorben und mein Vieh so gefallen ist.

Gerichtsschreiber. Hat euch denn der Tischler bezahlt? He?

Wirthin. Der Herr Amtmann sollte ein Einsehen haben — aber der —

Gerichtsschreiber. Sagt doch, hat euch der Tischler bezahlt?

Wirthin. Nein. Woher auch nehmen? Es gibt keine Arbeit.

Gerichtsschreiber. Ihr sollt euer Geld bald kriegen.

Wirthin. Wovon denn?

Gerichtsschreiber. Es ist doch jetzt eine ungesunde Zeit — nicht wahr?

Wirthin. Nun ja.

Gerichtsschreiber. Es sterben viele Menschen.

Wirthin. Ja. Aber —

Gerichtsschreiber. Nun seht, wie ich das angestudirt habe. Da fallen wir dem Tischler in die Flanke — und legen Arrest auf die Särge, oder Todtenladen.

Wirthin. Was?

Gerichtsschreiber. Nun und ich weiß ihrer ... drei, die alle bei ihm arbeiten lassen, für die wird schon in den Kirchen gebetet. Wenn die dran glauben müssen: so seid ihr auch bezahlt.

Wirthin. Er will gar gescheidt sein, aber sein angestudirtes Wesen kommt manchmal recht albern heraus. Für unser Dorf wäre es recht gut, wenn er mit dem andern Beine auch nicht gehen könnte. Wenn ihm etwa einmal nach meinen Hühnern gelüftet, ich will ihm die Sense zurecht legen. Und nun, Herr Gerichtsschreiber, wenn er noch ein Bischen gescheidt ist: so kommt er hier nicht wieder her, oder ich packe ihn auf, und setze ihn vor die Thüre.



Gerichtsschreiber. Frau Wirthin! — Nun, ich will diesmal nichts daraus machen, weil — wenn aber meine Herren Kollegen hier wären; so, so —

(Kappe. Romann. Ein alter Bauer und noch einige andre Bauern treten auf.)

Romann. Guten Tag, Herr Gerichtsschreiber!

Kappe. Guten Tag, Herr Gerichtsschreiber!

Alle. Guten Tag, Herr Gerichtsschreiber. (Sie kommen einer nach dem andern herein, außer die Besten, welche zugleich hereintreten.)

Gerichtsschreiber. (Setzt sich.) Willkommen, ihr Herren!

Kappe. Er soll's nun einmal ausmachen mit dem Handel.

Romann. Es kostet einem Jeden schon acht Thaler.

Alle. Wir wollen nun nicht mehr kommen.

Gerichtsschreiber (schlägt mit dem Stäbchen auf den Tisch) Silentium! Ihr seid der Peter Kappe?

Kappe. Ja.

Gerichtsschreiber. Und ihr?

Romann. Hans Romann.

Gerichtsschreiber. Nachdem sich neulich unter euch, dem mehrbemeldeten Peter Kappe, und euch — wie heißt ihr?

Romann. Hans Romann. Mein Vater ist der Kaspar Romann an der stumpfen Ecke.

Gerichtsschreiber. Und euch, Hans Romann, ein Hader hat ergeben wollen —

Romann. Nein — er hat sich nicht drein ergeben wollen, darum habe ich ihn geklopft.

Kappe (zum Gerichtsschreiber). Nun hört er's doch, daß ich recht habe?

Romann (zu Kappe). Ihr habt nicht recht, denn —

Kappe. Herr Gerichtsschreiber! Mit der geballten Faust hat er mich hier auf die Nase geschlagen —

Romann. Ihr wollt euch vertheidigen, aber —

Kappe. Ihr lügt einmal ärger, als das andre.

Einige. Kappe hat recht.

Andre. Nein, er hat nicht recht.

Gerichtsschreiber (steht auf). Halt! — Silentium!

Kappe. Ich laß mich nicht betölpeln —

Romann. Ich will euch weisen —

Gerichtsschreiber. Halt — im Namen des hochlöblichen Amts! (Die Bauern treten zurück.) Oder ich lege euch das Handwerk. Million Bomben Sapperment! — ich weiß, was Rechtens ist! (Er schreit um so stärker, je mehr die Bauern weichen.) Ich bin dabei ge-

wesen, war vier Jahre lang Feldwebel, habe schwere Campagnen gemacht, habe mir lassen Wind um die Nase wehen — daß ihr's wißt! he!

Kappe. Nun ja.

Romann. Ich glaub's.

Gerichtsschreiber (im nämlichen Aptus). Was?

Kappe (lächelnd). Nun, er ist Feldwebel gewesen.

Romann (halb hinter dem Hute lachend). Ja, der Wind hat ihn an die Nase geweht, lieber Herr Gerichtsschreiber!

Gerichtsschreiber. Als ich Anno 54 die große Glocke konvoirt habe, so habe ich 9 Mann gekommandirt und will euch schon zur Raïson bringen. (Im Niederschrei.)

„Und es hat verlauten wollen, als ob mehr gedachter Romann dem Peter Kappe die Nase im Gesicht habe ver-lädiren wollen“ —

Kappe. Gucke er hier —

Romann. Ich habe ihn nicht geschlagen. Ich fiel, und wollte mich halten, damit kriegte ich seine Nase zu packen.

Gerichtsschreiber. „Und nunmehr nach genugsamer Untersuchung“ —

(Matthes in der Amtskivree kommt.)

Matthes. Sein Diener, Herr Gerichtsschreiber.

Gerichtsschreiber. Ei — Sein Diener. Nun — auch bei dem hochlöblichen Amt in Diensten? Nun — gute Freundschaft!

Matthes. Topp — gute Freundschaft! Ein Gläschen darauf?

Gerichtsschreiber. Je nun — ihm zu Liebe. Geht in Gottes Namen nach Hause, ihr Leute.

Kappe. Aber mein Prozeß?

Gerichtsschreiber. Vergleicht euch.

Romann. Wir können uns nicht vergleichen, darum klagen wir ja.

Gerichtsschreiber. Ihr sollt euch vergleichen.

Kappe. Ich habe in vier Verhören für einen Thaler Wein getrunken.

Gerichtsschreiber. Trinkt Sonntags keinen.

Romann. In dem letzten Verhör hat er allein für einen halben Thaler auf meine Rechnung gekostet.

Gerichtsschreiber. Da ist der Bescheid.

Kappe. Ich will keinen.

Romann. Wenn wir uns vergleichen wollen: so thun wir's ohne seinen Bescheid, damit kriegt er keinen Heller.



Gerichtschreiber. Vergleicht euch, oder laßt es bleiben — nehmt den Bescheid, oder laßt ihn liegen; nur zählt die Unkosten — 4 Reichsthaler.

Kappe. Ei Gott!

Romann. Das ist zu toll.

Der alte Bauer. Darum werden wir uns weiter umsehen.

Gerichtschreiber. Das hochlöbliche Amt hat es befohlen. Wer nun noch ein Wort sagt, kommt in den Thurm! (Die Bauern gehen unter bedrohenden Pantomimen in den Hintergrund, und setzen dort leise ihr Gespräch fort.)

Der alte Bauer (faßt den Gerichtschreiber bei der Brust). Spitzbube, du machst unser Dorf unglücklich.

Gerichtschreiber. Nun, nun — Herr —

Der alte Bauer. Spitzbube noch einmal! Wenn du was dagegen hast — ich bin auch Soldat gewesen, und so alt ich bin, so —

Gerichtschreiber (bietet die Hand). Ei, lieber Herr Reinhard.

Der alte Bauer (schlägt sie weg). Das nehme ich nur von einem ehrlichen Kerl an. (Weht zu den Uebrigen.)

Matthes. Leidet er das?

Gerichtschreiber. Und wohl noch mehr. Denn ich muß ein Beispiel geben. Hintennach weiß ich sie doch schon wieder zu —

Matthes. Nun, so laß ich's gelten.

Gerichtschreiber. An allem dem Unheil ist der Herr Pfarrer aus eurem Ort schuld. Der macht die Leute so überverständig. Der Herr Obersörster macht es denn auch nicht besser —

Matthes. Nun mit dem kann es sich legen. Wenn der junge Förster Wamsell Kordel nicht nimmt: so kann es ihm noch wunderlich gehen. Der Amtmann hat einen langen Arm in der Stadt, und der hat's ihm geschworen. Bricht's da — so hat er auch einen freien Rücken.

Gerichtschreiber. Der Herr Amtmann — die Kerls hören uns doch nicht —

Matthes. Bewahre, die sind in ihrem Prozeß —

Gerichtschreiber. Der Herr Amtmann lassen mich nicht im Stich, da hat's gute Wege! Nun — Sie wissen auch schon, warum. — Jetzt bin ich ihm darin sehr nöthig.

Matthes. Warum?

Gerichtschreiber. O jetzt blüht mein Weizen. Der Herr Amtmann verhängt denn so ein Schuldenwesen nach dem andern — versteht er? So was wird gar klug gemacht. Das Eselsvott zieht in die neue Welt, und — Er versteht schon —?

Matthes. Nun — es leben die Landdienste!

Gerichtschreiber. Wo geht's denn mit ihm hin?

Matthes. Meine erste Arbeit: Geld in die Stadt bringen.

(Wirthin tritt auf.)

Wirthin. Ach du lieber Gott!

Die Bauern (durcheinander). Was ist — was gibl's, Frau Wirthin?

Wirthin (trocknet sich die Augen, erzählt und macht Pantomime auf Matthes).

Matthes. Die sprechen von uns — sie werden doch nichts gehört haben.

Gerichtschreiber. Sollt's nicht meinen. Nun, Frau Wirthin, was Neues?

Der alte Bauer. Armer Teufel!

Alle. Ja wohl. (Sie kommen herunter und setzen sich um den Kamin.)

Wirthin. Herr Matthes — Sein Dienst mag recht gut sein, ich will auch glauben, daß er ihn in allen Ehren gekriegt hat; aber es ist doch hart!

Matthes. Was? ich verstehe euch nicht.

Wirthin. Der alte Fritz vom Amte war da. Du lieber Himmel, wie sieht der Mann aus! Herr Matthes — nehme er's übel oder nicht — ich könnte nicht in dem Rock stecken, den ich einem mit Gewalt vom Leibe gerissen hätte.

Matthes. Haltet das Maul, alte —

Wirthin. Nun, lieber Gott! Ich werd's nicht ändern. Aber man hat denn doch ein Herz. Es ist Winterzeit — der Mann sah ganz verkehrt aus — Er trank ein Gläschen, und suchte in den Taschen. Ja, daß ich was von ihm genommen hätte! behüte! — ich schämte mich der Sünde!

(Anton tritt auf; er hat einen Hirschfänger um.)

Anton. Guten Tag. (Er geht grade auf den Kamin zu, zwischen Matthes und den Gerichtschreiber, welche sich umsehen, aber nicht rücken. Der Gerichtschreiber grüßt kaum. Matthes gar nicht. Nun, Plaz da!

Gerichtschreiber. Ei warum?

Matthes. Ich like gut.

Anton. Plaz! daß ich auch zum Feuer kam.

Matthes. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Anton. Wißt ihr, wen ihr vor euch habt?

Matthes. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

(NB. immer ohne sich umzusehen.)

Anton. Schurke, nun ist es genug. (Zieht.)

Der alte Bauer (fällt ihm in den Arm). Herr Förster!

Matthes (greift nach seinem Knotenstock). Was er denn wohl will, in's Kuckuck's Namen! —



Anton. Kerl, geh aus der Stube, oder du bist des Todes.  
Matthias. Ah — (Zegt sich.) Noch ein Glas, Herr Gerichtsschreiber!

Gerichtsschreiber. Ich will's holen. (Ab.)

Anton. Laßt mich los.

Wirthin. Um Gottes Willen, haltet ihn ab!

Anton. Laß mich los in's Teufels Namen! Ich haue ihn zusammen, den Hund —

Der alte Bauer. Gemach — Herr Förster, bedenken Sie, Ihr alter Vater!

Anton. Und Riechen — und mein Versprechen. Alter, ich will ruhig sein. Aber schafft den Kerl fort. Wein, Frau Wirthin!

(Die Bauern bereben Matthias fortzugehen.)

Wirthin. Lieber Herr! Sie sind feuerroth — so schnell in die Hitze —

Anton. Wein, sage ich! —

Wirthin. Aber, lieber Herr Förster —

Anton. (ergreift eine Flasche und stürzt ein paar Gläser hinunter).  
Nacht nicht so viel Wesens.

Wirthin. Nun auf Ihre Gefahr!

Der alte Bauer. Und jetzt, Herr Matthias — zieh er die Pfeife ein, und geh er.

Matthias. So bald mir's beliebt.

Wirthin (ängstlich zwischen beiden Parteien). Ach Gott, ihr Leute!

Anton. Glender Spitzbube.

Matthias (klopft die Pfeife aus). Jetzt ist mir's gelegen. Nun wärme er sich, Monsieur. (Im Gehen.)

Anton. Schurke! Ich habe dir's lange gedacht. Aber wart, ich treffe dich schon noch.

Matthias (hebt den Stuhl und will umkehren. Aber die Bauern nehmen ihn unter Pantomimen der gütlichen Zuredung, doch ohne lächerliches Getümmel, mit sich fort).

(Wirthin kommt.)

Anton (ihm nach). Schlechter Kerl! — Noch ein Glas!

Wirthin. Lieber Herr Förster, in der Hitze, auf den Kerger — es geht ja wahrhaftig nicht.

Anton. Gebt es doch! Wer weiß. Ihr gebt mir wohl so bald keines wieder —

Wirthin. Was sind das für Reden?

Anton. Nun gebt her. (Die Wirthin gibt ihm.) (Nachdem er häufig hineingerunken). Für wen tragt ihr schwarz?

Wirthin. Für meinen Anton. Vorige Woche ist er gestorben.

Anton. Du lieber Gott!

Wirthin. Ich habe nur den einzigen Sohn gehabt und er hat fort gemugt. — Der Junge fehlt mir in allen Winkeln. Was hißt's? — man weint ihm nach — aber — Hin ist hin.

Anton (mit gekentem Witz und tiefem Athem). Hin ist hin! (Abwärts). Ob sie mir auch wohl eine Thräne nachweint —

Wirthin. Was meinen Sie?

Anton. Hin ist hin! — Gebt mir Papier und Feder.

Wirthin. Hier, da ist —

Anton (setzt sich zum Schreiben, denkt, schreibt ein Wort, streicht es aus und zwingt auf). Mutter — ich wollte, ich läge so tief, wie euer Anton.

Wirthin. Gott soll Sie bewahren! So ein lieber junger Herr — haben so liebe Eltern; warum wollten Sie sterben?

Anton. Nun, was gibt's denn Neues bei euch? Die Werber sind ja von euch gezogen — wohin denn?

Wirthin. Eine kleine halbe Stunde von hier, nach Graurode.

Anton. Nun, in Gottes Namen! — Noch ein Glas.

Wirthin. Nichts — und wenn Sie es mit Golde bezahlen wollten.

Anton. Nun, so lebt wohl. Adieu, Alte — Gott tröste euch! — Noch eins — schickt doch in meinen Ort nach Weissenberg — da ist die Friederike wieder in unserm Hause.

Wirthin. Ich weiß, das liebe Mädchen ist diesen Morgen hier durchgekommen — es ist ein herzlich Ding.

Anton (mit Feuer). Nicht wahr? Nicht wahr, Riechen ist gut? Nicht wahr, ihrer gibt's wenige? (Mit unterdrückten Thränen.) So ehrlich — so hübsch — so brav —

Wirthin. Das ist gewiß.

Anton (gefaßt). Nun, so thut mir den Gefallen, geht hin — ich muß über Feld — und das Schreiben will mir nicht von der Hand — ich kann's euch sagen, ich habe das Mädchen gern. Sagt ihr, ich wollte ihr bald schreiben — bald! Ich — (Er wischt sich mit Ausbruch von Thränen auf den Stuhl.) Ach lieber Gott!

Wirthin. Herr Förster, wie wird Ihnen?

Anton (reißt Halsbinde und Hemdkragen auf). Es ist mir so heiß — so ängstlich, so bange. Ich hätte doch den Wein nicht trinken sollen.

Wirthin. Liebes Kind! Sie sind doch da nicht auf üblein Wege?

Anton. Ich wollte bald schreiben — und ich wollte sie in alle Ewigkeit nicht vergessen — Sie möchte mir nicht weinen, es ginge mir gut, recht gut.

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 6.



Wirthin. Aber Sie kommen ja bald wieder; warum soll ich —

Anton. Nicht so bald — damit sie ruhig ist — thut mir die Liebe! denkt, es wäre euer Anton, der euch so bäte —

Wirthin. Ja, lieber Gott, dann wollte ich — Ja, ich will es bestellen! Und an Ihre Eltern?

Anton (mit heftiger Bewegung). Einen Gruß — ich wäre hier durchgereist — ich ließe ihnen noch einmal Adieu sagen. Hört ihr? Adieu an Vater und Mutter!

Wirthin. Mein Gott! Was ist Ihnen? Sie bluten ja aus der Nase, Herr Förster! (Sie ergreift seine Hand.)

Anton (wendet sich etwas ab und hält das Tuch vor). Sie sollten Niekchen gut halten — ich wollte es ihnen ewig — ewig danken — und ich wollte mich gut halten und brav werden — (fast mit Schlußzen) und wenn ich zu sterben käme — so sollten sie Niekchen zur Erbin einsetzen, und — Mutter, Gott tröst' euch! (Reißt sich gewaltsam los und fort.)

Wirthin. Je, wie ist denn das? Gelaufen — glüht wie ein Ofen — den Wein hineingestürzt — nach den Verbern gefragt — Ich soll den Eltern Adieu sagen — und so fort! der Teufel wird ihn doch nicht geblendet haben, daß er unter die Reiter gehen will — was? He, Bärbel — Bärbel — Zwar, das geht nicht; er ist ja Förster! — indeß, es ist ein junges Blut, und wenn denen die Ratte durch den Kopf läuft — Freilich dürfen sie ihn auch nicht annehmen — aber, sei du Herr Förster, oder nicht; was das Volk einmal in den Klauen hat, gibt es nicht wieder heraus. Bärbel, he!

Bärbel (kommt). Nun, was ist?

Wirthin. Geschwind, geschwind! Ich muß nach Weissenberg. Stell' den Regenschirm parat — bring mir meine schwarze Sammtlappe, meinen Sonntagsmantel und die Klapphandschuh. Rühre dich. (Bärbel ab.) Das arme Weib! (Sie räumt Sachen vorn von der Bühne in den Hintergrund.) und der gute Alte, sie gränten sich zu Tode. Gleich will ich hin — Alles zugegeschlossen — bei dem Wetter wird so Niemand sonderlich kommen. Das Mädchen mag einmal haushalten.

Bärbel (bringt die Sachen).

Wirthin. Nun du! Mach deine Sachen geschickt, hörst du? Jedermann richtig Maß — Niemand aufgehalten! (Setzt die Kappe auf.)

Bärbel. Es ist über eine Stunde Begeß, es ist Winterzeit — schlechtes Wetter, ihr solltet doch dableiben.

Wirthin. Was Winterzeit, was schlechtes Wetter! die Leute haben nur den einzigen Sohn. Ach, könnt ich meinen Anton wieder holen, an's Ende der Welt wollte ich laufen.

Bärbel. Es hat ja Zeit bis morgen.

Wirthin. Wie du es verstehst! Man soll nicht warten bis morgen, wenn man einem Menschen eine gute Stunde machen kann.

Bärbel. Aber was geht es denn sie an?

Wirthin. Höre, ich habe dir's lange angemerkt, wenn du nur einem Menschen ein Stück Brod abschneiden sollst, so läßt du das Maul hängen; keinem Menschen gönnst du was Gutes; aber den heimlichen Neidhart sollst du abschaffen, oder ich will nicht gesund von der Stelle gehen! daß du's weißt! (ab.)

(Bärbel räumt Alles weg. Zudem kommt, der Seite gegenüber, wo die Wirthin abging, der Gerichtschreiber.)

Gerichtschreiber. Sind sie fort?

Bärbel. Ja. Er kann gehen.

Gerichtschreiber. Hat's denn nichts gegeben?

Bärbel. Was?

Gerichtschreiber. So — von Stuhlbeinen — und blutigen Köpfen!

Bärbel. Bewahre uns Gott!

Gerichtschreiber. Nicht einmal? — O so habe ich die liebe Zeit davon. Wo ist mein Glas? — ich hatte noch nicht ausgetrunken, als der Rumor anging.

Bärbel. Da steht's.

Gerichtschreiber (im Trinken). Das ist ein Kreuz! Nichts wird inquisitionsmäßig, und wenn die Karten noch so gut fallen. Da hätte ich das Leben verwettet, es würde wenigstens ein halber Schädel in Untersuchung kommen — Nichts! Seit neun Jahren keinen erheblichen galgenmäßigen Malefizanten, und seit achtzehn Jahren keine Tortur — es ist zum Götterbarmen! das — (ab.)

(Oberförster. Rudolph. In des Oberförsters Hause.)

Oberförster. Rudolph — seid ihr auf dem Amte gewesen — ich weiß nicht, essen wir allein, oder —

Rudolph. Ja. Sie kommen. Nur die Frau Amtmännin nicht.

Oberförster. Auch gut.

Rudolph. Sie sagte, unsere Hunde machten zu viel Lärm, sie triegte Kopfweg davon.

Oberförster. Der Herr Pastor wird wohl noch da sein?

Rudolph. Nein. Vor einer halben Stunde ist er weggegangen.



Oberförster. So?

Rudolph. War der junge Herr Förster nicht bei Ihnen?

Oberförster. Nein. — Ist er auch in der Zeit noch nicht nach Hause gekommen?

Rudolph. Ich habe ihn mit keinem Auge gesehen.

Oberförster. Schickt einmal nach der fahlen Gide. Vielleicht ist er da. Er soll hereinkommen.

Rudolph. Ganz wohl. (Ab.)

Oberförster. Wundern soll mich's doch, woran ich mit der Frau sein werde? Ob —

(Oberförsterin kommt.)

Oberförsterin (setzt sich oft in Positur, etwas zu sagen, ist verlegen um den Anfang, nimmt Tabak und geht herum).

Oberförster (steht sie nicht an, und geht auf der andern Seite herum).

Oberförsterin. Nun?

Oberförster (kurz). Was gibt's?

Oberförsterin. Ei, fahr mich nur nicht so an!

Oberförster. Sprich vernünftig, oder schweig.

Oberförsterin. Meinetwegen — ich schweige. (Sie geht ein paar Schritte, er auch wieder.)

Oberförsterin. Alter —

Oberförster. Hm?

Oberförsterin. Wann soll denn die Hochzeit sein?

Oberförster. Welche Hochzeit?

Oberförsterin. Mit Anton und Friederiken —

Oberförster (nach kurzer Pause mit Rührung). Bist doch ein gutes Weib! habe Dank.

Oberförsterin. Nun, nun — mach nur nicht so viel Aufhebens davon! — Ich denke, in der andern Woche würde sich's am besten schicken —

Oberförster. Ich habe es zwar noch verschoben wollen — aber wenn es dir Freude macht: lieber in dieser Woche, als in der künftigen. — Sei nun auch wieder freundlich.

Oberförsterin (mit allem Waidweibenspredigtathos). Eile mit Weile! So einen Morgen habe ich lange nicht gehabt, und solche Sachen hast du mir in deinem Leben noch nicht gesagt.

Oberförster. Aber, herzensgutes Weib, so ärgerlich hast du auch in deinem Leben noch nicht gesprochen.

Oberförsterin. Ich heulte in der Kirche, und wäre boshaft zu Hause!

Oberförster. Nun, nun — was ist denn —

Oberförsterin (mit Gefühl von wahrer Reantung). Nein, nein — aus allem Auffahren mache ich mir nichts; aber so was? — dann läuft es über. Wir leben dreißig Jahre zusammen. Habe ich dich in der Zeit boshaft betrübt? man muß seine Worte hübsch bedenken.

Oberförster. Es thut mir leid —

Oberförsterin. Und dann — von Scheidung? So gottlos hast du noch nie gesprochen. Unter christlichen Eheleuten ist so was nicht erhört.

Oberförster. Ich wollte, es wäre nicht geschehen; aber über das Kapitel — ich sehe denn schon, wie ich es bei Gelegenheit wieder gut mache. Nun — ist denn nun wieder Friede?

Oberförsterin. Hm!

Oberförster. Deine Hand!

Oberförsterin (gibt sie, aber steht ihn nur halb an).

Oberförster. Du mußt mich auch dazu ansehen. So — und einen Kuß — denk, ich wäre noch dein Bräutigam. (Sie umarmen sich.) Es hat dich denn doch nicht gereut, daß du es mit mir gewagt hast?

Oberförsterin. Nun —

Oberförster. Jetzt wollen wir darauf denken, den Leuten eine kleine stille Hochzeit zu geben.

Oberförsterin (mit aller ihrer lebhaften Geschwätzigkeit). Was? Kleine stille Hochzeit?

Oberförster. Ich denke, es ist dir so am liebsten.

Oberförsterin. Daß ich für einen Geiztensel ausgeschrien würde! daß es hieße: meine Kinder wären mir nicht einmal so viel werth!

Oberförster. Nun, wie du willst.

Oberförsterin. Nein. So einen Tag erlebt man nur einmal, und den muß man in Ehren und Freuden zubringen. Alles soll dazu gebeten werden. Das habe ich mir so ausgedacht: —

Oberförster. Laß hören.

Oberförsterin. Hier oben sollen des Morgens die Gäste zusammen kommen. Mittags ist die Trauung, auf die Stunde, wie unsere. Nachher essen wir hier. Den Jägern geben wir ein Häßchen Wein, du weißt, von dem rechter Hand im Keller. Er ist vier Jahr alt, und es ist ein guter Wein — damit sollen sie unten sein. Abends wird hier oben getanzt — und dazu sollst du die besten Musikanten aus der Stadt kommen lassen, die besten! das sage ich dir.

Oberförster. Das will ich.

Oberförsterin. Unten kann sich das Volk lustig machen. Singen, tanzen, essen, was sie wollen, wie sie wollen. Um zehn



Ihr geht Alles hinunter — bunt durch einander. Niemand darf Keinem den Ehrentanz abschlagen — Keinem Bauer, keinem. Wenn ich tanze, so gebe ich —

Oberförster (lächelnd). Das geht ja, wie am Schnürchen!

Oberförsterin. Ja. So soll Alles gehalten werden.

Oberförster. Ich glaube, du gibst die Heirat zu, damit du nur Hochzeitsanstalten machen darfst?

Oberförsterin. Wenn ich bei so was nicht wäre — du verzichtest Alles. Du denkst an nichts. Und die Kuchen, die sollen hier im Hause gebacken werden, nicht etwa — (Sie hört die Tür öffnen.) Ach jemine! Unser Herr Amtmann und Mamsell Kordelchen.

(Amtmann und Kordelchen treten auf.)

Amtmann. Es ward mir wahrlich sehr sauer, mich loszureißen — aber auf Ihr Begehren habe ich denn doch nicht ermauneln wollen —

Oberförster. Ja, meine Frau, die — meine Frau hat (zu ihr.) — „Sehr sauer?“ — Sapperment!

Kordelchen. Kommen Sie, Mama! wir gehen vorher noch auf Ihr Zimmer.

Oberförsterin. Wie Mamsell befehlen.

(Oberförsterin und Kordelchen ab.)

Amtmann. Ich muß wegen der Grenzstreitigkeiten mit Oberhausen noch arbeiten, ehe ich dort hingehe — die Prozeßsachen hier im Ort wollen denn doch auch gefördert sein — wie gesagt — ich mußte mich mit Mühe losreißen.

Oberförster. Prozeßsachen? O Herr Amtmann, kehren Sie zurück, achten Sie nicht auf die Einladung — in unserm Ort sind viel Bettelente durch langsame Justiz. Wollten Sie ihnen heute helfen? O, so wahr Gott ist! dann thun Sie was Bessers, als Braten essen und Wein trinken — kehren Sie zurück!

Amtmann. Nicht doch — es kann Anstand haben. Es hat damit nicht so viel Eile.

Oberförster. Nicht Eile? — Mordtausend Sapperment!

Amtmann. Was ist Ihnen?

Oberförster. Herr! dem Ludwig Großhal kostet der Prozeß — der Bettel, über den er herkommt, ist 5 Thaler werth — kostet ihm hundert. Das Haus ist für die Gerichtskosten verkauft — das Vieh wurde herausgetrieben, indeß er auf dem Felde war. — Es war nur Vieh, aber wie ich es so in der Ferne brüllen hörte, schnitt mir's durch's Herz. Die Kinder sind von der Gemeinde barmherzig aufgenommen. Er ist nach Amerika. Um Papiere, um elende Rechtsverdrehungen ist ein fleißiger Hausvater aus dem Vaterlande

gejagt worden! Herr — wenn zu Ihren Treffen da — auch nur etliche Groschen von jenem Vermögen verwandt sind, so drücken sie schwer.

Amtmann. Lieber, heftiger Mann — was kann ich dabei thun? Der Schlendrian ist alt — ich kann ihn nicht heben — man muß Geduld haben!

Oberförster. Wie zum Teufel! soll es ein ehrlicher Mann mit seinem Gewissen machen? Wahrheit ist nicht Wahrheit. Wer klagt, wird ausgelacht. Wenn der Kopf brennt über einen Schurkenstreich, ist ein Tollkopf. Drein hauen soll man nicht. Was denn? Schweigen, lügen, unbarmherzig, feig sein — oder mit stehlen und rauben, drüber und drunter.

Amtmann. Mein guter Mann — das war der Welt Lauf von Anbeginn, und wird's auch wohl bleiben bis an's Ende.

Oberförster. — Herr — ich glaube, Sie haben Recht.

Amtmann. O gewiß!

Oberförster. Wenn ich nicht gewiß glaubte, daß ich zu wichtigerer Ursach auf der Welt bin, als mich zu plagen und zu verweisen; daß einmal an einem andern Ort gleich gemacht wird, was hier ungleich bleibt — wenn ich das nicht mit fröhlichem Muthe glaubte, so könnte ich mit einem Schurken nicht drei Minuten allein sein, ohne ihm eine Kugel durch's Herz zu brennen. — Wie befinden sich der Herr Sohn und die Frau Gemahlin?

Amtmann. Gott sei Dank! recht wohl — Wen treffe ich denn bei Ihnen diesen Mittag — vermuthlich unsern Herrn Pastor —

Oberförster. Ja.

Amtmann. Ein grundbraver Mann — er predigt die lautere Moral.

Oberförster. Und was er uns predigt, thut er.

Amtmann. Wenn er nur nicht die Grille hätte, sich um das Hauswesen der Leute im Ort zu bekümmern.

Oberförster. Warum nicht? Der Pastor hat seit zwanzig Jahren mehr für uns gethan, als das Amt in dreißig.

Amtmann. Wie so?

Oberförster. Bei dem hochblöblichen Amte muß man klagen, wenn man Hülfe haben will, und es hilft nicht: der gute Pastor hilft, ehe man klagt.

Amtmann. Das ist viel gesagt.

Oberförster. Gar nicht. Es kostet ihm sein Vermögen. Und muß es denn immer Geld sein, was hilft? Ich habe es all mein Tage gesehen, mit Geld ist oft den Leuten am wenigsten gedient. Das Herz auf dem rechten Fleck, Vertrauen — Zuspache, Geduld — ein freundliches Gesicht — Herr! Damit kann man viel Elend geringer machen.



Amtmann. Ich habe wirklich in der Stadt um Zulage für den guten Pfarrer gebeten.

Oberförster. Das ist brav. Er braucht sie. Sagen Sie ihm das bei Tische, es wird ihm einen guten Tag machen. Nun will ich gehen und Ihnen mein Niefchen vorstellen. (ab.)

Amtmann. Der Kerl ist mir so überlästig an dem Orte — reif wäre er zum Fallen, wenn nur erst —

(Pastor tritt auf.)

Pastor. Herr Amtmann —

Amtmann (äußerst zuvorkommend). Ah — bon jour, mein lieber Pastor —

Pastor. Weil ich Sie doch gerade allein finde —

Amtmann. Was wäre —

Pastor. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, womit ich zwar bis nach Tische warten wollte — aber wer weiß — fände der Augenblick sich so — und dann mag ich auch ungern etwas, das mich drückt, lange gegen Jemand auf dem Herzen behalten.

Amtmann. Ich bin ganz Ohr, mein lieber —

Pastor. Eben erhalte ich aus dem Konsistorium den Befehl, mich zu vertheidigen — über zehn Punkte zu vertheidigen, deren Sie mich angeklagt und deshalb auf meine Entfernung gedrungen haben.

Amtmann. Wie? — das ist ein Irrthum!

Pastor. Das ist Ihre Unterschrift.

Amtmann. Lieber Pastor — ich — es ist —

Pastor (sanft). Habe ich Sie jemals beleidigt?

Amtmann. Nein — o nein — ich — die Sorge für — ich dachte —

Pastor. Ich kann mich vertheidigen, und werde Ihnen meine Antwort zuschicken. Um mich ganz wehrlos gegen Sie zu machen — da ist ein Billet an mich von Ihrer Gemahlin, worin sie mir 100 Rthlr. anbietet, wenn ich im Namen der Religion, die Heirat des jungen Försters mit Friederiken hindern wollte. — Geben Sie es ihr zurück.

Amtmann. Die gute Frau — Mißdeuten Sie das nicht — es ist Bigotterie —

Pastor. Was es sei — es ist wieder in Ihren Händen.

Amtmann. Sein Sie versichert, ich schähe Sie — und wenn —

Pastor. Das Gespräch kann Ihnen nicht angenehm sein — Lassen Sie uns abbrechen. Nur — Sie sagen, ich handle offen und ehrlich; vergelten Sie mir das nicht mit Bösem! Ich bin ein armer Mann, mit nothdürftigem Auskommen, gehe Jedem gern aus dem

Wege, und trachte nach nichts, als Ruhe. Lassen Sie mich in Frieden leben — sonst versündigen Sie sich.

(Oberförsterin, Oberförster und Friederike erscheinen.)

Oberförsterin. Wenn es nun gefällig wäre — angerichtet ist schon.

Amtmann. Sogleich.

Oberförster mit Friederike. Herr Amtmann, das ist unsere Nichte Friederike.

Amtmann. Ein recht artiges Kind.

Oberförster. Kommen Sie — am Tisch finden Sie noch unsern Schulz. — Es kann Ihnen nicht unangenehm sein, mit dem ehrlichen Mann ein Stündchen zuzubringen.

Amtmann. Ein recht braver Mann, der Schulz! Ei, Sie haben es wohl darauf angelegt, uns ein Festin zu geben?

Oberförster. Guten Willen — fröhliche Gesichter — bezahlte Gerichte, und im ganzen Hause nichts, das irgend einem Menschen Thränen gekostet hätte. (Der Amtmann führt die Oberförsterin, der Pastor Friederiken, der Oberförster geht hinten nach.)

## Vierter Aufzug.

(Ein anderes Zimmer bei dem Oberförster. Die Gesellschaft ist noch am Tisch, der Burche trägt die letzten Teller vom Dessert auf. Oben an der Ecke des Tisches sitzt der Amtmann, neben ihm der Pastor, dann Friederike, Oberförster, Kordelchen, Schulz und Oberförsterin unten an der Ecke, dem Amtmann gegenüber ein Couvert für Anton.)

Oberförster. Nun — uns wohl! Niemand übel!

Oberförsterin (zum Burche, der eben einen Teller mit Kerselein etwas zu hoch an ihrem Kopfe vorbei aufträgt). Gemach, guter Freund — gemach! Wie oft soll man euch das noch sagen? Nun, gafft mich nicht an! Weiter — wie ich gesagt habe — ihr wißt schon. Was ist das? — Warum bringt ihr denn die Aepfel schon? Die sollten ja hernach erst kommen und dort hingestellt werden. (Am Sinausgehen.) Das ist ein Kreuz und ein Elend mit den Leuten! (ab.)

Amtmann. Wir verursachen der Frau Oberförsterin gar zu viel Mühe —



Pastor. Gewiß nicht. Sie hat ihre Freunde daran, pünktlich und für ihre Gäste besorgt zu sein.

Oberförster (lachelnd). Wenn nur nicht etwa eine Birn anders liegt, als sie sie gelegt hat; denn sonst kriegen wir sie, mit sammt den Birnen, vor einer Stunde nicht wieder zu sehen.

Schulze. Ein herrliches schönes Obst hat es gegeben vorigen Herbst! Auf dem Amtshofe haben Sie auch viel Obst gehabt — nicht wahr, Mansfoll?

Kordelchen (ohne ihn zu bemerken). Papa, schicken Sie mir Ihre Dose, ich habe meine vergessen.

(Er nimmt sie dem Amtmann ab und übergibt sie Kordelchen.)

Oberförsterin (mit den Vienen). Dummest, einfältiges Zeug! Ja, wenn man nicht die Augen überall selbst hat, so —

Oberförster. Nun, was gibt's?

Oberförsterin (ihm halblaut in's Ohr). Da komme ich herunter, so hat der große Kerl die schöne Torte in den Sand geworfen —

Oberförster. Sonst nichts?

Oberförsterin. Nun, ich denke doch —

Oberförster. So setz dich und laß es gut sein.

Oberförsterin. Der Herr Amtmann und Mansfoll werden doch ja nicht ungehalten — Auf den leeren Platz hier hat meine Torte kommen sollen — aber — aber —

Oberförster. Die Torte ist verunglückt.

Oberförsterin. Verunglückt? (Empfindlich.) Aber, liebes Kind! durch mich nicht; denn fertig war sie. Aber —

Oberförster (zur Gesellschaft). Der Kerl hat sie die Treppe herunterfallen lassen. So — nun ist dein Gewissen befreit.

Oberförsterin. Sie könnten etwa denken, daß —

Oberförster. Du nicht die beste Köchin im Lande wärest — Ja, das wäre freilich ein Unglück!

Oberförsterin. Der Herr Amtmann essen auch gar nicht —

Amtmann. O, ich habe mit großem Appetit gegessen.

Kordelchen. Es ist Alles recht délicieux.

Amtmann. Scharmant, wahrhaftig.

Kordelchen. Frau Oberförsterin haben sehr guten Geschmack, eine Tafel zu arrangiren.

Oberförsterin. Ich bitte —

Amtmann. So ein herrlicher Tisch und die angenehme Gesellschaft —

Oberförsterin. Mein werther Herr Amtmann — essen Sie doch noch etwas Kuchen — ich bitte!

Amtmann. Bin nicht im Stande.

Oberförsterin. Ei, nur etwas noch — ich bitte recht sehr.

Amtmann. Ganz unmöglich, liebe Frau —

Oberförsterin (steht auf und hebt den Teller nach ihm hin). Nur die Hälfte — ich bitte.

Amtmann. Alle dergleichen ist mir zu schwer.

Oberförsterin. Zu schwer? Erlauben Sie mir, hochgeehrtester Herr Amtmann, der Kuchen ist sehr gut aufgegangen — dafür stehe ich. — Ohne mich zu rühmen, aber gut ist er, besonders gut — und leicht. Sehen Sie, man könnte ihn wegblasen — er schmilzt auf der Zunge. Nun, ich bitte —

Oberförster. Ei, so nöthige du und —

Oberförsterin. Nun, ich sage kein Wort mehr. (Setzt sich.)

Oberförster. Essen Sie sich doch ihrer Kochkunst zu Ehren ein Fieber.

Amtmann. Hahaha.

Kordelchen. Hahaha.

Schulz. Gutes weißes Mehl haben die Frau Oberförsterin, das muß wahr sein!

Amtmann (sieht über die Tafel hin).

Oberförsterin. Befehlen der Herr Amtmann —

Amtmann (etwas nieder, die Hand über die Augen). Ist das Glace, was —

Oberförsterin. Glas? — Glascherben? Glas im Essen? Ei um Gottes willen! Einen andern Teller.

Amtmann (langsam). Nicht doch!

Oberförsterin. Peter! He, Peter! einen andern Teller. (Peter kommt.) Einen andern Teller für den Herrn Amtmann.

(Peter gibt ihn.)

Kordelchen (lacht). Sie mißver —

Oberförster. Tausend Element! da ist nichts zu lachen! Von Glascherben kann man des Todes sein auf der Stelle.

Amtmann. Nein, ich frage: ob das dort vor dem Schulzen Glace ist?

Schulz (hält das Glas gegen das Licht und klopft mit dem Messer daran). Meines ist ganz.

Amtmann. Ob das Gefrorenes ist, was dort vor ihm steht?

Schulz. Zu dienen unterthänig, das ist Käse.

Amtmann. So — Käse —

Schulz. Ist gefällig? (Steht auf und will präsentiren.)

Amtmann. Nein. Stell er nur wieder hin. Sehe er sich, Schulz, Käse esse ich nicht.

Kordelchen. Ich kann ihn gar nicht leiden, ich bitte, schicken Sie ihn fort.

Oberförsterin. Peter, nehm weg.



Oberförster. Nun, munter, Niekchen! munter! du bist ja ganz stumm —

Friederike. Nicht doch, lieber Vater — ich bin recht munter.

Oberförster. Nun ja, das sieht man.

Oberförsterin. Er wird schon wieder kommen.

Friederike. Wo er nur sein mag!

Oberförster. Wer? — Anton?

Friederike. Ja.

Kordelchen. Apropos — darauf wäre ich denn doch auch neugierig.

Oberförster. Hm — wo wird er sein —

Pastor. Sie wissen es also?

Oberförster. Ich weiß es nicht, aber das läßt sich rathen.

Kordelchen. Nun?

Oberförster. Vormittags ist ihm etwas im Kopfe herumgegangen, darüber lief er fort — und nun — wird er seinen Zorn an einem Stück Wildpret auslassen.

Oberförsterin. Ja, ja.

Oberförster. Mag austoben. Ich will ihn schon wieder zurecht bringen, wenn er nach Hause kommt. — Nun, Niekchen — ohne Sorgen. Es war so böse nicht gemeint. Wunderliches Ding! Ich bringe dir es zu auf seine Gesundheit.

Schulz. Ja, das trinke ich mit. Er soll leben, und so brav und so alt werden, wie sein guter Vater!

Pastor. Das soll er!

Amtmann. Dieses Prognosticon stelle ich ihm gleichfalls.

Oberförster. Das gebe Gott: so erleben wir Freude!

Friederike. (Reht rasch auf und geht hinaus).

Kordelchen. Was fehlt der Jungfer?

Oberförster. Hm — lassen Sie sie nur — sie ist ein braves Mädchen, aber gewaltig weich.

Kordelchen. (bämisch). Gewaltig! Ja, so scheint es.

Oberförster. Gleich kommen ihr die Thränen in die Augen, wenn —

Schulz. Sie mag wohl auch eben keinen Haß auf ihn haben, auf Monsieur Anton —

(Pause. Alle bezeichnen ihre Verlegenheit. Jeder nach seinem Interesse.)

— Ich denke, die Beiden sehen sich recht gern.

Kordelchen. Wenn's gefällig wäre — (steht auf. Nach ihr alle Andern).

(Rudolph tritt auf.)

Rudolph. (eifertig). Herr Oberförster —

Oberförster. Mit Erlaubniß — (Er geht in den Hintergrund, spricht dort leise mit Rudolph. Der Amtmann besglichen, aber vorn, mit dem Pastor).

Kordelchen. Ich werde nun auch wohl bald nach Hause müssen. Meine Mutter ist doch nicht ganz wohl —

Oberförsterin. Bedauere von Herzen, daß wir von der Ehre —

Kordelchen. Nun, Mama! — Ich glaubte, Sie würden mir Antwort sagen. Wie ist es denn?

Oberförsterin. Gleich werden wir zum Kaffee gehen, dann —

Oberförster. (wieder vorkommend, halb laut, mit einiger Bedenlichkeit). Hm — er wird schon kommen!

Rudolph. Herr Oberförster, mir ist nicht gut dabei.

Oberförster. Ihr seid nicht klug.

Rudolph. So viel ist sicher, wenn es wahr ist, daß er nach Graurode zu ist — so traue ich nicht.

Oberförsterin. Was ist von Anton? Wo ist er? (Unterdes spricht Kordel heftig mit dem Amtmann, Pastor, gefüllt sich zu Oberförster, Rudolph, Schulz und Oberförsterin).

Oberförster. Ich habe Rudolph nach der jählen Eide geschickt; ich dachte, Anton wäre da — er ist es aber nicht.

Pastor. Nun — das hat ja nichts auf sich.

Oberförsterin. Der Junge wird doch nicht etwa in's Unglück —

Oberförster. Ist das nicht ein Geischwätz!

Rudolph. Der Schäfer von Leuthal meinte, er hätte ihn häufig nach Graurode zugehen sehen.

Oberförster. Nun richtig. Er wird sich verspätet und dort zu Mittag gegessen haben. — Und jetzt eßt ihr — es ist schon drei Uhr — ich kann die Unordnung nicht leiden.

Rudolph. (im Gehen). Ich traue nicht, und traue nicht. (ab).

Oberförster. Es ist ja eine Schande, einem drei und zwanzigjährigen Kerl so nachzulaufen. — Besorge den Kaffee.

Oberförsterin. Ach Gott! Ich bin wahrhaftig recht ängstlich.

Oberförster. Nun ja — wie gewöhnlich. Jetzt Lied am Ende! Mach' Kaffee.

Oberförsterin. (mit einem Seufzer oder bekümmertem Ton). Trinkst du auch?



Oberförster (schüttelt den Kopf). Wir trinken hernach noch ein Glas Wein — wie ist's, Herr Schulz?

Schulz. Je nun — gut ist er, und er schmeckt mir heute.

Oberförsterin (das Gespräch des Amtmanns mit Kordelchen unterbrechend, mit tiefem Knix). Ein Schälchen Kaffee gefällig, Herr Amtmann und Wamsell?

Amtmann. Ich bitte darum.

Kordelchen. Ich auch — ich trinke ihn stark.

Oberförsterin. Sie befehlen — Herr Pastor?

Pastor (bejaht es).

Oberförsterin. Befehlen Sie, oben oder unten zu trinken?

Oberförster. Wir kommen herunter, laß nur die Ceremonien weg.

Oberförsterin (mit tiefer Verbeugung). Wenn's der Herr Amtmann nicht ungütig nehmen, so will ich jetzt —

Oberförster. Hinausgehen.

Oberförsterin (mitten im Knix aufstehend). So wollt' ich doch auch, daß — (Ab.)

Kordelchen. Herr Pastor, begleiten Sie mich.

Pastor. Wenn Sie befehlen —

Kordelchen. Er wird sich nun wohl nach Hause machen, Schulz? Also Adieu. (Ab mit dem Pastor.)

Oberförster. Er wird so gut sein, unten zu warten, Herr Schulz; wir sprechen hernach einander noch.

Schulz. Ganz wohl, ganz wohl. (Ab.)

Oberförster. Nun, Herr Amtmann, jetzt sind wir allein. Sie wollten mir ja nach Tisch etwas anvertrauen —

Amtmann. Das wollte ich. Allein dem Anschein nach ist meine gute Meinung überflüssig. — Die Frau Oberförsterin hat eine gewisse Idee gehabt, und nach Zuredung von meiner Seite hat meine Frau es sich gefallen lassen wollen, daß Ihr Anton meine Tochter heiratet.

Oberförster. Wenn Ihnen das Zureden sauer geworden ist, so thut mir es leid, denn aus der Heirat kann nichts werden, weil mein Sohn Friederiken zur Frau nehmen wird.

Amtmann. So? Also hat meine Tochter recht gesehen? Die Frau Oberförsterin dachte vermuthlich —

Oberförster. Links, und ihr Sohn rechts.

Amtmann. Hm! Was so ein junger Mensch will oder nicht, darauf kommt es nicht allemal an.

Oberförster. Aber hierbei denn doch wahrlich! Wenn er heiraten soll, so muß er beim Blich doch dabei sein!

Amtmann. Wenn die Väter über die Zahl einig sind, welche den drei Nullen vorgelegt werden soll, so gibt sich das Uebrige

von selbst. Ich hätte ihm gewiß in Ansehung seines Dienstes ansehnliche Verbesserung verschafft, und —

Oberförster. Wenn Sie meinen Sohn glücklich machen können, so werden Sie es, auch wenn er Ihre Tochter nicht heiratet. Amtmann. Ja, o ja. — Nur —

Oberförster. Dem Geschickten steht der Ungeschicktere nach. Das versteht sich. Zu leben hat mein Sohn. Um Reichthum habe ich Gott noch nie gebeten. — Indeß — (Er nimmt ein Glas.) Gutes Wohlsein! (trinkt.)

Amtmann (tats). Höflichen Dank.

Oberförster. Apropos — bei den Diäten haben Sie mir 50 Thaler zu viel geschickt. Ihr Schreiber hat sie zurück bekommen. Amtmann (mit viel Aufsehens). Das muß ein Irrthum von dem Menschen gewesen sein, denn ich —

Oberförster. Freilich ein Irrthum. Das sagte ich gleich —

Amtmann. Daß Sie nicht denken, als —

Oberförster. Ich schickte es fort, ehe ich darüber dachte.

Amtmann. Die Gedanken sind oft mancherlei — man lästert mich immer — Sie könnten glauben — als ob ich Sie — als ob ich den Weg der Erkaufung —

Oberförster. Bewahre! Etwas kaufen zu wollen, das keinen Preis hat, dazu sind Sie zu vernünftig und zu sparsam, um 50 Thaler wegzurufen.

Amtmann. O, ich habe so viele Feinde, nicht einen Freund, der es redlich mit mir meinte —

Oberförster. Das ist Ihre eigene Schuld. Das macht — nun, ein Glas! Es ist ein reiner Wein, ein guter Wein, macht fröhlich und öffnet das Herz. Mir ist so zu Sinne. — Ist Ihnen auch so — so sprechen wir jetzt wohl ein Wort mehr, als sonst!

Amtmann. Ja — wie so?

Oberförster. Sehen Sie — was wir einer von dem andern halten, wissen wir. Aber weß das Herz voll ist — Sie kennen das Sprichwort — nun und ein Glas Wein löset die Zunge. Allein sind wir jetzt — sagen Sie, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben; ich will's auch so machen. Wer weiß? Kommen wir nicht näher zusammen! Die Geschäfte gehen denn doch besser, wenn wir einzig sind, und das sind wir dem Fürsten und den Unterthanen schuldig.

Amtmann. Lieber Mann! Einigkeit ist ja mein täglicher Wunsch. Ich biete hiermit die erste Hand zur Freundschaft.

Oberförster. Wollen Sie, wie ich will? — Hand in Hand! — alte deutsche Treue!

Amtmann (schlägt ein). Und reciprokes Verständniß, amicable Behandlung.



Oberförster. Ich hoffe ja, wir werden uns noch mit einander verstehen!

Amtmann. Es ist Ihnen also Ernst darum?

Oberförster. So denke ich.

Amtmann. Nun gut. Wenn Sie denn nur einigermaßen von Ihren Grillen abgehen, so sollen Sie einen dankbaren Mann an mir finden. Ich kann mich Ihnen also ohne Rückhalt anvertrauen?

Oberförster. Völlig!

Amtmann. Mein guter Freund! Luxus — Bedürfnisse aller Art sind gestiegen. Verdienst allein wird nachgerade eine magerer Empfehlung zu einer Stelle.

Oberförster. Leider!

Amtmann. Bis man zu einem einträglichen Posten gelangt, kostet es Aufwand von aller Art. Will man fest im Sattel bleiben, so kostet es noch mehr. Das muß wieder herausgebracht werden. Mit den Herren in der Stadt ist das eine eigene Sache; wer nicht helfen kann, kann schaden. Die Helfer kosten weniger, sie kriegen von allen Ecken; daher fordern sie weniger. Aber, die schaden können, die Müßiggänger, arme Teufel aus der Antichambre, die, so zu sagen, vom Schadenthun leben, die kosten mir schrecklich viel.

Oberförster. So?

Amtmann. Schrecklich viel. Denn wenn Seine Durchlaucht in langweiligen Stunden sich nach Neuigkeiten erkundigen, so kann mir ein einziges bedeutendes Lächeln von so einem Menschen viel schaden. Darum muß den Herren alles zu Gebote stehen. Spiel-partie — Schlittenfahrt, Ball — Logis auf ganze Monate für Herrn, Bediente, Jäger, Postzug und Hunde. Woher nehmen? Da langt die Befoldung wahrlich nicht zu.

Oberförster. Das ist begreiflich.

Amtmann. Die Ordnung der Natur hat den Bauer zum Lasttragen außersehen. Rechte er darüber mit ihr. Genuß der Welt ist nur für die feinem Geschöpfe. — Ob eine Kreatur, die nichts bedarf, als Essen und Schlaf, etwas mehr oder weniger trägt, ist gleichgültig, wenn nur dadurch Denen geholfen wird, die Mangel oder Genuß fühlen. Mit Unrecht versagen Sie also Ihrer Familie Glücksgüter, welche Sie ihr erwerben konnten. Sein Sie in Zukunft weniger fernpulos, so soll von jedem Gewinn, wo das Forstwesen und das Amt zusammen treffen, die Hälfte Ihre sein. Das ist hiemit so gut, wie affordirt. Dagegen bekomme ich, erforderlichen Falls, Ihr Zeugniß, wie ich es jedesmal vorschreibe.

Oberförster. Daß dich alle Wetter! Den Teufel auf Ihren Kopf sollen Sie bekommen! Was unterstehen Sie sich? Mir das zu sagen — in meinem Hause? Mir?

Amtmann. Nun, Herr Oberförster!

Oberförster. Tausend Sapperment! In Ihrer Amtsstube, wo die heilige Gerechtigkeit blinde Kuh spielt, mögen Sie Ihren Bauern so rechts, links machen: aber wenn Sie einen alten treuen Diener des Fürsten zum Schurken machen wollen, so soll Ihnen — Herr! Wenn Gastrecht nicht wäre, so lägen Sie jetzt Hals über Kopf auf der Treppe.

Amtmann. Ich habe gesagt, was ich wollte, so waren wir ohne Zeugen, und solche Grobheit kann ich vergelten.

Oberförster. Herr, ich halte mich nicht an seine Papiere, sondern an seine Person, habe noch feste Knochen, bekümmere mich nicht um das bedeutende Lächeln bei Seiner Durchlaucht, sondern gehe gerade zum Fürsten, und sage: Ich habe Ihre Durchlaucht schlechten Amtmann geprügel, weil er es verdiente. Rudolph! —

he Rudolph! Herr Oberförster!

Oberförster. Der Schulz soll herauf kommen.

Amtmann. Mir so zu begegnen! Aber — (will gehen).

Oberförster. Halt! — Wir haben von Dienstjachen zu reden. Sie wollen für tausend Thaler Holz aus dem Gemeindegewald hauen lassen?

Amtmann. Ja.

Oberförster. Das kann nicht sein, und soll nicht sein.

Amtmann. Die Gemeinde hat Schulden, es muß sein.

(Schulz kommt.)

Oberförster. Schulden?

Amtmann. Ja. Und ansehnliche Schulden!

Oberförster. Wie sind die Schulden gemacht? Wer hat sie gemacht? Das ist ein Artikel, wobei uns die Haare zu Berge stehen.

Amtmann. Herr! Wem soll das gelten?

Oberförster. Den es trifft!

Amtmann. Ich werde mich beschweren — und man wird Ihr unnützes Geschrei verbieten.

Oberförster. Wer mir verbietet, die Wahrheit zu sagen, hat Theil am Raube.

Schulz. Sie sprechen von dem Holz? Nehmen mir der Herr Amtmann nicht zur Unnade — es geht wahrhaftig nicht an.

Amtmann. Wird er gefragt?

Schulz. Leider Gottes! Nein. Aber es geht gegen mein Gewissen, und diesmal, Herr Amtmann, schweige ich nicht, und wenn der Kopf drauf stünde! Schulden bezahlen: Verantwortete es vor Gott, wer sie gemacht hat! Aber, daß wir die nämliche Schuld zum zweiten Male bezahlen sollen, das ist denn doch wahrhaftig zu toll!



Oberförster. Und kurz und gut, ich leide es nicht. Der Wald ist ja so ausgehauen, daß es eine Schande ist. Die nach uns kommen, brauchen auch Holz.

Schulz. Wenn der Herr Oberförster nicht die schöne Baumpflanzung gemacht hätte; unsere Kindesfinder müßten uns ja verfluchen.

Amtmann. Hahaha! Mit den sechs Bäumen — mit der miserablen Baumpflanzung!

Oberförster. Sechs Bäume? Miserable Baumpflanzung? das ärgert mich nicht, darüber lache ich. Sie sind nun zwanzig Jahre hier Amtmann, eben so lange bin ich Oberförster — Sie sagen, ich habe nichts gethan, als Zweige in die Erde gesteckt — hingegen haben Sie viel Prozesse und große mächtige Dinge vorgenommen — Sie haben ganze Berge geschrieben und schreiben lassen. Indes sind meine Zweige Stämme geworden. Nun sehn Sie — wenn Sie auch gleich Ihre ganze Amtsregistratur an den Ort fahren lassen, wo mein Wald steht, so liefere ich Ihnen — darauf haben Sie mein Wort — für jede Rechtsverdrehung, für jedes umgestoßne Testament, jede gekünderte Stiftung oder für jedes bezahlte Urtheil, — liefere ich Ihnen zehn gute, grade, gesunde Stämme. Nun wissen Sie wohl selbst, daß ich dazu vielmal zehn Stämme brauchte: also ist es keine miserable Baumpflanzung.

Amtmann. Ich sehe wohl, es scheint eine abgeredete Karte, mich hierher zu bitten, um mir die schändlichsten Grobheiten zu sagen.

Oberförster. Schlechte Zumnuthung verdient Wahrheit ohne Mantel.

Amtmann. Ganz gut. Aber den Tag werd ich ihm gedenken.

Oberförster. Nur wie bisher.

Schulz. Ei, lieber Herr Oberförster, denken Sie an Ihr Alter und Ihre Gesundheit! Sie haben sich da ereifert.

Oberförster. Anfangs wohl — Zulezt habe ich ihm die Wahrheit gesagt, und darauf ist es mir recht wohl. Aber wenn ich daran denke — mein Anton die Here heiraten — ? Wo das Weib nur den Kopf gehabt haben mag! Aber mit dem Gemeindevald soll es ihm nicht durchgehen, und bezahlte er die Leute so blind, daß sie den Wald nicht sähen. Heute Abend noch mache ich meinen Bericht, und wenn er mir den ad Aeta legt — steht er, Schulz, so wahr ich Gottfried Warberger heiße: so sollen seine Knochen auch ad Aeta gelegt werden.

(Pastor tritt auf.)

Oberförster. Nun? Wer hatte denn recht? sagte ich es nicht meiner Frau gleich, es thäte nicht gut mit dem Amtmann und mir.

Pastor. Sie haben also wohl auch eine unangenehme Unterredung mit ihm gehabt?

Oberförster. Je nun — angenehm mag sie ihm nicht gewesen sein — Wenn ich still bin, wie der dumme Zürge, so nennt er mich eher ami; sage ich Wahrheit, so bin ich ein Jagdbauer. Daß er mich jetzt zu Hause so nennt, dafür stehe ich. — Was hat denn unten meine Alte mit dem Erbfräulein angefangen?

Pastor. Wamsell Zeck mochte längst das Verständniß der jungen Leute bemerkt haben, ohne deswegen auf eine Heirat zu fallen. Die Nachricht davon wirkte übel auf sie. Die gute Frau Oberförsterin, die nun Niemanden etwas Unangenehmes sagen kann, war dabei sehr in Verlegenheit, und wollte immer überall gut machen.

Oberförster. Hm, als wenn ich sie sähe. — Und Friederike?

Pastor. Ist auf ihrem Zimmer. Den Amtmann habe ich zwar nicht gesprochen, er ließ seine Tochter unten abrufen; aber aus der Art, wie er sie über den Hof mit sich forttrifft, vermuthete ich, was hier vorgegangen ist.

Schulz. — Nehmen Sie mir es nicht für ungut — ich meine, nun müßte es doch wegen des Herrn Amtmanns mit uns bald ein andres Ansehen gewinnen.

Pastor. Wie so?

Schulz. Ei — es müßte besser mit uns werden. Die Herren in der Stadt — sagt mein Sohn — der Gestudirte! — schreiben frisch darauf los für die Landwirthschaft.

Pastor. Neue, gute Grundsätze gewinnen nicht so schnell die Oberhand. Das Vorurtheil drückt den Keim des Guten wieder unter den Boden. Indes hat er selbst mir gesagt, das Gutachten dieser Herren habe seine Nadel um die Hälfte verbessert.

Schulz. Ja, das ist wahr.

Oberförster. Wahr! — Gott segne unsern guten Fürsten! — wahr. Aber, Herr Pastor — so ein Thier mit langen Klauen, wie der Amtmann, sollte man einsperren. Der Fürst und wir wären wirklich um ein Großes gebessert! Und — die Summe zu gewinnen — bedarf es keiner Preisfrage — ! Ein zerrissenes Patent und eine feste Thür. Die Wache geben die Unterthanen gratis.

(Oberförsterin kommt.)

Oberförsterin. Nun — so wollte ich auch, daß die Hochzeit schon vorbei wäre! Unten — habe ich meine liebe Noth mit



Mamsell Nordeln gehabt. Kaum ist das vorbei, so komme ich oben hinaus zu Niekchen — die steht am Fenster und hat sich ein paar Augen geweint, feuerroth! warum? „Ich weiß nicht.“ Fehlt dir was, hat dir Jemand etwas zu Leide gethan? — „Nein, aber ich weiß mich nicht zu lassen vor Angst.“ — Und nun wird in der andern Woche die Hochzeit sein, darauf muß ich noch dies besorgen und das besorgen — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, ich bin ganz konsternirt.

Oberförster. Laß gut sein. Wenn deine Hochzeitskuchen gelobt werden, so hast du alles Leid vergessen. Jetzt geh und hole Friederiken.

Oberförsterin. Ja, ja. (Ab.)

Oberförster. Nun ist mir erst wohl, da wir so unter uns sind. Nun wollen wir bei dem Nest da noch ein halbes Stündchen verplaudern.

Pastor. Wenn die Zeit — (sieht nach der Uhr).

Oberförster. Lieber Pastor — lassen Sie mir meinen Willen! Freude läßt sich nicht rufen. Wenn sie da ist — wer wird sie fortjücken!

(Oberförsterin und Friederike treten auf.)

Oberförster. Komm her — bleib bei uns. Du fängst gar nicht gut an in meinem Hause — und doch sollst du länger drin bleiben, als heute.

Friederike. Sie haben recht, ich schäme mich meines Betragens. Eine drückende Angst quält mich. Ich hätte sie verbergen mögen — aber das wäre Ihnen vielleicht noch auffallender gewesen.

Oberförster. Ist denn was vergesfallen?

Friederike. Ich weiß von nichts. Aber meine Angst war unbeschreiblich — In meinem Leben habe ich so was nicht gefühlt. Jetzt bin ich ruhiger.

Oberförster. Das freut mich; denn ich möchte von Dingen mit dir sprechen, die mir angenehm sind. Nun sag mir — hast du was dagegen, wenn du in der andern Woche Frau Försterin heißest?

Friederike (zähne). Mein Vater, liebe Mutter — ich — die Worte — ich kann nicht danken, aber hier, hier — (sie zeigt auf das Herz). Gott lasse Sie alt werden, und segne Sie und gebe Ihnen Freude an Ihren Kindern! (Sie umarmt erst den Oberförster, dann die Oberförsterin.)

Oberförster. Ja, es ist wahr — das ist das beste Weib für meinen Anton! — Gott erhalte sie! — das beste Weib.

Pastor. Das ist sie.

Schulz. Ja, wahrhaftig!

Pastor. Kind — sehen Sie in diesen lieben alten Leuten die Belohnung der Tugend. Gute Kinder und ein fröhliches Alter —

Oberförster. Leute — Herr Pastor — Alte — lieber Schulz; ich bin so froh, so dankbar gegen Gott — so — ach, wenn doch jetzt recht vielen Leuten so zu Muthe wäre, wie mir! Wenn er doch nun hier wäre, der Junge! ich möchte ihm um den Hals fallen und mich bedanken, daß er das Weib will.

Pastor. Sie haben recht.

Oberförster. Ja, es ist mir oft heiß vor der Stirn geworden, wenn ich an die Zeit dachte, wo der Junge heiraten würde. Widersprochen hätte ich keiner Heirat, um die es ihm Ernst gewesen wäre. Wenn er mir nun aber so eine Schwiegertochter gegeben hätte, die sich um nichts bekümmert, auf unsern letzten Athem gelauert hätte — aus dem Hause wäre ich gezogen auf meine alten Tage.

Oberförsterin. Ja wohl. Ach Gott, das wäre schrecklich gewesen!

Oberförster. Dazu — das Alter hat Schwachheiten, man wird vergeßlich, eigensinnig, grämlich und — wie es denn zu geben pflegt, wenn nach sechzig Jahren unsre Hütte verwittert ist. — So was muß mit Liebe getragen werden. Erkaufen läßt sich die Pflege nicht, auch nicht vergelten; wenn sie aber Gott gibt, den macht er jung im hohen Alter. Das wirst du uns sein, Tochter! dafür hast du unsere Liebe, unsern Segen, und ein kleines Vermögen, worauf kein Fluch und keine Thräne ruht. — Leute! das machte mir immer ein gutes Bette, ich möchte schlafen, wo ich wollte — Die Braut soll leben!

Alle. Soll leben!

Friederike. Ach Gott — wie glücklich machst du mich!

Pastor. Und der Bräutigam — er ist brav.

Alle. Soll auch leben!

Oberförster. Noch Eins — weil wir denn doch einmal darauf zu sprechen gekommen sind: Anton ist ein wilder Bursche. Ihr Weiber seid denn auch oben hinaus und flüchtig; so geschieht's nun gar leicht, daß Eheleute durch Ungeduld einander überdrüssig werden. Tochter — ich bitte dich — trag geduldig! du kaufst dir gute Tage damit. Sieh — als ich mein Weib nahm — war ich auch ein toller Kerl; aber das muß ich der Alten nachsagen, sie hat viel Geduld gehabt — doch ich habe es erlernet.

Oberförsterin (bedeckt mit dem Tuch die Augen und reicht ihm so die Hand.)

Oberförster. Gott hat uns mit mancher frohen Stunde gesegnet; wir rechneten das Uebel gegen das Gute auf, waren arbeitssam, theilten mit, waren zufrieden, nicht begehrlisch, lebten still und



gut in unsrer Hütte fort: so kam denn ein Jahr nach dem andern herbei. Nun sind wir schon dreißig Jahre zusammen gegangen; aber wenn Gott die Alte da mir heute von der Seite nehmen wollte, so trübe es mich so hart, als wenn er sie mir am Brauttag genommen hätte.

Oberförsterin (laut weinend). Nun, nun — laß doch — sprich doch nicht von so was.

Oberförster. So wollte ich, daß es um euch Kinder auch stünde! Wenn wir Alten denn einmal fort sollen — so will ich meine Augen so ruhig schließen, als heute, wenn ich schlafen gehe.

Schulz. Nun — davon sind wir, will's Gott! noch weit!

Pastor. So denke ich auch. Aber warum deswegen nicht daran denken? Wahrlich, man muß recht gut gelebt haben, und es muß eine edle Freude sein, die der Gedanke nicht unterbricht. Deswegen hat ja das Leben nicht minder Werth?

Oberförster. Gewiß nicht!

Pastor. Es verdriest mich allemal in der Seele, wenn man sich so viel Mühe gibt, das Leben und die Welt so hart und schwarz zu malen. Das ist unwahr und schädlich zugleich.

Oberförster. Ja wohl.

Pastor. Das Leben des Menschen enthält viel Glückseligkeit. Man sollte uns nur früh lehren, sie nicht glänzend, auch nicht ununterbrochen zu denken. Im Zirkel einer guten Haushaltung ist tausendfache Freude, und gut getragene Widerwärtigkeit ist auch Glück. Hausvaterwürde ist die erste und edelste, die ich kenne. Ein Menschenfreund, ein guter Bürger, ein liebevoller Gatte und Vater, in der Mitte seiner Hausgenossen — wie Alle auf ihn sehen — wie Alle von ihm empfangen, und er, im Gedeihen des Guten, wieder von Allen empfängt — O das ist ein Bild, welches ich mit frommer Nüchternheit, mit Entzücken ehre!

Oberförster. Und in einer Landhaushaltung, meine ich, könnte das am besten so sein. Eine Landhaushaltung hat besonders viel fröhliche Tage: Aussaat, Erntefest, Weinlese. Wenn man so ein Glas selbst gezogenen Wein an einem fröhlichen Tage trinkt — o, das geht über Alles.

Schulz. Nun, Herr Oberförster, zwanzig Jahr, wie heute!

Alle. Zwanzig Jahr, wie heute!

Oberförster. Danke — danke. Nun, Mädchen, nun sing mir einmal das Weinlied, das du mir neulich schicktest. — Wie hieß es doch —? Hm, hm — Am Rhein — hm!

Friederike. Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Neben.

Oberförster. Höre — sing uns einen Vers vor — wir singen ihn nach, und so — wenn Sie es nämlich erlauben, Herr Pastor?

Pastor (gutmüthig). Ei, ei — seit wann dürfen die Menschen in meiner Gegenwart nicht froh sein? Weil mein Amt mich oft zum Zeugen der ernstesten, betrübten Begebenheiten meiner Freunde macht, muß ich deswegen von ihren munteren fröhlichen Stunden ausgeschlossen sein? Verbietet mir auch die Sitte, an ihrer Freude laut Theil zu nehmen, so lehrt mich doch mein Gefühl, ihre Freude still zu ehren.

Oberförster. Nun — also — fang an. Und du, Alte! du mußt mit singen.

Oberförsterin. Wer? Ich? Ei, ich schreie ja wie ein Rabe.

Oberförster. Du sollst mit singen, er auch, Herr Schulz. Nun — still! — fang an. Es ist doch wohl nicht zu schwer?

Friederike. Eine simple Melodie.

Oberförster. Nun, so fang an?

Friederike (singt).

Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Neben,  
Gefegnet sei der Rhein!

Schulz. Oberförster. Oberförsterin. Friederike.

Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Neben,  
Gefegnet sei der Rhein!

Friederike (allein).

Da wachsen sie am Ufer hin, und geben  
Uns diesen Laberwein!

Alle (wiederholen).

Friederike (allein).

So trinkt, so trinkt! Und laßt uns allewege  
Uns freun und fröhlich sein!

Alle (wiederholen).

Friederike.

Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge —  
Wir gäben ihm den Wein!

Rudolph (tritt hastig ein, rebet leise mit dem Oberförster).

Alle.

(Doch sehen Schulz und Friederike bedenklich auf den Oberförster, der erschrocken hastigt.)

Und wüßten wir —

(Oberförster geht hinaus.)

Wo Jemand traurig läge —

Schulz. Was ist das?

Friederike. Was gibt's?

Pastor. Was soll das? (Stehen Alle auf.)



(Die Wirthin tritt auf).

Oberförster (der sie führt). Nur zu Athem, Frau!

Wirthin. Ach — Ihr Anton!

Friederike. Gott —

Oberförsterin. Was ist mit Anton?

Wirthin. War bei uns — ich wollte — Ach Gott! Eben bringen sie ihn auf einem Wagen — geschlossen — voll Blut — er hat den Matthes erstochen —

Friederike (fällt sinnlos dem Schulzen in die Arme).

Oberförsterin. Anton — ach großer Gott! — meine Angst — ach Anton! — Das einzige Kind — Gott! erbarme dich unser! (M.)

Pastor. Mann, Mann! Um Gottes willen, wie ist Ihnen?

Oberförster. Ich will auf's Ant.

Pastor. Ich will hin. Bleiben Sie — Sie sind außer sich — Schulz, gebe er auf ihn Achtung.

Schulz. Gehn Sie nur.

Wirthin. Ich bleibe bei der Frau.

Oberförster. Ich kann nicht fort — meine Beine — gehn Sie erst — bringen Sie bald Antwort.

(Friederike fängt an sich zu erholen.)

Pastor. Gott sei Ihr Trost! — ich komme gleich wieder. (M.)

Friederike. Anton! — ach Anton! —

Schulz. Großer Gott! Das halte ich nicht aus.

Oberförster. O mein Kind, mein Kind, mein einziges Kind!

(Wirst sich mit bedecktem Gesicht auf den Tisch.)

### F ü n f t e r A u s z u g .

(Zimmer aus dem vorigen Akt. — Alles steht und liegt darin wie zuvor. Der Oberförster ist allein, er geht herum, nimmt einen Stuhl, setzt ihn von einem Orte weg, gleich darauf wieder hin. — Alles bezeichnet stumme Verzweiflung, in der er nicht weiß, was er thut. Hierauf kommt der Schulz.)

Schulz. Herr Oberförster —

Oberförster (geht herum und bemerkt ihn nicht).

Schulz. Lieber Mann — bei der alten Freundschaft!

Oberförster. Gleich — so bald er kommt —

Schulz. Suchen Sie sich zu fassen.

Oberförster. Ist der Pastor wieder da?

Schulz. Wir warten auf ihn. — Man muß nicht an aller Hilfe verzweifeln.

Oberförster. Nein — o nein! Was macht meine Frau?

Schulz. Lieber Gott! — tragen Sie, was Sie können. Wenn Sie Alles verloren geben, was soll erst die Frau anfangen und das arme Mädchen?

Oberförster. Es ist wahr.

(Pastor kommt.)

Pastor (bleibt oben am Eingange traurig stehen).

Oberförster. Da ist er! Ach Gott — Nun? Sie kommen von Anton?

Pastor. Ja.

Oberförster. Haben Sie ihn gesehen?

Pastor. Gesprochen.

Oberförster. Gesprochen? Nun, was geben Sie mir für Hoffnung?

Pastor (mit unterdrückten Thränen, indem er ihn umarmt). Auf die Gnade Gottes!

Oberförster. O mein Sohn, mein Anton! — Anton! Anton! mein einziger Sohn! (Er wirft sich auf den Stuhl am Tisch.)

Schulz (führt den Pastor an die Seite, mit Thränen). Ist denn gar keine Hoffnung? Gar keine?

Pastor. Alle Beweise sind gegen ihn.

Schulz. Großer Gott —

Pastor. Mir hat das plötzliche schreckliche Unglück so zugesetzt, daß ich wenig Trost zu geben weiß, außer den, er wird ihn nicht lange überleben.

Oberförster. Also du mußt fort, Anton — (neht auf.) Wäre Hülfe mir gut — mir würde geholfen! Soll's nicht sein? nun, Gott will dich! — Geh' voraus. Ich rechte nicht, ich murre nicht, ich frage auch nicht — aber die Thräne, die ich um dich weine, wird Gott nicht verwerfen.

Pastor. Weine, unglücklicher Vater! Wir weinen mit dir.

Oberförster. Ja — die Zeit geht hin. Sagen Sie mir, was ich nun noch für ihn thun kann. Wie ist es zugegangen, daß — Erzählen Sie mir Alles.

Schulz. Sollte Ihnen das nicht zu hart fallen, wenn Sie es hören?

Oberförster. Ich hoffe, ich werde es ertragen.

Pastor. Anton und Matthes trafen sich zu Leuthal im Gasthofe zusammen. Sie geriethen heftig aneinander. Anton zog; allein die Anwesenden trennten sie glücklich. Matthes ging fort. „Kerl! ich treffe dich wohl anderswo!“ rief Anton in voller Hitze, und verließ bald darauf das Haus. Kurz hierauf findet man Matthes, auf dem Wege nach Graurode, blutend — ohne Zeichen des Lebens.



Anton kommt dazu, erhit, verstört — seine Hände und Kleider voll Blut. — „Der ist der Mörder“ schreien alle Bauern, „der ist's!“ Matthes, mit dem Tode ringend, hebt sein brechendes Auge auf Anton und seufzt — „Ja, der ist's!“ — „Ich habe mich mit ihm gestritten, aber ich bin unschuldig“, — sagt Anton — „Du bist der Mörder, ja du bist's!“ schreien Alle. Man führen sie ihn mit sich hierher, und den halbtodten Matthes langsam ihm nach.

Oberförster. O Gott! Gott!

Pastor. Alle, die im Felde und in der Schenke zugegen gewesen sind, zeugen einstimmig gegen ihn. Nichts spricht für seine Unschuld, als das Gewissen des Angeklagten, das aber der Richter auf Erden nicht hört.

(Rudolph kommt.)

Rudolph. Herr Schulz — er soll den Augenblick auf's Amt kommen.

Schulz. Gleich. (Rudolph ab.) Herr Pastor, verlassen Sie die Leute nicht. Ach Gott! Ich weiß vor Angst und Wehmuth nicht, was ich thue. (ab.)

Oberförster. Was sagt mein Sohn?

Pastor. Er betheuert laut seine Unschuld — allein —

Oberförster. Ich auch — ich auch. Mein Sohn ist kein Bösewicht, kein Mörder. Ja, er ist unschuldig.

Pastor. Seine Festigkeit —

Oberförster. Ist nicht so arg, wie sein Herz gut ist. Ich sterbe darauf, mein Sohn ist unschuldig.

Pastor. Sein Haß gegen Matthes — alle Umstände — ich fürchte, er ist schuldig. Er erkennt indeß die Gefahr, in die ihn sein Verhängniß gestürzt hat, und wünscht, Sie zu sprechen.

Oberförster. Ich will hin. Ja, ich will gleich hin.

Pastor. Einen Augenblick nur —

Oberförster. Er verlangt nach mir, wie kann ich noch da stehen —

Pastor. Wird er nicht auch seine Mutter und die unglückliche Friederike sehen wollen? Wollen Sie sich und diese in den fürchterlichen Aufenthalt bringen? Die blutigen Kleider, der Zulauf von Menschen — Sie würden das nicht aushalten, und jene Unglücklichen noch weniger.

Oberförster. Ich sollte ihn also gar nicht —

Pastor. Sie müssen ihn sprechen. Ich will bei dem Amtmann Alles versuchen, daß er hierher gebracht werden darf.

Oberförster. Der Amtmann — ach, daran denke ich jetzt erst. Armer Anton, du wirst es büßen müssen, daß dein Vater Wahrheit sagte.

Pastor. Unglück macht mild, söhnt unsre bittersten Feinde mit uns aus. Ich denke, es soll gehen. Er kann oben herum durch den Garten kommen. Es fängt an dunkel zu werden — man sieht ihn nicht, ich will bitten, daß man ihn ohne Ketten —

Oberförster. Ketten? Mein Gott! — in Ketten —

Pastor (ihn sanft ergreifend). Wie sagten Sie vorhin? „Gott will ihn!“ Bleiben Sie bei dem Gedanken.

Oberförster. Ja, ja, das will ich. Aber — denken Sie — in acht Tagen sollte die Hochzeit sein, wie haben wir nicht so vergnügt da gegessen! — und nun, vielleicht in vier Wochen —? Und seine Mutter — das unglückliche Mädchen und ich! — O Anton, Anton! mein einziger Sohn!

(Rudolph tritt auf.)

Rudolph. Geht denn Niemand auf's Amt? (Gerührt.) Er hat schon dreimal geschickt.

Oberförster. Gehen Sie nun — Meinen Hut!

Pastor. Geduld!

Oberförster. Meinen Hut! (Rudolph ab.)

(Schulz kommt.)

Schulz. Herr Oberförster — Herr Pastor! Einer von Ihnen muß gleich hin auf's Amt. Ich soll einen Wagen bestellen — der Amtmann hat einen Bericht gemacht, so boshaft, als er gekommt hat — er will ihn gleich nach der Stadt schicken.

Oberförster. Lassen Sie mich fort.

Pastor. Um Gottes willen nicht!

Oberförster. Ich will den Amtmann sprechen. Ich will den Bericht lesen.

Pastor. Bester Mann!

Oberförster. Ist er falsch, so schieße ich ihm eine Kugel vor den Kopf. Was liegt mir an meinem Leben!

Pastor. Wollen Sie das Schicksal Ihres Sohnes verschlimmern?

Oberförster. Herr, ich bin Vater! Wie meinen Sie, daß mir um's Herz ist! Und ich soll dableiben? Ich kann's nicht, und wenn — meinen Hut! — Rudolph, meinen Hut!

Pastor. Ihr Schmerz macht Sie unfähig, etwas zu unternehmen. Sie schaden Ihrem Sohn.

Oberförster. Schaden?

Schulz. Herr Pastor, es ist die höchste Zeit.

Pastor. Herr Schulz, der Oberförster bleibt bei ihm.

Oberförster. Ich will aushalten. Aber bald müssen Sie kommen, sonst —



Pastor. Gleich. Besorgen Sie, daß mir für Antonen andere Kleider nachgeschickt werden. (Ab.)

Oberförster. Rudolph — he! Rudolph. Nun, mein guter Schulz — er sieht ja wohl, wo das hinaus geht. — Bete er für mich, daß sie mich bald aus dem Hause tragen.

(Oberförsterin tritt auf mit langsamem Gange, bleichem Gesicht, mit einem Wesen, das gewaltsam versteckten Schmerz bezeichnet.)

Oberförsterin. Nun, wo bleibst du denn? Ich habe dir ja schon zweimal sagen lassen, du müchtest herunter kommen. — Hier steht auch noch Alles —

Oberförster. Laß stehen — wie geht dir's? Wie ist dir?

Oberförsterin. Gott gibt mir viel Stärke!

Oberförster. Geh gleich — schicke Kleider für Antonen auf's Amt, einen Ueberrock, eine andere Weste.

Oberförsterin. Warum denn?

Oberförster. Er wird hieher kommen.

Oberförsterin. Hieher kommen? (Fast ohnmächtig — sie hält sich an einem Tisch oder Stuhl.) Ach Gott!

Oberförster. Besinne dich nicht lange, mach fort!

Oberförsterin. Kind! — das sollte nicht sein — er sollte nicht herkommen.

Oberförster. Um Gottes willen! Mach fort.

Schulz. Frau — es ist die höchste Zeit.

Oberförsterin (mit inniger Rührung). Ihr lieben Leute! Scheltet mich nicht — ich bin krank — recht krank! Es ist mein Sohn — ich habe ihn geboren — ich muß ihn ja auch vom Herzen reißen. Ich habe mich ausgeweint, daß ich nicht mehr kann — aber nun ist mein Anton bei Gott! Habe ich ihn verloren, so will ich ihn auch nicht mehr sehen. Du kannst ohne mich nicht fort — es kennt dich Niemand so, wie ich; dir will ich beistehen bis an mein Ende — und das ist bald! dann sehe ich ja meinen Anton wieder. Dann nimmt ihn Niemand mehr von mir. — Ich will die Kleider hinschicken. (Ab.)

Oberförster. Armes Weib! — Das Herz bricht mir.

Schulz. Eben ist auch Matthes hereingebracht worden.

Oberförster. Lebt er noch?

Schulz. Ja. Ich habe ihn gesehen. Es ist ein Bote nach dem Doktor von Hochfalden geschickt — aber — lieber Gott! Ich glaube nicht, daß er den Abend erlebt.

Oberförster. Das war noch meine letzte Hoffnung! — Nun — es soll sein!

Oberförsterin (kommt wieder). Wie geht dir's? — ich wollte, du könntest eines von den niederschlagenden Pulvern einnehmen.

Schulz. Ja — das wäre wohl recht gut.

Oberförsterin. Nimm es, lieber Mann.

Oberförster (sie sanft zureichend). Ach — laß mich.

Oberförsterin. Es that dir doch sonst immer recht wohl.

Oberförster. Wozu brauche ich nun noch Leben und Gesundheit auf der Welt!

Oberförsterin. Für mich — so wie ich für dich. Wir müssen einander tragen helfen.

(Pastor kommt.)

Pastor. Lieben Leute! — unsere Zeit ist kurz, fragt mich nicht, laßt mich einen Augenblick allein in dem Zimmer.

Oberförster. Ist er da?

Oberförsterin. Anton —

Pastor. Nein — aber er wird kommen. Der Amtmann, den ich unter dem Gewühl von Menschen nicht recht sprechen konnte, hat mir versprochen, augenblicklich hieher zu kommen. — Wie? — Still! Ich höre gehen. Herr Schulz, sehe er zu, ob es der Amtmann ist — (Schulz ab.) Aber allein möchte ich gern mit ihm sein.

Oberförster. Nein. Ich will bleiben. Ich muß ihn fragen —

Schulz. Er kommt schon die Treppe herauf.

Pastor. Also —

Oberförsterin. Komm! Du taugst nicht zum Amtmann, und jetzt gar nicht. (Sie führt den Oberförster ab. Schulz geht durch die Mitteltür.)

Pastor (geht ihm entgegen und faßt ihn bei der Hand). Meinen besten herzlichsten Dank dafür, daß Sie kommen und so bald kommen.

Amtmann. Ganz wohl. Nur zur Sache.

Pastor. Herr Amtmann! Ich denke, Sie werden zufrieden mit sich und mir von hier weggehen.

Amtmann. Das soll mir lieb sein. Nun? —

Pastor. Ich will Ihr Verständniß mit einem Freunde wieder erneuern, der seine alten, heiligen Rechte auf Sie geltend — und uns minder elend machen wird.

Amtmann. Der wäre?

Pastor. Ihr Herz — dem Sie Gehör geben werden.

Amtmann. Hum! Zur Sache und kurz. Die Umstände eilen; eilen Sie auch!

Pastor. Eilen? — Es gilt ein Menschenleben.

Amtmann. Warum zogen Sie mich hieher? Wollen Sie mich dem Geheul der Leute aussetzen?

Pastor. Sie sollen Niemanden sehen. Das versprach ich, dabei bleibt's!

Amtmann. Nun, warum bin ich also hier?



Pastor. Vergönnen Sie mir eine Vorstellung. — Der Anblick des Volks, die Schande, die den Unglücklichen sogleich von allen Rechten der Gesellschaft ausschließt, scheinen nicht nur eben so viele Ankläger des Verbrechers zu sein, sondern sie werden auch fast Beweise gegen ihn.

Amtmann. Das ist ungemein sonderbar geschlossen.

Pastor. Hören Sie mich. — Die ganze Menschheit steht gegen den Unglücklichen auf. „Rache, Strafe!“ — ist die allgemeine Empfindung. Der Richter ist Mensch. — Diese Stimmung theilt sich ihm mit, läßt Handlungen beschließen, gegen welche das spätere Mitleid kraftlos ist! — In diesem Fall waren Sie, als Sie den Bericht gegen den Unglücklichen machten. — Hier, wo Sie stehen — an diesem Tische, wo Sie vor wenig Minuten von der lebenswürdigen Familie umgeben waren — hier müssen gewisse Erinnerungen eine sanftere Stimmung bewirken. — Hier — hier lesen Sie Ihren Bericht noch einmal, und sagt Ihr Herz Ihnen hier nichts — so schicken Sie ihn fort und beten für die Unglücklichen um Trost!

Amtmann. Sie irren sich, mein Herr, Sie irren sich. Dies empfindsam ausgesonnene Stückchen darf den Richter nicht beugen.

Pastor. Sein Sie immer rauh und hart — mich beleidigt nichts — es gilt ein Menschenleben!

Amtmann. Habe ich nicht genug gethan, da ich verstatte, daß er hieher kommt?

Pastor. Viel — darum erwarte ich Alles.

Amtmann. Schreien nicht alle Beweise laut gegen ihn?

Pastor. Die Beweise sind Geschrei; eben darum sind sie mir verdächtig.

Amtmann. Nun — Sie haben Alles gehört und gelesen; was ist denn Ihre Meinung?

Pastor. Es ist viel, fast aller Anschein gegen den jungen Menschen; aber um so weniger Beweise.

Amtmann. Das Zeugniß des Sterbenden —

Pastor (zuckt die Achsel).

Amtmann. Nun?

Pastor. Darüber richte Gott!

Amtmann. Also sind wir fertig. Und ich gehe sehr unzufrieden von Ihnen weg. In Alles mischen Sie sich, und überall wollen Sie die Hand im Spiel haben.

Pastor. Mein Herr, Ihre Art ist — doch — weg mit dieser Aufwallung — es gilt ein Menschenleben!

Amtmann (sieht nach der Uhr).

Pastor. Vergönnen Sie mir noch eine Frage.

Amtmann. Nun?

Pastor. Sie haben Streit mit dem Vater des Unglücklichen gehabt. — Sie handeln doch wohl ohne Rache?

Amtmann. Herr — wofür halten Sie mich?

Pastor. Für einen Menschen.

Amtmann. Glauben Sie, daß ich Gedächtniß für pöbelhafte Beleidigungen habe?

Pastor. Sind Sie von den Beweisen überzeugt, wornach Sie handeln?

Amtmann. Was kann mich verbinden, solche Fragen zu beantworten!

Pastor. Getrauen Sie sich, auf den Bericht, welchen Sie von der Sache gemacht haben, plötzlich vor Gott zu erscheinen?

Amtmann. Sie nehmen sich heraus, mir Dinge zu —

Pastor. Mann! Das Sterben des ungerechten Richters ist schrecklich. Nicht der Brunk frommer Stiftungen, nicht bezahlte Fürbitten mildern die Angst der Seele — Zagen der Verzweiflung macht die Leiden des Körpers entseßlicher. Niemand — nimmt Antheil; selbst die nicht, die er bereichert hat. Die Umstehenden beten und zweifeln. Mit Schauer sehen sie der abgeforderten Seele in das ewige Dunkel nach — und verlassen die Hülle mit Grausen.

Amtmann. Wozu soll denn der Galimathias am Ende?

Pastor. Weg mit dem Ausdruck; er ist unter Ihnen, wenn ich ihn auch verzeihe. — Sie sind kränklich; daß Sie mich jetzt werfen, könnte Ihnen einst schrecklich beifallen, zu einer Zeit, wo Sie Trost auf meinem Gesicht wollen.

Amtmann. Da der junge Mensch so außerordentlich hartnäckig auf seiner Unschuld besteht, so will ich, um allen Zweifel zu heben und auf den wahren Grund zu kommen — ich will darauf antragen, daß man ihm die Tortur gibt. Bleibt er standhaft, so ist es eine offenbare Fügung des Himmels, der seine Unschuld an den Tag legt und mein Gewissen befreit.

Pastor. Unmensch! Sie häufen auf böse Thaten verdammenden Spott. Ich lasse ab von Ihrem Herzen. Gott führt die Sache dieser Unglücklichen — Er wird sie retten, oder ihnen Kraft zu fragen geben. Hat dieser Jüngling in gereiztem Zorn gemordet — er lüßt. — Ihn wird verzeihen. Aber Ihre Gemordeten, Ihre langsam Gemordeten, werden einst in lebendigen Gestalten die Ankläger Ihrer Unthaten sein! Sie denken an den Augenblick, Sie fürchten ihn — Prahlen Sie immer mit Starkgeisterei! Sie glauben Gott und Zukunft, das weiß ich. Sie glauben und zittern! — Gott vergebe Ihnen!

(Er will aus der Mittelthür gehen.)



Amtmann (indem er nach der Gassenſeite geht, ſagt er ihm noch ſchnell nach). Recht ſo! Mit dem Himmel gedroht, wenn wir auf Erden nicht weiter können.

(Oberförſterin kommt.)

Oberförſterin. Herr Amtmann — werther Herr Amtmann!

Amtmann (lehrt zurück). Was gibt's?

Päſtor (der geblieben war, wie ſich die Thür der Oberförſterin öffnete). Verſchwinden Sie kein Wort an dieſen Unmenſchen. — Kommen Sie.

Oberförſterin. Herr Amtmann, gehen Sie nicht, ich muß Sie ſprechen.

Päſtor. Schonen Sie der leidenden Mutter, ſo will ich gern geduldet haben. (Zur Oberförſterin.) Ich bin bald wieder hier. (Ab.)

Oberförſterin. Ach, Herr Amtmann —

Amtmann. Nun, was ſoll's werden?

Oberförſterin. Laſſen Sie mir nur Zeit — haben Sie nur ein wenig Geduld, Gott hat ſie ja mit uns.

Amtmann. Zur Sache, zur Sache!

Oberförſterin. Ja, ja — gern. Von Herzen gern. Wenn Sie mich — aber — erlauben Sie, ich muß mich ſehen.

Amtmann. Was wird das?

Oberförſterin. O Herr! ich bin alt — habe manches Kreuz auf der Welt getragen — habe viel ausgeſtanden — aber heute hat es mich zuſammengeworfen. — Nun kann ich nicht weiter. Meinem Manne verberge ich es, ſo viel ich kann. Aber, Herr Amtmann! Mutterherz geht über Alles, und der Sohn ſollte der Troſt meiner alten Tage ſein! In acht Tagen ſollte er heiraten. Und hätte Gott meinen alten Mann zu ſich genommen, ſo hätte der mich pflegen ſollen; und nun — der Athem vergeht mir. — Oh! — Oh! Laſſen Sie mich ausweinen. (Sie ſieht auf und geht verzweifelt und herum.) Das Herz will mir zerſpringen.

Amtmann. Lieber Gott, es thut mir leid — es iſt Schade um ſein junges Leben. Indeß Alles, was Sie mir geſagt haben, hat mir der Herr Päſtor ſchon geſagt.

Oberförſterin (ſchnell). Nein, nein, das hat er nicht. O, das kann er nicht. Er iſt ein gelehrter Mann, ein guter Mann, er meint es gut mit uns, er hat Antonen lieb — aber ich habe ihn geboren! Drei und zwanzig Jahre lang habe ich ihn mit Angst und Freude heranwachsen ſehen — drei und zwanzig Jahre habe ich meine Hoffnung auf ihn geſetzt. Was ich für ihn ſagen kann, das kann kein Menſch ſagen! Kein Menſch — und auch ſein Vater nicht — ich habe ihn geboren! Mutterliebe geht über Alles. Ich weiß, wie ich gebetet habe, in der Stunde, als er zur Welt kam, daß ihn Gott gut und fromm werden laſſen möchte; und er iſt brav gewor-

den und kann kein Mörder ſein. Ich weiß, wie er erzogen iſt, ich muß es vor Gott verantworten, und ich habe keinen böſhaften Mörder an ihm erzogen!

Amtmann. Sagen Sie mir nur, was Sie jezt von mir wollen?

Oberförſterin. Was ich will? Herr Amtmann! Sie haben ja auch zwei Kinder. Sie wiſſen wahrhaftig, was ich will.

Amtmann. Das Geſchehene kann ich nicht ungeſchehen machen.

Oberförſterin. Kann Geld meinem Anton helfen? Nehmen Sie unſer halbes Vermögen, nehmen Sie es ganz — wenn wir ihm nur das Leben retten. Wir wollen uns verſchreiben, mein Mann und ich, Alles, was wir noch erwerben, wollen wir gern hergeben, wenn er nur das Leben behält. O, ich will arbeiten Tag und Nacht, ich will für Ihre Kinder arbeiten, ich will nur trocknes Brod und Waſſer haben, wenn ich meinem Anton das Leben erhalte.

Amtmann. Ich will's wiünſchen! Aber —

Oberförſterin. Herr Amtmann, ſein Sie barmherzig! Sie werden Segen an Ihren Kindern haben.

Amtmann. Ich kann nichts bei der Sache thun.

Oberförſterin (ſie kniet). Herr Amtmann, ſein Sie barmherzig, laſſen Sie mich nicht in Verzweiflung weggehen.

Amtmann. Was der Hof beſchließt. Ich übergebe die Sache dem Hof.

Oberförſterin (aufſtehend). Nun, lieber Gott! So übergebe ich ihn dir! Wenn du ihn retten willſt, du kannteſt es. Thun Sie nach Ihrem Gewiſſen. Das Leben geht mir aus — beten kann ich nicht — Du haſt mir ihn gegeben, du ſiehſt meine Angst. Du wirſt ihn erhalten — oder mein Leben barmherzig enden. (Sie will fort.)

(Oberförſter kommt.)

Oberförſter. Bleib! — O Herr — ich will Ihnen wahrlich nicht läſtig werden. — Iſt mein Sohn ein Mörder, ſo muß er ſterben. Aber, wenn er es nicht ganz gewiß iſt; — ſo ein Prozeß dauert bei uns nur vier Wochen. Auf Bericht und Urtheil kommt viel an. — Sein Sie menſchlich. Ich will nur genaue, gewiſſenhafte Gerechtigkeith. Wenn Sie meinem Sohn das Leben retten können, hier iſt eine Schenkung meines Vermögens; gebrauchen Sie es, wozu Sie wollen. (Er legt das Papier auf den Tiſch.)

Amtmann. Der Bericht iſt genau und gewiſſenhaft, das Zeugenverhör liegt dabei, es kommt nun auf den Hof an.

Oberförſter (ſieht ihn ſtark an). — Gedulden Sie ſich einen Augenblick. (Er geht in das Cabinet.)



(Friederike kommt. Der Oberförster führt sie, sie ist bleich, mit zerstreutem Haar, verschobenem Luch, sie hat nur einen Schuh an, öffnet ihre Augen nicht, und wimmert nur.)

Friederike. Mein Vater, o mein Vater!

Oberförster (legt sie der Oberförsterin in die Arme). — Das ist die Mutter des Unglücklichen, ich bin der Vater, das ist die Braut — sehn Sie uns an — ich frage Sie — ist der Bericht gewissenhaft?

Amtmann. — Ja —

Oberförster. Gut. In vier Wochen wird meinem Sohn der Kopf abgeschlagen.

Friederike (kammert sich an die Oberförsterin). Ach Gott, erbarme dich!

Oberförster. Hier habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen; aber vor Gottes Richterstuhl werde ich Sie wieder fragen: War der Bericht gewissenhaft? Nun ist's gut. Schicken Sie den Bericht und das Zeugenverhör fort — aber sagen Sie dabei, was Sie jetzt sehen und was ich Sie gefragt habe.

(Man hört vor der Thüre eine Kette fallen.)

Oberförster. Was ist das? Still! (Man hört noch eine.)

Amtmann. Ihr Sohn wird gebracht sein —

Oberförsterin. Ach Gott, mein Anton —

Friederike. Mutter, Mutter! Gott steh mir bei.

Oberförsterin. Friederike! — sie ist ohne Sinn! sie wird mir unter den Händen wegsterben.

Oberförster. Dann ist ihr wohl.

Amtmann. Ich bedaure sehr, daß ich Sie nicht ungestört lassen kann; aber die Pflicht will, daß diese Unterredung nicht ohne Zeugen sei.

Oberförster. Wenn Sie es aushalten können, wir haben keine Geheimnisse.

(Anton tritt auf.)

Anton. Vater — Mutter.

Oberförster (umarmt ihn).

Oberförsterin. Ach Gott! Was hast du gethan?

Anton. Friederike! — (Sie liegt sinnlos in einem Stuhl.) Friederike, ach Gott! Nur ein Wort, nur noch einmal sprich mit mir, ehe ich sterbe. Friederike — Friederike! nur einen einzigen Laut! O Vater, sie ist todt, sie ist wahrhaftig todt! Mich verstoßen, das Mädchen getödtet! — Vater, Sie haben viel auf der Seele.

Oberförster. Alles war einig. Deine Hochzeit sollte in acht Tagen sein, aber du hörtest nicht, ließt wie ein unsinniger Mensch von deinen Eltern weg. Nun stehen wir da und raufen

uns die Haare aus. — Sieh deine Mutter, deine Braut, mich — Das ist der Lohn für Ungehorsam eines Kindes!

Anton. Vergebung, mein Vater! — liebe Mutter! — ach Gott! bin ich denn zum Unglück geboren? O ich bin unschuldig, ich bin wahrhaftig unschuldig! — Es wird an den Tag kommen, wenn ich todt bin — Friederike, Friederike! schlag deine Augen nur noch einmal auf — o ruft sie doch — ruft! Man kann sie noch einmal aufschreien. Friederike!! Nur ein einziges Mal noch — sieh mich an — (Sie hebt ihre Augen auf.) Sie lebt — Friederike, kennst du mich nicht? Kennst du deinen Anton nicht? Nein, ich kann nicht sterben — ich bin wahrhaftig unschuldig.

Oberförster. Sohn — sie ist hin! Störe sie länger nicht — ich kann nicht mehr — wir müssen scheiden.

Friederike (streckt die Arme nach ihm). Anton! —

Anton. O Gott! — Du hast mich genannt — nun ist es gut, du hast Abschied von mir genommen. Du stirbst, ich auch — wir sehen uns bald wieder! Vater — Mutter! — Segnet uns.

(Oberförster, Oberförsterin umarmen Friederike und Anton.)

(Pastor, Schulz, Rudolph treten auf.)

Rudolph. Herr Oberförster, um Gottes willen.

Schulz (in höchster Freude). Matthes kommt davon; der Doktor sagt es, und —

Pastor. Der alte Friß hat Matthes verwundet, Anton ist unschuldig.

Oberförster. Anton?

Oberförsterin. Ach, mein Sohn, mein Sohn!

Friederike. — O Gott! (Sinkt in Antons Arme. Alle stehen erstarrt.)

Anton. Friederike — Vater! Mutter — wie ist euch?

Oberförster (fällt auf die Knie). Gott, ich danke dir — ich danke dir.

Pastor.

Oberförsterin.

Anton.

Friederike.

Rudolph.

Schulz.

Anton. Seht ihr's nun? — ich bin unschuldig — seht ihr's?

Oberförsterin. O Junge, Junge!

Amtmann. Wenn es nur wahr ist!

Pastor. Man wird Sie gleich abrufen. Wie der alte Friß hörte, daß man Antonen beschuldigte, kam er nach, lieferte sich selbst ein. Matthes ist ihm unterwegs begegnet, hat ihn gereizt; darauf



hat er ihn verwundet. — Matthes hat sich von der starken Verblutung erholt, die Wunde ist nicht tödtlich und sein eignes Geständniß bestätigt Alles.

Amtmann. Gott sei gelobt!

Oberförster. O mein Sohn — Anton, Anton, Anton! Mein einziger Sohn. (Er wirft das Papier hin.) Da, Herr, ist meine Habschaft (Wirft den Beutel hin.) Da nehme er Haus und Hof (reißt die Weste auf), nehme er Alles, ich behalte doch mehr, als er — ich habe meinen Sohn wieder. O Anton, Anton, mein einziger Sohn! Matthes lasse ich kuriren, den alten Freis vertrete ich vor unserm Fürsten selbst.

Friederike. O Anton, du lebst!

Oberförsterin. Er lebt und ist unschuldig und wird dein Mann, du wirst meine Tochter!

Oberförster (legt ihre Hände zusammen). Gott segne uns und euch und alle Welt! — (Rasch zum Amtmann.) Herr Amtmann! Gott begre Sie, und segne Sie auch! So wahr Gott lebt, es kommt vom Herzen.

Oberförsterin. Gott! Wie ist mir zu Muth! — ich zittere vor Freude und Mattigkeit.

(Amisbdiener ruft den Amtmann ab.)

Oberförster. Da — da ist ein Glas Wein, stärke dich! — Schulz, trinke er auch! Sie auch, Herr Pastor! — Rudolph, das ganze Haus soll froh sein. — Alte, mach deinen Keller auf! gib Alles her, was du hast, Alles! Wie hieß es vorhin: „Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge.“ Wir sind häßlich gestört.

Pastor. Jetzt, Kinder — Jetzt, zwanzig Jahr wie heute!

Alle. Zwanzig Jahr wie heute!

Oberförster. Kinder — Gott mache alle Welt glücklich! Uebrigens — das Leiden vergessen — mit Fröhlichkeit lobt man Gott am besten — wir wollen nicht stumm sein, wir wollen Gott laut loben, und danken mit guten (er nimmt ein Glas, gibt ein anderes der Oberförsterin, der Schulz bringt es Antonen und Friederiken. Der Pastor nimmt auch eins. Der Oberförster hat den Arm um seine Frau gelegt). Handlungen, so lange wir auf der Welt sind. Jetzt fröhlich und guter Dinge! — Wer's gut meint, folgt mir nach. (Er singt.)

So trinkt, so trinkt! — (Alle fallen ein.) Und laßt uns allewege Uns freun und fröhlich sein!

(Der Vorhang fällt.)

Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge —  
Wir gäben ihm den Wein.





A. v. Rötger.

# August von Koebeue.

August von Koebeue, geboren am 17. März 1772 zu Berlin, war ein deutscher Schriftsteller und Dramatiker. Er war Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften und der Berliner Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Er schrieb mehrere Dramen, die in der Regel in der Provinz aufgeführt wurden. Sein bekanntestes Werk ist das Drama "Die Freundschaft", das 1801 in Berlin aufgeführt wurde. Er starb am 1. März 1821 in Berlin.



Август Фердинанд  
Август Фердинанд

А. Ф. Козебук

## August Friedrich Ferdinand v. Kosebue.

(Geb. 3. Mai 1761. Gest. 23. März 1819.)

August Kosebue, der famose Komödiendichter, war zu Weimar am 3. Mai 1761 geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studirte seit 1777 in Jena, nachher in Duisburg Jurisprudenz, beschäftigte sich jedoch an beiden Orten mehr mit schöner Literatur und dem Theaterwesen. Im Jahr 1781 begab er sich als Sekretär des Generalgouverneurs von Baur nach Petersburg und ward 1785 Präsident des Gouvernements-Magistrats der Provinz Esthland mit dem Rang eines Oberstlieutenants, der den Adel verlieh. Damals schrieb er sein Stück „Menschenhaß und Neue“, das ihm mit einem Schläge europäischen Ruf erwarb. Geschwächte Gesundheit führte ihn wiederholt in deutsche Bäder, so 1791 nach Pyrmont, wo er sein berühmtes Pasquill „Bahrdt mit der eisernen Stirn“ schrieb, das unter Knigge's Namen erschien. Seiner Gesundheit wegen verließ er 1795 den Staatsdienst und lebte auf seinem Landsitz Friedenthal bei Narva, bis er 1797 als Theaterdichter an Mringers Stelle nach Wien berufen ward. Nachdem er diese Stellung schon nach zwei Jahren wieder aufgegeben hatte, lebte er abwechselnd in Jena und Weimar und ward darauf 1801 auf einer Reise nach Rußland an der Grenze verhaftet und als Gefangener nach Tobolsk in Sibirien geführt. Nach vier Monaten erhielt er seine Freiheit wieder und wurde vom Kaiser, der sich von der Grundlosigkeit des gehegten Verdachts überzeugt haben mochte, zur Entschädigung mit



dem Gute Worrotküll in Livland beschenkt und als Direktor des deutschen Hoftheaters in Petersburg angestellt. Noch in demselben Jahre nahm er indessen seinen Abschied und kehrte wieder nach Weimar zurück. Von maßloser Eitelkeit erfüllt und (nach den Worten Goethe's, der im Uebrigen Kogebue's Talent stets anerkannte) nichts Berühmtes um, über oder neben sich leiden könnend, war er hier bemüht, Unfrieden zu säen, erntete aber nur Verachtung und mußte sich bald nach einem andern Schauplatz seiner Thätigkeit umsehen. Er wählte Berlin und gab hier (seit 1803) erst allein, dann mit Merkel den „Freimüthigen“ heraus, worin er gegen Goethe und dessen Verehrer, namentlich die Schlegel, auftrat, die sich dafür durch vernichtende Kritiken rächten. Aber auch in Berlin war seines Bleibens nicht lange. Er ging nach Paris (1804), blieb hier, zu seiner bittern Enttäuschung, von Napoleon unbeachtet und kehrte als dessen entschiedener Feind zurück. Unstet, auf Reisen in Livland und Italien, nirgends befriedigt, wandte er sich nach der Katastrophe in Preußen nach Esthland und lebte bald in Reval, bald auf dem nahe gelegenen Gute Schwarzen, meist beschäftigt mit der Herausgabe seiner gegen Napoleon gerichteten Zeitschrift „Vienne.“ Im Jahre 1813 befand er sich im Auftrag des Kaisers im russischen Hauptquartier des Grafen Wittgenstein und in Berlin, kehrte dann als russischer Staatsrath nach Esthland zurück und wurde Ende 1813 zum russischen Generalkonsul in Preußen ernannt. Er wohnte bis 1817 in Königsberg, und zog dann wieder nach Weimar, wo er im „Literarischen Wochenblatte“ die patriotischen Bestrebungen der Zeit auf herzlose Weise verspottete und den Liebediener des Abjunktismus spielte. Er erregte dadurch in ganz Deutschland allgemeinen Haß und die ängstlichste Verachtung, die sein tragisches Ende herbeiführten. Nachdem er seinen Wohnsitz von Weimar nach Mannheim verlegt hatte, wurde er hier am 23. März 1819 von einem schwärmerischen Jüngling, dem Studenten Sand aus Bunsfelde, der in Kogebue den Verräther des Vaterlandes sah, in seiner Wohnung überfallen und erdolcht.

Kogebue's schriftstellerische Thätigkeit ist fast ohne Gleichen; er hat außer einer Fülle polemischer Artikel, außer einer Menge autobiographischer Schriften und einigen Romanen über 200 dramatische Stücke hinterlassen. Ueber seinen Werth als Dramatiker führen wir H. Gottschalls Urtheil an, der sich eingehender und anerkennender über ihn ausspricht, als die übrigen Literaturhistoriker: Bachler und Andere schildern ihn als den Repräsentanten der ungeschminkten Gemeinheit, und in der That ist das Prädikat für ihn fast stehend geworden. Kogebue's dramatisches Talent kann aber nicht hoch genug veranschlagt werden, nur wurde dasselbe durch die vollkommene Gefinnungslosigkeit des Autors beeinträchtigt. Nicht als ob Edelmut und Großmuth seinen Helden fehlte, aber gerade die schwächliche Gemüthlichkeit, welche auch die herbsten sittlichen Kollisionen in einem Thränenbade auflöst, hat ihm diesen Vorwurf zugezogen. Neben dieser weidlichen Nüchternheit geht eine an Zweideutigkeiten reiche Trivialität leichter geschürzt, als die Musen Grécourts. Aber das Alles ist für Kogebue und seine protzenartige Gewandtheit nicht bezeichnend, denn er hat eben so moralische Schauspiele geschrieben, wie Zffland, und heroische Tragödien, wie Schiller und Shakespeare. Das Bezeichnende ist eben diese bodenlose Beweglichkeit, welche sich mit Leichtigkeit in alle Formen schickt und jeden beliebigen Inhalt verarbeitet, die Prosa, den Jambus, den romantischen Versmischmasch mit gleicher Unerfrorenheit kommandirt und ebenso Rittertreue und Gespensterglauben, rührende Ehebrecherinnen und lustige Ehebrecher, tyrannische Wüthriche und fromme Prinzessinnen, unschuldige Josen und verführte Gebieterinnen, wimmernde Kinder und mordlustige Horden aus alter, mittler und neuer Zeit, aus allen Welttheilen in buntester Reihenfolge schildert. Alle diese Stücke athmen allerdings einen Hauch des Talents, das auf dem Gebiete des Lustspiels sogar mit aller Sicherheit einer großen Begabung auftritt; doch allen fehlt jener Nerv der Gefinnung und der Hingabe, jener Ernst und jene Tiefe, durch welche der Genius seinen Werken ein dauerndes Gepräge aufdrückt. Neben wahrhaft dichterischem



Auffschwung trifft man eine erschreckende Trivialität, neben blendendem Witz die plattesten Einfälle. Was den geistigen Inhalt anlangt, da finden sich alle Blößen der Glaubens- und Gewissenlosigkeit; was aber die dramatische Form betrifft, die Konvenienzen der Bühne, das geschickte scenische Arrangement, die wirksamsten Gruppierungen und Kombinationen, die schlagendsten Effekte, kurz in Bezug auf die Gabe glücklicher und geschickter Erfindung, da muß man das Talent dieses Mannes bewundern.

Kohebu's eigentliche Vorbeeren wachsen auf dem Gebiete des Lustspiels, da seine rasche und scharfe Auffassungsgabe, seine souveräne Verachtung der Vorurtheile, die Beweglichkeit seiner Phantasie und die Virtuosität seiner Darstellung ihn vor Allen befähigten, die Thorheiten der Mode zu geißeln und Einseitigkeiten des geselligen Lebens, wie Schwäche der Charaktere scharf zu beobachten und nachzuzeichnen. Seine Satyre ging aber nicht aus einer großen Gesinnung hervor, sie hatte keinen juvenalischen Ernst, welcher den Geist einer ganzen Epoche zu zeichnen vermochte, eben so wenig eine aristophanische Bedeutung den nationalen Verhältnissen gegenüber. Kohebu's Charakter sympathisirte mit den Schwächen der Zeit, sein Verstand aber wußte sie zu analysiren, sein Talent sie wirksam zu schildern. Seine besten Lustspiele sind diejenigen, zu denen die schroffe Spaltung des deutschen geselligen Lebens in die verschiedenen Stände und ihre gegenseitige vorurtheilsvolle Ausschließung den Stoff bot. So z. B. „Don Ramiro de Colibrados“, worin er den Adel, „Die deutschen Kleinstädter“, worin er die kleinbürgerliche Beschränktheit, und „Bachter Feldkümmel“, worin er die bäuerische Tölperei mit ungemeinem Witz parodirt. In andern liebt es der Dichter, unverfälschte Naturbursche in ihrem Kontrast mit den civilisirten Circeln zu schildern; dann geben ihm wieder wissenschaftliche Richtungen Stoff zur Verspottung geistiger Verkehrtheit; noch andere Lustspiele und Poesien tragen ihren Zweck in sich selbst, im bunten Durcheinanderwürfeln und komischen Gruppiren von Charakteren und Situationen.

## Die deutschen Kleinstädter.

Ein Lustspiel in vier Aufzügen.

### Personen.

Herr Nikolaus Staar, Bürgermeister, auch Oberältester zu Krähwinkel.  
 Frau Unter-Steuer-Einnahmerin Staar, seine Mutter.  
 Sabine, seine Tochter.  
 Herr Vice-Kirchen-Vorsteher Staar, sein Bruder, ein Gewürzkrämer.  
 Frau Ober-Kloß- und Fisch-Weislerin Brendel, } zwei Mägden.  
 Frau Stadt-Beisse-Kassa-Schreiberin Morgenroth, }  
 Herr Bau-, Berg- und Weg-Inspectors-Substitut Sperling.  
 Otmers.  
 Ein Nachtwächter.  
 Klaus, der Rathbedienter.  
 Et. e. Magd.  
 Ein Bauer.  
 Ein paar Kinder.

(Die Scene ist in der kleinen Stadt Krähwinkel. In den ersten drei Akten ein Zimmer in des Bürgermeisters Hause. Im letzten Akt die Straße vor dem Hause.)

### Erster Aufzug.

Sabine allein.

(Sie steht am Fenster, schlägt es hastig zu, läuft an die Thür und ruft hinaus.)

Sabine. Margarethe! Margarethe!

Die Magd (draußen). Mamsellchen!

Sabine. Die Post ist gekommen. Geschwind hinüber! sieh, ob ein Brief an mich da ist. — (Sie tritt hervor.) Schon seit fünf Wochen bin ich aus der Residenz zurück, und noch keine Zeile. Wenn ich heute wieder vergebens hoffe, so — so — ja was denn? — so werd' ich böse und heirate Sperling. — Gemach! gemach! ich kann ja auch wohl böse werden, ohne Sperling zu heiraten. Wer wäre sonst am meisten gestraft?

(Die Magd kommt.)

Magd. Da ist ein Brief, Mamsellchen.

Sabine (reißt ihr den Brief hastig aus der Hand). Endlich! endlich! (Sie bezieht die Aufschrift.) Von meiner Cousine.



Magd. Da sind auch die Zeitungen. (Sie legt sie auf den Tisch.) Es ist heute ein starker Posttag. Sechszehn Briefe sind angekommen, alle nach Krähwinkel! Der Herr Postmeister wußte nicht wo ihm der Kopf stand.

Sabine. Geh nur, geh nur.

Magd. (ab).

Sabine (allein. Sie liest flüchtig). Neues Schauspiel — was kümmert's mich? — Die Schleppe werden jetzt sehr lang getragen — wer will das wissen? — englische Strohhüte — wer hat darnach gefragt? — Wie? — schon zu Ende? — Keine Sylbe von ihm? Freilich hab' ich ihm verboten, mir selbst zu schreiben, das schickt sich nicht. Aber er versprach doch durch die Cousine — und auch die Cousine versprach — warum hat denn keines Wort gehalten? — bin ich schon vergessen? — er wollte ja selber kommen, mit Empfehlungsschreiben vom Minister? und nun kommt er nicht und schreibt auch nicht. Er weiß doch, daß ich den Sperling heiraten soll. Der Vater quält mich, die Großmutter quält mich, und nun werd' ich auch noch von ihm gequält! — (Sie zerreißt den Brief zwischen den Händen.) Es geschieht dir schon recht. Man hat dich genug vor den jungen Herren aus der Residenz gewarnt. Sie verlieben sich in Einem Tage dreimal, und wenn sie Abends in die Komödie gehn, wissen sie schon nichts mehr davon. — Aber Karl! Karl! auch du ein Alltagsmensch? auch du nur ein Schönschwärmer? (Sie zieht ein Porträt aus der Tasche.) Können diese edlen Züge täuschen? — mit diesem Blicke schwur er mir, in wenig Wochen selbst zu kommen, und meinen Vater zu gewinnen. Sind fünf Wochen wenig? muß ich ihm vorrechnen, daß sie aus fünf und dreißig ewig langen Tagen bestehn? — O Karl! eile! sonst bin ich für dich verloren! (Sie betrachtet wehmüthig das Bild.)

(Frau Staar tritt auf.)

Frau Staar. Sabinen, die Kuchen sind schon aus dem Ofen, köstliche Kuchen! sie machen dir Ehre. Nun wollen wir sie mit Blumen bestücken, und auch mit Myrthenreis, du weißt schon warum. Das wird Morgen ein Fest werden! ein gewaltiges Fest! — Aber du stehst ja da wie ein kranker Kanarienvogel? — hörst du mich nicht? — was hast du denn da?

Sabine (erschrickt, und will das Porträt wegstecken). Nichts, liebe Großmutter.

Frau Staar. Ei ja doch. Das war ja ein Ding wie ein Brillenfutteral? Gib nur her! gib her! ich will es haben.

Sabine (gibt es). Es ist ein Porträt.

Frau Staar. Ein Porträt? ein Mannsbild? — Gott sei mir bei! — Kind, ich will nicht hoffen —

Sabine. Was denn?

Frau Staar. Ich mache Lärm im Hause! ich schreie Feuer!

Sabine. Um's Himmelswillen nicht, liebe Großmutter! (schaltend.) Gehest, es brennt, was kann ihr Schreien helfen?

Frau Staar. Was? ein fremdes Mannsbild in deiner Tasche? wohl gar in deinem Herzen?

Sabine. Es ist ja nur ein Mann in Glas und Rahmen.

Frau Staar. Ei, lehre du mich die Männer kennen, sie springen aus dem Rahmen heraus, ehe man sich's versteht. — Nun da haben wir's! ich bin immer dagegen gewesen, dich in die Residenz zu schicken. War ich doch auch zu meiner Zeit eine wohlgezogene Jungfrau, aber von der Residenz hab ich nichts weiter gewußt, als daß Sr. Majestät der König dort wohnen. — Nun haben wir die Beförderung! Bilderchen hat sie mitgebracht! Mannsbilderchen! du gottlose Dirne! weißt du, was so ein Ding zu bedeuten hat? Zu meiner Zeit ließ sich Keiner malen, der nicht in Amt und Würden stand, oder wenigstens 10 Jahre verheiratet war. Dann geschah es aber auch mit der gehörigen Gravität in Lebensgröße, einer Spitzenhalbkrause, und einem Blumenstrauße in der Hand. So hängt dein Großvater draußen hinter dem Küchenschranke, der wohlbeleibte Herr Untersteuereinnnehmer, Gott hab ihn selig! aber heut zu Tage, das Gott erbarm! die Kinder lassen sich malen mit struppigten Haaren und offener Brust! und klein, winzig klein, daß man es in eine Nadelboxe legen kann. Daher kommt eben der Unfug. Große Bilder stehen frei und ehrbar vor der ganzen Welt; aber die kleinen Spitzbuben schleichen sich in alle Taschen, und Gott verzeih mir die Sünde! hängen wohl gar an Bänderchen und Kettchen in den Busen hinab! — Wer ist der Mensch? heraus mit der Sprache!

Sabine (verlegen). Liebe Großmutter, Sie ereifern sich ohne Noth —

Frau Staar. Nun? wer ist's?

Sabine. Es ist — (für sich.) Was soll ich ihr sagen? (laut) Es ist das Bild unsers Königs.

Frau Staar. Unsers Königs?

Sabine. Die Cousine schickt es mir, weil sie weiß, daß wir ihn Alle lieben.

Frau Staar. Ah! ja so! das ist ein Anderes. Sieh, sieh doch, ist das unser König? hab ich doch längst gewünscht, ihn einmal zu betrachten. Aber er hat ja keinen Stern?

Sabine. Den braucht er nicht, um zu glänzen.

Frau Staar. Ei! ei! nun das war ein gescheidter Einfall von deiner Cousine. Höre, Sabinen, das Bild mußt du mir



schenken. Ich will es an eine Zitternadel befestigen, und auf meine Hanke stecken.

Sabine (bei Seite). O weh!

Frau Staar. An deinem Ehrentage leih ich es dir. Oder auch schon morgen am Verlobungstage. (Sie steckt es zu sich.)

Sabine. Nein, nein, lieber will ich es nie tragen, nur keine Verlobung.

Frau Staar. So recht, Sabinchen, ziere dich, wein' ein Thränchen, verstecke dich, das ist fein sitzjam, ich hab es auch so gemacht. Hentzutage sehen die Mädchen ihren Liebhabern starr in die Augen, und sprechen von einer Verlobung, als wie von einem Rezept zu einer Wandeltorte. Höchstens bei der Trauung fallen sie noch ein bißchen in Ohnmacht.

Sabine. Aber bei mir, liebe Großmutter, ist es keine Ziererei. Ich kann den Herrn Sperling nicht ausstehen. Er hängt sich an wie eine Klette, und schwatzt wie eine Elster, — und kurz, er ist ein Narr.

Frau Staar. Ei, ei, Kind, was redest du da? Wahre deine Zunge! Ich habe schon manche Dirne spotten hören, die hinterdrein froh war, wenn der Verspottete sie heim führte.

Sabine. Lieber bleib ich ledig.

Frau Staar. Ei du mein Gott! was kamst du denn gegen ihn einwenden? hat er nicht einen feinen Titel? ist er nicht Banz, Berg- und Weginspektors-Substitut?

Sabine. Das gilt mir gleich.

Frau Staar. Waren seine Eltern nicht honette Leute? sein Großvater hat sogar mit im Rathe gegessen.

Sabine. Immerhin.

Frau Staar. Du kommst da gleich in eine große Verwandtschaft.

Sabine. Desto schlimmer.

Frau Staar. Eine Menge Vettern und Nichten; der Eine hilft hier, der Andere dort.

Sabine. O ja, alle Woche ein Familienschmaus.

Frau Staar. Auch gut. Dabei wirst du nicht zurück bleiben. Herrliche Wäsche bekommst du mit, Gedecte zu 18 Personen. Herr Sperling hat hübsches Silberzeug; er ist auch sonst nicht arm; ein Krautland vor dem Thore und ein Erbbegräbniß in der Kirche —

Sabine. Ich wollte, er läge schon darin.

Frau Staar. Gottloses Kind! da kommt dein Oheim, der wird dir sagen, was der Herr Banz, Berg- und Weginspektors-Substitut für ein feines Männchen ist.

(Der Vicelirchenvorsteher Staar tritt auf.)

Frau Staar. Gott zum Gruß, mein Sohn Andreas. Komm doch näher. Du bist Vicelirchenvorsteher, du weißt deine Worte zu setzen; bedente doch das alberne Mädchen. Sie will nichts von der Verlobung hören, sie macht sich lustig über den Bräutigam.

Herr Staar. Ei, ei, ich will nicht hoffen —

Sabine. Mein Oheim wird mir beistehn. Er hat eine Lesebibliothek und folglich kennt er die Welt.

Herr Staar. Ja, ja, die kenn ich.

Sabine. Die neuen Romane hat er alle gelesen, und folglich kennt er das menschliche Herz.

Herr Staar. Ja, ja, das kenn ich.

Sabine. Er wird Ihnen gleich sagen, wie manches arme Mädchen, das zu einer Heirat gezwungen wurde, an der Schwindelucht sterben mußte.

Herr Staar. Nein, Vinchen, nein, dergleichen führ ich nicht. Die weinerlichen Romane sind aus der Mode, ich brauche sie nur noch in meiner Gewürzbude. Räuber müssen es sein, Banditen!

Frau Staar. Gott steh uns bei!

Herr Staar. Schade mir, daß unsere Dichter so wenig Patrioten sind, und immer nur Italiener verewigen. Wir haben doch auch einen Käsebir! einen Schinderhannes und wie die großen deutschen Männer alle heißen.

Frau Staar. Da war ja auch vor zehn Jahren der Lorenz Schmedebein, der an unsern eigenen Galgen gehangen wurde.

Herr Staar. Recht, Frau Mutter. Im Vertrauen, ich bin jetzt dabei, sein Leben zu dramatisiren. Sperling macht die Romanzen dazu. Er ist kein übler Dichter. Besonders weiß er mit den Sonnetten umzuspringen; da müssen die Reime herbei, und sollt er ihnen alle Haare ausraufen.

Frau Staar. Hörst du, Vinchen? hörst du?

Herr Staar. Es ist ein ganzes Kerlchen, der Sperling, hat die neuere Aesthetik studirt, könnte Kollegia darüber lesen.

Frau Staar. Hörst du, Kind? hörst du?

Herr Staar. Sentenzen sprudelt er von sich, und Fragmente würgt er heraus; den will ich sehen, der sie toller macht als er.

Frau Staar. Nun, Vinchen? nun?

Herr Staar. Kurz, Mädchen, er wird dein Mann, mein Neffe, mein Erbe, mein Gehülfe bei der Lesebibliothek; und damit Punctum.

(Der Bürgermeister kommt.)

Bürgermeister. Sabine, hole mir die Perücke, ich muß auf's Rathhaus.



Sabine. Gleich, lieber Vater. (Abg.)

Bürgermeister. Sein Diener, Herr Bruder. Ein saurer Tag! ich muß arbeiten wie ein Ackerbau.

Herr Staar. Was gibt es denn?

Bürgermeister. Liegt denn nicht Alles auf mir? das Wohl der ganzen Stadt? — der Prozeß, den Meister Barsch mit dem Nachtwächter führt, wegen der zerbrochenen Laterne, wird heute entschieden.

Herr Staar. Wer hat gewonnen?

Bürgermeister. Der Nachtwächter muß die Laterne repariren lassen, und Meister Barsch bezahlt die Gerichtskosten, 4 Thaler 8 Groschen.

Frau Staar. Das ist billig.

Bürgermeister. Der Schuster Korb und der Schneider Lämmel werden heute auch vorgekommen, wegen der Prügelei im Bierhause.

Herr Staar. Was gibt's denn da?

Bürgermeister. Beide behalten ihre Prügel und zahlen Strafe.

Frau Staar. Von Rechtswegen.

Bürgermeister. Dann ist noch die wichtige Sache mit der ganzen Bürgerschaft.

Herr Staar. Wegen des Straßensegens?

Bürgermeister. Ganz recht. Der Hochlöbliche Magistrat will nun einmal nicht die Straßen segnen. Es ist ein Onus der Bürgerschaft, sie hat sich von jeher mit dem Straßenkoth befakt, und der Hochlöbliche Magistrat wird sich drein legen so lange, bis die Widerspenstigen ihre Pflicht thun.

Frau Staar. Ein Jeder lege vor seiner Thür, das ist ein altes Sprüchwort.

Bürgermeister. Nein, Frau Mutter, ich bin Bürgermeister, auch Oberältester, und lege nicht vor meiner Thür. Sie mögen nur appelliren, der Koth bleibt liegen. Und sollte der Prozeß 20 Jahre dauern, der Koth rührt sich nicht von der Stelle.

Herr Staar. Auf Recht muß man halten.

Bürgermeister. Wohlgesprochen, Herr Bruder.

Frau Staar. Aber am Ende können wir nicht mehr vor die Hausthür.

Bürgermeister. Thut nichts, wir bleiben daheim, dann mögen sie sehen, wie sie auf dem Rathhause fertig werden. Standhaft bin ich wie die babylonische Mauer. Was wäre auch schon längst aus unsern Privilegien geworden, wenn ich nicht gewesen wäre? — wer hat es so weit gebracht, daß wir morgen das hohe

Fest feiern können? ich! ich bin durchgedrungen, ich habe die Ehre der Stadt gerettet!

(Sabine kommt mit der Perücke.)

Sabine. Da ist die Perücke.

Frau Staar. Es bleibt doch dabei, mein Sohn, daß morgen zugleich Sabinens Verlobung gefeiert wird?

Bürgermeister. Allerdings. Es ist ein merkwürdiger Tag.

Frau Staar. Das Mädchen macht Einwendungen.

Bürgermeister. Was? ich bin Bürgermeister, auch Oberältester, mir macht man keine Einwendungen.

Sabine. Lieber Vater!

Bürgermeister. Erst die Pflicht, dann die Liebe. Ich gehöre dem Staate. Mir gebührt es, ein Fest zu verherrlichen, das noch unsern Urenkeln Segen bringen wird. (Indem er die Perücke aufsetzt.) Die Jurisdiktion zwischen unserer guten Stadt Krähwinkel und dem benachbarten Amte Kummelsburg war strittig — eine Diebin wurde eingefangen — wir wollten sie an den Pranger stellen, die Kummelsburger gleichfalls — wir wollten sie mit Ruthen streichen, die Kummelsburger gleichfalls — Neun Jahre lang haben wir prozessirt — die Delinquentin ist indessen wohl verwahrt worden — Gott sei Dank! sie lebt noch — wir siegen, und morgen steht sie am Pranger.

Sabine. Lieber Vater, der Delinquentin kann fast nicht schlimmer zu Muthe sein, als mir.

Bürgermeister. Wie so?

Sabine. Wenn sie ihre Strafe überstanden hat, so ist sie frei. Ich habe nichts verbrochen, und soll morgen auf ewig in Ketten geschmiedet werden.

Bürgermeister. Sei ruhig, mein Kind. Der heidnische Gott Amor oder Hymenäus schmiedet nur Blumenfesseln.

Sabine. Ach! die nicht selten das Herz wund drücken.

Bürgermeister. Der Herr Bau-, Berg- und Beginspektors-Substitut Sperling ist ein Mann bei der Stadt.

Frau Staar. Das hab ich auch gesagt.

Bürgermeister. Es fehlt ihm keineswegs am Judicio.

Herr Staar. Das hab ich auch gesagt.

Bürgermeister. Er hat Vermögen.

Frau Staar. Meine Worte.

Bürgermeister. Schreibt allerlei poetische Exercitia.

Herr Staar. Mir aus der Seele gesprochen.

Bürgermeister. Kurz, ich habe denselben zu meinem Schwiegersohn erkieset, wogegen keine weitere dilatorische Einrede statt findet.



Sabine (bei Seite). Weh mir! Alles hat sich gegen mich verschworen!

(Die Magd tritt auf.)

Magd. Da bringt eben ein Bauer einen Brief. Der Herr, der ihn schickt, liegt draußen im Steinbruch und flucht. Er hat den Wagen zerbrochen, und ich glaube auch ein Bein.

Bürgermeister. Seit ich Bürgermeister, auch Oberältester bin, ist, Gott sei Dank, noch in jeder Woche auf unserer Straße ein Reisender umgeworfen worden.

Frau Staar. Warum läßt denn aber ein Hochedler Rath die Wege nicht repariren?

Bürgermeister. Was soll denn aus unsern Schmieden und Sattlern werden, die vom Umwerfen leben müssen?

Sabine. Aber, lieber Vater, die Reisenden klagen gewaltig. Sie müssen noch obendrein Chausseegeld bezahlen.

Bürgermeister. Laß sie klagen und zahlen. Was wollen die Reisenden reden, wenn wir uns sogar gefallen lassen, daß das Pflaster unserer guten Stadt Krähwinkel noch weit schlechter ist, als die Landstraße?

Sabine. Trotz des Pflastergeldes.

Bürgermeister. Eben deswegen. Wir brechen hier auch die Beine, und murren nicht. Also, wo ist der Brief?

Magd (öffnet die Thür). Nur herein, guter Freund. (Sie geht ab.)

(Ein Bauer erscheint.)

Bauer. Ew. Gestrengen halten zu Gnaden. Draußen im Steinbruch liegt ein Herr, muß wohl ein vornehmer Herr sein, denn er hat auch Laternen am Wagen, sie sind alle zerbrochen.

Bürgermeister. Und Arm und Beine?

Bauer. Die sind für diesmal noch ganz geblieben. Nur die Nase ein wenig geschunden.

Bürgermeister. Aber der Wagen?

Bauer. Der sieht jämmerlich aus. Ein Rad liegt oben, gerade neben der Tafel, wo das Chausseegeld darauf steht.

Herr Staar. Da kann er lesen zum Zeitvertreib.

Bauer. O, Bücher hat er die Menge! aber alle beschmutzt, so wie seine Kleider. Drum getraut er sich auch noch nicht, vor Ew. Gestrengen Gnaden zu erscheinen.

Bürgermeister. Was will er bei mir?

Bauer. Er hat mir einen halben Gulden gegeben, daß ich den Brief hertragen und ihn anmelden soll.

Frau Staar. Vielleicht kommt er zu dem morgenden Feste.

Sabine (bei Seite). Oder vielleicht — o, wie klopft mein Herz!

Bürgermeister (öffnet den Brief). Wie? was? von Sr. Excellenz, dem dirigirenden Herrn Minister? dem hohen Güter und Patron dieser Stadt? — man schweige — man verwundere sich — man höre — (Er liest.) „Mein lieber Herr Bürgermeister“ — O ja! Se. Excellenz haben mich immer geliebt. — „Ueberbringer dieses, mein alter Schul- und Universitätsfreund, Herr Olmers —“

Sabine (bei Seite). Er ist's!

Frau Staar. Herr Olmers schlechtweg? ein Freund des Ministers?

Bürgermeister. Stille! (Er liest.) „hat viel Gutes von Ihnen und Ihrer Stadt gehört, und wünscht einige Wochen da zu bringen“ — Hört ihr, Kinder? in der Residenz sprechen sie von nichts, als von mir und unserer Stadt. — „Da ich ihn nun sehr liebe und hochschätze, so wünsche ich, Sie möchten die Gefälligkeit für mich haben“ — unterthänigster Diener! — „ihn in Ihrem Hause aufzunehmen“ — Ew. Excellenz haben zu befehlen! — „sein etwas nütziges Anliegen bestmöglichst zu befördern“ — soll geschehn. —

Sabine (bei Seite). Gottlob!

Bürgermeister (liest). „und ihn als Ihren eigenen Sohn zu betrachten“ — hat! — „Mit Vergnügen werde ich jede Gelegenheit ergreifen, Ihnen wiederum gefällig zu sein“ — Zu viel Gnade! — „Ich verbleibe mit Hochachtung meines Herrn Bürgermeisters dienstwilliger Graf von Hochberg.“ — Alles manu propria. Habt ihr's gehört? Se. Excellenz der Herr Graf von Hochberg —

Frau Staar. Er ist dein Dienstwilliger.

Herr Staar. Er verbleibt mit Hochachtung.

Bürgermeister. Er ergreift jede Gelegenheit! — Das ist ein Mann! Kinder, das ist ein Mann! der könnte alle Tage Bürgermeister in Krähwinkel werden! Aber er soll auch an mir seinen Mann gefunden haben. (Zu dem Bauer.) Marsch! fort! hinaus! Ich lasse dem fremden Herrn meinen unterthänigsten Respekt vermelden, und den Augenblick solle mein eigener Wagen ihm zu Diensten stehen.

Frau Staar. Wo denkst du hin? Unsere Pferde sind auf's Feld, Kartoffeln zu holen.

Bürgermeister. Ja so! ein verdammt Streich! Man springe hin zu dem Wirth in der goldenen Kasse, er soll vorspannen, soll seine Schützenuniform anziehen, soll sich selber auf den Bock setzen, hinausfahren, aufladen, herein führen, fort! fort!

Bauer (ab).

Sabine (bei Seite). Er hat doch Wort gehalten.

Frau Staar. Aber das gefällt mir nicht, mein Sohn, daß du dem Fremden deinen unterthänigsten Respekt hast vermelden lassen. Das ist zu viel.



Bürgermeister. Zu viel? Ist er nicht der Freund des Herrn Grafen? Und ist der Herr Graf nicht mein Dienstwilliger?

Frau Staar. Alles gut, aber er ist doch nun einmal gar nichts, hat weder Titel noch Amt, Herr Olmers schlechtweg. Du bist Bürgermeister, auch Oberältester.

Bürgermeister. Freilich, freilich. Was ist zu thun? Der Bauer ist mit dem unterthänigsten Respekt nun einmal davon gelaufen.

Herr Staar. Ich denke, Frau Mutter, dahinter stecken noch ganz andere Dinge. Wenn der Herr Olmers schlechtweg Herr Olmers wäre, so würde der Minister den Heuter nach ihm fragen. Schulfreund? Universitätsfreund? Du lieber Gott! die vornehmen Herren vergessen wohl, wen sie gestern gesehen haben, das sind' ich in allen Romanen; wie viel mehr Leute, mit denen sie vor 20 Jahren einmal den Cornelius Nepos erponirten. Nein, nein, ich bleibe dabei, der Herr Olmers reist incognito, und ist ein wichtiger Mann im Staate.

Bürgermeister. Da hat der Herr Bruder allerdings einen klugen Einfall. Gebt Acht, der Fremde ist nicht viel weniger als Minister.

Herr Staar. Ehe ihr's euch versteht, knöpft er den Oberrock auf — da habt ihr den Stern.

Frau Staar. Ein Stern! ich bekomme meinen Schwindel.

Sabine (bei Seite). Er trägt allerdings etwas Kostbares auf dieser Stelle.

Frau Staar. Aber sagt mir nur, was kann er denn bei uns suchen?

Bürgermeister. Fehlt es uns etwa an Merkwürdigkeiten? Das alte Rathhaus! 1430 ist es erbaut worden. Auf dem großen Saale hat ein Hussiteugeneral dem damaligen Bürgermeister eine Ohrfeige gegeben.

Herr Staar. Und die Wallfischgrille an der Decke —

Bürgermeister. Und die Stadtuhr, wo der Hahn kräht, und der Apostel Petrus mit dem Kopfe nickt.

Frau Staar. Und unsere Leinwandbleiche —

Herr Staar. Und das große Hirschgeweih —

Bürgermeister. Ein pommerscher Herzog hat den Hirsch höchst eigenhändig erlegt.

Frau Staar. Vielleicht kommt er auch wegen der Tuchfabriken?

Bürgermeister. Pöffen! ein solcher Herr hat in seinem Leben Tuch genug gesehen.

Frau Staar. Meinen Cichorientkaffee soll er bewundern.

Herr Staar. Ein gutes Buch dabei aus meiner Lesebibliothek.

Bürgermeister. Oder die merkwürdigsten Alten, welche vor einem Hochlöblichen Rathe verhandelt worden.

Frau Staar. Was wird das vor Aufsehn in der Stadt machen, daß ein solcher Herr bei uns logirt?

Bürgermeister. Wir müssen ihn nur auch nach Würden empfangen.

Herr Staar. Sabine, laß die Kinder weiß anziehen. Ich will den Sperling herschicken, der soll sie lehren Blumen streuen, das ist jetzt Mode.

Bürgermeister. Und ich will sogleich den Thürmer bestellen. Er kann ein wenig die Trompete blasen. Wenn der Fremde zum Thore herein fährt, so soll er blasen, was die Lunge nur halten will.

Herr Staar. Find' ich nur den Sperling, er ist kapabel, noch Verse zu machen.

Bürgermeister. Suche der Herr Bruder ihn auf; und die Frau Mutter, nebst Jungfer Tochter, versügen sich in die Küche, backen, kochen, siedern, braten. Heute wird nicht von Zinn gespeist, sondern von Kapance. Was von Silber im Hause ist, muß auf den Tisch. Meine silberne Tabaksdose kann als Salzfaß gebraucht werden. — Das große Deckelglas mit meinem verzogenen Namen wird vor den Fremden gestellt. Kein schwarzes Brod, lauter Semmeln. Zwei Flaschen von meinem köstlichen Raumburger. Ein Kalbskopf mit einem vergoldeten Lorbeerblatt im Maule. Eine Pastete mit Morcheln, und eine gebratene Gans mit Vorstdorferäpfeln. O, Se. Excellenz sollen wissen, daß wir auch verstehn, was dazu gehört.

Frau Staar. Und was das Nöthigen betrifft, da verlaß dich auf mich. Ich will ihn nöthigen, so lange noch ein Bissen hinein geht. Er soll einen Knopf nach dem andern von der Weste springen lassen.

Bürgermeister. Das thue die Frau Mutter. Komm der Herr Bruder. Jeder verrichte das Seine, zu Ehr' und Ruhm unserer guten Stadt Krähwinkel. (Ab mit Herrn Staar.)

Frau Staar. Nun, Sabine, jetzt rühre dich. Die Garnitur von Damast muß auf den Tisch. Sie sollte zwar erst morgen an deinem Verlobungstage prangen —

Sabine. Je nun, liebe Großmutter, wer weiß, was heute geschieht.

Frau Staar. Wie? ziehst du andere Saiten auf? Der Fremde, nicht wahr?

Sabine. Freilich, der Fremde.

Frau Staar. Wir bitten ihn zur Hochzeit?

Sabine. Das versteht sich.

Frau Staar. Er sitzt oben an.



Sabine. Er soll neben mir sitzen.

Frau Staar. Nein, Kind, das geht nicht, da sitzt der Bräutigam.

Sabine. Recht, liebe Großmutter.

Frau Staar. Und an der andern Seite Brautvater, und gegenüber sitz' ich, und neben mir, da mag er sitzen.

Sabine. Ich will ihm schon ein Plätzchen anweisen, mit dem er zufrieden sein soll.

Frau Staar. Vielleicht kann er auch deinem künftigen Manne weiter fortthun.

Sabine. Das dent' ich.

Frau Staar. Es ist schon lange im Werke mit dem Sperzling, daß er Runkelrübenkommissionsassessor werden soll. Das wäre denn doch ein feiner Titel.

Sabine. Ein recht süßer Titel. — Also die Garnitur von Damast?

Frau Staar. Ja, Vinchen. Ich habe sie noch als Braut gesponnen. Dein Großvater hat oft dabei gefessen.

Sabine. Da ist der Faden wohl manchmal abgerissen?

Frau Staar. Schalk! nun freilich —

Sabine. Ich hole sie, und denke dabei an die treue Liebe. (Ab.)

Frau Staar (allein). Sieh, sieh, das Vinchen ist auf einmal ganz lebendig geworden. Aber sie hat Recht, wir müssen uns tummeln. — Ach, du mein Gott! da fällt mir eben bei, es müssen ja auch noch Gäste gebeten werden; der Fremde kann doch nicht ganz allein mit uns essen. — Aber wen soll man einladen? — Da sind sie nun Alle fort! — Mit wem soll man dergleichen wichtige Dinge berathschlagen? — Margarethe! Margarethe!

(Die Magd kommt.)

Frau Staar. Laßt doch geschwind hin zu meiner Muhme, der Frau Oberstloß- und Fischmeisterin Brendel, und zu meiner Muhme, der Frau Stadtaccisellassekreterin Morgenroth, und spricht: die Frau Untersteuereinnahmerin lasse sich der Frau Oberstloß- und Fischmeisterin und der Frau Stadtaccisellassekreterin ganz gehorsamst empfehlen, und wenn die Frau Oberstloß- und Fischmeisterin und die Frau Stadtaccisellassekreterin die Güte haben wollten, die Frau Untersteuereinnahmerin auf einen Augenblick zu besuchen, so würde die Frau Untersteuereinnahmerin solches mit großem Danke erkennen, insofern etwas sehr Wichtiges vorgefallen sei.

(Die Magd ab.)

Frau Staar (allein). Nun muß ich auch noch meine geblünte Gontusche anziehen — und eine andere Hande aufsetzen — aber der

Perückenmacher! — daß Gott erbarm! — der kommt mir an Sonn- und Feiertagen — in der Woche geht er auf dem Lande umher und feiert den Pastoren ihre Perücken. — Was ist anzufangen? — ich könnte mich freilich von der Sabine — aber die jetzigen Moden sind so liebedürftig, so pudelmäßig — da ist nichts Gelliebtes, nichts Geschniegeltes — weder Pomade noch Kammschick! — Mein Sohn Niklas denkt auch an gar nichts. Hätte er den vornehmen Herrn noch ein paar Stunden im Steinbruch zappeln lassen, so könnte man ihn mit der gehörigen Gravität empfangen.

(Frau Brendel tritt auf.)

Frau Brendel. Da bin ich, liebwerteste Frau Muhme. Ich bin gelaufen, ich habe keinen Athem mehr — ich war eben erst bei meiner siebenten Tasse Kaffee, aber ich habe Alles stehen und liegen lassen —

Frau Staar. Sehr verbunden, hochgeschätzte Frau Muhme. Wissen Sie schon —

Frau Brendel. Ach, ich weiß Alles! Meine Magd war im Fleischscharren, da hat der Fleischer erzählt, sein Nachbar, der Leineweber, habe gehört, wie der Rathsbote zu seiner Tochter gesagt hat: Miete, hat er gesagt, draußen im Steinbruch liegen ein paar Gräben, die haben Arme und Beine gebrochen und werden gleich hier sein. Der Thürlner wird blasen, die Kinder werden Blumen streuen, der Magistrat in corpore wird ihnen entgegen ziehn, und die Glocken werden geläutet.

Frau Staar. Es ist nur Einer, Frau Muhme, nur Einer liegt draußen im Steinbruch, vermuthlich ein vornehmer Herr. Bei uns wird er logiren. Der Minister hat selber geschrieben, und hat meinen Sohn um Gotteswillen gebeten. Nur können Sie denken, Frau Muhme, was für ein Rumor hier im Hause ist. Und Alles liegt auf mir! Alles auf mir!

(Frau Morgenroth kommt.)

Frau Morgenroth. Gehorsame Dienerin, meine theuerste Frau Muhme! sehen Sie nur, wie ich schaffert bin. Ich komme doch nicht zu spät? Mit Erlaubniß zu reden, ich war fast noch im Hemde, singe mein Morgenlied und kämme den Wops. Beim dritten Verse stürzt Ihre Magd herein, je du mein Gott! ich denke, das Haus brennt. Da bin ich aufgesprungen, der Wops ist mir vom Schooße gefallen, das Gesangbuch in die Kohlschnecke, wo ich meinen Kaffee wärmte, der Kaffee ist in die Kohlen geflossen, und von dem Liede „Wach auf, mein Herz und singe!“ sind zwei Verse verbrannt.



Frau Staar. Ich bedaure unendlich, werthgeschätzte Frau Muhme —

Frau Morgenroth. Hat nichts zu bedeuten. Ich weiß schon Alles. Draußen im Steinbruche liegen drei oder vier Prinzen, der Eine ist todt, der Andere schnappt nur noch ein Bißchen. Der Kutscher hat den Hals gebrochen, und die Pferde strecken alle Viere von sich. Der Herr Amtsadvokat Balg ist mir auf der Straße begegnet, der hat es von seiner Köchin, die weiß es von der Frau Lottereiinspektorin, der hat ihres Mannes Barbier Alles umständlich erzählt.

Frau Staar. Nun, nun, so gar gefährlich ist es doch nicht. Vor einer kleinen Weile kam ein Bauer von Rabendorf —

Frau Brendel. Ich weiß, der hat einen harten Thaler zum Trintgelde bekommen.

Frau Morgenroth. Nicht doch, Frau Gevatterin, ein Louisdor soll es gewesen sein.

Frau Staar. Der war gelaufen, was er konnte —

Frau Brendel. Er soll das Milzstücken bekommen haben.

Frau Morgenroth. Auch Nasenbluten.

Frau Staar. Ein vornehmer Herr hat den Wagen gebrochen.

Frau Brendel. Ein Graf —

Frau Morgenroth. Etliche Prinzen.

Frau Staar. Das wissen wir noch nicht. Vornehm muß er sein, denn er logirt nicht in der goldenen Kage, sondern bei uns, auf ausdrückliches hohes Begehren. Nun, da mein Sohn, der Bürgermeister, auch Oberälteste, die erste Person in der Stadt gleichsam repräsentirt, so begreifen Sie wohl, liebwerteste Frau Muhme, daß er seinem Range Ehre machen muß.

Frau Brendel. Ein Schmans auf dem Rathhause —

Frau Morgenroth. Ein Tanz auf der Schühengilde.

Frau Staar. Morgen ist das große Fest, wie Sie wissen.

Frau Brendel. Ach ja, das Weib, das vor neun Jahren die Kuh stahl —

Frau Morgenroth. Morgen steht sie am Pranger. Ich freue mich ungemein darauf.

Frau Brendel. Ich habe mir eine ganz neue Roberonde dazu machen lassen.

Frau Staar. Da ist nun obnehin schon Allerlei zu dieser Feierlichkeit veranstaltet. Aber heute ruht die Ehre der Stadt auf uns allein; heute müssen wir traktiren, und das wollen wir denn auch mit Gottes Hülfe. Die Tische sollen sich biegen unter Gottes Segen. Meine werthgeschätzten Frau Muhmen sind auch dazu eingeladen.

Frau Brendel. Ist mir eine große Ehre —

Frau Morgenroth. Werde nicht ermangeln.

Frau Staar. Nun wünscht' ich aber doch den fremden Herrn mit den Honoratioren unserer Stadt bekannt zu machen. Da hab ich mir denn nun Ihren guten Rath erbitten wollen, wer etwa noch einzuladen wäre?

Frau Brendel (nachdenkend). Je nun, ich dünkte —

Frau Morgenroth. Sie könnten etwa —

Frau Brendel. Den Herrn Geleitz- und Landacciskommisarius Kropf —

Frau Staar. Nein, Frau Muhme, der hat neulich an seiner Mutter Geburtstage einen Schmans gegeben, und hat uns nicht dazu gebeten.

Frau Brendel. Ah so!

Frau Morgenroth. Etwa den Herrn Supernummerarins Rentkammerschreiber Wittmann?

Frau Brendel. Nein, Frau Muhme, mein seliger Mann hatte einen Prozeß mit seinem Schwiegervater wegen einer Dachrinne.

Frau Morgenroth. Ah, das ist ein Andres.

Frau Staar. Ich denke, den Herrn General-Postgüterbeschaauer Holbein?

Frau Morgenroth. Um Gotteswillen nicht, Frau Muhme! der hat eine unausstehliche Frau! fast alle Sonntage ein neues Kleid. Das rauscht an den Kirchenstühlen vorüber —

Frau Brendel. Das trägt die Kasse so hoch —

Frau Morgenroth. Und man kennt sie doch noch recht gut —

Frau Brendel. Ja wohl, wie sie das grane Leibchen mit der grünen Schürze trug.

Frau Morgenroth. Man munkelt auch Allerlei, woher sie es nimmt.

Frau Brendel. Nein, da möcht' ich lieber den Herrn Kreis-Trank-Schoß- und Quatembersteuer-, auch Imposteinnehmer Kunkel vorschlagen.

Frau Staar. Mit dem bleiben Sie mir vom Leibe, Frau Muhme; der ist ein Grobian! Glauben Sie wohl, daß er uns ordentlich besucht hat? Der Naseweiß! eine Karte hat er abgegeben, eine Visitenkarte. — Oher könnte man den Herrn Floßstraßbefehlshaber Weidenbaum bitten.

Frau Brendel. Ja nicht, Frau Muhme, um's Himmelswillen nicht! Sie wissen doch, daß der böse Mensch dreimal mit meines Schwagers Stieftochter gesprochen hat, und daß er sie folglich heiraten wollte? Nun ist er weggeblieben, und hat das arme Mädchen in's Gerede gebracht.



Frau Staar. Ja du lieber Gott! wen sollen wir denn aber bitten?

Frau Morgenroth. Da kommt der Herr Better Sperling.

(Sperling kommt mit einem großen Blumenstrauch.)

Sperling. Frau Untersteuereintnehmerin — Frau Oberstloß- und Fischmeisterin — Frau Stadtaccisellafschreiberin — allerseits gehorsamster Diener! Ich war in meinem Garten — der Herr Vicekirchenvorsteher hat den Rathsboten nach mir geschickt — ich bin gelaufen wie ein Sonnenstrahl! Ramm hab ich mir so viel Zeit genommen, diese Kinder des Frühlings zu pflücken.

Die drei Frauen. Wissen Sie schon?

Sperling. Alles weiß ich. Ein berühmter Gelehrter — umgeworfen — das Nasenbein gequetscht — Empfehlungsschreiben vom Minister —

Frau Staar. Ein Gelehrter, sagen Sie?

Frau Brendel. Nur ein Gelehrter?

Frau Morgenroth. Ei du mein schöner Kaffee! der in die Kohlen lief.

Frau Staar. Glauben Sie's nicht, Frau Mühme. Ich habe alle mein Lebstage gehört, daß die Minister sich wenig um Gelehrte bekümmern. Nein, nein, es hat eine andere Verwandtinn.

Sperling. Und ich bleibe dabei, der Mann mit der gequetschten Nase ist ein Gelehrter, kommt aus Egypten oder aus Weimar; hat die Säule des Pompejus gemessen, oder doch Wieland aus dem Fenster gucken sehen. Kurz, wir haben keine Zeit zu verlieren. Hier sind die Blumen, schaffen Sie mir nur geschwind die Kinder herbei. Kinder muß ich haben! dann mag er kommen und sehen, was in Krähwinkel geschieht!

Frau Staar. Nun, nun, sie sollen gleich hier sein. (28.)

Sperling (steht seitwärts und probirt pantomimisch den Empfang).

Frau Morgenroth. Haben die Frau Gevatterin wohl bemerkt, wie lächerlich die alte Frau Mühme sich geberdet?

Frau Brendel. Ja wohl, Frau Gevatterin, sie bläht sich wie ein Teig am Ofen.

Frau Morgenroth. Lieber Gott! ihr Mann war doch nur Untersteuereintnehmer.

Frau Brendel. Wie er starb, blieb er einen Rest in die Kasse schuldig.

Frau Morgenroth. Und was wird das für ein Traktament werden? wissen Sie noch vor 8 Wochen den Braten? er war ja ganz verbrannt.

Frau Brendel. Und wie sie ausfiehl! was wird sie anziehen?

Frau Morgenroth. Sie hat ja nur drei Kleider.

Frau Brendel. Ganz recht, das braune —

Frau Morgenroth. Und das weiße —

Frau Brendel. Und das stoffene —

Frau Morgenroth. Das hat sie machen lassen, wie der Bürgermeister zum ersten Male taufen ließ.

Frau Brendel. Um Vergebung, Frau Gevatterin, das wurde gemacht, als der Vicekirchenvorsteher seine zweite Frau heiratete.

Frau Morgenroth. Die auch eine Närrin war.

Frau Brendel. Ja wohl, ja wohl!

(Frau Staar kommt mit zwei Kindern, die große Butterbrode essen.)

Frau Staar. Da sind die Kinder.

Sperling. Her damit!

Frau Staar. Verneigt euch erst vor den lieben Frau Mühmen. So! — Nun gebt eine Patschhand. So!

Frau Brendel. (indem sie sich die Butter von den Fingern wischt). Allerliebste Püppchen! Gott behüte sie!

Frau Morgenroth (ebenso). Der lieben Frau Mühme wie aus den Augen geschnitten.

Frau Brendel. Haben doch die Pocken schon gehabt?

Frau Staar. Noch nicht. Mein Sohn wollte sie immer inokuliren lassen, aber das leid' ich nicht. Man muß dem lieben Gott nicht vorgreifen.

Frau Morgenroth. Jetzt will man die Kinder gar unter das Vieh stecken.

Frau Brendel. Man nimmt die Materie von den Bestien.

Frau Staar. Es ist ein gottloses, bestialisches Wesen.

Sperling (wer sich indessen mit den Kindern beschäftigte). Kinder, legt die Butterbrode bei Seite.

Die Kinder. Ne, ne.

Sperling. So nehmt wenigstens die Blumen in die Eine Hand.

(Herr Staar und der Bürgermeister, Sabine treten auf.)

Herr Staar (eilig). Eben fährt er zum Thore herein. Die ganze Straße ist voll Jungen. Sie laufen neben dem Wagen her, und gaffen ihm in's Gesicht.

Bürgermeister (eilig). Er kommt! er kommt! Der Thürmer steht auch schon unten mit seiner Trompete.

Sperling. Du lieber Gott! die Kinder sind noch so dumm —

Herr Staar. Streut nur Blumen und werft sie ihm in's Gesicht.

Sabine (eilig). Olivers! Olivers! er ist da!

(Ein verstimelter Trompetenschuß.)



Bürgermeister. Alons! ihm entgegen!

Herr Staar. Die Kinder voraus!

Sperling (reißt ihnen die Butterbrode aus den Händen und wirft sie auf den Tisch). Laßt die Butterbrode so lange hier.

Herr Staar (schiebt die Kinder zur Thür hinaus). Fort! fort!

Die Kinder (schreien). Mein Butterbrod! mein Butterbrod!

Bürgermeister (ihnen folgend). Wollt ihr die Mäuler halten!

(Sperling und Herr Staar folgen.)

Sabine (steht am Fenster und wirft Küsse hinab).

Frau Staar. Frau Obersloß- und Fischmeisterin, Sie werden die Güte haben, voranzuspazieren.

Frau Brendel. Das wird nimmermehr geschehn. Frau Stadtschreiblerin, ich bitte gehorsamst —

Frau Morgenroth. Frau Untersteuereinehmerin, Ihnen gebührt die Ehre.

Frau Staar. Bewahre der Himmel! ich bin in meinem eignen Hause.

Frau Brendel. Ich kenne meine Schuldigkeit —

Frau Morgenroth. Ich gehe nicht von der Stelle.

Alle drei (fangen plötzlich an zu reden und zu complimentiren.)

(Der Vorhang fällt.)

## Zweiter Aufzug.

(Die drei Frauen stehen noch immer an der Thür und complimentiren. Sabine seitwärts.)

Frau Brendel. Sie werden excusiren.

Frau Morgenroth. Ich muß depreciren —

Frau Staar. Bitte, mich nicht in Versuchung zu führen.

Frau Brendel. Ah! da hör' ich sie schon auf der Treppe.

(Alle drei prallen zurück.)

(Olmerß, der Bürgermeister, Herr Staar und Sperling treten auf.)

Bürgermeister. Heil ist meinem Hause wiederfahren! Heil der guten Stadt Krähwinkel!

Olmerß. Nicht doch, Herr Bürgermeister, ich bin schon zufrieden, wenn auch nur eine einzige Person (mit einem Blick auf Sabinen) sich über meine Ankunft freut.

Bürgermeister. Bewahre der Himmel! ich wollt' es keinem gehorsamen Bürger rathen, sich nicht unterthänigst zu freuen. Dafür haben wir Mittel.

Olmerß. Diese Damen gehören vermuthlich zu Ihrer Familie?

Bürgermeister. Meine wertheste Frau Muhme, die Frau Obersloß- und Fischmeisterin Brendel, desgleichen meine wertheste Frau Muhme, die Frau Stadtschreiblerin Morgenroth.

Frau Brendel und Frau Morgenroth (mit gewaltigen Anreden). Wir freuen uns unendlich die Ehre zu haben —

Bürgermeister. Hier ist meine Mutter, die Frau Untersteuereinehmerin Staar.

Frau Staar. Bitte nur tausendmal um Vergebung, daß die Vorhänge noch nicht gewaschen sind. Es geschieht sonst immer vor Pfingsten und Weihnachten.

Olmerß. Madam, ich würde untröstlich sein, wenn Sie durch mich in Ihrer alten Ordnung sich stören ließen.

Frau Staar (bei Seite mit gerümpfter Nase.) Madam?

Olmerß (zum Bürgermeister). Dies junge Frauenzimmer ist vermuthlich Ihre Mademoisell Tochter?

Bürgermeister. Jedermann erkennt sie doch gleich an der Aehnlichkeit mit mir.

Olmerß. Mademoisell, ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß meine Gegenwart keinen unangenehmen Eindruck auf Sie machen werde.

Sabine. Im Gegentheil, der Eindruck ist so angenehm, daß ich ihn nur früher gewünscht hätte.

Herr Staar. Man hört doch gleich, daß das Mädchen ein Jahr in der Residenz gewesen ist.

Olmerß. Vermuthlich haben Sie dort interessante Bekanntschaften gemacht?

Sabine. Wenn auch nicht viele, doch Eine.

Olmerß. Die sich um so glücklicher schätzen wird.

Sabine. Wer weiß. Man findet in der Residenz so ziemlich Alles, ausgenommen Gedächtniß.

Olmerß. Hüten Sie sich, daß Sie kein Unrecht abzubitten bekommen.

Sabine. Dabei würde ich gewinnen.

Olmerß. Wer einmal so glücklich war, Sie zu sehn —

Sabine. Sie schmeicheln einem armen Landmädchen.

Bürgermeister. Nun, nun, Sabine, ein Landmädchen bist du doch grade nicht. Wir bewohnen, Gott sei Dank! eine ganz feine Stadt.

Herr Staar. Die beiden Hauptstraßen sind gepflastert.

Sperling. 5000 Einwohner, worunter auch einige Dichter.



Frau Staar. Drei schöne Kirchen.

Frau Brendel. Eine anmuthige Promenade bis zum Galgen.

Olmerz. Ich habe eine liebliche Anhöhe bemerkt.

Frau Morgenroth. O die ist ganz vortrefflich zum Wäsche-trocknen.

Olmerz. Und das Thal so malerisch mit Gebüsch besreut.

Frau Brendel. Die schönsten Erdbeeren wachsen dort.

Sperling (mit einem Blick auf Sabinen). Gewürzig und purpurroth wie gewisse Lippen.

Olmerz. In der Tiefe schlängelt sich ein Fluß.

Frau Staar. Mit Forellen und Karauschen.

Olmerz. Ein schattenreicher Wald beherbergt ein Heer von Nachtigallen.

Herr Staar. Der Wald ist dick genug, aber das Holz wird doch alle Jahre theurer.

Olmerz. Treibt das Städtchen einen starken Handel?

Frau Staar. O ja, mit Meerrettig.

Herr Staar. Auch gibt es Niederlagen von ost- und west-indischen Gewürzen, sammt einer Lesebibliothek.

Sperling. Von unserm Scheibenschießen haben Sie wohl schon gehört?

Olmerz. Leider nein.

Sperling. Es ist auch ein Hauswurst dabei.

Frau Staar. Und einen Nachmittagsprediger haben wir an der Regidienkirche, das ist ein Mann, wie ein Apostel! O der ist Ihnen sicher schon bekannt?

Olmerz. In der That, ich muß mich schämen —

Sperling. Was sagen sie denn in der Residenz von unserm Liebhabertheater? ich spiele den Peter in Menschenhaß und Neue.

Frau Morgenroth. Und recht natürlich.

Sperling. Nicht wahr, Frau Ruhme?

Bürgermeister. Vor allen Dingen werd' ich dem Herrn unser Rathhaus zeigen. Ein Baumeister aus Gotha hat es vor 300 Jahren erbaut. Es ist im echt gothischen Geschmack.

Olmerz. So bald ich mich ein wenig von der Reise erholt habe.

Frau Staar. Sabinchen, führe doch den Herrn auf sein Zimmer.

Sabine. Herzlich gern.

Bürgermeister. Ich werde die Ehre haben zu begleiten.

Herr Staar. Auch ich.

Sperling. Auch ich.

Olmerz. Bemühen Sie sich nicht, meine Herren, ich bin vollkommen mit meinem Führer zufrieden.

Bürgermeister. Mit nichts. Seine Excellenz, der Herr Minister, haben mir Hochdieselben empfohlen, und ich werde nicht ermangeln, Sie mit Dero Schatten zu umgeben.

Olmerz. Dann werden Sie mir oft in die Sonne treten.

Bürgermeister. Sonne genug. Dero Fenster liegen gegen Mittag. Uebrigens sehr bequem. Nur drei Stufen hinab in die Kammer und wiederum zwei Stufen hinauf in den Alkoven.

Olmerz (reicht Sabinen die Hand). Mademoisell, an Ihrer Hand hoffe ich die Stufen leicht zu erklimmen.

Sabine. Es wäre doch besser, wenn wir uns schon am Ziele befänden. (Ab mit Olmerz.)

(Der Bürgermeister folgt.)

Sperling (zu Staar). Was meinen Sie, wenn ich ihm gleich die Ode vorläse? die an die braunschweiger Numme?

Herr Staar. Jetzt nicht. Ich zeig' ihm erst meine Nürnberger Kupferstiche. (Weide ab.)

Frau Staar. Nun! was sagen Sie, liebwertheste Frau Ruhme?

Frau Brendel. Mich hat er kaum angesehen.

Frau Morgenroth. Mit mir hat er kein Wort gesprochen.

Frau Staar. Und mich hat er gar eine Madam genannt! Seht doch! Madam! ich bin mit Gott und Ehren Frau Untersteuereinnnehmerin und keine Madam.

Frau Brendel. Er hätte doch fragen können, ob mein Mann schon lange todt wäre? oder so etwas dergleichen.

Frau Morgenroth. Wenn er sich doch nur nach meinen Kindern erkundigt hätte.

Frau Staar. Mein Sohn hat ihm deutlich genug gesagt: Frau Untersteuereinnnehmerin; und dennoch hat er mich recht unverschämter Weise zur Madam gemacht.

Frau Morgenroth. Was Lebensart heißt, muß er erst in Krähwinkel lernen.

Frau Brendel. Ein hübscher Mann ist er.

Frau Staar. Ja, aber gar nicht ein Bißchen steif. That er nicht, als ob er hier zu Hause wäre?

Frau Morgenroth. Recht, Frau Ruhme, es mangelte ihm ganz die volle Verlegenheit.

Frau Brendel. Feine Wäsche trägt er.

Frau Staar. Aber keine Manchetten.

Frau Morgenroth. Das Haar mag auch wohl vor acht Tagen zum letztenmal gepudert worden sein.

Frau Staar. Der Mensch kommt mir so bekannt vor. Es ist mir immer, als hätte ich ihn schon irgendwo gesehn. — (Sie schau-



(Ich befinnend und sehr heftig erschrocken.) Ah! Ah! mein Schwindel! ich falle in Ohnmacht!

Frau Brendel und Frau Morgenroth eilen ihr zu Hülfe.  
Was ist's, Frau Muhme?

Frau Staar. Da, in meiner Tasche —

Frau Brendel. Das Riechfläschchen?

Frau Staar. Nein — nein — ein Bild — ein Bild —

Frau Brendel (hat unterdessen in ihrer Tasche gesucht). Nun ja, da ist Eins. Ei, seht doch, das ist wahrhaftig der Fremde.

Frau Staar. Zeigen Sie her. — So wahr ich eine arme Stünderin bin! er ist's! ich bin des Todes!

Frau Brendel. Wer denn?

Frau Morgenroth. Ich will nicht hoffen —

Frau Staar. Ich kann nicht zu Athem kommen —

Frau Brendel. Doch kein entspringener Delinquent?

Frau Morgenroth. Wohl möglich. Man wird das Bild zu dem Steckbriefe gelegt haben.

Frau Staar. Es ist der König! es ist der König!

Beide (schreien laut auf). Der König!

Frau Staar. Seine allerglorreichste Majestät!

Frau Brendel. Frau Gevatterin, mir wird schlimm —  
(Sie sinkt auf einen andern Stuhl.)

Frau Morgenroth (eben so). Auch mir, theuerste Frau Gevatterin.  
(Alle drei stöhnen.)

Frau Staar. Nein, das überleb' ich nicht — die hohe Ehre — die hohe Gnade — und die Vorhänge nicht gewaschen —

Frau Brendel. Weiß es denn noch Niemand in der Stadt?

Frau Staar. Keine Christenseele.

Frau Brendel. Ah! da muß ich ja eilen! Kommen Sie, Frau Gevatterin!

Frau Morgenroth. Ja doch, ja! es ist mir zwar wie Blei in die Füße gesunken — aber der König — die Vaterlandsliebe — kommen Sie! kommen Sie! (Beide ab.)

Frau Staar (allein). Ich bin ganz weg — thut nichts — Nun mag mein Stündlein schlagen, wenn es dem Himmel gefällt! Ja, nun will ich auch in Gottes Namen eine Madam sein! der König mag mich Madam nennen, so viel er will! — Horch! da oben geht er auf und nieder — man hört es doch gleich, es ist ein königlicher Schritt! — Wenn ich nur von der Stelle könnte — wenn nur mein Sohn erst wüßte — daß er nichts gegen den Respekt mauquirt —

(Bürgermeister, Herr Staar, Sperling treten auf.)

Frau Staar. Kommt ihr endlich? seht, da sitz' ich, und wer weiß, ob ich in meinem Leben wieder aufstehe.

Bürgermeister. Was ist der Frau Mutter wiederfahren?

Frau Staar. Ich will es kurz machen — ich will reden — ich will das große Geheimniß von mir geben — und dann in mein Kämmerlein gehn und mit lauter Stimme einen Lobpsalm singen!

Herr Staar. Was schwätzt die Frau Mutter?

Frau Staar. Wo ist euer Gast?

Sperling. Er wird gleich herunter kommen.

Frau Staar. Niemand bei ihm?

Bürgermeister. Keine Seele. Die Sabine wollte bei ihm bleiben, aber ich jagte sie in die Küche.

Frau Staar. Nun, so lauft! rutscht auf euren Knien die Treppe hinauf! — Niklas! Niklas! der König ist in deinem Hause!

Bürgermeister und Herr Staar. Wie? was?

Sperling. Der König?

Bürgermeister. Mache mich die Frau Mutter nicht konfus.

Frau Staar. Ja, nun wird die Konfusion erst recht angehn. Ganz Krähwinkel muß konfus werden! Er ist da! sag' ich, er ist da! Gleich dem großen Weltkönig, der auf einem Gelein ritt, hat er dich erwählt, mein Sohn Niklas! in dein Haus ist er eingezogen, du glücklicher Bürgermeister, auch Ober-Altmeister!

Bürgermeister. Frau Mutter, ich bitte, sich zu expliciren, denn ich weiß schon nicht mehr, ob ich einen Kopf oder eine Windmühle auf dem Kumpfe trage.

Frau Staar. Da! da ist unsers gnädigsten Königs Porträt! nun, da seht selbst! ist er's? oder ist er's nicht?

Bürgermeister. Der Fremde, wie er leibt und lebt.

Herr Staar. Richtig.

Bürgermeister. Aber woher weiß die Frau Mutter —?

Frau Staar. Hab' ich vor vierzig Jahren nicht des Königs Großvater gesehn? und ist ihm der Onkel nicht wie aus den Augen geschnitten? Ich sage dir, das ist sein Porträt, und die geheiligte Person wandelt über unsern Köpfen.

Herr Staar. Da haben wir's! er reist incognito.

Sperling. Der Landesvater im Steinbruche!

Bürgermeister. Ach, mein Gott! was ist nun anzufangen? Da muß ja die Bürgerwache mit der alten Trommel aufziehen.

Sperling. Und die Schützenkompanie mit der Fahne.

Herr Staar. Und der Magistrat mit den Waisenkindern.

Frau Staar. Ach! wenn das mein seliger Herr noch erlebt hätte!



Bürgermeister. Aber ist es denn auch so recht gewiß?  
 Herr Staar. Wie kann der Herr Bruder noch zweifeln? die Frau Mutter hat ja den Großvater selbst gesehen.

Sperling. Und das Porträt läßt sich doch auch nicht ganz weg demonstrieren.

Frau Staar. Es ist der König, sag' ich dir!

Bürgermeister. So muß mit allen Glocken geläutet werden, daß die Bürger zusammen laufen.

Frau Staar. Die Frau Muhmen sind schon hinaus.

Bürgermeister. So brauchen wir keine Glocken. Aber eine Ehrenwache muß gleich vor das Haus.

Frau Staar. Vor unser Haus! Wenn ich die Ehrenwache sehe, so rührt mich der Schlag.

Sperling. Da ist er.

Frau Staar (zwingt sich aufzustehen). Ach Gott! Ach Gott!

Bürgermeister. Ein Herz gefaßt.

(Olmers kommt.)

Olmers. Ein recht bequemes Haus, lieber Herr Bürgermeister, und eine vortreffliche Aussicht. Ich hoffe, sehr frohe Stunden hier zu verleben.

Bürgermeister. Allergnädigster König —

Olmers. Wie?

Herr Staar. Ew. Königliche Majestät —

Olmers. Was?

Sperling. Glorreichster Monarch —

Olmers. Scherzen Sie mit mir?

Frau Staar. Gesalbter des Herrn —

Olmers. Wir haben doch heute nicht den sechsten Januar?

Bürgermeister. Verbergen Sie sich nicht länger Ihren getreuen Unterthanen!

Herr Staar. Unsere Herzen brennen —

Sperling. Und lobern —

Frau Staar. Und zerfließen —

Olmers. Was haben Sie mit mir vor?

Bürgermeister. Dero Premierminister hat bereits halb und halb verrathen —

Olmers. Mein Premierminister? (Zurück.) Ich werde doch nicht in's Tollhaus gerathen sein?

(Die Magd erscheint.)

Magd. Draußen stehn zwei Männer. Sie sprechen, sie wären Deputirte von der Schützengilde, und wollten den König bewillkommen.

Bürgermeister. Wollen Ew. Majestät allergnädigst erlauben?

Olmers. Ei, zum Henker! was fällt Ihnen ein? ich bin ja eben so wenig eine Majestät, als Ihr Nachtwächter.

Bürgermeister. Ach großer Gott! was wollen Allerhöchstdieselben länger leugnen? wir besitzen ja Dero unschätzbares Porträt.

Olmers. Mein Porträt?

Frau Staar. Hier ist es, großer König. (Sie überreicht es.)

Olmers. Ja, es ist allerdings mein Porträt —

Bürgermeister. Endlich! (Zu der Magd). Die Deputation soll hereinkommen, soll die Gnade haben, vorgelassen zu werden.

Olmers. Um's Himmels willen nicht! Sie machen mich zum Gespött; ich heiße Karl Ollmers, und damit holla.

Herr Staar. Lasse der Herr Bruder es gut sein; Seine Majestät wollen nun einmal durchaus incognito bleiben.

Frau Staar. Aber die Ehrenwache werden Allerhöchstdieselben doch nicht verschmähen?

Olmers. Wenn Sie nicht bald aufhören, so brauch' ich allerdings eine Wache, denn ich werde verrückt. (Zu Sabinen, welche eben hereintritt.) Ah, Mademoisell! gut, daß Sie kommen. Man will mich hier mit Gewalt zum König machen. Wie das zugeht, mag Gott wissen. König bin ich wahrlich nicht! zu herrschen begehrt' ich nirgends, als nur in Einem Herzen. Erlang' ich aber diesen Wunsch, so beneid' ich keinen König. (Ab.)

Bürgermeister. Man muß Seine Majestät begleiten. (Er will nach.)

Sabine (hält ihn auf). Lieber Vater, was soll das heißen? wie kommen Sie auf den Einfall?

Bürgermeister. Na, weißt' es ist unser König.

Sabine. Gott bewahre! wer hat Ihnen das weiß gemacht?

Herr Staar. Weiß gemacht?

Bürgermeister. Hat die Frau Mutter nicht den Großvater gesehen?

Herr Staar. Hat sie nicht das Porträt?

Frau Staar. Von ihr selbst hab' ich es empfangen.

Sabine. Ah! nun versteh' ich — ja, lieber Gott, das war nur ein Scherz.

Alle. Ein Scherz?

Sabine. Verzeihen Sie, liebe Großmutter —

Frau Staar. Ich drehe dir den Hals um!

Sabine. Konnt' ich das vermuthen —

Frau Staar. Gottloses Kind! du wußtest also, wen das Porträt eigentlich vorstellt?



Sabine (sich etwas verlegen heraushelfend). Nein — das wußte ich nicht —

Frau Staar. Wie kamst du dazu?

Sabine. Ich — ich hab' es gefunden.

Frau Staar. Gefunden? wo? wie?

Sabine. Als ich noch in der Residenz war — auf einem Spaziergange — im hohen Grase — ich steck' es in die Tasche, und hab' es vergessen bis auf den heutigen Tag.

Frau Staar. Ei! woher denn aber die Zärtlichkeit, mit der du das Bild angafftest, als ich diesen Morgen herein trat?

Sabine. Zärtlichkeit?

Frau Staar. Ja, ja, Mamsell, dir war Hören und Sehen vergangen.

Sperling. Ei, ei, Mademoisell.

Sabine. Ah, das kann ich Ihnen leicht erklären. Aufmerksamkeit war es. In den Zeitungen wurde ein verlorenes Bild angezeigt. Da fiel mir das Meinige wieder bei. Schnell zog ich es aus der Tasche, um es mit der Angabe zu vergleichen.

Frau Staar. Ich habe ja keine Zeitungen gesehn?

Sabine. Dort liegen sie noch auf dem Tische.

Frau Staar (zieht die Brille heraus). Gib doch her, ich will den Artikel selber lesen.

Sabine (erschrocken). O ja — warum nicht — hier sind sie — ach verwünscht! da haben die Kinder das Butterbrod darauf gelegt. Es ist Alles durchgeweicht, Alles unleserlich.

Frau Staar. Verschmigte Kreatur! wenn ich nun das Bild an einer Zitternadel auf meine Haube gesteckt hätte? Die ganze Stadt hätte mit Fingern auf mich gewiesen. — Fort damit! Laß es mir nie wieder vor die Augen kommen.

Bürgermeister. Gib es dem Fremden zurück.

Sabine. Ei freilich, er könnte ja sonst wunder glauben —

Sperling. Der Ersatz sei meine Sorge. Ich selber lasse mich malen.

Sabine (bei Seite). Lieber ausstopfen.

Herr Staar. Die Jungfer Nichte ist eine Närrin! Daß doch so eine leichtfertige Dirne eine ganze reputirliche Stadt wie ihren Strickbeutel umkehrt. Ich muß nur gehen und die Bürgerschaft beruhigen. (Ab.)

Bürgermeister. Und ich will die Schützendeputation abfertigen. Das sag' ich dir! bringst du mir noch einmal einen solchen König in's Haus, so schick' ich dich auf die Spinnstube. (Ab.)

Frau Staar. Alle Freude umsonst! ich sah schon die Ehrenwache vor unserer Thür; ich erzählte es schon meinem seligen Herrn

im Grabe — und indessen sind meine Braten zu Kohlen verbrannt, du Rabenkind! (Ab.)

Sabine. Herr Bau-, Berg- und Berginspektorssubstitut, Sie werden vermuthlich vor dem Essen auch noch Geschäfte haben?

Sperling. Wertheste Mademoisell, vor dem Essen und nach dem Essen hab' ich kein anderes Geschäft, als mein treues Herz vor Ihnen auszubreiten.

Sabine. Ausbreiten? es ist ja kein Mantel.

Sperling. Poetischerweise allerdings ein Mantel, aber ohne Falten, ohne alle Falten. Schönste Sabine! versuchen Sie es! wickeln Sie sich darein bei Sturm und Frost.

Sabine. Ich bin noch jung, mein Herr, und bedarf keiner geborgten Wärme.

Sperling. Will ich denn dies treue Herz nur borgen? nein, ich enten will ich es! (Er kniet nieder.) Hier zu Ihren Füßen empfangen Sie Ihr Eigenthum! schalten Sie damit nach Gefallen. Der König ist verschwunden, aber die Königin steht vor mir! Meine Königin! mein Götterkind!

(Olmers kommt.)

Olmers (kaut, als er herein tritt). Ich bitt' um Vergebung, eine so schöne Unterhaltung muß man nicht stören.

Sperling (steht auf).

Sabine. Es hat nichts zu bedeuten. Kommen Sie nur näher.

Olmers (wütend). Nichts zu bedeuten? Es möchte doch wohl Leute geben, denen ein solcher Anblick sehr bedeutend vorkäme.

Sperling. Ei freilich! Sie sollen wissen, mein Herr, daß nach einer Ewigkeit von zwei Jahren die treue Liebe endlich siegt.

Olmers. Wirklich? ich wünsche Ihnen Glück.

Sperling. Wenn Sie einige Wochen bei uns verweilen, so werden Sie einem Feste bewohnen, an welchem Amor und Hymen sich brüderlich umarmen.

Olmers. In der That?

Sabine. Ja, mein Herr, das hoff' ich von ganzem Herzen.

Olmers. Ei, welche lebenswürdige Offenheit! Natürlich werde ich so lange hier bleiben, denn ich muß für meinen zerbrochenen Wagen doch durch etwas entschädigt werden.

Sabine. Noch bin ich zwar nicht Braut, aber ich hoffe es bald zu werden.

Olmers. Sie wären es noch nicht? Sie belieben zu scherzen.

Sperling. Nur klarer Scherz im Gefolge der Grazien.

Sabine. Mein Herr, verstehen Sie mich recht. Schon seit fünf Wochen hab' ich gehofft, daß mein Geliebter sich erklären würde, aber er schwieg.



Sperling. Er schwieg? Schalkhafte! haben meine Augen denn nicht gesprochen?

Olmers (der zu begreifen anfängt). Er schwieg vielleicht nur, um Alles vorzubereiten.

Sperling. Ganz recht, mein Herr. In meiner künftigen Wohnung wird noch gebaut. Jetzt logir' ich im Dachstübchen bei dem Herrn Vicaristenversteher.

Sabine. Er hätte mir doch durch die dritte Hand eine schriftliche Nachricht können zukommen lassen.

Sperling. Sag ich denn nicht täglich selber zu Ihren Füßen?

Olmers. Vielleicht hat er ein strenges Verbot, welches die Sittsamkeit ihm auflegte, zu gewissenhaft erfüllt.

Sperling. Errathen, mein Herr. Als die Mamsell nach der Residenz ging, verbot sie mir ausdrücklich, meine Seufzer durch die Post zu spediren.

Sabine. Einer dienstfertigen Muhme hätte man sich immer vertrauen mögen.

Sperling. Schönste Mademoisell, alle unsere Muhmen sind Klatzschmäuler.

Olmers. Vielleicht glaubte man auch, von Liebe und Treue bereits so viele Proben abgelegt zu haben, daß man auf edles Verhalten rechnen dürfe.

Sperling. Getroffen, mein Herr. Ich bin ja so treu als der Hund des Melai in Weiskners Skizzen.

Sabine. Sie glauben also wirklich, Herr Olmers, daß mein Geliebter noch eben so warm für mich empfinde, als vormals?

Sperling. Nur warm? — siedend heiß! — Ja, Mademoisell! hätte Archimedes solche Liebe empfunden, er hätte seine Spiegel nicht gebraucht, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Olmers. Ich wage zu behaupten, daß seine Empfindungen durch die Abwesenheit nur noch heftiger geworden.

Sperling. Freilich, freilich. Als sie in der Stadt war, wollt' ich rasend werden.

Sabine. Nun, so bin ich beruhigt.

Sperling. Endlich!

Olmers. Auch ich.

Sperling. Sie sind ein scharmanter Mann, daß Sie um meinerwillen sich so benurruht haben. Ich bitte mir Ihre Freundschaft aus.

Olmers. Gehorsamer Diener.

Sabine. Wer mich aufrichtig liebt, wird es aber nicht bloß mir sagen.

Sperling. Wem sonst?

Olmers. Vermuthlich wird er sich Ihrem Herrn Vater entdecken.

Sperling. Ist ja schon geschehen.

Sabine. Was noch zu thun wäre, muß bald geschehen, da meine Verlobung bereits auf Morgen festgesetzt worden.

Sperling. Eben deswegen ist nichts mehr vonnöthen.

Olmers. Und wäre noch etwas vonnöthen, so wird es sicher diesen Abend geschehen.

Sperling. Natürlich.

Sabine. Ich schwebe zwischen Furcht und Hoffnung.

Sperling. Werfen Sie sich der Hoffnung getrost in die Arme.

Olmers. Mächtige Fürsprache kann Gutes bewirken.

Sperling. Wozu? die Familie ist einig.

Der Schmetterling vermählt sich mit der Rose,  
Und trinkt entzückt den Thau aus ihrem Schooße.

Sabine. Wohlan! in Gegenwart dieses Herrn schwör' ich nochmals ewige Liebe!

Olmers. Ich empfangen den Schwur im Namen des Geliebten.

Sperling. Ach, wie rührend!

Sabine. Keine Gewalt soll mich von ihm trennen.

Olmers. Er ist auf ewig mit Ihnen verbunden.

Sperling. Meine Thränen fließen.

Sabine. Zum Pfand des Schwurs reich' ich die Hand.

Olmers. Dankbar drücke ich sie an die Lippen.

Sperling. Na, ich bin recht seelenvergnügt.

(Frau Staar tritt auf.)

Frau Staar. Das Essen ist aufgetragen. Die Gäste sind bereits in der großen Stube. Wenn ich gehorsamst bitten darf —

Olmers. Zu Befehl. (Er reicht Sabinen hinter Sperlings Rücken die Hand und entschüpft mit ihr.)

Sperling (indem er weiße Handschuh anzieht). So will ich denn im Triumph an der Hand der Liebe — (er wendet sich galant, um Sabinen die Hand zu reichen, steht aber vor der Großmutter.)

Frau Staar (verneigt sich). Herr Bau-, Berg- und Weginspektorsubstitut —

Sperling (stottert). Frau Unterstenerinehmerin — (Sie reicht ihm ihre Fingerspitzen, welche er mit seinen Fingerspitzen faßt, und mit einem süßsauren Genichte sie fortführt.)



## Dritter Aufzug.

(Frau Staar allein.)

Nein, so etwas dergleichen von Ungezogenheit ist mir noch nicht vorgekommen. Sind das die feinen Sitten in der Residenz? Gott behüte und bewahre! — Von der Madam will ich gar nichts mehr reden, denn die liegt mir schon tief im Magen. Aber — ich weise ihm den Ehrenplatz an zwischen zwei respektablen alten Frauen, was thut er? er läßt sie sitzen, wie ein paar Wachsbilder in einer Jahrmarktsbude, und pflanzt sich mitten unter das junge Volk! — Ei! ei! ei! — Nein, da lob ich mir den Herrn Bau-, Verg- und Beginspektorsubstituten! das ist noch ein Männchen! galant und scharmant, gebügelt und geschneiegelt.

(Frau Brendel und Frau Morgenroth, beide nach ihrer Art gepust, erscheinen.)

Frau Staar. Nun, Frau Muhme? der liebe bescheidene Gast!

Frau Brendel. Der scheint mir ein lockerer Zeißig.

Frau Morgenroth. Haben Sie bemerkt, wie er das Brod zu Rugehn drehte, und die Zingfer Muhme damit warf?

Frau Staar. Der böse Mensch! die edle Gottesgabe!

Frau Brendel. Den rothen Wein hat er auf's Tischstuch verspritzt.

Frau Morgenroth. Was wollen Sie sagen! beim Licht: puzen hat er sogar einen Funken darauf fallen lassen.

Frau Staar. Du Bösewicht! mein damastnes Tischstuch.

Frau Brendel. Das Essen schien ihm auch nicht recht zu schmecken.

Frau Morgenroth. Er ließ manche Schüssel ganz vorübergehen. Schickt sich das?

Frau Staar. Ich habe ihm doch genug gesagt, wie gut jede Schüssel zubereitet sei, und aus welchen Ingredienzien sie bestehe.

Frau Brendel. Ich denke, am Nöthigen haben wir es Alle nicht fehlen lassen.

Frau Morgenroth. Er war ja so unverschämt, sich das Nöthigen ganz zu verbitten.

Frau Staar. Man sieht, daß er noch wenig gute Gesellschaft frequentirt hat.

Frau Brendel. Nicht einmal den Kuchen hat er gelobt, und der war doch vortrefflich.

Frau Morgenroth. Außerordentlich mürbe.

Frau Brendel. Er zerging auf der Zunge.

Frau Morgenroth. Vermuthlich selbst gebacken?

Frau Staar. Zu dienen.

Frau Brendel. O das merkt man gleich.

Frau Staar. Allzugütig.

Frau Morgenroth. Der Teig ist wie Schaum.

Frau Staar. Sie beschämen mich.

Frau Brendel. Darf ich fragen, wie viel Eier die Frau Muhme dazu nehmen?

Frau Staar. Ich werde die Ehre haben, das ganze Recept mitzutheilen. Man nimmt Erstens —

(Herr Staar kommt.)

Herr Staar. Bleibt mir vom Halse mit eurem vornehmen Gaste! Der kann sich erst aus meiner Vesebibliothek das Sittenbüchlein holen, und solches fleißig studiren.

Frau Brendel. Ja wohl, Herr Vieckirchenvorsteher, der ist gar sehr in der Erziehung verwahrlost.

Herr Staar. Erst hat er nicht einmal ordentlich sein Tischgebet verrichtet.

Frau Staar. Und noch obendrein über die armen Kinder gelacht, die doch ihr „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“ recht ordentlich herunter beteten.

Herr Staar. Als ich, nach alter scherzhafter Weise, die Gesundheit: „Was wir lieben“, ausbrachte, gleich rief er: „was uns wieder liebt“ und seinem Nachbar einen Kuß gibt.

Frau Brendel. (sich verschämt mit dem Säcker wedelnd.) Ich hatte das Unglück, ihm an der linken Hand zu sitzen.

Frau Staar. Die hübsche Maniell Morgenroth, die ihm zur Rechten saß, wurde feuerroth.

Herr Staar. Die Sabine warf ihm einen grimmigen Blick zu.

Frau Staar. Am Ende wollte er ja gar ein heidnisches Lied singen: „Freunde, schöner Götterfunken!“ nein, so verrückt geht es bei uns nicht zu.

Herr Staar. Weil er selbst keinen Titel hat, so gibt er auch keinem Menschen seine gebührende Ehre.

Frau Staar. Wenn mein Sohn, der Bürgermeister, auch Oberälteste, die wichtigsten Prozesse abhandelte, so saß er und triebelte mit der Gabel auf dem Teller.

Frau Brendel. Und Zucker hat er in den Kaffee geworfen, eine ganz Hand voll!



Frau Morgenroth. Und statt nach Tische zur gesegneten Mahlzeit die Hand zu küssen, hat er sich ein Einzigesmal rings herum verbogen.

Herr Staar. Ich möchte nur wissen, wie der Herr Minister solche Leute empfehlen kann.

(Sperling tritt auf.)

Sperling. Hochgeehrteste Frau Muthen, ich wollte, der Fremde läge noch im Steinbruche, denn unter uns gesagt, er hat keine Konduite.

Herr Staar. Darüber sind wir einig.

Sperling. Haben Sie wohl das spöttische Lächeln bemerkt, als ich den löblichen alten Leberrein vorschlug?

Herr Staar. Von Ihrer schönen Ode auf die braunschwediger Mummie hat er nicht drei Worte gehört.

Frau Brendel. Da zwinkert' er immer mit der Jungfer Muthen, die ihm gegenüber saß.

Sperling. Für die schöne Literatur scheint er wenig Sinn zu haben.

Herr Staar. Er hat ja nicht einmal den Rinaldo Rinaldini gelesen.

Sperling. Er ist zu bedauern. Es mag ihm nicht an Anlage fehlen, aber keine Ausbildung.

Herr Staar. Keine Sitten.

Frau Brendel. Keine Moral.

Frau Morgenroth. Keine Lebensart.

Frau Staar. Keinen Titel.

Sperling. Wenn der bei dem morgenden großen Feste erscheint, geben Sie Acht, der wird zum Kinderspott.

Herr Staar. Danken wir dem Himmel, daß in unserer guten Stadt Krähwinkel die liebe Jugend seiner erzogen wird.

(Sabine kommt.)

Frau Staar. Gut, Binchen, daß du kommst. Sag' uns doch ein wenig, gleichen die jungen Herren in der Residenz Alle diesem Muses Olmers?

Sabine. Alle, die Anspruch auf seine Bildung machen.

Frau Staar. So? Scharmant.

Herr Staar. Er ist ja ein Grobian.

Frau Brendel. Dreht Brodflugeln.

Frau Morgenroth. Befleckt die Tischtücher.

Frau Staar. Titulirt keinen Menschen.

Sperling. Verhöhet die Poesse.

Frau Brendel. Lobt keinen Kuchen.

Frau Morgenroth. Läßt die Hälfte auf dem Teller liegen.

Herr Staar. Weiß von keinem Tischgebet.

Frau Staar. Will heidnische Lieder singen.

Sperling. Küßt die Nachbarin.

Frau Staar. Hat weder deinem Vater noch dem Herrn Pastor loci geduldig zugehört.

Sabine. O weh! o weh! der arme Olmers! — Liebe Großmutter, in der Residenz verbannt man so viel möglich allen Zwang. Komplimente sind Dem, der sie macht, im Grunde eben so lästig, als Dem, der sie empfängt. Man läßt die Leute essen, wovon sie Lust haben, und so viel sie mögen, man nöthigt nie. Das Tischgebet ist nicht mehr gebräuchlich, weil die Kinder nur plappern, und die Erwachsenen nichts dabei denken. Ein anständiger Scherz, ein frohes Lied würzen das Mahl. Der Titel bedient man sich bloß im Amt, im geselligen Leben würden sie nur die Freude verschandeln. Kurz, ein guter Wirth sucht Alles zu entfernen, was die Behaglichkeit seiner Gäste stören könnte. Man kommt, man setzt sich, man steht, Alles nach Belieben. Man geht wieder, ohne Abschied zu nehmen.

Frau Staar. Hör' auf! ich bekomme meinen Schwindel.

Frau Brendel. Ohne Abschied! ist das möglich?

Frau Morgenroth. Sich nicht einmal zu bedanken für genossene Ehre!

Sabine. Wenn die Gäste vergnügt sind, so hält der Wirth das für den besten Dank.

Frau Staar. Ach du mein Gott! ist denn die Residenz zu einer Dorfschenke geworden?

(Der Bürgermeister und Olmers treten auf.)

Bürgermeister. Wie ich Ihnen sage, Herr Olmers, die Stadttheerde hat seit 100 Jahren das Privilegium, auf den Rummelsburger Stoppeln zu weiden —

Olmers. So?

Bürgermeister. Nun aber hat der Amtmann daselbst noch neuerlich einen Hammel gepfändet —

Olmers (zu Sabinen). Meine schöne junge Wirthin ist mir entschlüpft.

Bürgermeister. Einen Hammel, sag' ich, hat er gepfändet — Olmers. Zwar kleidet die häusliche Sorge Sie überaus wohl —

Bürgermeister. Einen fetten Hammel, sage ich —

Sabine (sath leise). So hören Sie doch auf den Hammel!



Olmerz. Lassen Sie es gut sein, Herr Bürgermeister. Ich bin von den Privilegien Ihrer Stadttheide sattfam überzeugt. Der Amtmann muß den Hammel herausgeben, das versteht sich.

Bürgermeister. Ei, damit ist's noch nicht gethan.

Olmerz. Und Strafe dazu, so viel Sie wollen. (Zu Frau Staar.) Nicht wahr, Madam? — Sie haben uns so schön bewirthet, daß wir in diesem Augenblicke selbst für den fettesten Hammel uns nicht zu interessiren vermögen.

Frau Staar. Es scheint überhaupt, mein Herr, daß vernünftige Gespräche nicht Jedermann interessiren. Zu meiner Zeit wurde das Alter in hohen Ehren gehalten. Betitelte Personen von gefesteten Jahren führten das Wort, die unbetitelte Jugend hörte und lernte. Seitmalen nun aber diese ehrbare Sitte nicht mehr gebräuchlich, so thun ältere Personen wohl, sich der Gesellschaft zu entziehen, und über den Sittenverfall in christlicher Einsamkeit zu seufzen. (Sie verneigt sich und geht ab.)

Olmerz. Ich will nicht hoffen, daß Madam auf mich zürnt?

Herr Staar. Meine Frau Mutter, die Frau Untersteuereinnnehmerin, wird in ganz Krähwinkel so hoch respektirt, daß sie auch dann nicht einmal zornig wird, wenn Dieser oder Jener ihr die gebührende Titulatur versagt. (Ab.)

Olmerz. Mein Gott! die Titel sind hier in der Provinz so lang, und das Studium derselben so beschwerlich —

Sperling. Besonders wenn man selbst keinen Titel hat. (Ab.)

Olmerz. Aus einer frohen Gesellschaft sollte jeder Zwang verbannt sein.

Frau Brendel. Da man aber bei einer Gasterei nicht zusammen kommt, um froh zu sein, sondern um die Gaben Gottes reichlich und mit Anstand zu genießen, so sollte man doch billig auf die respektive Würde der Gesellschaft einige Rücksicht nehmen.

(Verbeugt sich und geht.)

Frau Morgenroth. Zumal, da die guten Sitten nur durch ein ehrbares Ceremoniel in ihrer Reinigkeit erhalten werden.

(Verbeugt sich und geht.)

Olmerz. Bewahre der Himmel!

Bürgermeister (bei Seite, indem er sich die Perücke zurecht rückt). Wenn nur der Minister nicht wäre, ich wollte es ihm auch schon sagen.

Sabine (leise). Sie sind auf dem besten Wege, es mit der ganzen Familie zu verderben. Neden Sie mit meinem Vater, ehe es zu spät wird. (Ab.)

Bürgermeister. Wiederum auf besagten Hammel zu kommen —

Olmerz. O Herr Bürgermeister! und wenn Sie mir alle Hammel von ganz Tibet versprochen, jetzt hab' ich einen Wunsch, der mir näher am Herzen liegt.

Bürgermeister. So? so?

Olmerz. Ich liebe Ihre Mademoisell Tochter.

Bürgermeister. Ei, ei.

Olmerz. Ich wünschte sie zu heiraten.

Bürgermeister. Viel Ehre.

Olmerz. Ich habe Vermögen, und durch das Wohlwollen des Ministers hoffe ich auch bald ein ausständiges Amt zu erhalten.

Bürgermeister. Gratulire.

Olmerz. Nur Ihre Einwilligung fehlt noch zu meinem Glück. Darf ich mir schmeicheln?

Bürgermeister. Gehorsamer Diener!

Olmerz. Als ein ehrlicher Mann hab' ich meine Anverbung in wenig Worten ohne Schminke vorgetragen. Antworten Sie mir eben so.

Bürgermeister. O ja — Sie erlauben mir — ich bin pater familias — meine Pflicht erheischt, die sämmtlichen Vettern und Nuhmen zusammen zu berufen und selbigen Dero Anliegen in geziemenden terminis vorzutragen.

Olmerz. Thun Sie das. Ich gehe indessen in den Garten, und erwarte mit Ungeduld die Entscheidung. (Ab.)

Bürgermeister (allein). Ei, jetzt doch! der Mensch fällt mit der Thür in's Haus. Ist das eine Manier, zu heiraten? weiß er denn nicht einmal, daß man vorher ein halbes Jahr in einem Hause ab und zu, aus und eingehen muß, bis die ganze Stadt davon spricht, ehe man zu solchen Extremitäten schreitet. — Gott verzeih mir die Sünde! das sähe ja aus, als müßte die Hochzeit über Hals und Kopf aus gewissen Ursachen beschleunigt werden. (Er geht an die Thür und ruft hinaus.) Margarethel! Bittet geschwind die Frau Mutter, und den Herrn Bruder und auch die Frau Nuhmen herüber; ich hätte etwas Importantes mit ihnen zu überlegen. (Kommt zurück.) Ja, wenn nur der Minister nicht wäre, auf der Stelle hätte ich ihn abgefertigt. Aber ich wollte denn doch, daß er das morgende Fest Sr. Excellenz getreulich referirte; drum muß ich ihn schonen.

(Frau Staar, Herr Staar, Frau Brendel, Frau Morgenroth treten auf.)

Frau Brendel. Da sind wir auf des Herrn Bürgermeisters Verlangen.

Frau Staar. Was begehrt du, mein Sohn?



Herr Staar. Was will der Herr Bruder?  
Bürgermeister. Es ist eine Familienangelegenheit zu berathschlagen; da hab' ich denn die lieben Angehörigen versammeln wollen.

Frau Brendel und Frau Morgenroth. Ei, was denn?  
Herr Better, was denn?

Bürgermeister. Etwas Nagelneues.

Frau Brendel. Doch nicht wegen der neuen Frau Steuer-einnahmerin, die der alten würdigen Frau Muhme beim heiligen Liebesmahl durchaus vortreten will?

Frau Staar. Sie soll sich nur unterstehen —

Bürgermeister. Nein, das ist es nicht.

Frau Morgenroth. Oder wegen Feldscheerers Christian, der ihren Gottlieb einen Strohkopf geschimpft hat?

Bürgermeister. Auch nicht. Die Sache ist jetzt vor einem Hochadeln Rath und kann unter zwei Jahren nicht beendigt werden.

Frau Staar. Nun, so explicire dich, mein Sohn.

Bürgermeister. Nehmen wir zuvor Platz, um in gehöriger Ordnung zu procediren. Die Frau Mutter, als Familien-präses, in der Mitte; die Stammhalter zu beiden Seiten. Die Frau Muhme auf dem rechten und linken Flügel. So.

Frau Brendel (indem sie sich setzt). Ich sterbe vor Verlangen.

Frau Morgenroth (eben so). Ich pläze vor Neugier.

Bürgermeister (räuspert sich). Es ist Ihnen allerseits wohl bewußt, welchgestalt meine älteste eheliche Tochter Sabine nunmehr die mannbaren Jahre erreicht hat.

Frau Staar. Freilich, sie soll ja heiraten.

Frau Brendel. Etwas zu jung möchte sie allerdings noch sein.

Frau Morgenroth. Wenn sie nicht meine liebe Muhme wäre, so würde ich sagen, sie sei noch ein wenig naseweis.

Herr Staar. Betroffen. Die Bücher aus meiner Lesebibliothek sind ihr alle nicht gut genug.

Frau Brendel. Ein ziemliches Weltkind, das die neuesten Moden aus der Residenz bekommt.

Frau Morgenroth. Neulich spottete sie gar über unsere Manier, uns zu verneigen.

Frau Brendel. Unser alter Tanzmeister war zu seiner Zeit doch ein berühmter Mann.

Frau Morgenroth. Freilich wußte er nichts von dem neu-modischen Hoppsa!

Frau Brendel. Und litt auch nicht, daß man auf der Straße die Schleppe um sich wickelte wie einen nassen Lappen.

Frau Staar. Nun, nun, liebwertheste Frau Muhme, der Jugend muß man etwas zu gute halten. Mein Sabinchen hat doch ein eheliches Gemüth. Fahre fort, mein Sohn Niklas.

Bürgermeister. Obbesagte, meine Tochter Sabine gedenket nunmehr der Herr Bau-, Berg- und Berginspektors-Substitut Sperling als sein eheliches Gemahl heim zu führen.

Herr Staar. Ist zur Genüge bekannt. Nur weiter.

Bürgermeister. Es findet sich aber, daß, ehe noch die sponsalia vollzogen worden, ein Mitbewerber auftritt, welcher gleichfalls christliche Absichten heget.

Alle. Wer? wer?

Bürgermeister. Es ist solches der mir von Sr. Excellenz dem höchst zu verehrenden Herrn Minister auf das dringlichste empfohlene Herr Olmers.

Frau Staar. Der?

Herr Staar. Hm!

Frau Brendel. Ei!

Frau Morgenroth. Seht doch!

Frau Staar. Wirklich?

Herr Staar. Kurios.

Frau Brendel. In der That.

Frau Morgenroth. Unvermuthet.

Bürgermeister. Was meinen nun die lieben Angehörigen nach reiflicher der Sache Erwägung?

Frau Staar. Je nun —

Herr Staar. Ich meine —

Frau Brendel. Was mich betrifft —

Frau Morgenroth. Ich habe so meine eigenen Gedanken.

Frau Brendel. Die Heiraten nach der Residenz gedeihen nicht allzuwohl. Man hat Beispiele.

Frau Staar. Ganz recht, Frau Muhme, die Stadtsekretärs-Tochter.

Frau Brendel. Das war ein Zuchhe und eine Herrlichkeit, wie sie den Journalenschreiber heiratete.

Frau Morgenroth. Drei neue Kleider auf einmal wurden angeschafft.

Frau Staar. Aber es dauerte kein Jahr, so kam sie mit einem Würmchen zurück.

Frau Brendel. Sieht nun da und nagt am Hungertuche.

Frau Morgenroth. Die seidenen Fähdchen sind verkauft.

Frau Staar. Natürlich, wo soll es herkommen!

Frau Brendel. Das Leben wird alle Tage theurer.

Frau Morgenroth. Ja wohl, Frau Muhme, die Butter hat auf dem letzten Markttage wieder einen Groschen mehr gekostet.



Frau Staar. Wo will das hinaus!

Frau Brendel. Die Frau Rentkammerschreiberin Wittmann traktirt noch alle Tage.

Frau Morgenroth. Ich höre ja, sie hat gestern wieder Kuchen gebacken?

Frau Staar. Was Sie sagen!

Frau Brendel. Ihr Mann ist doch nur Supernumerarius.

Frau Staar. Wo nehmen nur die Leute das Geld her?

Frau Morgenroth. Ja, wenn ich reden wollte —

Frau Staar und Frau Brendel. O reden Sie, liebe Frau Muhme, reden Sie.

Bürgermeister. Ein andres Mal, wenn ich unmaßgeblich bitten darf. Wiederum auf meine Sabine zu kommen.

Herr Staar. Wo denkt der Herr Bruder hin? Der Mensch hat ja gar keine Familie.

Frau Brendel. Man weiß ja nicht einmal, wie er geboren ist?

Frau Morgenroth. Ob man Hoch- oder Wohledele an ihn schreibt?

Frau Brendel. Sie wissen, daß die Honoratioren unserer Stadt seit undenklichen Zeiten Alle untereinander verwandt sind.

Frau Morgenroth. Der Familie wegen werden ja eben die Heiraten gestiftet.

Herr Staar. Das hilft sich einander in den Hochweisen Rath.

Frau Brendel. Der Herr Vetter wissen das selber am besten.

Frau Morgenroth. Ein Fremder ist eine Raubbene in unserm netten Bienenkorbe.

Herr Staar. Weiß nichts von unsern alten ehrwürdigen Gebräuchen —

Frau Brendel. Macht sich lustig über unsere ehrbaren Sitten —

Frau Morgenroth. Vergiftet die liebe Jugend, die ohnehin täglich schlimmer wird —

Frau Staar. Ja wohl, Frau Muhme! zu unserer Zeit —

Frau Morgenroth. Ei ja wohl! ja wohl!

Frau Staar. Ich wundre mich nur, wie Sie die Hauptsache vergessen können! Der Mensch ist ja gar nichts, nicht einmal ein Supernumerarius, oder so etwas dergleichen. — Seht doch! das gefällt mir nicht übel. Die Tochter eines Bürgermeisters, auch Oberältesten! Die Enkelin eines Untersteuereintnehmers! Die Nase steht ihm hoch.

Bürgermeister. Das Conclusum dieser Berathschlagung fiel also dahin aus —

Frau Staar. Nein, er bekommt sie nicht.

Alle. Er bekommt sie nicht.

Bürgermeister. Bene! optimo! Das ist auch meine Meinung. Nur steht annoch zu erbittern, wie man auf eine glimpfliche Weise ihm solches insinuiert möge? Denn aus schuldigem Respekt vor Sr. Excellenz dem Herrn Minister muß solches mit besonderer Schonung traktirt werden.

Frau Staar. Wenn er alle Tage zu Gaste geladen wird, so kann er schon zufrieden sein.

Bürgermeister. Das wäre etwas.

Frau Brendel. Der Herr Vetter können ihm ja von Rathswegen den Ehrenwein schenken.

Bürgermeister. Nein, Frau Muhme, das wäre zu viel.

Frau Morgenroth. Oder bei der nächsten Kindtaufe, welche in der Familie vorfällt, könnte man ihn zu Gvatter bitten.

Bürgermeister. Das läßt sich hören.

Herr Staar. Wie wär' es — da es ihm doch hauptsächlich darauf ankommt, sich hier in Krähwinkel zu etabliren — wenn man ihm eine andere Frau proponirte?

Bürgermeister. Da hat der Herr Bruder einen gefunden Einfall.

Frau Staar. Ja, aber wen?

Herr Staar. Deine Ursula. Sie geht in's neunte Jahr. Er kann warten; kann unterdessen mit Hilfe des Ministers ein ordentlicher, bonnetter Mensch werden; kann in unsern Gesellschaften Lebensart lernen; durch meine Lesebibliothek sich ausbilden, und dann wieder zufragen.

Frau Staar. Recht. Man bliebe dann noch immer Herr, zu thun oder zu lassen.

Bürgermeister. Wenn er aber nicht so lange warten will? Denn ich kenne die jungen Herren, wenn sie einmal das Heiraten anwandelt, so geht es über Hals und Kopf.

Herr Staar. Nun, ich wollt' ihm auch wohl eine reise Schönheit vorschlagen.

Alle. Wen denn?

Herr Staar. Da, unsere Frau Muhme, die Frau Oberstoss- und Fischmeisterin.

Frau Brendel (verschämt). Ah! Sie spaken.

Herr Staar. Sie ist schon acht Monat Wittve.

Frau Brendel. Bald neun Monat, Herr Vicarischenvorsteher, bald neun Monat.

Herr Staar. Sie hat Vermögen, kann ihm irgend einen Titel kaufen, sie sind wohlfeil zu haben. Ein hübscher Mensch ist er doch nun einmal.

Frau Brendel. Ja, hübsch ist er, das muß man gestehen.

Herr Staar. So kam' er denn doch in die Familie.



Frau Staar. Und darum scheint es ihm besonders zu thun.  
 Bürgermeister. Ja, wie war' es, Frau Ruhme?  
 Frau Brendel (sich hinter dem Bücher verriegelnd). Ach, lassen Sie doch den lieben Gott walten.

(Olmers erscheint.)

Olmers. Verzeihen Sie der Ungeduld der Liebe, die mich rastlos umher treibt. Ich sehe Sie versammelt. Vielleicht ist mein Schicksal schon entschieden. Darf ich mir schmeicheln, bald mit in diesen Kreis zu gehören?

Bürgermeister (verwirrt und umständlich). Ja — ja — Se. Excellenz der Herr Minister haben dieselben allerdings so dringend empfohlen — wenn auch gewisse Wünsche nicht gerade angebracht —

Frau Staar. So gäb' es denn doch noch Mittel —

Herr Staar. Mit einigen Modifikationen —

Frau Brendel. Ach, ich bitte! schweigen Sie.

Frau Morgenroth. Die Familie ist, dem Himmel sei Dank, groß —

Frau Brendel. Sie machen, daß ich glühe.

Olmers. Was soll ich aus diesen abgebrochenen Sätzen schließen? Ich bitte, Herr Bürgermeister, erklären Sie sich deutlich.  
 Bürgermeister. Meine Frau Mutter ist das Haupt der Familie, ihr kommt es zu, das Wort zu führen. (26.)

Olmers. Von Ihren Lippen, Madam, erwart' ich also den Ausdruck.

Frau Staar (niedr.).

Alle (außer Olmers). Zur Gesundheit! Gott stärke Sie!

Frau Staar (bei Seite). Nicht einmal Profit sagt der Unmensche. (laut.) Nein, mein Herr, die Madam hat hier nichts auszusprechen. Rede du, mein Sohn, du kennst meine Gedanken. (26.)

Olmers. O geschwind, mein Herr, lassen Sie mich nicht länger in dieser marternden Ungewißheit.

Herr Staar. Eine delikate Sache. Heiraten und Nähabeln müssen die Frauenzimmer einsädeln. Bitte daher, sich an die Frau Ruhme zu halten. (26.)

Olmers. Sie also, meine Damen?

Frau Morgenroth. Das Herz eines Jünglings, mein Herr, weiß nicht immer, was es wünscht. Oft wähnt es sich fern vom Ziele, indessen Amor durch einen glücklichen Tausch es zu beseligen im Begriff steht.

Olmers. Was soll das heißen?

Frau Morgenroth. Fragen Sie nur die Frau Gvatterin. (26.)

Olmers. Werden Sie mir endlich diese Räthsel lösen?

Frau Brendel (mündend). Die Familie hat Absichten — sie glaubt Ihnen Ersatz schuldig zu sein — man thut Vorschläge — man entwirft Pläne — aber Sie fühlen wohl, mein Herr, daß es unschicklich wäre, wenn eine junge Frau sich auf etwas einlassen wollte, die erst seit zehn Monaten Wittve ist. (26.)

Olmers (allein). Was Teufel soll das bedeuten? — Man ist doch wahrhaftig übel daran, wenn man sein ganzes Leben in einer großen Residenz zugebracht hat. Führt Einen der Zufall dann in eine kleine Stadt, so steht er da wie eine Gule auf der Stange; die Krähen flattern rings umher und ärgern sich über den Fremdling.

(Sabine kommt.)

Sabine. Sind Sie endlich allein?

Olmers. Ja wohl, aber nicht in der besten Laune.

Sabine. Ich habe Ihnen Tausenderlei zu sagen.

Olmers. Ich Ihnen nur Einerlei.

Sabine. Daß Sie mich lieben? nicht wahr?

Olmers. Getroffen.

Sabine. Dazu ist jetzt nicht Zeit. Der verdammte Sperling sitzt mir überall auf der Ferse. — Ach mein Gott! da ist er schon wieder!

(Sperling kommt.)

Olmers (leise). Soll ich ihn zur Thür hinauswerfen?

Sabine (leise). Um's Himmelswillen! verderben Sie nicht Alles.

Sperling. Da bin ich, da bin ich, mein reizendes Sabinchen, treu und folgsam wie die Schleppe an Ihrem Kleide.

Olmers. Da stehen Sie in Gefahr, getreten zu werden.

Sperling.

Ach! aber ach! das Mädchen kam,  
 Und nicht in Acht das Weibchen nahm,  
 Zertrat das arme Weibchen —

Olmers. Die Grausame!

Sperling. Hat nichts zu bedeuten. Nicht wahr, mein Bischen? Wir wissen schon, wie wir mit einander stehen.

Olmers. Nur nicht vor dem Altare.



Sperling. Bald! bald!

Die Myrtenkron' im blonden Haar  
Führ' ich die Holbe zum Altar.

Olmers (der nur mit Mühe noch an sich hält). Wie aber, mein Herr Bau-, Berg- und Berginspektors-Substitut, wenn Sie sich vorher noch mit einem Nebenbuhler den Hals brechen müßten?

Sperling. Ei, ei, wie das?

Olmers (rückt ihm näher). Wenn man Ihnen kurz und rund heraus sagte —

Sperling (retiret). Ei, was denn? was denn?

Sabine (tritt zwischen sie). Ja, Herr Olmers, Sie haben Recht, es wird am besten sein, diesen Herrn um Rath zu fragen.

Sperling. Worin denn?

Sabine (Olmers winkend). Er versteht sich darauf, das dürfen Sie mir sicher glauben.

Sperling. Worauf denn, mein Engel?

Sabine (zu Sperling). Sehen Sie nur, dieser Herr hier steht im Begriff, einen Roman zu vollenden.

Olmers. Ich einen Roman?

Sabine (leise). Ei, so schweigen Sie doch.

Sperling. Einen Ritterroman?

Sabine. Ja, ja, es ist so eine Art von Ritterroman. Um nun die Katastrophe vorzubereiten, ist es durchaus nothwendig, daß der Ritter mit seinem Mädchen eine geheime Unterredung habe.

Olmers. Ja, mein Herr, das ist durchaus nothwendig.

Sperling. Wohl, wohl, ich begreife das.

Sabine. Nun ist aber das arme Mädchen den ganzen Tag von lästigen Augen bewacht. Bald der Vater, bald die Mutter, bald der Nebenbuhler —

Sperling. Aha! ist auch ein Nebenbuhler dabei? vermuthlich eine widerliche Kreatur?

Olmers. Ja wohl, mein Herr, ein unerträgliches Narr!

Sperling. Ich verstehe, hä! hä! hä! hä! hä!

Sabine. Es muß also eine List ersonnen werden, um der Dirne Gelegenheit zu verschaffen, unbemerkt mit ihrem Ritter zu schwärzen, denn (mit Beziehung) sie hat ihm höchst wichtige Dinge zu sagen.

Sperling. Die der Nebenbuhler nicht hören darf?

Sabine. Nun freilich.

Sperling. Ich verstehe. Und nun ist der Herr da in Verlegenheit, wie er das Ding einsädeln soll?

Olmers. Allerdings. Wenn Sie die Güte haben wollten, mir mit gutem Rath beizustehen —

Sperling. Herzlich gern. Nichts leichter auf der Welt. (Er summt nach.) Sehen Sie — zum Exempel — am Tage darf die Zusammenkunft schon nicht geschehen, denn da geht der abgeschmackte Nebenbuhler dem Mädchen nicht von der Seite.

Olmers. So ist's, mein Herr.

Sperling. Also bei Nacht! und zwar in der Geisterstunde! um Mitternacht!

Sabine. Das möchte bedenklich sein, weil das Mädchen zwar munter und muthwillig, aber doch sehr sitstam geschildert worden.

Olmers. Das hätte doch so viel nicht zu bedeuten, da der Ritter ohnehin schon halb und halb ihr Bräutigam ist.

Sabine. Klein, Herr Olmers, die Ehre Ihrer Heldin ist mir zu lieb. Um Mitternacht wird nichts daraus. Allenfalls den Abend.

Sperling. Wohl, wohl, den Abend. Vermuthlich ist der Nebenbuhler eine Schlafmütze, die früh zu Bett geht?

Sabine. Getroffen.

Sperling. Nun, so bleiben wir bei dem Abend. Da ist denn ein langer, einsamer Gang in der Burg, von einem Lämpchen schwach erleuchtet —

Sabine. Nein, nein, das Lokal ist bereits sehr umständlich geschildert. Da ist kein solcher Gang.

Sperling. Oder ein Garten, wo zwischen düstern Tarusbetten —

Sabine. Sie vergessen, Herr Sperling, das sitstame Mädchen geht nicht zwischen die düstern Tarusbetten.

Olmers. Mich dünkt doch, dahin könnte man sie immer gehen lassen.

Sabine. Ei bewahre! das thut sie nicht.

Sperling. So könnte der Ritter sich kurz und gut in ihr Schlafzimmer schleichen?

Sabine. Behüte der Himmel! das thut sie noch weniger.

Olmers. Es scheint fast, sie hat kein Vertrauen zu ihrem Geliebten.

Sabine. Das wohl. Aber was würden die Recensenten von der Moralität sagen? nein, auf solche Dinge läßt sie sich durchaus nicht ein.

Sperling. Ja, dann sind wir doch wirklich in einiger Verlegenheit. Ich wollte, weiß Gott! herzlich gern die Sache befördern. — Schade, mein Herr, daß Sie den Charakter des Mädchens fast ein wenig zu streng und sitstam angelegt haben.

Olmers. Sie haben Recht. Ich sehe wohl, sie wird am Ende doch noch dem albernen Nebenbuhler zu Theil werden.



Sperling. Nein, nein, nein! das muß nicht geschehen. Nein, durchaus nicht! das wollen wir zu verhüten suchen. (Nachsinnend.) Wie — wenn — das Einzige, wozu das Mädchen sich allenfalls verstehen könnte, wäre etwa, vor Schlafengehen, eine kurze Unterredung vor der Hausthür. Da wäre denn noch Alles rings umher wach — es gingen Leute vorüber, der Nachwächter und dergleichen. — Was meinen Sie dazu?

Olmers. Ein herrlicher Einfall.

Sabine. Recht schicklich kommt es mir freilich auch nicht vor.

Sperling. Seien Sie ganz ruhig, das nehm' ich auf mich. (Zu Olmers.) Veranlassen Sie in Gottes Namen die Zusammenkunft auf diese Weise; dagegen kann Niemand etwas einwenden.

Sabine. Nun ja, Herr Olmers, wenn es Ihnen so gefällt.

Olmers (zu Sperling). Ich befolge Ihren Rath mit Freuden.

Sperling (reibt sich sehr zufrieden die Hände). Na, so hätten wir denn doch dem armen sittsamen Mädchen aus der Klemme geholfen.

Sabine (macht einen Knix). Dafür muß sie sich bei Ihnen bedanken.

Sperling. Ist gern geschehen. Vielleicht könnte man es auch so einrichten, daß der Nebenbuhler dabei auf eine lächerliche Weise hinter das Licht geführt würde?

Sabine. Allerdings.

Sperling. Wenn er nämlich dumm genug dazu ist?

Olmers. O ja, dafür steh' ich Ihnen.

Sabine. Wie, wenn das Mädchen in Gegenwart des Nebenbuhlers ihr Rendezvous mit dem Geliebten veranstaltete?

Sperling. Bravo! bravo! Da gibt es etwas zu lachen.

Sabine. Man könnte ihn sogar selbst mit lachen lassen.

Sperling. Immer besser! immer besser! (Er lacht von ganzem Herzen.)

Sabine. Horch! die Gäste brechen auf. Gute Nacht, meine Herren! morgen wollen wir mehr darüber lachen, denn vermuthlich wird Herr Olmers noch diesen Abend Alles in Nichtigkeit bringen.

Olmers. Ganz gewiß.

Sabine. Nun dann, auf Wiedersehen! (Ab.)

Sperling. Sie wollen noch heute daran arbeiten?

Olmers. Ja, das erste Feuer muß man nützen.

Sperling. Sie haben — Recht. — Hören Sie — wenn Ihr Roman fertig ist — darf ich mir wohl ein Exemplar davon ausbitten?

Olmers. Er soll Ihnen dedicirt werden. (Ab.)

Sperling (allein). Zu viel Ehre, mein Herr! allzuviel Ehre! — Kam es mir doch beinahe vor, als ob er sich lustig über mich machte? — der Herr Romanensdreiber! —

Er bläst sich auf gleich Superintendenten!

Hofft Ehr' und Geld — nun, nun, der Himmel geb's!

Daß sein Roman von zwanzig Recensenten

Gelästert wird, gebt Achtung, ich erleb's.

Zwar haß ich ihm mit eigenen Talenten;

Er ohne mich — ging rückwärts wie ein Krebs:

Das Mägdelein hinunter auf die Straßen —

Dies große Wort hab' ich ihm zugeblasen! (Ab.)

## Vierter Aufzug.

(Die Straße vor dem Hause des Bürgermeisters. Dem gegenüber das Haus seines Bruders, von mehreren Stockwerken, in der Dachstube Sperlings Wohnung. Vor diesem letztern Hause steht ein Laternenpfahl mit einer Laterne, die aber nicht brennt. Es ist Nacht, doch sieht man noch Licht in beiden Häusern.)

(Olmers allein. Er kommt aus dem Hause.)

Dem Himmel sei Dank, daß die Menschen in kleinen Städten wenigstens früh schlafen gehen. Bin ich doch den ganzen Tag nicht Herr einer Minute gewesen. Das fragt, das complimentirt, das schnattert unaufhörlich; will Alles wissen und weiß doch Alles schon besser. Keinen Augenblick lassen sie ihm nach. Er muß essen auf jedem Schritt und Tritt schleichen sie ihm nach. Er muß essen ohne Hunger, trinken ohne Durst, sich setzen ohne Müdigkeit; ihre Wunderwerke sehen, ihre Stadtklatschereien hören, und Alles loben und preisen. Gern wollt' ich's ertragen um den Besitz der Geliebten! aber noch lächelt mir keine Hoffnung, und nicht einmal ein Gespräch unter vier Augen hat mir bis jetzt den langweiligen Zwang verflücht. Hieher wollte sie kommen, wenn Alles still im Hause wäre. Sie wird doch Wort halten?

Sabine (wie aus dem Hause stehend, klopf ihm auf die Schulter). Ja, lieber Zweifler, sie hält Wort.

Olmers. Endlich, bestes Mädchen! endlich sind wir allein! und ich darf Ihnen einmal wieder recht herzlich sagen —



Sabine. Was denn? Alles, was Sie mir zu sagen haben, weiß ich schon längst.

Olmers. Aber ich muß ja die Augenblicke stehlen —

Sabine. So seid ihr Alle. Der Liebhaber findet nie Zeit genug, das tausendmal Gesagte tausendmal zu wiederholen. Der Ehemann hingegen dürfte plaudern den ganzen Tag, aber der geht im Zimmer auf und nieder, und brummt.

Olmers. Ich will nicht hoffen —

Sabine. Daß Sie es auch so machen werden? nein, das hoff' ich auch nicht. Aber wahr bleibt es doch immer: Liebhaber und Verchen singen nur im Frühling, und man muß noch froh sein, wenn sie im Herbst nicht gar davon ziehn.

Olmers. Ich schwöre Ihnen —

Sabine. Schwören Sie nur nicht zu laut. Wir sind hier von ein paar Dugend Ohren umringt. Dort ist meines Vaters Schlafzimmer, er hat noch Licht. Hier wohnt die Großmutter, die singt gewiß noch ihr Abendlied. Da gegenüber der Oheim, der blättert noch in seinen Romanen; und oben im Dachstübchen Herr Sperling, macht wohl gar noch ein Sonnet auf mich. Ferner wird es nicht lange währen, so kommt der Nachtwächter mit dem Horn und der Feuerwächter mit der Schnarre.

Olmers. Allerliebste. Vermuthlich wird auch die Laterne da bald angesteckt?

Sabine. Nein, das nicht. Wir haben Mondschein.

Olmers. Erst gegen Morgen.

Sabine. Thut nichts. Er steht doch im Kalender, und da befehligen wir uns einer weisen Sparsamkeit.

Olmers. Freilich, bei dem herrlichen Steinspflaster —

Sabine. Spotten Sie nicht, und sein Sie froh, daß Sie mit einer geschundenen Nase davon gekommen sind.

Olmers. Aber, liebes Mädchen, auf meinem Zimmer wären wir ja weit ruhiger, weit ungestörter gewesen?

Sabine. Meinen Sie? o ja. Schade nur, daß es in Krähwinkel nicht Sitte ist, daß die jungen Mädchen zu ihren Liebhabern auf die Stube gehen. Hier auf der Straße befinde ich mich gleichsam in der Obhut aller meiner Verwandten.

Olmers. Und können im Nothfall den Nachtwächter zu Hilfe rufen.

Sabine. Allerdings, mein Herr.

Olmers. Ich hätte geglaubt als meine Braut —

Sabine. Das bin ich noch nicht, und wenn Sie fortfahren, sich so albern aufzuführen, so dürfte ich's auch wohl schließlich jemals werden.

Olmers. Albern? wie so?

Sabine. Welcher Satan hat Ihnen eingegeben, meine Großmutter Madame zu nennen? Sie ist Frau Unterstenerinnehmerin, merken Sie sich das.

Olmers. Nun ja, morgen soll sie es wenigstens dreihundertmal hören.

Sabine. Je mehr je besser. Und warum äßen Sie denn diesen Abend keinen Bissen?

Olmers. Weil ich satt war.

Sabine. Gleichviel. Das ist ein schlechter Liebhaber, der seinem Mädchen zu Liebe nicht einmal einer Indigestion Trost bietet.

Olmers. Gut, ich will essen, wie der berühmte Paul Butterbrod.

Sabine. Und warum gähnten Sie immer, als mein Vater den langen Prozeß erzählte?

Olmers. Eben weil er so lang war.

Sabine. Hüft nichts. Muß ruhig und aufmerksam angehört werden.

Olmers. Aufmerksam? wenn Sie mir gegenüber sitzen?

Sabine. Kommen Sie doch, mir gegenüber, recht stattdich gähnen. Und waren Sie denn ganz rasend, als mein Oheim seine Lesebibliothek auskramte, zu sagen, es sei lauter Schöfel?

Olmers. Ja, es ist ja lauter Schöfel, nichts als Ränber, Bauditen, romantische Dichtungen und fromme Almanache.

Sabine. Was geht das Sie an! Wir glauben nun einmal Geschmack zu besitzen. Wir sind erhaben über die gemeine Menschennatur. Wir lesen Wieland und Engel nicht mehr.

Olmers. Nun wohl, morgen will ich die Kraftgenies loben, noch ärger als sie sich selbst.

Sabine. Das möchte Ihnen schwer werden, aber versuchen Sie es.

Olmers. Um Ihren Besitz wag' ich das Schwerste.

Sabine. Mit alle dem werden Sie doch noch nicht zum Ziele gelangen. Es fehlt Ihnen noch ein Haupterforderniß.

Olmers. Das wäre?

Sabine. Ein Titel, lieber Freund, ein Titel! Ohne Titel kommen Sie in Krähwinkel nicht fort. Ein Stück geprägtes Leder gilt hier mehr als ungeprägtes Gold. Ein Titel ist hier die Handhabe des Menschen, ohne Titel weiß man gar nicht, wie man ihn anfassen soll. Hier wird nicht gefragt: hat er Kenntnisse? Verdienste? sondern, wie titulirt man ihn? Wer nicht 12—15 Sylben vor seinem Namen setzen kann, der darf nicht mit reden, wenn er es auch zehnmal besser verstünde. Die Titel nehmen wir mit zu Bette und zu Grabe, ja, wir nähren eine leise Hoffnung, daß einst an



jenem Tage noch manches Titeldchen aus der letzten Posaune erschallen werde. Kurz, mein schöner Herr, ohne Titel bekommen Sie mich nicht. Meine Großmutter wird es nimmermehr zugeben, daß der Prediger beim feierlichen Aufgebot nichts weiter zu sagen haben solle, als: der Bräutigam ist Herr Karl Olmers.

Olmers. Wie aber, wenn ich mir schon ein ganz feines Titeldchen verschafft hätte?

Sabine. Haben Sie? nun dann sind wir ja über alle Berge. Warum sagten Sie das nicht gleich?

Olmers. Ich wußte ja nicht —

Sabine. Ei, das hätten Sie wissen sollen und müssen. Glauben Sie denn, die Titelsepe grassire nur hier zu Lande? C'est par tout comme chez nous. — Stille! ich höre ein Geräusch. Es ist Sperlings Dachfensterlein. Er wird uns doch nicht belauscht haben?

(Sperling erscheint am Fenster.)

Sperling.

Holla! Holla! thu auf, mein Kind!

Schläfst, Liebchen, oder wachst du?

Wie bist noch gegen mich gestimmt?

Und weinst oder lachst du?

Sabine. (leise). Das ist wohl gar eine Apostrophe an mich?

Sperling. Dort sind die lieben Fensterlein, hinter welchen die Holde weilt. Alles dunkel und finster. Vielleicht haben die fleghaften Neugierlein sich bereits geschlossen.

Sabine. Hören Sie, mein Herr? fleghaft.

Olmers. Er sagt mir nichts Neues.

Sperling. Zarre Melodien sollen der Menschen Schummer umgauteln. (Er stimmt eine Violine.)

Sabine. O weh! das ist wohl gar auf eine Serenade angesehen. Der Mensch ist im Stande, die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe zu krazen.

Olmers. Hol' ihn der Teufel!

Sperling. (spielt und singt).

Trallyrum larum, höre mich,

Trallyrum larum Leier

Sabine. (sie sich umgesehen hat, spricht während des Gesanges). Nun ja, das fehlte noch. Da kommt der Nachtwächter. Geschwind hinter den Laternenpfahl. (Sie verbergen sich Beide so gut sie können.)

(Der Nachtwächter kommt.)

Nachtwächter. (klopf in's Horn.) Hört, ihr Herren —

Sperling. (herunter schreitend). Unverschämter Mensch! hört er nicht, daß ich musiciere?

Nachtwächter. Ei, was kümmert das mich! wenn der Herr die Stunden selber absingen will, so komm' er herunter! (Er singt.)

Hört, ihr Herren und laßt euch sagen —

Sperling. (spielt und singt zugleich). Trallyrum larum, das bin ich —

(Frau Staar erscheint am Fenster.)

Frau Staar. (singt zugleich). Nun ruhen — (ruft) Mein Gott! welch ein Lärm! (singt) alle Wälder!

Nachtwächter. (zugleich). Die Glocke hat Neune geschlagen!

Sperling. (zugleich). Herzliebchen, dein Getreuer!

Frau Staar. Man kann ja sein eignes Wort nicht hören!

Sperling. Der verfluchte Nachtwächter!

Nachtwächter. Na, na, ich bin schon fertig. (ab.)

(Herr Staar erscheint am Fenster.)

Herr Staar. (über sich schauend). Herr Nachbar da oben, krazteelen Sie nicht so. Das liebe Vieh wird sogar unruhig im Stalle. Frau Staar. Und die Menschen werden in der Andacht gestört.

Sperling. Ich wollte nur meiner Braut ein Ständchen bringen.

Frau Staar. Ei, die schläft schon lange. (Sie macht das Fenster zu, indem man noch in der Ferne die letzten Töne ihres Abendlieds verhallen hört.)

Herr Staar. Wir haben heute einmal recht geschwärmt. Die Uhr ist gleich zehne.

Sperling. Wer ist Schuld daran, als der Avantürer aus der Residenz?

Sabine. (zu Olmers). Das sind Sie.

Herr Staar. Und die Jungfer Naseweiß, der sonst immer schon um 8 Uhr die Augen zufallen.

Olmers. (zu Sabine). Das sind Sie.

Sperling. Fast kam es mir vor, als hätte sie kein Auge von dem Landstreicher verwandt.

Sabine. (zu Olmers). Das sind Sie.

Herr Staar. Leider! prahlen können wir wohl mit Sittsamkeit —



Olmerz. Das geht auf Sie.  
 Sperling. Und doch ertragen wir fremde Unverschämtheit.  
 Sabine. Das geht auf Sie.  
 Herr Staar. Die Jungfer Richte bildet sich viel auf ihr  
 Kördchen ein.  
 Olmerz. Merken Sie sich das.  
 Sperling. Und der Herr Olmerz auf seine philosophischen  
 Klosteln.  
 Sabine. Schreiben Sie das in Ihr Gedächtniß.  
 Herr Staar. Morgen muß das Ding ein Ende nehmen.  
 Sabine. Mit Gottes Hilfe.  
 Sperling. Morgen ist Verlobung.  
 Olmerz. Zwischen uns.  
 Herr Staar. Schlafen Sie wohl, Herr Bau-, Berg- und Weg-  
 inspektors-Substitut.  
 Sperling. Angenehme Ruh, Herr Vicetirchenvorsteher.

(Weibe hinein.)

Olmerz. Endlich sind sie fort!  
 Sabine. Aber nun müssen auch wir hinein.  
 Olmerz. Nicht doch, der Abend ist so schön, so lau. Noch  
 ein Spaziergang vor das Thor.  
 Sabine. Sind Sie toll? warum nicht lieber gar in Ihren  
 Steinbruch.

Olmerz. Oder doch durch die Straßen.  
 Sabine. Eben so wenig. Da sieht man, was ein Mädchen  
 wagt, wenn es nur einen Finger breit vom Wohlstande weicht. Weil  
 ich vor die Hausthür mich locken ließ, so meint der Herr nun gleich,  
 er dürfe mit mir lustwandeln in die weite Welt.

Olmerz. Ein harmloser Spaziergang —  
 Sabine. Ein fröhlicher Gang durch's Leben an Ihrer Hand,  
 aber kein solcher Spaziergang vor der Hochzeit. Drum gute Nacht.  
 Morgen rücken Sie nur fein früh mit dem Titel heraus und befolgen  
 meine übrigen Vorschriften pünktlich.

Olmerz. Gute Nacht, treffliches Mädchen! Ein Kuß wird  
 mir doch nicht verweigert?

Sabine. Ein Händedruck ist schon mehr als zu viel. Gute  
 Nacht. — O weh! da sehe ich eine Laterne eilig auf uns zukommen.  
 Es ist der blinde Rathsbdiener, wo ich nicht irre. Geschwind noch  
 einmal Versteckens gespielt.

(Sie treten wieder hinter den Laternenfabrik.)

(Klaus, der Rathsbdiener, tritt auf, mit einer Blendlaterne.)

Klaus (außer Athem). Uf! ich armer, ich geschlagener Mann!  
 das bringt mich um das Leben! o weh! o weh! wenn es mich nur

nicht gar um den Dienst bringt. Aber was hilft's? der Bürger-  
 meister muß es wissen — noch in dieser Nacht — vielleicht läßt er  
 Sturm läuten. (Er klopft an das Haus.) He! holla! he!

Bürgermeister (inwendig). Wer klopft denn noch so spät?  
 Klaus. Aufgemacht! der Staat ist in Gefahr!  
 Bürgermeister (am Fenster). Klaus? seid ihr es? was wollt  
 ihr?

Klaus. Ach, gestrenger Herr Bürgermeister! ich bin des Todes.  
 Bürgermeister. Was geht denn vor?

Klaus. Die Delinquentin —

Bürgermeister. Nun?

Klaus. Sie ist zum Teufel!

Bürgermeister. Was?

Klaus. Fort ist sie über alle Berge!

Bürgermeister. Das wolle Gott verhüten!

Klaus. Meine Ehre! meine Reputation! meine Sporteln!  
 ich stürze mich in den Teich.

Bürgermeister. Stille nur, Klaus! stille! die Sache muß  
 verschwiegen traktirt werden. Wart' er ein wenig, ich komme hinunter.  
 (Er macht das Fenster zu.)

Klaus. Ich armfelige miserable Kreatur! Wer soll nun mor-  
 gen am Pranger stehn? Kein Christkind in der ganzen Stadt  
 wird mir aus der Noth helfen.

(Bürgermeister im brokatnen Schlafrock erscheint.)

Bürgermeister. Nun, Klaus? man referire den Zusam-  
 menhang der schrecklichen Begebenheit.

Klaus. Ow. Gestrengen wissen doch, daß ich der Delinquentin  
 alle Abend ein halbes Pfund Brod, und einen Krug Wasser aus  
 dem Stadtgraben bringen mußte? nur, das geschah auch heute.  
 Sie war lustig und guter Dinge. Die Handschellen saßen fest.  
 Ihr gutes Bett von altem weichen Stroh war aufgeschüttelt. Ich  
 wünsche ihr Glück zu ihrem morgenden Ehrentage, schließe zu, ver-  
 riegele, gebe zu Bett. Vor einer Stunde stößt mich meine Frau  
 mit dem spitzen Ellenbogen in die Seite, und spricht: Hör einmal,  
 wie oben die Raken lärmen. Was Raken! ruf' ich bedenklich;  
 denen ist längst verboten, auf dem Rathhause zu erscheinen, seitdem  
 zur höchsten Ungebühr einst eine Rake den Stuhl des Herrn Bürger-  
 meisters zum Wochenbette erkoren.

Bürgermeister. Nur weiter.

Klaus. Ich horche — ich lausche — ich mutmäge — ich  
 verwundre mich — das mag wohl so eine halbe Stunde gedauert  
 haben —

Bürgermeister. Viel zu lange!



Klaus. Endlich sammle ich meine Lebensgeister. Ich stehe auf, zünde mein Vaterchen an, schleiche hinauf, riegle los, stecke den Kopf hinein — rührt mich der Schlag auf der Stelle! das Nest leer — der Vogel ausgeflogen!

Bürgermeister. Mit Satans Hilfe?

Klaus. Wie sonst? Die Handschellen hat sie abgestreift, die Wand durchbrochen, ist in meine Schinkenlammer gestiegen, hat einen Schinken und drei Würste aufgepackt, und fort ist sie!

Bürgermeister. Eine Here! sie muß verbrannt werden! ich mache einen Bericht an die Kammer — der Oberförster muß herrschaftliches Holz zum Scheiterhaufen liefern.

Klaus. Ja, wenn wir sie nur erst wieder hätten!

Bürgermeister. Verdammter Streich! Nienn Jahre lang hab' ich es mir sauer werden lassen, zu der Höhe eines Stockwerks sind die Älten angewachsen, (mit Pathos) morgen fliehen endlich der große Tag, an dem ich die Früchte meines Fleißes ernten sollte — schon harret ganz Krähwinkel der feierlichen Stunde entgegen — schon winkt der Pranger zu Ehr' und Ruhm des Hochweisen Stadtrathes — und siehe, zerplatzt sind meine stolzen Hoffnungen wie die Seifenblasen der Gassenbuben!

Klaus. Meine Reputation! meine Sporteln! mein Schinken!

Bürgermeister. Ist denn keine Spur zu entdecken, ob vielleicht eine verruchte Hand zu der Flucht beförderlich gewesen?

Klaus. Der Satan, sonst keine Christenseele. Das Weib ist im letzten Kriege als Marketenlerin mit in Lothringen gewesen, da hat sie den Teufel kennen lernen. Eine abgefeimte Kreatur! Die Worte wußte sie zu setzen wie eine Edelfrau, und lesen that sie den ganzen Tag. Ein paar Bücher lagen auch noch auf dem Tische, und ein schmutziger Zettel. Ich kann nicht lesen.

Bürgermeister. Her mit dem Zettel! (Er liest beim Vio. der Laterne). „Ein Hochweiser Rath wird verzeihen, daß ich ihm den morgenden Spaß verderbe —“ Spaß? es war nichts weniger als Spaß.

Klaus. Hätten wir dich nur wieder! wir wollten dich bespaßen.

Bürgermeister (leise). „Die Zeit wurde mir endlich gar zu lang. Ich hatte Lust, frische Lust zu schöpfen —“ Hätte sie denn nicht warten können, bis sie am Pranger stand?

Klaus. Undankbares Mensch! Nienn Jahr ist sie gefüttert worden.

Bürgermeister (leise). „Dem Herrn Vicelirchenvorsteher verdank' ich meine Befreiung“ — Wie! was! mein Bruder? ist er rasend?

Klaus. Gott sei Dank! so halten wir uns an den.

Bürgermeister (leise). „Er hat die Güte gehabt, mir manch schönes Buch aus seiner Lesebibliothek zu leihen“ — Das hat ihm der Teufel geheißen! — (leise). „unter andern Trenks Leben und Flucht aus dem Gefängnisse.“ — Ich wollte, er säße selbst darin! — (leise). „Aus diesem Buche hab' ich gelernt, durch Muth, Geduld und Geschicklichkeit meine Flucht vorzubereiten. Der Augenblick ist gekommen — ich fliehe!“ —

Klaus. Das ist nicht wahr, sie ist schon fort.

Bürgermeister (leise). „Dem gestrengen Herrn Bürgermeister danke ich für sein verschimmeltes Brod —“ — Dummer Schnack! ich soll ihr wohl Kuchen schicken? — (leise). „dem Herrn Rathsdieners Klaus für sein schlammigtes Wasser —“

Klaus. Es ist erlogen! der Stadtgraben hat unterirdische Quellen.

Bürgermeister (leise). „Sämmtlichen Einwohnern von Krähwinkel empfehle ich mein Andenken. Ich bereue von Herzen, vor 9 Jahren die Kuh gestohlen zu haben, denn sie war sehr mager.“

Klaus. Der Umstand ist richtig.

Bürgermeister (leise). „Der Himmel segne dafür den Herrn Bürgermeister mit Fett, und lasse ihm auch den morgenden Festbraten geheißen. Eva Schmurwinkel.“ — O du vermaledeite Eva!

Klaus. Du Schlange!

Bürgermeister. Du Vassilist! Wie werden nun die Nummelsburger frohlocken! meine Ehre! der Ruhm der Stadt Krähwinkel! Alles verloren! — Hört, Klaus! wißt ihr keinen unter unserer getreuen Bürgerschaft, der aus Patriotismus, und um der Ehre willen — man könnt' ihm ja eine Larve verbinden.

Klaus. Es thut's keiner, gestrenger Herr Bürgermeister. Zusehen wollen sie Alle; aber wenn Einer selber hintreten soll, zum Wohl des Staats, ja, da ist Niemand zu Hause.

Bürgermeister. Wehe! wehe! — und — mein Bruder! mein verdammter Bruder! der schläft quasi *re bene gesta*. (Er trommelt an des Bruders Haus.) He da! holla! he da!

Herr Staar (am Fenster). Tausend Sapperment! wer klopft so spät? Pakt euch fort! ich verkaufe nach 10 Uhr keinen Kaffee mehr.

(Schlägt das Fenster zu.)

Bürgermeister. Nun höre mir Einer den Mantaffen! ich, Bürgermeister auch Oberältester, komme zum Gewürzkrämer um ein Loth Kaffee, (klopft wieder.) he da! holla!

Herr Staar (am Fenster). Wenn ihr nicht bald geht, so laß ich die Polizei aus dem ersten Schlafe wecken.

Bürgermeister. Sei der Herr Bruder nur selber froh, wenn sie fortzuschläft.



Herr Staar. Sieh da! ist's der Herr Bruder? was bringt denn der so spät?

Bürgermeister. Eine Hiobspost. Komme der Herr Bruder nur herunter.

Herr Staar. Ei, ei, es brennt doch nicht?

Bürgermeister. Wollte Gott, die halbe Stadt wäre lieber abgebrannt und des Herrn Bruders Haus vor allen.

Herr Staar. Behüte der Himmel! Ich komme schon.  
(Er macht das Fenster zu.)

Bürgermeister. Komm mir, komm mir. Eine ehrsame Bürgerschaft hat sich auf den morgenden Tag so gefreut; haben sich neue Röcke machen lassen und fette Schweine geschlachtet. Wenn sie hören, daß durch seine Schuld nichts passiert, so sind sie kapabel, ihm das Haus zu stürmen, und seine ganze Leesebibliothek an den Pranger zu nageln.

Klaus. Desto besser. Sie besteht so aus lauter Raubgesindel.

(Herr Staar erscheint im Nachthabit.)

Herr Staar. Nun? was gibt es dem?

Bürgermeister. Schöne Dinge hat der Herr Bruder angerichtet, kostbare Dinge.

Herr Staar. Wer? ich?

Bürgermeister. Mit seinen verdamnten Büchern!

Herr Staar. Verdamnt? sie haben alle die Censur passiert.

Bürgermeister. Wer hat dem Herrn Bruder von Obrigkeit wegen erlaubt, einer Delinquentin die Zeit zu vertreiben?

Herr Staar. Du lieber Gott! es will ja doch heutzutage Alles lesen. Delinquenten haben so gut Langeweile als vornehme Leute. Aus Barmherzigkeit hab' ich ihr dann und wann einen Banditen oder so ein Ungethüm zugesteckt.

Bürgermeister. Vortrefflich!

Herr Staar. Auch wohl ein neues geistliches Lied nach Jakob Böhm, da hat sie sich erbaut.

Bürgermeister. Eine herrliche Erbauung! Zum Teufel ist sie gegangen.

Herr Staar. Was?

Bürgermeister. Durch die Mauer hat sie gebrochen.

Klaus. Meine Schinken hat sie gestohlen.

Bürgermeister. Und bedankt sich bei dem Herrn Bruder.

Herr Staar. Bei mir?

Bürgermeister. Da! da! nehme der Herr Bruder die Laterne und lese.

Herr Staar (thut es).

Sperling (am Fenster). Was murmelt? was flüstert? was brummt? was zischelt?

Bürgermeister (der Sperling gewahr wird). Da haben wir's! Alle Narren in ganz Krähwinkel werden noch aufwachen.

Sperling. Was seh' ich? was hör' ich? was vernuth' ich?

Bürgermeister. Ist der Herr stink auf den Weinen, so komm er herunter, und sehe ihr nach.

Sperling. Ist meine Braut davon gelaufen? ich komme auf den Flügeln des Sturmwind's. (Er schlägt das Fenster zu.)

Bürgermeister (zu Staar). Nun? wie schmeckt es?

Herr Staar. Der Herr Bruder sieht mich voller Erstan-

nen nicht an den Pranger stellen.

(Sperling erscheint im Nachthabit.)

Sperling. Da bin ich! da bin ich! wer hat sie entführt?

Bürgermeister. Der Satan!

Sperling. Ich merke schon, weiß schon, verstehe schon; der Satan heißt Olmers.

Bürgermeister. Ist der Herr verrückt? wer redet denn von meiner Tochter? Die Delinquentin ist fort.

Sperling. Die Delinquentin?!

Klaus. Sammt Schinken und Würsten.

Bürgermeister. Der Herr Bruder hat ihr durchgeholfen.

Herr Staar. Sie hat den Treuf gelesen.

Sperling. Ah! ihr himmlischen Mächte! was hör' ich! was vernehm' ich! Morgen kein Fest! kein Pranger! keine Verlobung! — Was soll nun werden aus meinen Kunstwerken?! ein Sonnett hab' ich gedichtet auf die Delinquentin! ein Triolett auf den Galgen, den dreibeinigten! —

Bürgermeister. Ich wollte, daß ihr Alle daran hinget.

Herr Staar. Was ist anzufangen?

Bürgermeister. Ja, da stehen wir nun wie eine Heerde Ochsen am Berge.

Sperling. So ein unterbrochenes Opferfest!

Herr Staar. Die Nummelsburger lachen sich todt.

Bürgermeister. Das ist das Wenigste. Aber was wird man in der Residenz dazu sagen?

Herr Staar. Keine Ordnung, wird es heißen.

Bürgermeister. Keine Vorsicht, keine Wachsamkeit.

Herr Staar. Der Minister wird außer sich sein.

Bürgermeister. Der König in Zorn gerathen.

Herr Staar. Der Herr Bruder wird abgesetzt.

Bibliothek der deutschen Klassiker XI. 6.



Bürgermeister. Und der Herr Bruder kommt in's Zuchthaus.

Herr Staar. O weh! o weh!

Bürgermeister. Dreimal weh!

Herr Staar. Man muß Sturm läuten! ihr nachsehen!

Bürgermeister. Es ist ja stockfinstre Nacht.

Herr Staar. Befehle der Herr Bruder, daß die Laternen angezündet werden, gleich auf der Stelle.

Bürgermeister. Es steht ja Mondschein im Kalender.

Herr Staar. Wenn gleich! es gilt des Staates Wohlfahrt! ich liefre das Del. Herr Klaus hieher! hier vor meinem Hause mach er den Anfang.

Klaus. Herzlich gern, wenn ich nur meine Schinken dadurch zu sehen bekäme. (Indem er die Laterne anzünden will, erblickt er die Delinquentin, und schreit.) Ah! die Delinquentin! da steht sie leibhaftig!

Alle. Wie! was!

Klaus. Und der Satan neben ihr!

Bürgermeister. Hervor! hervor! du gottlose Kreatur!

Klaus (Sabinen beim Arme fassend). Wo sind meine Würste?

Sabine (knieend). Ach mein Vater!

Bürgermeister und Herr Staar. Was? Sabine?

Sperling. Die Jungfer Braut?

Klaus. Ein satanisches Blendwerk.

Olmers (hervortretend). Herr Bürgermeister —

Bürgermeister und Herr Staar. Und unser Gast?

Sperling. Hab' ich's nicht gesagt?

Bürgermeister. Wie kommst du hieher? Was machen Sie hier?

Sabine. Morgen, mein Vater, sollen Sie Alles wissen. Der Zufall hat uns überrascht. Ich liebe Olmers. Ich verabscheue Sperling.

Sperling. Barbarin!

Sabine. Olmers hat Vermögen, hat einen Titel, ist ein Schulfreund des Ministers —

Olmers. Und würde sich glücklich schätzen, die unangenehme Begebenheit, von der er so eben Zeuge gewesen, bei Hofe zu vermitteln. Denn es ist nicht zu leugnen, die Sache ist sehr schlimm und bedenklich.

Bürgermeister (ängstlich). Meinen Sie in der That?

Herr Staar (eben so). Was stünde zu erwarten?

Olmers. Sie, Herr Bürgermeister, würden kassirt.

Bürgermeister (sehr erschrocken). Wirklich?

Olmers. Und Sie, Herr Vicarhenvorsteher, würden eingesperrt.

Herr Staar. Ohne Gnade?

Olmers. Aber ich nehme Alles auf mich, und stehe für den guten Erfolg.

Bürgermeister. Wenn Sie das könnten —

Herr Staar. Der Herr Bruder muß auch bedenken, daß das Mädchen in unsrer Stadt ohnehin zum Gespötte werden wird. Mitten in der Nacht, auf offener Straße, mit einem jungen Burschen — es nimmt sie keiner mehr.

Sperling. Ich wenigstens nehme sie nicht.

Bürgermeister. Ja, wenn ich auch wollte, von wegen der bedenklichen Aspekten — aber die Großmutter —

Sabine. Er hat einen Titel.

Bürgermeister. Hat er wirklich?

Frau Staar (am Fenster). Sind denn die bösen Geister diese Nacht alle los? was wird da unten für Spuk getrieben?

Bürgermeister. Eben recht. Komme doch die Frau Mutter ein wenig herunter. Wir wollen Verlobung feiern.

Frau Staar. Auf der Straße? unter freiem Himmel? bei Nacht und Nebel? Das wäre mir eben recht. (Zastüzt das Fenster zu.)

Bürgermeister (zu Olmers). Das sage ich dem Herrn, die Sache mit der Delinquentin muß beigelegt werden, ehe ist an keine Hochzeit zu denken.

Olmers. Ich stehe für Alles.

(Frau Staar erscheint im Nachthabit.)

Frau Staar. Nun? Herr Bau-, Berg- und Weginspektors-Substitut, was sind das einmal wieder für Romanstreiche?

Sperling. Ei, von mir ist gar nicht die Rede.

Bürgermeister. Herr Olmers will Sabinchen heiraten, und Sabinchen will ihn.

Frau Staar. Und deshalb verirrt man mich aus dem Bette? Hab' ich denn nicht meine Meinung schon rund und deutlich an den Tag gelegt? nein, daraus wird nichts.

Herr Staar. Aber es hat sich allerlei zugetragen —

Frau Staar. Was kümmert's mich?

Bürgermeister. Der Herr kann uns aus einer großen Verlegenheit helfen.

Frau Staar. Gleichviel.

Herr Staar. Das Mädchen hat mit ihm hinter dem Laternenpfahl gesteckt.

Frau Staar. Desto schlimmer.

Bürgermeister. Sie bekommt nun doch keinen Mann.

Frau Staar. So mag sie als eine ehersame Jungfrau sterben.

Bürgermeister. Der Herr hat Geld —



Frau Staar. Ist Numero 2.

Herr Staar. Und Verdienste —

Frau Staar. Ist Numero 3.

Bürgermeister. Er hat auch einen feinen Titel.

Frau Staar. Einen Titel? wie? was hat er denn für einen Titel?

Olmers (zieht sein Taschenbuch hervor). Wenn die Frau Untersteuereinnahmerin die Güte haben wollen, einen Blick auf dieses Papier zu werfen, so schmeichle ich mir, die Frau Untersteuereinnahmerin werden, nach den bekannten edlen Gefinnungen, welche die ganze Welt an der Frau Untersteuereinnahmerin rühmt —

Frau Staar (besänftigt). Nun, nun, der Herr ist ein höflicher Herr, das muß man ihm lassen. Was ist es denn für ein Titelchen?

Olmers. Geheime-Kommissionsrath.

Frau Staar (erstaunt). Rath!

Herr Staar (eben so). Kommissionsrath!

Bürgermeister (eben so). Geheime-Kommissionsrath!

Frau Staar. Ei, ei, das verändert allerdings die Sache. Etwas Geheim'es haben wir in unserer Familie noch nicht gehabt. Ja, wenn dem so ist, und der Herr Geheime-Kommissionsrath unserm Hause die Ehre erzeigen wollen —

Olmers. Mein Glück ruht ganz in den Händen der Frau Untersteuereinnahmerin.

Frau Staar. Der Herr Geheime-Kommissionsrath dürfen auf mich zählen.

Olmers. Die Frau Untersteuereinnahmerin sind die Güte selbst.

Frau Staar. Und der Herr Geheime-Kommissionsrath ein Muster von guter Lebensart.

Bürgermeister. Nun wohlau, Kinder, kommt herein, daß wir sogleich einen Kontrakt und einen Steckbrief aufsetzen.

Herr Staar. Topp! wir wollen Punsch machen. Ich hol' auch Citronen. (Ab in sein Haus.)

Olmers. Darf ich die Ehre haben, der Frau Untersteuereinnahmerin die Hand zu bieten?

Frau Staar. Der Herr Geheime-Kommissionsrath finden jederzeit an mir eine bereitwillige Dienerin. (Olmers führt sie in das Haus.)

Bürgermeister (zu Sperling). Nehme mir's der Herr nicht übel. Wenn das Vaterland in der Klemme ist, da muß ein guter Patriot allensfalls seine Tochter dem Moloch opfern. (Ab.)

Sperling. Gehorsamer Diener!

Sabine (zu Sperling). Herr Bau-, Berg- und Beginspektors-Substitut, ich bitte um ein Hochzeitgedicht.

(Sie verneigt sich tief, und geht in das Haus.)

Sperling. Warte nur! eine Ehrenpforte will ich dir schreiben! ein Kunstwerk!

Klaus. Wer weiß, hinter welchem Zaune das Weib jetzt sitzt und an meinen Würsten schmaust.

Sperling. Herr Klaus, komm' er hinauf zu mir. Ich will ihm mein Triolett auf den Galgen vorlesen.

Klaus. Ei, ich habe den Teufel von Ihrem Trio! schaffen Sie mir meine Schinken! (Er geht fort.)

Sperling (allein). Ganz umsonst kann ich es doch nicht geschrieben haben. — Wenn nur der Nachtwächter käme. — (Zu dem Publikum mit süßer Höflichkeit.) Ist denn Keiner, der sich herauf bemühen möchte, mein Triolett zu hören?

(Der Vorhang fällt.)



## Die Rosen des Herrn von Malesherbes.

Ein ländliches Gemälde in Einem Akt.

(Der Stoff hat eine wahre, von Bouilly in seinen *Contes à ma fille* erzählte Anekdote geliefert.)

### Personen.

Lamoignon von Malesherbes.

Zusette.

Peter.

(Der Schauplatz ist eine Gegend von hohen Bäumen umringt. Unter diesen Bäumen erblickt man in einem Halbviertel eine blühende Rosenhecke; im Vordergrund rechter Hand einen Ruheflüß, den jene Hecke verbletzt, und der auswärts gegen die Bühne gestellt ist; linker Hand einen Brunnen.)

### Erster Auftritt.

Herr von Malesherbes allein.

Gottlob! der Winter ging zu Ende  
Am gefelligen Kamin,  
Und ich darf die dicken Wände  
Der kühlen Häuser endlich fliehn.  
Zu meinen Blumen, zu meinen Früchten  
Winkte der Sommer. — Da bin ich nun. —  
Es ist so süß, nach erfüllten Pflichten  
Zu ländlicher Stille anzuruhn:  
Wie gern vertief ich das Getümmel,  
Wo ewig die Thorheit sich selbst begafft;  
Hier ist mein Tusculum, mein Himmel,  
Hier schöpf' ich neue Lebenskraft;  
Wenn mir nach sauren Wintertagen  
Zum Erstemal hier Alles grünt,  
So darf ich ohne Stolz mich fragen:  
Hab' ich das Stündchen nicht verdient? —

Verdient! das ist die Würze des Lebens.  
Der Prasser in seinem Ueberfluß

Hascht nach der Freude oft vergebens,  
Nur das Verdiente gewährt Genuß.  
Ha! mögen sie doch sich drängen und stoßen,  
Und buhlen um einen gnädigen Blick.  
Ich habe meine blühenden Rosen,  
Ich trage nicht auf der Brust mein Glück.

Doch hüte dich! Fortunens Rosen  
Quälen den Höfling nicht allein,  
Auch in das Herz der Philosophen  
Schleicht sich behende der Hochmuth ein,  
Und ich — nun ja, zu einem König  
Verlockt mich zwar kein eitler Sinn,  
Doch muß ich bekennen, daß ich ein wenig  
Auf meine Rosen eitel bin.  
Ein wenig nur? — Freund, im Vertrauen,  
Die Hecke, die so schön gedeiht,  
Du kannst sie Stundenlang beschaun  
Mit einem Kiesel der Eitelkeit.  
Ich will mich dessen nicht erwehren,  
Daß mich die Rosen kindisch freun,  
Der Himmel selbst scheint mich zu ehren  
Durch dieses üppige Gedeihn.  
In einem halben Zirkelbogen  
Zu eine Wildniß pflanz' ich sie,  
Von hohen Fichten rings umzogen,  
Beschnitt sie nie, begoß sie nie,  
Und doch ist keine ausgeblieben,  
Kein dürrer Strauch, kein todt's Reis;  
Da muß ja wohl der Himmel mich lieben,  
Er ließ sie wachsen, nicht mein Fleiß.  
Muthwille durfte sie nie berauben,  
Sie wird gleichsam von Engeln bewacht.  
Die Freunde belächeln meinen Glauben —  
Gi, wenn er mich nur glücklich macht. —  
Die Sonne neigt zum Untergange,  
Dies herrliche Schauspiel für Aug' und Geist  
Entbehrt' ich in der Stadt schon lange,  
Von hohen Mauern eingekreist;  
Doch heute will ich es genießen,  
Mein Lieblingsplätzchen ladet mich ein;  
Hier will ich die Abendsonne begrüßen,  
Und mich der Reize des Lebens freun.

(Er setzt sich auf den Ruheflüß und schaut in die Ferne.)



## Zweiter Auftritt.

Susette (mit einem großen Milchkopf).

Uff! mir ist warm. Ich bin gelaufen,  
 Als ob ein Wehrwolf hinter mir wär'.  
 Ich hatte Milch, viel Milch zu verkaufen —  
 Nun Gott sei Dank! der Topf ist leer.  
 Das liebe Geld in meiner Tasche,  
 Da klingelt's — nicht ein einz'ger Sous,  
 Den ich vertändle oder vernasche,  
 Ich zähle sie alle der Mutter zu.  
 Sie läßt auf den Lohn mich auch nicht warten,  
 Sie schenkt mir immer, was überschießt;  
 Das leg' ich denn zu meinem Ersparthen,  
 Und bitte die Mutter, daß sie es verschließt.  
 Nur Sonntags, wenn wir aus der Kirche kommen,  
 Dann zählen wir, bald sie, bald ich,  
 Und hat der Schatz wieder zugenommen,  
 O Semine! dann freu' ich mich! —

Aber was hat denn das zu bedeuten!  
 Warum ist Peter noch nicht hier?  
 Wollt' er mich doch heim begleiten  
 Bis vor unsre Gartenthür!  
 Nun bin ich gelaufen mit glühender Wange,  
 Als ich mein Dörfchen von weitem sah,  
 Und steh' nun hier schon ewig lange,  
 Und Musje Peter ist noch nicht da? —  
 Der böse Mensch! noch diesen Morgen  
 Hat er geklagt, ihm sei so weh,  
 Und mach' ihm jedesmal schwere Sorgen,  
 Wenn ich in die Stadt zu Markte geh,  
 Und hat gebeten: vor jungen Gesellen,  
 Die überall dort naseweis  
 Uns armen Dirnen Neze stellen,  
 Soll ich mich hüten mit großem Fleiß.  
 Ich hab' es versprochen, und Wort gehalten,  
 Und weder links noch rechts geschaut,  
 Und habe mich kaum den häßlichen alten  
 Thorschreiber anzusehen getraut.  
 Was hab' ich nun davon? — er zaudert —  
 Und hat wohl gar — ich armes Kind! —

Die Zeit mit andern Dirnen verplaudert —  
 Erfahr' ich das, so wein' ich mich blind!  
 Mal es herbes (für sich). Sieh da, schon wieder eine Augen-  
 weide,

Um die auf meiner stillen Flur  
 Des Städters Armuth mich beneide:  
 Ein schönes, liebliches Kind der Natur.  
 Susette. Er kommt. Ich maule.

## Dritter Auftritt.

Peter. Die Vorigen.

Peter. Da bin ich, Susette!  
 Susette. Ei wirklich? Bist du endlich da?  
 Peter. O wenn mein Wunsch gegolten hätte,  
 Ich wäre schon längst bei dir.  
 Susette. Nun ja,  
 Du habtest gewaltig viel zu schaffen;  
 Versprachst mir freilich heute früh,  
 Du wolltest keine Minute vergassen,  
 Dich mit der Arbeit tummeln, wie?  
 Peter. Und hab' ich mich denn nicht gesputet?  
 Weiß Gott, ich sehnte mich so nach dir.  
 Susette. Ei — sieh — das hätt' ich kaum vermuthet.  
 Peter. Ich glaube gar, du schnollst mit mir?  
 Susette. Nicht doch, das war ja sehr verzeihlich,  
 Des Nachbarn Lise stand am Zaun,  
 Sie winkte dir, Pst! pst! — nun freilich,  
 Sie hatte dir etwas zu vertraun,  
 Das mußtest du hören, und so verklossen  
 Ein paar Minuten, und wieder ein paar —  
 Ich konnte ja warten —  
 Peter. Fehl geschossen!  
 Von alle dem ist kein Wörtchen wahr.  
 Im Hohlweg bei dem tiefen Gleise,  
 Da lag ein großes Fuder Heu,  
 Gehörte Mathurin dem Greise,  
 Der stand gar sehr betrübt dabei,  
 Und kratzte sich in den grauen Haaren  
 Und wußte nicht zu helfen, nun  
 Da durfte ich schon die Zeit nicht sparen,  
 Ich mußte wohl ein Uebriges thun.



Es hat mich freilich aufgehalten,  
Nun brummst du noch für meine Milch;  
Aber ich konnte doch den Alten  
Nicht ohne Hilfe lassen, wie?

Susette. Wenn das ist, will ich dir verzeihen.

Peter. Und du! wie ging's dir in der Stadt?

Susette. Bald werd' ich mein Geld auf Zinsen leihen,  
Weil es mir Geld gerechnet hat.

Peter. Bezahlte man die Milch so theuer?

Susette. Ei, sie war frisch und ungetauft.

Hör' nur! ich rief nach alter Leier:

Milch! frische Milch! wer kauft! wer kauft!

Da kam ich auch in eine Straße,

Da stand ein alter Herr vor der Thür

Mit einer Brille auf der Nase,

Der war sehr freundlich und winkte mir.

Ich kam, er kniff mir in die Backen —

Peter. Er kniff dich?

Susette. Sah mir in's Gesicht

Und kloppte mich schelmisch auf den Nacken.

Peter. Das littest du?

Susette. Warum denn nicht?

Er sagte, ich wäre hübsch.

Peter. Sei still!

Denn ich gerathe schon in Wuth!

Susette. Du Narr, er trug ja eine Brille.

Peter. Brille hin, Brille her, mir lecht das Blut.

Susette. Sei ruhig, er that mir nichts zu leide,

Und alle meine Milch kauft' er mir ab,

Wofür, zu meiner großen Freude,

Er mir die Zahlung doppelt gab.

Peter. Ein Sündengeld! du hast es genommen?

Susette. Ei, er verlangte ja bloß von mir,

Ich sollte sein oft wiederkommen.

Peter. Hör'! gehst du noch Einmal vor seine Thür,

So ist es aus mit uns, ich lasse

Dich sitzen, du — du schlechte Person!

Und gehst du auch nur durch seine Straße,

So häng' ich mich auf und laufe davon.

Susette. So? hängen willst du dich? und laufen?

Ei, wofür sammel' und spar' ich so gern?

Ich hatte wohl Lust, mir ein Band zu kaufen

Für das Geld von dem freundlichen Herrn;

Ich that es aber nicht, du Hochgestrenger!

Ich dachte: hab' ich das Geld verthan,

So dauert es wieder um so viel länger,

Oh' ich meinen Peter heiraten kann.

Oder wer weiß, warum Gott mir's bescherte?

Hatt' ich doch einmal fast so viel,

Daß ich eine Kuh schon blöcken hörte:

Da standen wir wohl recht nah am Ziel.

Aber meine arme Mutter erkrankte,

Es ging mit uns eine Weise hart,

Da gab ich Alles her, und dankte

Dem lieben Gott, daß ich's erspart.

Auch du, du hattest schon hübsch zu leben,

Da wurde plötzlich dein Bruder blind,

Du hast ihm Alles hingegeben,

Weil doch die Blinden die Aermsten sind.

Nun waren wir beide kahl wie die Mäuse,

Das hat uns aber nicht wehe gethan,

Wir meinten, daß Gott uns Lohn verheißt,

Und singen von vorne wieder an,

Ha, wir verdoppelten unser Bestreben,

Und nun, da mir ein alter Patron

In allen Ehren das Geld gegeben,

So schiltst du mich eine schlechte Person! (weint.)

Peter. Nun, nun, Susette, du mußt nicht weinen,

Du weigst, dann bin ich gleich kaput.

Ich konnt' es ja nicht böse meinen,

Ich bat dich nur: sei auf der Hut!

Denn die Pariser Brillenträger,

Glaub' mir, denen ist nicht zu traun,

Es sind verdammte Glückesäger,

Trotz ihren Brillen, nach hübschen Frau'n;

Und lieber wollt' ich noch Jahre lang warten,

Bis mir das graue Haar schon kam,

Ehe ich nur Einen so ersparten

Thaler in meine Hände nahm.

Nun? Bist du noch böse?

Susette (ihn verpöthend anblickend). Die schelmischen Augen!

Peter. Sei nicht mehr böse, steh mich an.

Susette. Nun ja —

Peter. Laß deinen Zorn verrauchen,

Schlag' ein.

Susette (ihm die Hand reichend). Dies Mal sei's abgethan.



Peter. Pfui, daß wir die schöne Zeit verlieren  
Durch solchen unverständ'gen Zwist!  
Komm', laß uns lieber ein wenig summir'n,  
Was noch zur Wirthschaft uns nöthig ist.

Susette. I nun, ich habe der Thaler schon viele —  
Warte, wie viele? zwei — drei — und ein halb.

Peter. Geld hab' ich nicht, doch in der Mühle  
Verdient' ich mir ein jähriges Kalb.

Susette. Nun werd' ich mir zwei Schafe kaufen —

Peter. Mein Kalb wird nächstens eine Kuh —

Susette. Die geben mir Wolle, einen großen Haufen —

Peter. Und dann kommt noch ein Kälbchen dazu —

Susette. Und fette Milch und Lämmer die Menge —

Peter. Da werden bald zwei Kühe drauß —

Susette. Das blöket — der Stall wird schon zu enge —

Peter. Und endlich treib' ich eine Heerde hinaus!

Susette. Die schönsten Käse macht meine Mutter —

Peter. Die bringst du täglich nach der Stadt —

Susette. Und deine Kühe geben die Butter —

Peter. Die legen wir zwischen ein Nebenblatt.

Susette. Da bring' ich denn immer viel Geld nach Hause —

Peter. Im eisernen Kasten wird's verwahrt —

Susette. Wir leben nicht in Saß und Brause —

Peter. Für unsere Kinder wird's gespart.

Susette. Und täglich wird der Haufe größer —

Peter. Und täglich mehrt die Heerde sich —

Susette. Die Käse werden immer besser —

Peter. Und um die Butter reißt man sich.

Susette. Ach Peter, hör' auf! mir wird ganz bange!

Wir haben schon zu viel erspart.

Peter. Was thut's?

Susette. Man sagte mir schon lange,

Der Reichthum macht die Menschen hart.

Drum thäten sie allerlei Bosseu treiben,

Und streckten von häßlichem Uebermuth.

Nein, lieber laß recht arm uns bleiben,

Arm, lieber Peter, aber gut.

Peter. Ei wie du willst, ich bin's zufrieden,

Arm oder reich, du wirst meine Frau.

Soll auch kein Huhn im Topfe sieden,

I nun, wir nehmen's nicht so genau.

Susette. Eine Schale voll Milch von eignen Kühen  
Und schwarzes Brod hinein gebrocht —

Peter. Das ist die köstlichste der Bräuten,  
Wenn nur das Herz dabei frohlockt! —  
Was meinst du, Suschen? unter den Linden  
Wird gleich nach Sonnenuntergang  
Sich Alt und Jung zusammen finden,  
Dann ziehen wir mit Sang und Klang  
Zum frohen Tanz auf diesem Plaze —

Mallesherbes (bei Seite). O weh, meine Rosen!

Peter. Was meinst du nun,

Wenn ich dann aus der Schule schwache,  
Mein Glück den Leuten kund zu thun!

Susette. Wir wollen's doch noch überlegen.

Geh nur, du weißt, ich habe hier

Noch ein Geschäft, das bringt uns Segen.

Peter. Ich weiß schon, komm, ich helfe dir.

Susette. Nein, nein, das muß ich allein vollbringen,

Sonst wär' es doch nur halb gethan.

Peter. Hörst du von ferne Schallmeien klingen?

Susette. Ich spüre mich, geh nur voran.

Peter. Juchhe! wir schwingen uns heut im Tanze!

Wir jubeln, bis der Morgen graut!

Juchhe! im frischen Myrthenkranze

Seh' ich dich schon als meine Braut! (Ab.)

#### Vierter Auftritt.

Susette. Mallesherbes.

Susette (kommt die Hände faltend). Hat mir der liebe Gott be-  
schieden,

Des wackern Peters Frau zu sein,

I nu, so bin ich es wohl zufrieden. —

Jetzt flink! thu deine Pflicht auch fein.

(Sie geht zum Brunnen und schöpft Wasser in ihren Topf.)

Mallesherbes (leise). Ein Pärchen, wie aus Schäfergedichten!

Ich war ganz Auge, war ganz Ohr.

Was hat sie hier noch zu verrichten?

Sie schöpft am Brunnen, was hat sie vor?

Susette (kommt und begießt die Rosen).

Willst du eine Freude recht genießen,

So thu' zuvor, was dir gebührt.

(Sie schöpft noch einmal Wasser.)



Mallesherbes. Sie kommt, meine Rosen zu begießen?  
 Susette *(begießt)*. Wenn er einmal hierher spaziert,  
 Der edle Greis, den wir verehren,  
 So wird er sich der Rosen freun.

Mallesherbes. Wie soll ich das Räthsel mir erklären?

Susette. Bald wird's genug für heute sein.

Mallesherbes. Die Neugier muß hervor mich locken.

*(Er tritt ihr plötzlich unter die Augen.)*

Mein schönes Kind, was machst du da?

Susette. Ach, gnäd'ger Herr! — ich bin erschrocken —  
 Mein Gott! Sie hier? — Sie selbst? —

Mallesherbes. Nun ja,  
 Erschrick mir nicht. Ich wünsche zu wissen,  
 Warum, auf wessen Wunsch und Begehr  
 Du kommst, meine Rosen zu begießen?

Susette. Ach! sein Sie nicht böse, gnäd'ger Herr!

Mallesherbes. Nein, ganz und gar nicht, doch erzähle.

Susette. Wir haben's gewißlich gut gemeint —

Mallesherbes. Das glaub' ich gern, darum verhehle  
 Mir nichts, ich bin ja euer Freund.

Susette. Es ist mir wohl verboten, zu sagen,  
 Doch meines Wortes bin ich quitt,  
 Denn weil der gnäd'ge Herr mich fragen,  
 So muß ich wohl heraus damit.

Mallesherbes. Verboten? das klingt ja recht gefährlich?

Susette. Es war heute die Reihe an mir.

Mallesherbes. Die Reihe? das ist mir unerklärlich.

Susette. Ja, gestern war Berrette hier,

Vorgestern Nanette und morgen kommt Lise.

Mallesherbes. Sprich deutlicher, soll ich dich verstehn.

Susette. So hören Sie. Dort auf jener Wiese

Haben wir Alle von ferne gesehn,

Daß Sie die jungen Rosenstöcke

Hierher gepflanzt mit eigener Hand,

Ogleich für eine Rosenhecke

Hier wohl zu dürr der magre Sand.

Da haben unter sich die Alten gesprochen:

Man muß ihm doch zeigen, dem edlen Greis,

Der fast an jedem Tag in der Wochen

Uns wohl thut, wo er kann und weiß,

Man muß ihm doch zeigen, daß wir ihn lieben,

Und daß wir dankbare Menschen sind.

Und weil so hoch bei ihm angeschrieben  
 Die Rosen stehen, ei Kinder, geschwind!  
 So müssen wir in der Stille sein sorgen,  
 Daß sie auch wachsen, daß sie auch blühen;  
 An jedem Abend, an jedem Morgen  
 Wollen wir sie pflegen und erziehen.  
 Die Dirnen von fünfzehn Jahren und drüber,  
 Die sollen, wenn sie zu Markte gehn,  
 Fein nach der Reihe hier vorüber  
 Und treulich nach der Pflanzung sehn,  
 Und emsig in ihren leeren Töpfen,  
 So viel eine Zede nur vermag,  
 Wasser aus jenem Brunnem schöpfen,  
 Die Rosen begießen Tag für Tag,  
 Er muß es aber nicht erfahren,  
 Nein, Kinder, sagen dürft ihr's ihm nicht.  
 O gnäd'ger Herr! schon seit vier Jahren  
 Erfüll' ich diese liebe Pflicht.  
 So lieb ist Keinem sein eigener Garten,  
 Als diese Rosen uns Allen sind;  
 Die Dirnen können es kaum erwarten,  
 Bis sie fünfzehn Jahr alt sind;  
 Sie möchten um die Ehre sich räumen.

Mallesherbes *(bei Seite)*. Ha! welcher König ist reich genug,  
 Mir diesen Augenblick abzukaufen!

Susette. Und den bedroht ein harter Fluch,

Der hier eine Rose wagt zu brechen,

Die ganze Gemeinde stößt ihn aus.

Mallesherbes *(bei Seite)*. Vor Wehmuth kann ich fast nicht  
 sprechen.

Susette. Zu keinem Tanz noch Ehrenschaus  
 Wird er geladen.

Mallesherbes. Ihr guten Kinder

Sorgt täglich für mich alten Mann,

Wohlan, so will ich auch nicht minder

Euch täglich helfen, wo ich kann.

Geh! allen Freunden meiner Rosen

Mach' es bekannt: wo ich auch sei,

Ist Einem ein Unglück zugestoßen,

Der komme zu mir und rede frei.

Will irgendwo ein Zwist einschleichen,

So hadert nicht, kommt lieber zu mir,

Ich werde besänftigen, schlichten, vergleichen;

Ein ewiger Friede herrsche hier.



Und wo etwa der Armuth Bürde  
Ein junges, liebendes Pärchen trennt,  
Da komm es zu mir, den keine Bürde  
Mehr freut, als wenn man ihn Vater nennt.

Susette. Da wird der gnäd'ge Herr nicht selten  
Zu thun bekommen. Unter uns gesagt,  
Ich könnt ihm auch wohl ein Wörtchen vermelden,  
Doch heute sei es noch nicht gewagt.  
Ich laufe heim. Von Hütte zu Hütte  
Will ich verkünden die Freude, das Glück —  
Der gnäd'ge Herr in unsrer Mitte! (Will fort.)

Mallesherbes. Warte noch einen Augenblick:  
Denn nicht unbelohnt entferne  
Sich die Gärtnerin von mir.

Susette. Nein, gnäd'ger Herr, wir thun es gerne,  
Wir nehmen wahrhaftig nichts dafür.

Mallesherbes (bricht eine Rose). Doch eine Rose?  
Susette. Ei ja, mit Freuden!

Mallesherbes. Ich selber stecke sie dir in's Haar.

Susette. Wie werden sie alle mich beneiden,  
Daß heute an mir die Reihe war. (Ab.)

### Fünfter Auftritt.

Mallesherbes allein.

So ist das Wunder nun enthüllt:  
Da ruhm gediehen die Rosen so schön;  
Und so wird mir der Wunsch erfüllt,  
Hier nie ein Blatt geknickt zu sehn. —  
Es wurde schon seit manchen Jahren  
Wohl manche Ehre mir zu Theil,  
Doch was mir heute widerfahren,  
Das wär' um keinen Ruhm mir feil.  
Was ist Schmeichelei der Weiber,  
Der Großen kalte Höflichkeit,  
Posaunenlob der Zeitungschreiber,  
Gegen diese Herzlichkeit?  
Gegen diesen frommen Willen,  
Dies naive Dankgefühl?  
Es lohnt das Gute sich im Stillen,  
Verloren geht's im Weltgewühl.

Was gab ich denn? was konnt' ich geben?  
Ein wenig von meinem Ueberfluß;  
Dies Wenige versüßt mein Leben,  
Gewährt mir einen hohen Genuß! —  
O Mensch! es wird dir nicht gelingen,  
Des Guten auf Erden viel zu thun.  
Doch möchtest du Weniges nur vollbringen,  
Sanft würdest du am Abend ruhn. —

Allein was seh' ich! die hübsche Susette  
Kommt schon zurück? und ganz erhit? —  
Ich meinte, vor allem Unheil hätte  
Ich sie durch meine Rose geschützt.  
Auch Peter gewahr' ich hinter den Hecken —  
Er eilt ihr nach — er holt sie ein —  
Ich muß mich noch ein wenig verstecken,  
Der Unschuld lauschender Zeuge sein.

(Er schleicht wieder zu dem Ruhefig.)

### Sechster Auftritt.

Susette. Gleich darauf Peter.

Susette (außer Athem). Ach gnädiger Herr! — wo ist er ge-  
blieben? —

Weh mir, den Schimpf überleb' ich nicht!  
Sie haben mich verspottet, vertrieben,  
Sie lachen mir in's Angesicht —  
Und ich habe doch nichts verbrochen —

(Sie schluchzt.)

Peter. Susette, bekenne, was hast du gethan?

Susette. Nichts.

Peter. Eine Rose hast du gebrochen,  
Wie kam dir solch ein Frevel an?

Susette. Auch du? das muß mich doppelt kränken!  
Peter. Du leugnest noch? gesteh' nur ein.

Susette. Auch du kannst Böses von mir denken —

Pfui, schäme dich in dein Herz hinein!  
Ja, wenn man dich einmal verklagte,  
Und schien' es mir auch noch so klar,  
Und wenn die ganze Welt es sagte,  
Ich spräche doch, es ist nicht wahr!



Du aber — ach! du warst ja gerade  
Der Erste, der mein Urtheil sprach!

Peter. Du weißt, für Den ist keine Gnade,  
Der freventlich hier eine Rose brach,  
Wir halten ihn gleich dem Kirchendiebe,  
So ehren wir den guten Herrn.  
Und höre, Suschen, so sehr ich dich liebe —  
Bist du's gewesen — beim Holoferu!  
Ist's aus mit uns.

Susette. In Gottes Namen!  
Wer mich für eine Diebin hält,  
Und säß' er in einem goldnen Rahmen,  
Mit dem hab' ich nichts zu thun auf der Welt!  
Und sollt' ich mich auch zu Tode grämen —  
Die arme Susette — was kümmert dich die?  
Du wirst Nachbars Lise nehmen.  
Du hast schon lang' ein Auge auf sie.

Peter. Das ist nicht wahr! muß ich dir entzagen,  
So ist das Leben mir vergällt,  
Und wenn sie mich auf den Händen tragen,  
Für mich ist keine mehr auf der Welt!  
Ich werde in deine Seele mich schämen,  
Und blinzeln vor jedem Rosenstrauch —  
Und grämen? — mich zu Tode grämen?  
O Sapperment! das kann ich auch.

Susette. Du willst mir also durchaus nicht glauben?

Peter. Du lieber Gott! ich wollt' es gern,  
Aber sie werden mich necken und schrauben,  
Ich lasse mich nicht an der Nase zerr'n.  
Du hast's gehört, es war so peinlich!  
Wie sprachen sie Alle einstimmig davon?  
Es wäre doch gar zu unwahrscheinlich,  
Daß so ein Herr in eigner Person  
Dein Haar geschmückt mit seinen Rosen:  
Das habe die Angst dir ausgepreßt,  
Die Furcht, man werde dich verstoßen  
Von unserm heut'gen Abendfest.  
Und kam' ich nun doch mit dir angezogen,  
Mit Fingern deutend spräche man,  
Ich sei ein Simpel, den du betrogen;  
Nun siehst du wohl, das geht nicht an.

Sie würden dir den Tanz versagen,  
Und ehe du solchen Schimpf erfährst,  
So müßt' ich mit Häuten dazwischen schlagen,  
Wenn du auch zehnmal schuldig wärst.

Susette. Schon gut. Geh nur. Du kannst dich trollen.  
Ach, wäre nur der Herr nicht fort!  
Gleichviel! Du hättest mir glauben sollen  
Auch ohn' ihn, auf mein bloßes Wort.  
Von Andern kann es mich nicht kränken,  
Wer kennt mich denn, mich arme Magd?  
Du aber mußt'est ohne Bedenken  
Drauf schwören, daß ich die Wahrheit gesagt,  
Denn nimmer hab' ich dich betrogen,  
Geh, Böfewicht! Liebe hast du mir  
Doch nur gehandelt und gelogen;  
Ich habe nichts mehr zu schaffen mit dir.

Peter. Ich habe gelogen? nun schwillt mir die Galle!  
's ist aus mit uns! — Das that zu weh;  
Dir kommt der Hochmuth vor dem Falle.  
Leb wohl.

Susette. Leb wohl.

Peter. Ich gehe.

Susette. Geh.

Peter. Ich komme nicht wieder —

Susette. Laß es bleiben.

Peter. Ich spring in's Wasser —

Susette. Immerhin.

Peter. Ich lasse mich unter die Soldaten schreiben —

Susette. Was kümmert's mich?

Peter. Du Lügnerin! (Will fort.)

### Siebenter Auftritt.

Herr von Malesherbes. Die Vorigen.

Malesherbes (tritt ihm den Weg).

Halt, junger Freund! wohin so behende?

Susette. Der gnäd'ge Herr! ach Gott sei Dank!

Peter. Was seh ich —

Malesherbes. Bleib, es kommt am Ende  
Doch nichts heraus bei eurem Zank;



Du mußt sie doch um Vergebung bitten  
Und froh sein, wenn sie dir vergibt;  
Denn sieh, unschuldig hat sie gelitten,  
Unschuldig hast du sie betrübt,  
Die Rose hab ich selbst gebrochen,  
Hab ich ihr selbst in's Haar gesteckt.

Susette. Da hörst du es nun.

Peter. Die Adern pochen  
Mir alle vor lauter tiefem Respekt.

Malesherbes. Den tiefen Respekt kannst du ersparen,  
Nach nur Susetten wieder gut.

Susette. Wieder gut? Da soll der Himmel mich bewahren!

Peter (bittend). Ich bin ja doch ein ehrliches Blut.

Susette (ihm nachsetzend). Mit uns ist's aus, dir schwillt die  
Galle —

Peter. Na, nimm es nur nicht gar zu krumm.

Susette. Mir kam der Hochmuth vor dem Falle —

Peter. Na sieh nur, Suschen, das war dumm.

Susette. Du willst dich zum Soldaten verdingen —

Peter. Das ist mir so heraus geplakt.

Susette. Oder wohl gar in's Wasser springen —

Peter. Das hab' in den Wind geschwätzt.

Susette. Nein, nein, ich werde mich wohl hüten,  
Solch' einen Mann — bewahre mich Gott!

Peter. Ach helfen Sie, gnäd'ger Herr! verbieten  
Sie ihr das lose Maul, den Spott.

Malesherbes. Sie hat wohl Recht, dich zu verhöhnen.

Peter. Nun ja, sie hat Recht, das geb' ich zu —

Malesherbes. Ich kann sie nicht zwingen, sich zu ver-  
söhnen.

Peter. Sie muß, ich laß ihr keine Ruh.

Malesherbes. Nicht doch, du darfst sie auch nicht quälen,  
Und sieh, an einem Bräutigam  
Wird es ihr dann doch nicht fehlen!

So gut, so flink, so arbeitsam —

Noch überdies hab ich zum Brautgeschenke

Ein Bauergütchen ihr zugeacht.

Susette. Ach, gnäd'ger Herr!

Malesherbes. Und wenn ich's bedenke —

Ja — so wird Alles gut gemacht.

Ich hab einen Jäger, einen braven Jungen,  
Auch hübsch und munter, den geb' ich ihr.

Peter. Ach, wär' ich doch gleich in's Wasser gesprungen!

Susette (sehr erschrocken). Wie, gnädiger Herr, den geben  
Sie mir?

Malesherbes. Zu Einem mußt du dich bequemen,  
Zum Jäger oder zu diesem da.

Susette (stöhnend). So will ich doch lieber diesen nehmen.

Peter. Zuckhe!

Malesherbes. Ist das dein Ernst?

Susette. Ach ja!

Malesherbes. Wie werd' ich es aber mit dem Gütchen  
halten?

Ich fürchte — bei seinem Ungestüm —

Susette. So mag der Herr es lieber behalten,  
Ich kann denn doch nicht lassen von ihm.

Peter. Susette, das will ich dir nimmer vergessen!  
Nun bin ich dein eigen bis in den Tod!  
Und sollten wir trocknes Brod nur essen —

Susette. Die Liebe soll würzen.

Peter. Ja, weiß Gott!

Malesherbes. So recht. Sie soll die Deinige werden,  
Und halte Wort, mein junger Freund.  
Es ist das höchste Glück auf Erden,  
Das Mann und Weib in Liebe vereint!  
Die Jahre fliehen, das Leben eilet,  
Doch immer ein Tag dem andern gleicht:  
Wo Liebe Noth und Sorgen theilet,  
Da tragen Noth und Sorgen sich leicht.

Susette. Wir wollen sie fragen —

Peter. Fröhlich tragen!

Malesherbes. Und ich will helfen, es bleibt dabei,  
Ich will der Sorgen euch entschlagen,  
Das Gütchen ist euer frank und frei.

Beide. O gnädiger Herr!

Malesherbes. Setzt hin zum Tanze!  
Für deine Unschuld zeug' ich laut,  
Und mit dem schönsten Rosenkranze  
Von meinen Rosen schmück' ich die Braut.



Und künftig werde zum Angedenken,  
 So oft die Liebe ein Paar beglückt,  
 Von meinen und der Natur Geschenken  
 Ein Kranz für jede Braut gepflückt!  
 Und wenn schon längst mein Grab beschneite,  
 So bleib' auch diese Erinnerung —  
 Zerst deine Hand — ich mache heute  
 Mit dir noch einen Ehrensprung.



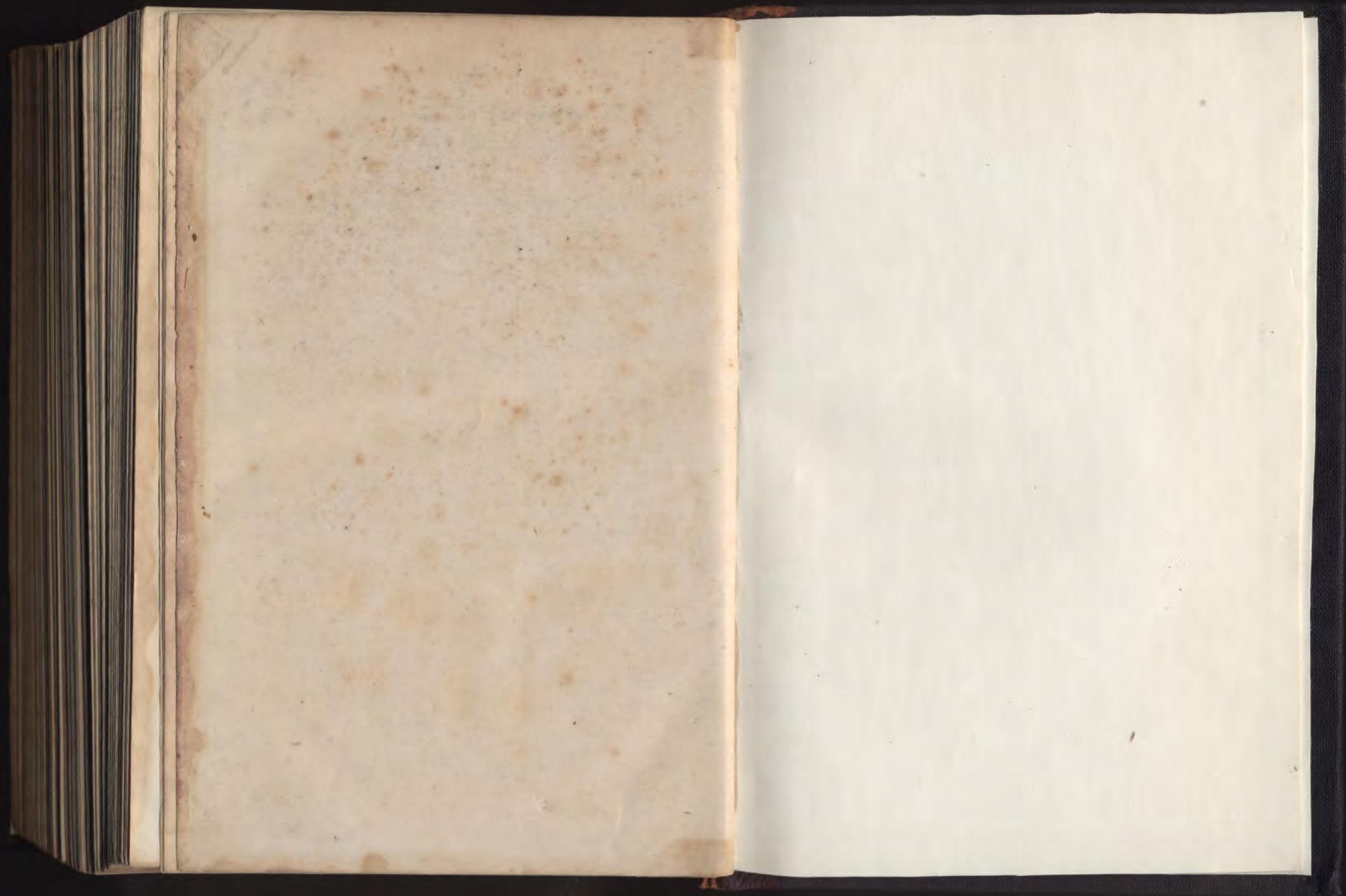
## Inhalt.

|                                                          | Seite |                                              | Seite |
|----------------------------------------------------------|-------|----------------------------------------------|-------|
| <b>Johannes von Müller.</b>                              |       | Der Kölner Dom . . . . .                     | 158   |
| Biographie . . . . .                                     | 7     | Ueber Kunst und Künstler . . . . .           | 164   |
| Aus den „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“. |       | Vom Ideal . . . . .                          | 168   |
| Des Schweizerlandes erste Gestalt . . . . .              | 11    | Johannes in der Wähe . . . . .               | 174   |
| Das Kloster Sanct Gallen . . . . .                       | 12    | Maria's Himmelfahrt . . . . .                | 178   |
| Das Berner Oberland . . . . .                            | 15    | Der Handel . . . . .                         | 179   |
| Ueber die Geschichte Friedrichs II. . . . .              | 17    | Lüttich im Jahre 1790 . . . . .              | 182   |
| Rudolf von Habsburg . . . . .                            | 19    | Reise nach Dänkirchen . . . . .              | 208   |
| Der Schweizer Unterdrückung . . . . .                    | 21    | Schätze der niederländischen Kunst . . . . . | 212   |
| König Albrechts Ermordung . . . . .                      | 24    | Rubens' Porträt . . . . .                    | 228   |
| Die Schlacht bei Morgarten . . . . .                     | 30    | Aus Amsterdam 1790 . . . . .                 | 231   |
| Die Schlacht bei Sempach . . . . .                       | 33    | Joseph II. . . . .                           | 249   |
| Die Schlacht bei Sanct-Jacob im Siffelde . . . . .       | 41    | Benjamin Franklin . . . . .                  | 253   |
| Schlacht bei St. Jacob . . . . .                         | 47    | Honoré Gabriel Mirabeau . . . . .            | 257   |
| Geschichte der burgundischen Kriege . . . . .            | 52    | Aus der „Reise um die Welt.“                 |       |
| Von der Flüe . . . . .                                   | 100   | Der Brodbaum . . . . .                       | 265   |
| Huldreich Zwingli . . . . .                              | 104   | De-Labaiti . . . . .                         | 269   |
| Die Religionsgeschichte . . . . .                        | 115   | Auf der Insel Lanna . . . . .                | 272   |
| Aus Johannes Müllers Testament . . . . .                 | 144   | Auszüge aus Forsters Briefen . . . . .       | 274   |
| <b>Georg Forster.</b>                                    |       | <b>Johann Heinrich Pestalozzi.</b>           |       |
| Biographie . . . . .                                     | 147   | Biographie . . . . .                         | 291   |
| Aus den „Ansichten vom Niederrhein.“                     |       | Simon und Gertrud . . . . .                  | 295   |
| Ehrenbreitstein und Neuwied . . . . .                    | 153   | Aphorismen . . . . .                         | 451   |
|                                                          |       | Ein Brief Pestalozzi's . . . . .             | 452   |

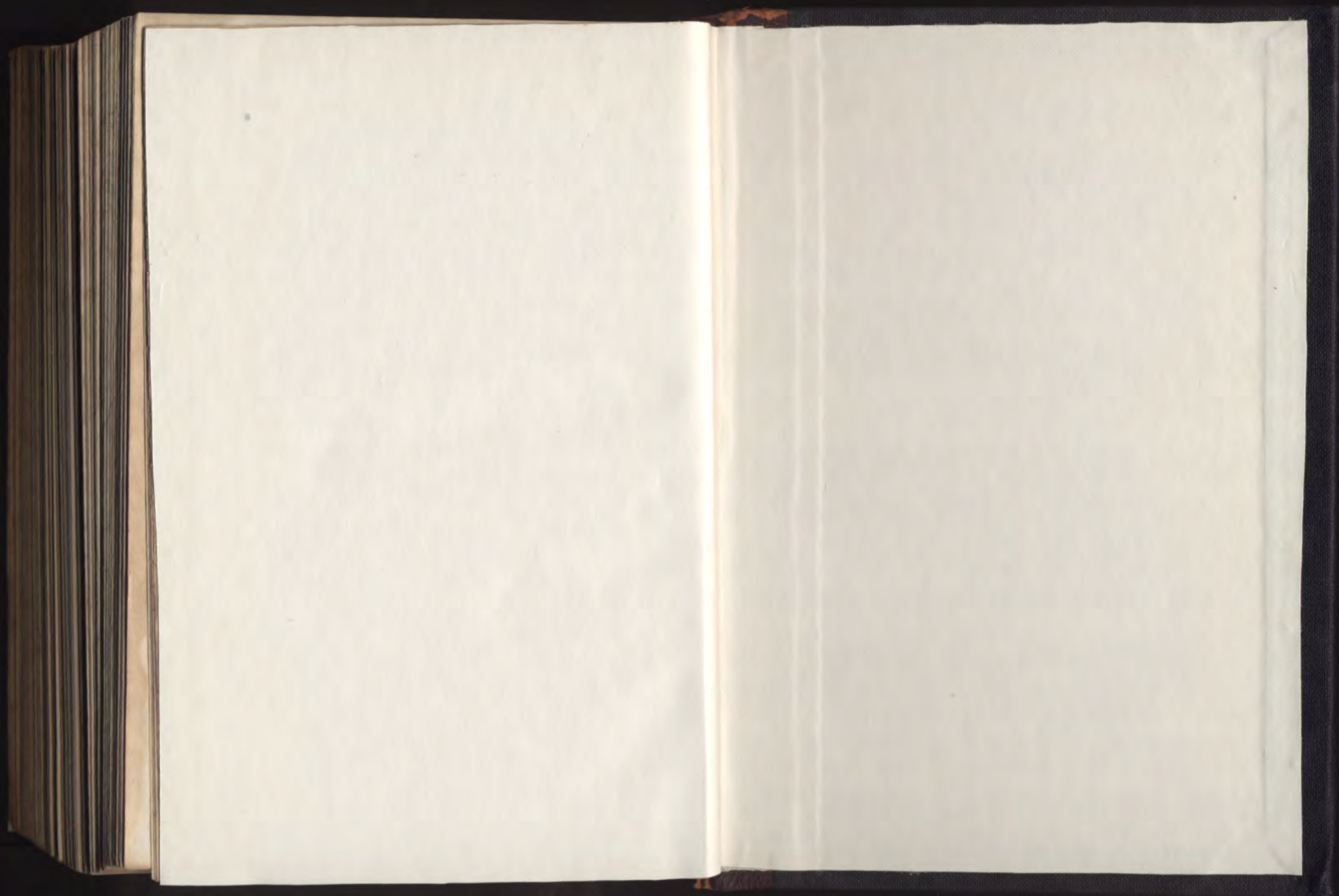


|                                   | Seite |                                       | Seite |
|-----------------------------------|-------|---------------------------------------|-------|
| <b>F. M. Babo und J. A. Graf</b>  |       | <b>August Wilhelm Zffland.</b>        |       |
| <b>von Törring.</b>               |       |                                       |       |
| Biographie . . . . .              | 455   | Biographie . . . . .                  | 677   |
| Otto von Wittelsbach, Trauer-     |       | Die Hagelstolzen . . . . .            | 681   |
| spiel von Babo . . . . .          | 457   | Die Jäger . . . . .                   | 763   |
| Agnes Bernauerin, vaterländi-     |       |                                       |       |
| sches Trauerspiel von Törring     | 515   | <b>August von Kozebue.</b>            |       |
| <b>Friedrich Ludwig Schröder.</b> |       |                                       |       |
| Biographie . . . . .              | 595   | Biographie . . . . .                  | 839   |
| Das Porträt der Mutter, oder      |       | Die deutschen Kleinflüchter . . . . . | 843   |
| Die Privatkomödie . . . . .       | 608   | Die Rosen des Herrn von Ma-           |       |
|                                   |       | leherbes . . . . .                    | 902   |













Bibliothek

der deutschen

Wessiker.

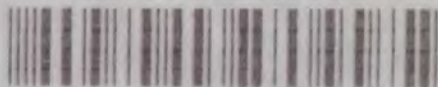
II





Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

4073/XI S



001-004078-11-0